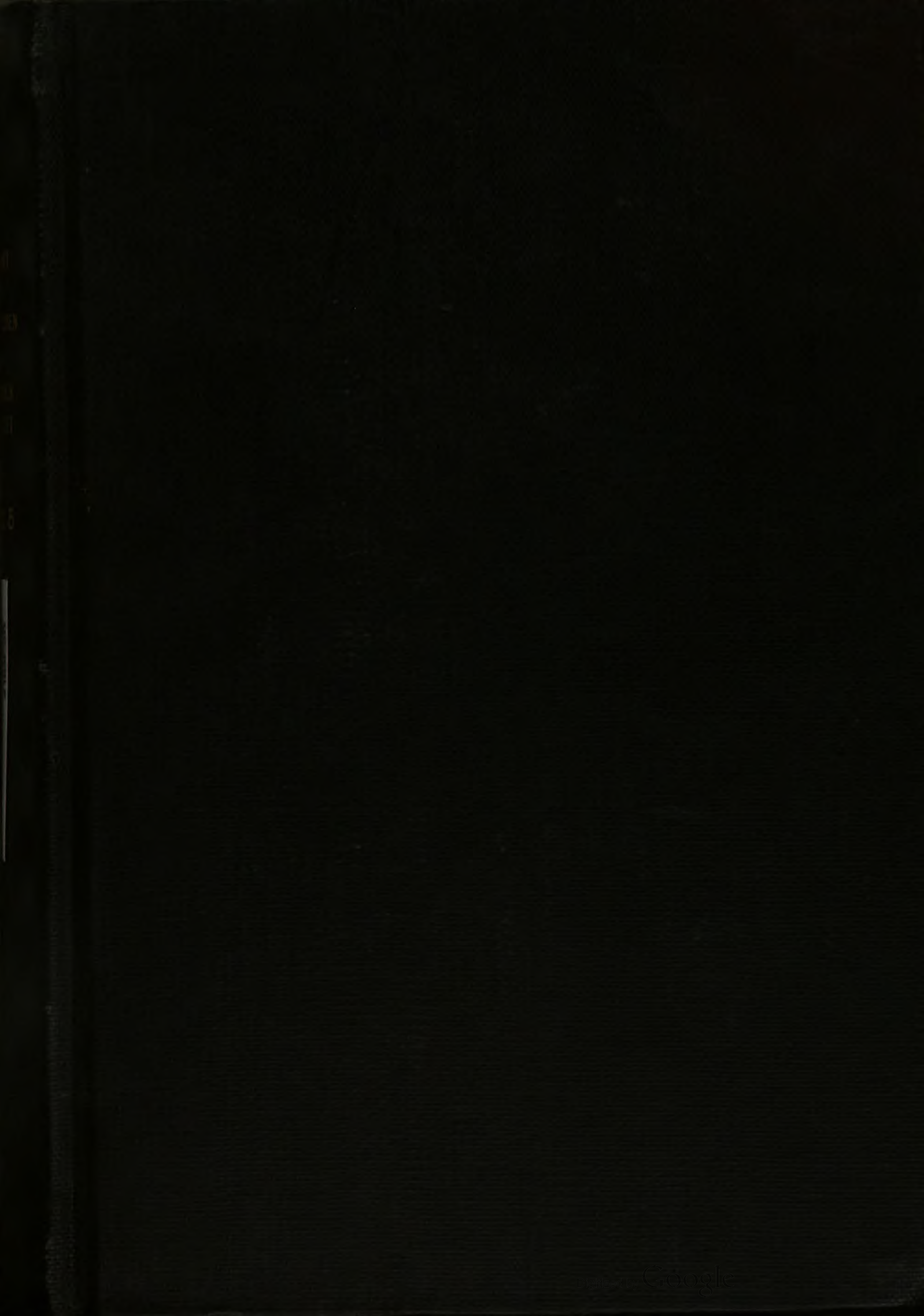
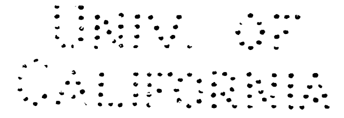




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht

Mit Berücksichtigung der übrigen neueren Fremdsprachen



Begründet von

M. Kaluza †, E. Koschwitz †, G. Thurau †.

Herausgegeben von

Hermann Jantzen,

Breslau.

VIERUNDZWANZIGSTER BAND.

BERLIN
Weidmannsche Buchhandlung.
1925.

Inhalt des vierundzwanzigsten Bandes.

Aufsätze.

Literaturberichte.

Verzeichnis der Mitarbeiter am 24. Bande:

Dr. Anders, Studienassessor, Freiburg i. Schles.
Dr. Appel, Universitätsprofessor, Geh. Reg.-Rat, Breslau.
Dr. Arns, Studienrat, Bochum.
Dr. Aronstein, Studienrat i. R. Berlin.
Dr. Becker, Adolf, Studienrat, Philippsthal a. d. Werra.
Dr. Becker, Walter, Studienrat, Gummersbach (Rhld.).
Bernard, Studienassessorin, Breslau.
Bitzkat, Studienassessor, Freiburg i. Schles.
Boehm, Studienassessor, Landeshut i. Schles.
Bopp, Professor, Stuttgart.

Dr. Born, Studienrat, Berlin-Schöneberg.
Dr. Breuer, Studienrat und Privatdozent, Breslau.
Dr. Depta, Studienrat, Hirschberg i. Schles.
Deventer, Studienrätin, Breslau.
Dr. Dewischeit, Oberstudiendirektor, Halle a. S.
Dieterich, Studienrat, Göttingen.
Dr. Domann, Studienrat, Hirschberg i. Schles.
Engel, Studienrat i. R., Charlottenburg.
Engmann, Studienassessor, Schweidnitz
Dr. Engwer, Geh. Oberregierungsrat, Ministerialrat, Berlin.
Dr. Ewald, Studienrat, Düsseldorf.
Dr. Förster, Universitätsprofessor, Geh. Hofrat, München.
Freundt, Studienassessorin, Frankenstein i. Schles.
Dr. Fröhlich, Studienrat, Werdau i. Sachsen.
Dr. Fuchs, Studienrat i. R., Berlin.
Gerlach, Studienassessor, Göttingen.
Dr. Giese, Hamburg.
Dr. Glöde, Professor, Wismar i. Mecklbg.
Dr. Grack. Studiendirektor, Neusalz (Oder).
Dr. Gröhler, Oberstudienrat, Breslau.
Dr. Grossmann, Referent am Iberamerik. Institut, Hamburg.
Dr. Günther, Studienrat, Göttingen.
Dr. Hanisch, Studienrat und Privatdozent, Breslau.
Dr. Hartig, Studienreferendar, Berlin.
Dr. von Hauff, Studienrat, Berlin-Steglitz.
Dr. Heinermann, Studienassessor und Lektor, Münster i. W.
Dr. Hillebrand, Studienassessorin, Breslau.
Dr. Horn, Studienrat, Danzig-Langfuhr.
Dr. Humpf, Studienrat, Elmshorn.
Dr. von Ingersleben, Studienassessorin, Trebnitz i. Schles.
Dr. Jantzen, Geh. Reg.- und Oberschulrat, Breslau.
Jungehülsing, Studienrat, Vechta i. Westf.
Dr. Klapper, Studienrat und Privatdozent, Breslau.
Kötter, Studienassessor, Siegen.
Dr. Krämer, Studienrat, Darmstadt.
Dr. Krawczynski, Studienrat, Oppeln.
Dr. Kügler, Studienrat, Berlin.
Dr. Nehring, Studienrat und Privatdozent, Breslau.
Dr. Neunkirchen, Studienassessor, Honnef (Rhld.).
Oblinger, Studienrat, Sagan.
Dr. Pilch, Studiendirektor, Wehlau i. Ostpr.
Poch, Studienrat, Düsseldorf.
Dr. Preusler, Studienrat, Hirschberg i. Schles.
Dr. Reichel, Studienrat, Breslau.
Dr. Sanftleben, Studienrat, Berlin.
Dr. Schmidt, Ernst, Rektor, Lübbecke i. Westf.
Schmidt, O. F., Studienrat, Cöln.
Dr. Scholl, Oberstudiendirektor, Neustadt a. d. Hardt.
Schröder, Studienassessor, Hirschberg i. Schles.
Dr. Schulz, Studienrat, Breslau.
Schwabe, Studienrat, Lübeck.
Dr. Sievers, Studiendirektor, Schöningen i. Braunschw.
Dr. Stelzer, Studienassessor, Wahlstatt b. Liegnitz.
Dr. Streuber, Professor, Darmstadt.
Dr. Tinius, Studienrat, Berlin.
Dr. Ullrich, Professor, Gotha.
Dr. Weyrauch, Oberstudiendirektor, Dühren (Rhld.).

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht

Mit Berücksichtigung der übrigen neueren Fremdsprachen

Begründet von M. Kaluza, E. Koschwitz, G. Thurau
Herausgegeben von **Hermann Jantzen**, Breslau



24. Band **1925** **1. Heft**

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin

Unsern Lesern und Freunden

können wir die erfreuliche Mitteilung machen, daß wir uns entschlossen haben, den Umfang der Zeitschrift vom Jahre 1925 an wiederum erheblich zu erhöhen. Anstatt der bisherigen 4 Hefte werden fortan deren 5 im Jahre zu 6 Bogen erscheinen, das erste bereits im Februar.

Wir haben diesen, noch immer gewagten Entschluß gefaßt im Vertrauen auf die rege Anteilnahme der Fachgenossen an den brennenden Fragen der Gegenwart. Der Berliner Neuphilologentag hat gezeigt, wie unbedingt notwendig es ist, im Kampfe für unsere Sache auf der Hut und gut gerüstet zu sein. Die Zeit der Unentschiedenheit und Unklarheit, des Ringens und der Gefahr in Fragen der neueren Fremdsprachen ist noch längst nicht vorüber.

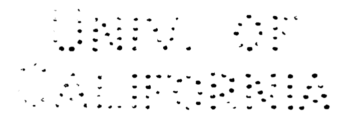
Die Zeitschrift wird wie bisher auch in Zukunft in diesem Kampfe nach besten Kräften rein sachlich mitfechten.

Wir brauchen dazu die tatkräftige Unterstützung der Fachgenossen und hoffen, diese wird sich dadurch auswirken, daß immer noch mehr Schulen, Vereine, Arbeitsgemeinschaften und Einzelpersonen uns durch Mithalten der Zeitschrift helfen werden. Je mehr das geschieht, desto größer wird ihre Leistungsfähigkeit, desto rascher können Aufsätze, Mitteilungen und Literaturberichte erscheinen.

Der Preis des neuen, 24. Jahrgangs wird bei einer Stärke von 30 Bogen (480 S.) 10 G.-M. betragen.

Der Verlag: Weidmannsche Buchhandlung, Berlin

Der Herausgeber: Dr. H. Jantzen, Breslau 5.



Das Englische als humanistisches Unterrichtsfach an unseren höheren Schulen.

Eine Reform des Unterrichts an unseren höheren Schulen ist seit Jahren von allen Seiten stürmisch gefordert worden. Sie erscheint heute nötiger als je, da das deutsche Volk nach dem Zusammenbruch seiner äusseren Macht all seiner Kraft bedarf, um in einer feindlichen, drohenden Welt seine geistige Eigenart, sein inneres Sein zu behaupten. Das preussische Kultusministerium ergreift die Initiative durch die Neuordnung des preussischen höheren Schulwesens, die es in einer besonderen Denkschrift begründet. Es besinnt sich hiermit auf die preussische Tradition von 1806—1813, auch in geistigen Dingen in Deutschland voranzugehen. Die Reform knüpft an den königlichen Erlass vom 26. November 1900 an, durch den die höheren Lehranstalten gleichgestellt und einem unfruchtbaren Berechtigungsstreite ein Ende gemacht wurde. Es sollte nach der Absicht des Gesetzgebers jede der drei Vollanstalten — ich habe nur die Knabenschulen im Auge — ihre Eigenart selbständig herausbilden und nach der verliehenen äusseren Berechtigung ihre innere Berechtigung, ihre Fähigkeit nachweisen, die Schüler zur tätigen Teilnahme an dem höheren Leben der Nation und der Menschheit vorzubereiten. Wenn dieses Ziel innerhalb der verflossenen 23 Jahre nicht erreicht wurde, so hat das einen doppelten Grund. Einesteils fehlte es den Leitern und Lehrern der höheren Schulen an der nötigen äusseren und inneren Freiheit. Die Schule stand zu sehr unter dem Drucke einer vorsorglichen, aber auch die Initiative einengenden Bürokratie, sie konnte sich nicht oder doch nur in einzelnen Ausnahmefällen, wo besonders starke Individuen sich durchzusetzen verstanden, frei entfalten. Dies Hindernis scheint doch jetzt, man mag sich zu den heutigen politischen Verhältnissen stellen, wie man will, gehoben und die Möglichkeit einer freieren Entwicklung

gegeben. Das zweite Hindernis war das aus der grossen Zeit des Idealismus überkommene Ideal einer „allgemeinen Bildung". Die Denkschrift legt in überzeugender Weise dar, warum dieser Begriff der allgemeinen Bildung infolge der Entwicklung der kulturellen, sozial-wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse im 19. Jahrhundert unklar und widerspruchsvoll und in Praxis nicht verwendbar geworden ist. Im Leben zeigt sich dieses heute falsche Ideal sehr oft in dilettantischem Vielwissen und Schnellurteilen, in Snobismus und Einbildung, in Bildungsdünkel und Bildungsgeschwätz. Auf die Schule hat es zersetzend gewirkt, indem es sie zwang, ihre Pforten allen möglichen Anforderungen der Praxis und des Lebens zu öffnen, dadurch die für die Schulart charakteristischen Hauptfächer einengte und durch die Konkurrenz der Nebenfächer ihnen den Atem benahm, so dass sie ihre volle Kraft nicht zeigen, ihr Ideal nicht ausarbeiten konnten. Mit Recht weist die Denkschrift darauf hin, wie gerade das alte Gymnasium, auf dem neben Griechisch und Latein nur Deutsch, Geschichte und in bescheidenem Umfange Mathematik getrieben wurde — alles andere wurde mehr oder weniger abgelehnt — besonders starke und ausgeprägte Individualitäten hervorgebracht hat. Also fort mit dem Streben nach enzyklopädischer Bildung, dem Willen, alles zu wissen oder doch von allem zu wissen; es ist ein ungesundes, für die Vielgestaltigkeit des modernen Lebens ungeeignetes Ideal. Wir müssen uns in der Schule wie im Leben beschränken lernen und verzichten, in vieler Beziehung unser Ignoramus frei bekennen, wollen wir etwas Tüchtiges erreichen.

Auf vier verschiedenen Wegen — zu den drei schon lange bestehenden Schularten kommt als vierte die deutsche Oberschule hinzu — soll die höhere Schule den deutschen jungen Menschen in Preussen zu einer nicht gleichen, aber gleichwertigen Bildung führen, ihm eine wissenschaftliche Vorbereitung gebe, „die ihm den Zutritt zu allen Hochschulen und höheren Berufen möglich macht". Gemeinsam sind nach dem Reformplan des Ministeriums diesen vier Schularten die sog. kulturkundlichen Fächer, die das deutsche Bildungsgut übermitteln, d. h. Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Philosophie und Religion, die zusammen, ausser auf der deutschen Oberschule, etwa ein Drittel der Stunden für sich beanspruchen. Ihre Sonderheit erhalten die Schulen durch die anderen Hauptfächer, die klassischen Sprachen, die

neueren Sprachen und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Die neueren Fremdsprachen bilden die Hauptfächer auf dem Realgymnasium, das in Zukunft als „neueres Gymnasium" gedacht ist. Sein Ziel soll sein, der Jugend die Kenntnis des „modernen Europäismus", wie die Denkschrift sich ausdrückt, zu vermitteln. Der Unterricht im Französischen und Englischen soll den Schüler in die Seele dieser beiden Völker einführen, durch die Kenntnis des fremden Wesens und die Auseinandersetzung mit denselben das Deutschtum nicht untergraben, sondern erweitern und bewusst erfassen lehren. Denn nur in geistigem Kampfe und in der Auseinandersetzung und im Vergleich mit dem Anderssein wird das Sein zum bewussten Sein und findet lebendigen und wertvollen Ausdruck. Und wie das Deutschtum in der Vergangenheit vom 12. Jahrhundert an gerade unter dem Einfluss und in Wechselwirkung mit dem Franzosen- und Engländertum sich gefunden und für die ganze Menschheit Grosses und Dauerndes geschaffen hat, so bedarf auch der einzelne Deutsche, um zum Verständnis seiner selbst und seiner Aufgabe in der Welt zu gelangen, nicht bloss der Vertiefung in das eigene Volkstum, sondern auch der Kenntnis des Fremden. Die europäische Kultursynthese bleibt trotz aller Missverständnisse und trotz allen Hasses doch das Ziel, dem wir zustreben müssen.

Ueber das Verhältnis des Französischen und Englischen bei dieser Aufgabe, die Frage, welcher von beiden Sprachen der Vorrang gebührt, spricht sich die Denkschrift nicht aus; sie bleibe auch hier dahingestellt. Es soll hier dargelegt werden, was das Englische, wenn es, wie sicherlich in sehr vielen Schulen, erste Fremdsprache ist, als humanistisches Lehrfach zu leisten vermag. Als humanistisches Fach, denn der utilitarische Gesichtspunkt, die Betrachtung der Dinge vom Standpunkt des Nutzens, der unmittelbaren praktischen Verwendung hat bei der Bildungsschule auszuscheiden. Zeigt sich doch am Ende überall das als das am meisten Praktische, d. h. für das Leben Wertvollste, was auf die sofortige praktische Verwertung zugunsten höherer und weiterer Ziele der Geistesbildung oder der Forschung zu verzichten wagt.

Wir betrachten zunächst den Wert des Englischen für die Bildung als Fremdsprache an sich. Und hier erscheint es auf den ersten Blick für den Anfangsunterricht wesentlich ungeeigneter als die alten Sprachen oder auch das Französische.



Das Englische ist von allen modernen Sprachen die am meisten analytische, darin dem Chinesischen vergleichbar. Es hat seinen überlieferten Bestand an „Formen“ bis auf dürftige Reste eingebüsst und auch keine neuen synthetischen Bildungen, wie das Französische das Futur, geschaffen, sondern ersetzt die „Formen“ durchweg durch Hilfswörter. Hiermit ist gewiss keine Verminderung der Ausdrucksfähigkeit verbunden — das Gegenteil ist vielmehr der Fall —, aber es lässt sich nicht leugnen, dass dem jugendlichen Geiste sich die grammatischen Beziehungen leichter als etwas Festes, Ursprüngliches einprägen, wenn sie durch Umformungen der Wörter, als wenn sie durch Hilfsverben oder die Wortstellung ausgedrückt sind. Die lateinischen Formen *horti, amavi, amor,* die französischen *nous donnerons, (que) nous donnions, donnassions* sind, nicht als Ausdrucksmittel, wohl aber als anschauliche, greifbare, gleichsam stereotypierte Symbole der betreffenden grammatischen Beziehungen den entsprechenden englischen Bildungen überlegen. Aber dieser im Vergleiche mit dem Lateinischen grössere, im Vergleich mit dem Französischen, das hier allein in Betracht kommt, geringere Nachteil — auch das Französische ist ja zu $^3/_4$ analytisch — wird dadurch schon wettgemacht, dass, wie es in der Denkschrift ziemlich kategorisch heisst, „die Verstärkung des deutschen Sprachunterrichts nun überall die Aufgabe übernehmen wird, für allen fremdsprachlichen Unterricht die Kategorien des Sprachverständnisses zu gewinnen“. Ausserdem gibt aber gerade die Leichtigkeit der Einführung in das Englische, die noch erhöht wird durch die Verwandtschaft mit unserer Muttersprache, besonders mit dem Plattdeutschen, die Möglichkeit, den ersten Sprachunterricht gleich auf das Können einzustellen, den Wert zu legen auf eine möglichst korrekte Aussprache und die vollkommene Beherrschung und freie Anwendung des geringen erworbenen Sprachguts. Solch ein Unterricht ist gerade bei 10—12jährigen Kindern einesteils von grossem Wert für die Bildung der Sprechwerkzeuge und auch die saubere Artikulation der Muttersprache, andernteils für die Uebung in Geistesgegenwart, Schnelligkeit des Erfassens und Energie. So aufgefasst, bedeutet der englische Unterricht auf der Unterstufe eine geistige Gymnastik, eine Schulung der Sinne und der ganzen Persönlichkeit, die der alten logisch-formalen Geistesschulung, der Uebung des Gedächtnisses durch das Erlernen von Vokabeln, Formen und

Regeln und deren Anwendung und Analyse mindestens nicht nachsteht. „Gerade unserer deutschen Wesensanlage und Gewöhnung," sagt Wilh. Münch einmal,[1]) „ist eine solche Nötigung zum Raschen, Lebendigen, Praktischen ganz heilsam: wir neigen hinlänglich zu dem bloss Innerlichen, Unverwendbaren, wir haben keinen Zug zur festen Form, zum flotten Können." Mit welchem Vergnügen werden gerade die Kleinen sich in dem neuen Sprachelement tummeln, welchen Genuss wird es ihnen bereiten, die Zunge zu üben und das Gelernte lebendig und unter freier Anleitung zu Fragen, Antworten und selbständigem Sprechen zu kombinieren! Es wäre demnach der englische Unterricht auf der Unterstufe als vorgrammatischer Kursus zu betrachten, der die leichte Formenlehre und die vom Standpunkte der Muttersprache einfachsten syntaktischen Erscheinungen einprägte und diese durch Nachahmung und Nachbildung lehrte; er hätte etwa zwei Jahre zu dauern.

Mit Quarta würde dann die eigentliche Sprachlehre beginnen und dadurch der geistesbildende Einfluss der Sprache in Wirksamkeit treten. Und hier kann das Englische den Wettbewerb mit jeder anderen Sprache, auch mit dem Lateinischen und Griechischen, leicht aushalten. Man denke an die Mannigfaltigkeit und Freiheit im Ausdruck der Beziehungen des Verbs, der Tempora, Aktionsarten und Modi, an die feine Differenzierung im Gebrauch der Pronomina, besonders der Relative und Interrogative, an die an das Lateinische erinnernde knappe und präzise Art der Satzverknüpfung durch die Verbalnomina, Infinitive, Partizipien und Gerundium, an den Ausdruck der Abhängigkeit im Nebensatze, wo wir neben dem Konjunktiv (mit *should*) einen Potentialis mit *may* und *might*, einen Optativ mit *would (I wish he would come)* und nach den Verben des Forderns auch noch einen Voluntativus mit *shall* und *should* unterscheidcn können. Und wie das Griechische hat das Englische allein unter allen modernen Schulsprachen vier Arten von Bedingungssätzen, wenn auch natürlich M. Brown und Mrs. Smith nicht immer diesen Unterschied einhalten, ebensowenig wie wohl im alten Athen jeder athenische Hoplit. Aber schon das Bestehen der Unterscheidung ist ein Kriterium für die Feinheit des sprachlichen Empfindens. Allerdings hat

[1]) *Die Bedeutung der neueren Sprachen im Lehrplan der preussischen Gymnasien* in den *Verhandlungen des Wiener Neuphilologentages* 1895 S. 75.

das Englische hier einen Nachteil gegenüber den alten Sprachen und auch dem Französischen, der aber nicht in der Sprache selbst liegt und der abzustellen ist. Das ist die Unkenntnis und unzureichende Durcharbeitung der englischen Grammatik. Von jedem Schüler der Obertertia oder doch der Untersekunda wird verlangt, dass er nach *il est temps* den Subjonctif setze; dass aber auch nach *it is time* der Konjunktiv mit *should* steht, das wissen vielfach die Lehrer nicht, und auch in den Grammatiken, selbst in manchen neu erschienenen, vermisst man eine klare Darlegung dieses Gebrauchs.

Wenn so in den mittleren Klassen bis zur U II einschliesslich das Englische reiche Gelegenheit bietet, durch die Bekanntschaft mit den Erscheinungen der Sprache zum Denken zu erziehen, so bleibt den oberen Klassen noch die Aufgabe, das Tatsachenmaterial der gelernten und geübten sprachlichen Erscheinungen zusammenzufassen, psychologisch zu vertiefen und zu begründen und einheitlich zu organisieren und auch durch Vergleiche und historische Entwicklungen, soweit sie den Schülern verständlich sind, lebendiges und intelligentes Interesse an sprachlichen Dingen zu erwecken. Da wird der grammatische Unterricht aus der Region des Willkürlichen, der Einzelvorschriften, des bloss Tatsächlichen, Zufälligen, Unzusammenhängenden und Irrationalen in die des Geistigen, Gesetzmässigen, innerlich Zusammenhängenden gehoben; die Regel wird zur Tendenz, zum inneren psychologischen Gesetz der Sprache, die Grammatik zu einem System, in dem eins aus dem anderen folgt, eins das andere bedingt, und das in seiner Ganzheit den Geist der Sprache und des Volkes spiegelt. Sie wird Stilistik im Sinne der Charakteristik der Sprache. Und der Vorwurf, der von John Locke bis zu Herbert Spencer und Wilhelm Ostwald gegen den Sprachunterricht erhoben worden ist, dass er nicht bildend sei, wie der naturwissenschaftliche und mathematische Unterricht, ist entkräftet.

Auch das „geistlose Vokabellernen“ lässt sich gerade beim englischen Unterricht vergeistigen. Nachdem ein ansehnlicher Wortschatz auf den unteren und mittleren Klassen durch Lektüre und methodisches Vokabellernen erworben worden ist, kann in den oberen Klassen, wo Lateinisch und Französisch schon bekannt sind, ein Einblick in die lebendigen Tendenzen und Kräfte genommen werden, die bei der grammatischen und Bedeutungsdifferenzierung der Worte, mit anderen Worten bei

der Wortbildung und Synonymik wirksam sind. Es kann gelegentlich gezeigt werden, wie die Sprache sich teils der grammatischen Unterscheidung gegenüber indifferent verhält und welche einfachen Mittel, Betonung, Endkonsonanten und Endung, sie anwendet, um zu differenzieren, und wie sie andrerseits die mehrfache Herkunft der Wörter, da sie ja eine Mischsprache ist, zur feinsten Nuancierung der Bedeutung, als stilistisches Mittel der Abwechslung und der Verstärkung oder auch nur zur Kennzeichnung des sozialen Milieus des Sprechers verwendet. Alles das nicht systematisch, wenn auch natürlich methodisch, sondern meist im Anschluss an die Lektüre.

Denn das Hauptziel des humanistischen Sprachunterrichts ist doch am Ende nicht so sehr die Kenntnis der Sprache selbst, theoretisch wie praktisch, als die Einführung durch dieselbe in das fremdsprachliche Schrifttum und durch dieses in die Kunst und das Leben des fremden Volkes. Da ist nun vorweg zu bemerken, dass für das Englische der Begriff des Europäismus zu erweitern ist durch den Einschluss des Angelsachsentums der englischen Kolonialstaaten und namentlich der Vereinigten Staaten von Amerika. Betrachten wir zunächst die englische schöne Literatur, d. h. dasjenige Schrifttum, das keine Zwecke verfolgt, sondern nach der Definition Kants nur ein uninteressiertes Wohlgefallen erwecken will, vom Standpunkte der deutschen Schule. Was bietet sie dem deutschen Jünglinge? Kann man die deutsche Literatur als eine Schule der Ideen bezeichnen, die französische und italienische als Reife der Form und der Schönheit, so ist die englische von Chaucer bis Shaw vor allem eine Schule des Lebens. Und als solche ist sie vorzüglich dem Deutschen wertvoll. Unerreicht ist sie in dem Reichtum und der bunten Mannigfaltigkeit der Gestalten, die sie vorführt, Gestalten jeder Herkunft, jedes Standes, jedes Charakters, deren Erkenntnis für den Leser eine Quelle praktischer Psychologie, ein Born der Lebensweisheit und ein Leitfaden der wichtigen Lebensführung ist. Und neben der Fülle des Lebendigen liegt ein Hauptreiz und ein wesentlicher Vorzug dieser Literatur schon von Chaucer an in jener Ueberwindung des Lebens, die man als Humor bezeichnet, und die in allen Farben schillert von der tränenreichen Sentimentalität eines Lawrence Sterne bis zur übermütigen, Purzelböcke schlagenden Laune eines Jerome K. Jerome u. a.

Was nun die Prosa angeht, so heisst es zunächst, aus der Masse von Romanen, Novellen und Skizzen, die die beiden letzten Jahrhunderte in England und Amerika hervorgebracht haben, für die Schule das Passendste auszuwählen. Die humanistisch eingestellte Lektüre wird natürlich nur das wählen, was zur Erhöhung und Erweiterung des Menschen beitragen kann; sie wird auf der deutschen Schule mit Vorliebe das dem Schüler vorführen, was schon durch seine Aufnahme in Deutschland und seine Einwirkung auf den deutschen Geist gezeigt hat, dass es ihm kongenial ist. Oliver Goldsmith, Scott, Dickens, Thackeray, George Eliot, Stevenson, Thomas Hardy, Kipling, die Amerikaner Washington Irving, Nath. Hawthorne, E. A. Poe, Bret Harte sind die Namen, die uns da zuerst einfallen — sie lassen sich leicht vermehren —. Minderwertiges, bloss Sensationelles, Seichtes und Flaches, an dem die englische Literatur bei ihrer ungeheuren Produktionskraft und ihren grossen Absatzmöglichkeiten auch besonders reich ist, muss viel strenger, als das gewöhnlich geschieht, von der Schwelle der Schule zurückgewiesen werden.

Ein anderer Vorzug der englischen Literatur ist der, dass sie in besonders reichem Masse Belehrung in ansprechender Form bietet. Der Engländer ist praktisch, er will wirken. Er begnügt sich nicht damit, eine Sache „um ihrer selbst willen zu treiben“, wie der Deutsche; er hat immer die Wirkung auf andere im Auge. Sein Ehrgeiz ist, wie Addison im *Spectator* sagt, „die Philosophie aus den Studierstuben und Bibliotheken, Schulen und Universitäten, in Klubs und Versammlungen, an die Teetische und in die Kaffeehäuser zu bringen“. Das ist ein wertvolles Gegengewicht gegen die allzu strenge Scheidung der Gebiete des Denkens und Seins, das Fachmenschentum, wie es deutsche Art ist. Daher hat der Essay von dem grossen Philosophen Francis Bacon an bis auf Charles Lamb, Macaulay, Matthew Arnold, den uns Deutschen besonders werten Thomas Carlyle, den Vermittler des deutschen Idealismus in England, und die Amerikaner Emerson, John Russell Lowell, E. A. Poe, Henry James u. v. a. reiche Pflege gefunden. Und auch sonst ist in England wie in Amerika die Erörterung von Dingen, die bei uns meist von Fachgelehrten in für das Laienpublikum abschreckender und unverständlicher Form vorgeführt werden, in gemeinverständlicher Sprache sehr weit gediehen. Auch die grossen Wissen-

schaftler beteiligen sich daran. Man denke nur an Huxleys sog. „Laienpredigten", an Faradays *Chemical History of a Candle* und Tyndalls *Fragments of Science*, an Ruskins ästhetische und nationalökonomische Schriften, an manche populäre Schriften des amerikanischen Philosophen William James u. a. Auch diese Literatur bietet für die Schule und zwar nicht bloss für die oberen Klassen — es gibt auch nicht weniges darunter, was sich für Tertianer und Untersekundaner eignet — reichen Ertrag; nur muss auch hier alles Seichte, Dilettantische und Oberflächliche — das ist die Kehrseite der englischen Art der Betrachtung — fortfallen.

Was bedeutet für die deutsche Schule die englische Poesie und zwar zunächst die Epik und die Lyrik? Sie enthält zunächst das einzige moderne Epos grossen Stiles, Miltons *Paradise Lost,* und hinter demselben eine der kraftvollsten und idealsten Persönlichkeiten der englischen Literatur, deren dichterische Erzeugnisse, auch abgesehen von *Paradise Lost,* wenigstens zum Teil kennen zu lernen für die Jugend ein grosser Gewinn ist. Auch die Beziehung zur deutschen Literatur — man denke an Bodmer, den Uebersetzer Miltons, und besonders an Klopstock — fehlt nicht. Sie bietet uns weiter eine reiche lyrische und Gedankenpoesie von Robert Bruns an bis zur Gegenwart, eine Schönheits- und Naturdichtung, in der auch das musikalische Element trotz der Ungunst einer wenig wohllautenden Sprache oft wunderbar zur Geltung kommt, und in der ganz eigenartige und starke Persönlichkeiten, wie Byron, Shelley, Keats, Wordsworth, D. G. Rossetti, Tennyson u. a. ihren Gedanken und Gefühlen über Gott, Welt, Natur und Menschenleben melodischen Ausdruck geben. Und Amerika hat Longfellow, den Freund, Kenner und auch Uebersetzer deutscher Dichtung, den genialen unglücklichen E. A. Poe, den Dichter des *„Raben"* und den urwüchsigen, kraftvollen Walt Whitman, dessen formlose, aber echte Dichtung in Deutschland in den Dichtungen eines Holz, Schlaf u. a. ein starkes Echo gefunden hat. So rinnt der Strom der englischen Lyrik tief und stark bis auf unsere Tage und, wenn auch die Erzeugnisse dieser Kunst an Ursprünglichkeit und Tiefe des Gefühls und namentlich an Sangbarkeit dem deutschen Liede nicht gleichkommen und vielfach von Gedanken allzu beschwert sind, so zeigen sie doch in hohem Masse einen der Hauptvorzüge der Dichtung: Persön-

lichkeit. Die Bekanntschaft mit den besten unter diesen Persönlichkeiten und dem, was sie zu sagen haben, wird für die Geistes- und Charakterbildung des Schülers von hohem Werte sein.

Der höchste Gipfel, das Glanzstück der englischen humanistischen Lektüre, bleibt aber das englische Drama, d. h. Shakespeare, denn das übrige englische Drama kommt für die Schule meiner Ansicht nach kaum in Betracht. Und da will es mir scheinen, als ob gerade das neuere Gymnasium die Aufgabe hätte, die Kunst des grössten Dramatikers der Neuzeit in viel höherem Masse der Jugend zu vermitteln, als das bisher möglich war und geschehen ist. Hat doch die Beschäftigung mit Shakespeare eine starke Hilfe in der Tatsache, dass dieser Dichter auch ein deutscher Klassiker geworden und bis heute geblieben ist. Er gehört zu den Vätern der deutschen klassischen Literatur, er ist in meisterhaften Uebersetzungen wieder und wieder verdeutscht worden. Deutscher Fleiss und Scharfsinn haben an seiner Erklärung mit Liebe und Verständnis gearbeitet, und auf unseren Bühnen ist er mehr heimisch als in seinem Heimatlande. So ist er dem Schüler wie kein anderer Dichter zugänglich, und es müsste möglich sein, unter Benutzung dieser Hilfsmittel den jungen Mann aus der Schule zu entlassen mit einiger Kenntnis der gestaltenreichen Welt, die uns in seinen Dramen vorliegt „gleich den aufgeschlagenen Büchern des Schicksals, in denen der Wind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt hin und her blättert“, wie Goethe einmal sagt. Es wäre das möglich, wenn man darauf verzichtete, die Stücke in ihrer Ganzheit zu lesen, indem man manches Entbehrliche, was sich in Shakespeares zum Teil sehr lose gebauten Stücken findet — die Komposition ist namentlich in den Historien, aber auch sonst, ihre schwächste Seite — ausscheiden und durch die Uebersetzung ergänzen wollte. Wie das im einzelnen zu machen wäre, soll hier nur angedeutet, nicht erörtert werden. Jedenfalls muss Shakespeare, behandelt in Berührung mit der Literatur des deutschen Humanismus die Krone des englischen Unterrichts bilden; suchen wir ihn daher mehr als bisher der Schule zu gewinnen!

Das zweite grosse Ziel der englischen Lektüre ist die Einführung in das Leben und Denken des englischen bezw. amerikanischen Volkes, soweit diese Kenntnis für die humanistischen Ziele des Unterrichts von Wert ist. Nur so weit!

Denn zu wissen, wie der Engländer „sich räuspert und wie er spuckt“, mit anderen Worten, wie er isst und trinkt und wohnt und sich kleidet, das hat für die Schule keinen Wert. Und auch die Kenntnis Londons, Chicagos und New Yorks und die Geographie Grossbritanniens, des britischen Weltreichs und der Verein. Staaten kann ruhig der gelegentlichen Erklärung bei der Lektüre oder der Erdkunde überlassen bleiben und sollte nicht, wie es wohl geschieht, den Gegenstand langweiliger, weil der Anschauung ermangelnder Beschreibungen oder ausgedehnter systematischer Sprechübungen bilden. All dieser grobe Materialismus, den man früher „Realien“ nannte, gehört nicht in die humanistische Bildungsschule. Nur die Kenntnis des englischen Schullebens selbst mit seinen Leiden und Freuden, besonders mit seinen Spielen und seiner energischen Auffassung des Lebens, kann für den deutschen Schüler charakterbildend wirken, und es hat ja auch von Thomas Hughes *Tom Brown's Schooldays* an in Jan Maclaren, Ascott R. Hope, Rudyard Kipling u. a. sympathische und tüchtige Darsteller gefunden. — Vor allem aber soll uns die englische Lektüre in die Geschichte und Politik des englischen und amerikanischen Volkes einführen. Das Gebiet ist ein ungeheuer weites, und für die Auswahl, die getroffen werden muss, werden die deutschen Bedürfnisse massgebend sein. Was muss der deutsche junge Mann von der Rolle wissen, die das Angelsachsentum im weitesten Sinne in der Welt gespielt hat? 1. Welchen Anteil hat England an der Gestaltung Europas gehabt, wie hat es das Schicksal des europäischen Kontinents, speziell Deutschlands, beeinflusst? 2. Wie ist das gewaltige Gebilde des englischen Weltreichs entstanden und wie jenes zweite kaum minder grosse und mächtige, die Verein. Staaten von Nordamerika? und endlich 3. Welches ist das Wesen der englischen Freiheit, und wie hat sie allmählich ihren Ausdruck gefunden in Staat und Verwaltung von der Magna Charta an bis zur letzten Parlamentsreform von 1918?

Denn die Geschichte der englischen Verfassung, die auf eine mehr als 700jährige Vergangenheit und auf eine über 230 Jahre dauernde friedliche, gesetzmässige Entwicklung zurückblickt, ist unendlich lehrreich und bildend für den jungen Deutschen; ist sie doch das Vorbild für alle modernen Verfassungen gewesen. Auf der Kenntnis ihrer Methoden und Grundsätze kann die politische Bildung viel fester gegründet werden als

auf der der Verfassungen von Athen und Rom, die so ganz andere Verhältnisse — vor allem die Sklaverei und Stadtstaaten — zur Voraussetzung haben. Als Quellen für die Kenntnis der englischen und nordamerikanischen Geschichte und des politischen und sozialen Lebens werden in erster Linie die Historiker in Betracht kommen, an denen ja in der englischen Literatur kein Mangel ist, ferner die grossen politischen Redner von dem älteren Pitt bis auf unsere Tage und endlich theoretische Schriften, die dies Gebiet behandeln, wie Lockes *On Civil Government,* Adam Smith's *Wealth of Nations* (in Auswahl), J. Stuart Mills *On Liberty* u. a. Daneben bietet die Personengeschichte reichen Aufschluss über die Zustände, wie sie in ausgezeichneten Biographien, an denen die englische Literatur stets reich war, niedergelegt ist.

Es bleibt noch das Gebiet des nationalen Gedankens, die Philosophie. Der philosophische Unterricht ist durch die Reform neu in die Schule eingeführt worden. „Er will, dass in Verbindung mit dem einen oder dem anderen Unterrichtsfach je nach der Schulart der Schüler philosophische Schriften lese, in denen die grossen Philosophen als Deuter ihres Zeitalters die Lebensäusserungen einer Epoche zum Ausdruck bringen.“ Und als Norm wird dieser philosophischen Lektüre gegeben, dass sie „im Dienste der Eigenart der Schule stehe und dass sie ein Weg zur deutschen Ideenwelt sei.“ Was hat nun die englische Philosophie der Schule zu bieten?

Die englische Philosophie von Francis Bacon bis Herbert Spencer ist nicht eigentlich Metaphysik, Synthese des Seienden, auch nicht Spencers System der synthetischen Philosophie; sie ist Erkenntnistheorie und utilitarisch eudämonistisch gerichtete Ethik. „Ein Weg zur deutschen Ideenwelt“ ist sie in der allgemeinen Entwicklung des europäischen Denkens sehr oft gewesen — man denke nur an Hume und Kant, an Shaftesbury und Lessing und Herder; sie kann es auch bei der heutigen Jugend sein durch die sie auszeichnenden Eigenschaften der lichtvollen Klarheit der Darstellung. Sie ist zugleich ein Weg in das Innerste der englischen Welt- und Lebensanschauung. So möge man denn je nach Bedürfnis und persönlicher Neigung den Schülern auch englische Philosophen „in wichtigen und charakteristischen Ausschnitten“ vorführen. Chrestomathien und auch Einzelausgaben von Locke, Hume, Shaftesbury, Herbert

Spencer sind ja vorhanden. Vielleicht nimmt man auch den etwas abseits stehenden Idealisten Berkeley in den Kreis auf, der infolge der Schönheit seines Stils und der Klarheit und Einfachheit seiner Darlegung und dadurch, dass er als erster das Grundproblem der neueren Philosophie, das Verhältnis von Sein und Erscheinung, behandelt, eine verhältnismässig leichte und angenehme Vorschule für die Erkenntnis der modernen Philosophie bildet.

So bietet der Unterricht im Englischen reiche Möglichkeiten, die geistigen Kräfte des jungen Deutschen nach allen Seiten hin zu üben und auszubilden und seinen Gesichtskreis zu erweitern, ihn heranzuführen an die Probleme des modernen Lebens, so dass er fähig ist, die Frage, die das Leben an ihn als europäischen Kulturmenschen, als Deutschen und als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft täglich dringend stellt, selbständig zu beantworten. Wie diese Möglichkeiten zu Wirklichkeiten zu machen sind, wie der humanistische Unterricht im Englischen im einzelnen zu gestalten ist, das soll und muss der Fachlehrer in Gemeinschaft mit den Vertretern der anderen Fächer an seiner Schule entscheiden.

Berlin. Philipp Aronstein.

Anatole France †.

Im Jahre 1844 in Paris als Sohn des Buchhändlers Thibaut geboren, hat Anatole France in seiner langen Lebenszeit eine kleine und dabei vielseitige Bibliothek zusammengeschrieben. Abgesehen von seinen bekannten Romanen und Novellen hat er in den bedeutendsten Tageszeitungen eine Fülle von kritischen Artikeln veröffentlicht, die er später in vier Bänden unter dem Titel *La Vie littéraire* herausgab. Er vertrat dabei im Gegensatz zu Brunetière die Ansicht, dass es keine objektive Kritik gäbe: «Pour être franc, le critique devrait dire: Messieurs, je vais vous parler de moi à propos de Shakespeare, à propos de Racine, ou de Pascal ou de Goethe.» Seine vierbändige, etwas zusammenhangslose Geschichte der Gegenwart ist seiner Teilnahme an den innerpolitischen Kämpfen zu verdanken. Dann hat er noch historische Studien in der *Revue de Paris* erscheinen lassen.

Fast in allen seinen Werken kommt bei ihm der Hellenist und Latinist zum Vorschein, der sich dem klassischen Altertum tief verpflichtet fühlt, über dessen kulturellen Bildungswert er sich im Vor-

wort zu *Le Génie latin* äussert: cette tradition grecque et latine, toute de sagesse et de beauté, hors de laquelle il n'est qu'erreur et trouble. Philosophie, art, science, jurisprudence, nous devons tout à la Grèce et à ses conquérants qu'elle a conquis. Les anciens, toujours vivants, nous enseignent encore.

Man stellt sich A. France vor vergraben hinter alten Handschriften und Legenden. Als leidenschaftlicher Büchersammler ist er immer auf der Jagd nach seltenen Drucken gewesen, und wundervolle Stunden haben ihm seine geliebten Schmöker bereitet, die er sogar manchmal beim Laternenschein auf der Strasse durchblätterte. Dabei war er doch kein verknöcherter, nur der Vergangenheit zugewandter Gelehrter. Das Pflaster von Paris, das er wegen seiner vielfachen geistigen Anregung so hoch einschätzte, sorgte schon dafür, dass er auch die Augen für die Gegenwart mit ihren sozialen Nöten offen behielt. Seine umfassende Gelehrsamkeit hat ihn nicht dünkelhaft gemacht: im Gegenteil er versetzt der oft skurrilen und schrullenhaften Kleinarbeit gelehrter Perücken manchen Hieb und ironisiert sich dabei oft selber in köstlicher Weise. Was ihn uns Deutschen so nahe bringt und sympathisch macht, das ist sein Humor, den bekanntlich nur wenige Franzosen besitzen.

Sein grosses Wissen hat das Spiel seiner Einbildungskraft nicht beeinträchtigt. Wenn er über seine Brille hinwegsah, erblickten seine schwachen Augen fast nichts mehr von der Umgebung; dafür schauten sie dann aber Visionen, die aus seinem Innern auftauchten. Sein dichterischer Genius zauberte ihm Gebilde hervor, die er durchtränkte mit seiner skeptischen Lebensweisheit. Sehr häufig legt er irgend einer Person seine Ansichten, seine pessimistische Weltanschauung in den Mund, so dem Titelhelden in *Le Crime de Sylvestre Bonnard* oder M. Bergeret in *L'Anneau d'Améthyste* oder dem schnurrigen Kauz Choulette in *Le Lys rouge* oder endlich dem Hampelmannfabrikanten Brotteaux in *Les Dieux ont Soif.*

Und was sagen sie alle übereinstimmend? „Leben heisst leiden," oder wie der persische Akademiker in *Les Opinions de M. Jérôme Coignard* die Geschichte der Menschen zusammenfasst durch die Worte: Ils naquirent, ils souffrirent, ils moururent.

Das klingt nun freilich recht trostlos, ist aber wohl nicht ganz so ernst von A. France gemeint; denn wenn er auch die Welt für ein grosses Narrenhaus hält, so ist er doch zu sehr Epikureer, um sich nicht an ihrer Schönheit und leuchtenden Farbenpracht und vor allem an der Kunst zu erfreuen. Auch steht damit im Widerspruch, dass er den Wert jeder Arbeit betont und besonders den Glauben an ein Ideal, der, selbst wenn das Ideal ein Trugbild ist, Ausserordentliches zu leisten vermag. Blosse Verstandesarbeit schätzt er nicht hoch ein für die Charakterentwicklung, weit wertvoller

erscheinen ihm Phantasie und Leidenschaft: «Savoir n'est rien, imaginer est tout. Les passions, c'est toute la richesse de l'homme.» Dabei fehlt ihm selber der heisse Atem der Jugend, das feurige und sprühende Temperament. Man kann ihn sich nie recht jung vorstellen, freilich auch nie ganz greisenhaft; dazu ist er geistig zu beweglich gewesen. Obwohl er dem linken Flügel der sozialdemokratischen Partei angehörte, war er doch ein Feind jedes plötzlichen Umsturzes. Die grosse Revolution von 1789, ihre Führer und ihre Errungenschaften verspottet er weidlich. Der Fortschritt kommt nach seiner Ansicht nie durch eine Katastrophe zustande, sondern durch langsame und allmähliche Entwicklung. Sein Bekenntnis zum Sozialismus ist wohl auch nur seiner Philanthropie, seinem Mitleid mit allen vom Mangel Bedrückten oder vom Schicksal Enterbten zuzuschreiben.

Seine Gedichtsammlungen: *Poèmes dorés* und *Noces Corinthiennes* stehen unter dem Einfluss der Parnassiens und können sich an Einfluss und Bedeutung mit seinen Prosaschriften nicht messen, deren Stil jedem gebildeten Franzosen seiner Klarheit wegen vorbildlich erscheint.

Seit 1896 ist er Mitglied der Académie française gewesen. Er ist nicht, wie man allgemein annahm, im Panthéon beigesetzt, sondern auf dem Friedhof in Neuilly bestattet worden. Die Beteiligung der Pariser Bevölkerung war eine ungeheure, die Regierung war in ihren Spitzen vollständig vertreten, man hat diesen gar nicht ehrgeizigen Schriftsteller wie einen Fürsten zu Grabe getragen.

Charlottenburg. Hermann Engel.

Ueber Entstehung und Quellen der Novellen Alfred de Mussets.

(Fortsetzung von *Zeitschr.* 23, 232 ff.)

7. *Croisilles.*

Ein vorläufiges Ende erreichten M.s Novellen mit einer wenig rühmlichen Leistung, die am 15. Febr. 39 als *Cr.* in der *RDM* erschien. Paul hat über den Anlass zu dieser Novelle — literarische Quellen verschweigt er voll Rücksicht durchweg — nichts zu sagen.

Wie schon die etwas urtümlich-altertümliche und zugleich abenteuerliche Art von *Cr.* es nahelegt, scheint diesmal eine starke Eingebung, die sich auf Einzelheiten sowohl wie einen Teil des Kerngedankens erstreckt, von einem Lieblingsbuche M.s, dem *Decamerone* ausgegangen zu sein. Der Kerngedanke besteht darin, dass eine schöne, vielbewunderte, verwöhnte reiche Erbin schliesslich nur darauf wartet, in einem jungen Manne eine wahre, grosse Leidenschaft zu entfachen, um ihn dann zu heiraten. Cr. hat diese, bekennt sie stürmisch und führt die Braut heim.

Es kommen drei Geschichten des *Dec.* in Frage, die übereinstimmende Bestandteile enthalten und diese wenigstens teilweise an *Cr.* werden abgegeben haben. In II, 3 finden wir folgendes: 1. Einem reichen Mädchen gefällt ein bankrotter Jüngling, 2. dieser ist schmuck, 3. er macht auswärts gute Geschäfte, 4. er wird geadelt, 5. die junge Dame ist unternehmend, 6. sie lauscht, 7. es kommen Wuchergeschäfte vor, 8. es wird von der Tochter, deren Liebhaber und Helfern ein Anschlag gegen den Vater geschmiedet.

In II, 4 (also in der nächstfolgenden Erzählung!) wird gesagt, der anmutigste Teil von Italien sei das Ufer von Reggio bis Gaeta, und überraschend ähnlich heisst es im Anfang von *Cr.*: „charmé de traverser ainsi l'une des plus belles contrées de la France"! Sodann begegnet in dieser Geschichte die Befrachtung eines Schiffes, ohne dass der Befrachter Erfolg mit der Ladung hat, so dass er nahe daran ist, sich ein Leid anzutun. Später erleidet er einmal Schiffbruch und rettet sich auf einer Kiste, die Juwelen enthält.

In III, 5 ist der reiche geizige Francesco ein Gegenstück zu Godeau. Sein Weib, scheinbar ein Marmorstandbild, wird davon ergriffen, dass jemand sie begeistert liebt, und berührt sich dadurch eng mit Fräulein Godeau. Auch diese wird ja einmal — es kann natürlich Zufall sein — unter Hinweis auf ihre *immobilité* mit einem Venusstandbilde verglichen (593[a]). Beide Frauen hören an, was zunächst nicht für ihre Ohren bestimmt ist. Der schmucke Ricciardo sodann mit seiner begeisterten Liebeserklärung ist gleich Cr. Auch Ricciardo droht (!), sein Leben werde, falls er keine Erhörung finde, erlöschen, und die Dame sei dann seine Mörderin. Die Miene der Dame macht ihm Hoffnung wie dem Cr. der Blick aus der Loge.

Man sieht an den Entlehnungen, die hier vorliegen, dass M. nicht ohne Mühe den Stoff zu seinem *Cr.* sich zusammengesucht hat. Dass ihm aber um diese Zeit Boccaccio im Sinne lag, geht schon aus folgenden Worten hervor, die er an Paul richtete, als er ihm die Niederschrift zu *Cr.* zeigte: „Tout le monde peut raconter avec plus ou moins de charme une histoire d'amour, bien qu'il y ait des degrés depuis Boccace jusqu'à un feuilleton."

Zu Cr. konnte M. wieder sich selbst als Muster nehmen; es ist ein „étourdi" und Spieler wie er selbst, der Aimée einmal gestand, dass er sein ganzes Geld in einem *tripot* verspielt habe.[1])

Dazu kommt wieder Raphaël aus Balzacs *Peau* als Vorbild. Wie R. das grosse väterliche Vermögen durch gerichtliche Entscheidung verliert, den Rest desselben als Neuling (!) mit dem

---

[1]) *Lettres à Aimée* 24.

grössten Leichtsinn verspielt, dann vorhat, sich ins Wasser zu stürzen, sich an einen Althändler wendet, eine unerreichbar scheinende Dame (Foedora) gewinnt, die im Theater aller Augen auf sich zieht, das alles findet sich in *Cr.* ähnlich wieder. Besonders aber erscheint Cr.s treuer alter Diener Jean als ein nur zu getreues Abbild von R.s Diener Jonathas. Schliesslich scheint mir vom Anfangssatze der *Peau*, wo es heisst: „conformément à la loi qui protège, à Paris, une passion essentiellement productive et chère au fisc“ M.s beissende Stelle eingegeben: „Les tripots, dans ce temps là, n'étaient pas publics, et l'on n'avait pas encore inventé ce raffinement de civilisation qui permet au premier venu de se ruiner à toute heure“ (595 b).

Der Anschlag mit der Erbtante am Schluss der Novelle gehört (von der Beziehung zu Boccaccio abgesehen) zum gewöhnlichen Theaterbedarf. M. selbst verwandte schon in *Mardoche* VI (1829) eine reiche *douairière*. —

So war denn M. mit Hilfe von Boccaccio und Balzac nochmals eine kurze Novelle gelungen, die ihm viel Verdruss gemacht hatte, aber einen Abschluss bedeuten sollte, da seine Novellen nunmehr zwei gelbe Bändchen füllten. Am 22. Dez. 38 schrieb er an Aimée: „Je suis en train de finir cette malheureuse nouvelle“ usw. Aehnlich 1839 (o. D.) an die „Marraine“: „Je finis de plus en plus avec ma nouvelle, qui n'en finit pas et qui m'ennuie. Il n'y a pas de mots, ni anglais ni français, qui puissent l'exprimer.“ Gewiss arbeitete er um so weniger gern an diesem Machwerk,[1]) als er am 23. Okt. 38 das schöne Ruheämtchen eines Bibliothekars des Ministeriums des Innern erhalten hatte und so seine Geldnöte behoben waren.

M. war also das Novellenschreiben gründlich leid und „Finis prosae“ rief er aus, als er die für die *RDM* nötigen Seiten gezählt hatte. Er wollte nicht mehr in Prosa arbeiten, in der jeder mit mehr oder weniger Erfolg sich versuchen könne, sondern in gebundener Rede, da er dafür nun einmal Begabung habe (*PB* 211). Paul redete ihm zu, sich doch weiter auf die Novelle zu verlegen, da die *Revue* ihn gut bezahle und er Geld gut gebrauchen könne; doch es half um so weniger, als sich M. mit Dramenplänen trug. Am 15. Nov. 38 schrieb er an Aimée, dass er schon seit zwei Monaten den Ehrgeiz habe, sich durch eine Tragödie [für Rachel] hervorzutun und dass ihn dieser Gedanke Tag und Nacht verfolge. Und wieder am 22. Dez. 38 an dieselbe: „Tu sais que ma rage théâtrale va toujours son train.“

[1]) Dieses meint gewiss Tattet, wenn er Ende Juli 41 an U. Guttinguer schreibt: „c'est du dernier médiocre. J'aime mieux qu'il se taise que de parler ainsi“ (Séché, *A. de M.*, I., 116).



Erst nach längerer Zeit, als die umfassenden Arbeiten an der für Rachel bestimmten *Servante du Roi* (*Galsuinde*) zu keinem Abschluss gelangten und ihn nur hinderten, anderes zu veröffentlichen und etwas zu verdienen, vermochten ihn Paul und der Vertreter der *Revue*, der immer wieder vorsprach, sich gleich zu drei weiteren Novellen zu verpflichten. Aber schon am nächsten Tage warf er Paul vor, er habe ihn zum Galeerensträfling erniedrigt. Dazu flösste ihm gerade um diese Zeit die immer mehr ausartende Feuilletonliteratur Ekel gegen die Prosa ein und vermehrte seine Unlust, den Vertrag mit der *Revue* einzuhalten. Ein Plan, über den Florentiner Maler Cristofano Allori zu arbeiten, fand keine Folge (*PB* 216, 219).

Wochen vergingen, und Félix Bonnaire von der *Revue* kam immer wieder und drängte. Der Druck, der auf M. lastete, war so gross, dass er eines Nachts dem Selbstmord nahe war. Wenigstens kam er leise auf Pauls Zimmer und holte dessen Pistolenkasten; doch waren glücklicherweise Pulver und Hülsen im Schreibtisch eingeschlossen. Eine Einladung der Rachel nach Montmorency brachte den Verzweifelten am nächsten Tage auf andere Gedanken.

Und dann wandte er sich dem nur teilweise erhaltenen *Poète déchu* [1]) zu, einer Art ergreifendster „Dichtung und Wahrheit“. Er sagt selbst, es sei weder ein *mémoire*, noch ein Roman, noch auch eine *confession*, dazu sei zuviel erfunden. Es sei vielmehr ein Werk ohne Namen. Der Schmerz habe es ihm diktiert und die Tränen, die er dabei vergossen habe (*PB* 222 f.).

Die Lieferung der *Revue* vom 15. Dez. 39 enthielt ein fliegendes Blatt, das u. a. M.s *Poète déchu* ankündigte. Aber er blieb aus (vgl. dazu *PB* 235 f.), und was erschien, war wieder eine im *Decamerone* gepflückte Frucht, nämlich *Silvia*, eine gereimte Bearbeitung von IV, 8 (1. Jan. 40). Beachtung verdient darin der Teil, wo M. sein enges Verhältnis zu Boccaccio bespricht.

Seine Abneigung gegen die Prosa blieb unüberwindlich, und dann folgte die schwere Erkrankung von 1840. Der Vertreter der *Revue* drängte nicht mehr, und M.s geldliche Lage besserte sich durch Charpentiers grosse Neuerung der billigen 18-bändchen, in die auch M.s Werke Aufnahme fanden.

Am 1. Dez. 40 brachte die *Revue* eine poetische Paraphrase einer weiteren Geschichte des *Decamerone*, nämlich *Simone* (IV, 7).

Zehn Tage darauf zählte M. dreissig Jahre. Er war sehr nachdenklich und schrieb nieder, die Zukunft sei der Winter des Lebens für ihn! (*PB*, 259.)

---

[1]) Veröff. bei Allem, *Œuvres compl.* 297 ff.

8. *Le Merle Blanc.*

Nichts wäre falscher als die Annahme, dass nun M. dem Trübsinn in die Arme gefallen wäre. Gewiss hatte er schon vor seiner Krankheit geäussert: „Je n'ai plus le sentiment du plaisir" (*PB*, 241) und nach seiner Krankheit passte er nicht mehr in den schwärmenden Kreis der Boulevardfreunde; aber er blieb doch weiter seiner Doppelanlage treu, die ihn zu Trauer und Frohsinn befähigte. Er klammerte sich an das, was er entrinnen und zerrinnen sah, und war so der stillen Wehmut, der rechten Stimmung für den Elegiker, wie auch versöhnlicher Güte und zeitweiliger Freude zugänglich.

Zum Frohsinn bedurfte es nur der Anregung. Und diese fand sich, als er 1842 zu seines Freundes, des Verlegers Hetzel illustrierten *Scènes de la vie privée et publique des animaux. Etudes de mœurs contemporaines, publiées* usw. (Paris, 1842) die witzige und humorvolle Tiererzählung *Le Merle Blanc* beisteuerte, in der er sich mit guter Laune über die schiefe Stellung des Dichters in der eigenen Familie und zu den Menschen und über der letzteren Gewohnheiten und Schwächen lustig machte. Aber er nannte das nicht eine Arbeit, und auch Paul (274) widmet dieser kleinen köstlichen Satire und Selbstbiographie nur einen einzigen Satz! —

Von verschiedenen Seiten ist die Frage aufgeworfen worden, wer M. bei dieser Erzählung inspiriert habe. E. de Montégut (a. a. O. 312) erwägt, ob er sich nicht von der Beschreibung der Insel Laputa in *Gulliver's Travels* habe anregen lassen, wagt aber nicht, es zu behaupten, wo doch besonders der Ton M.s durchaus kein pessimistischer sei, und meint, eher habe er sich von dem *badinage* eines Hamilton leiten lassen. „C'est de la bonne plaisanterie à l'Hamilton," hatte auch Sainte-Beuve[1]) sich geäussert, der den Ausfall über die Autoren, die im spannenden Augenblick seitenlange Kleinkrambeschreibungen einfügen (604[b]), gegen die Sue und Balzac gerichtet glaubt.

Giraud[2]) meint, dass den Betrachtungen von Hoffmanns *Kater Murr* der grösste Teil der Inspiration zum *Merle* zuzuschreiben sei, ohne dies aber durch andere als allgemeine Aehnlichkeiten zu stützen, die Ton und Inhalt betreffen. Mehr ist auch nicht vorhanden, aber Girauds Meinung ist nicht völlig von der Hand zu weisen. —

Was den Stoff im einzelnen betrifft, so ist die Episode mit der Elster und Turteltaube eine Art Wiederholung der *DM*. In der Elster erkennt man leicht die elegante und müssige Isabella mit dem schwarzen Haar und der Alabasterhaut. Mit Marquise

[1]) *Lettres à M. et Mme Juste-Olivier*, éd. Séché-Bertrand, 302.
[2]) *RHL*, 1911, 327 u. 332.

redet der arme Merle die Elster an, und diese lässt M. sagen: „Notre vie se compose de deux choses: caqueter et nous attifer" (600[b]). Die zurückhaltende, zärtliche Turteltaube ist der Julie verwandt, und des Merle Herz ist „partagé entre deux émotions diverses".

In dem Zusammenstoss mit dem Dichter Kacatogan zeichnet M. offensichtlich seine Beziehungen zu der Person und Schule des sich politisch wandelnden, vielseitigen und selbstbewussten V. Hugo, doch glaubt man, auch Züge von Lamartine (Reisen, Alter, Selbstbewusstsein), dem M. wenig hold war, zu erkennen.

Von sich selbst sagt der Merle besonders, dass er sich nur vom freudigen oder schmerzlichen Erlebnis zum Dichten hinführen lasse und dass ihm dichterische Regeln völlig unbekannt seien (602[a]).

Ueberhaupt liess sich hier der gesamte Stoff dem Leben des Dichters entnehmen, der so die Sache besonders leicht hatte. Man beachte z. B., wie flott und flüssig die G. Sand-Episode vorgetragen ist, und wie er mit wenigen Strichen seine Freunde vom Boulevard zeichnet (603[a]).

Unter diesen Umständen sind stoffliche Entlehnungen aus fremden Autoren schwerlich zu erwarten. Kaum dass man ein bekanntes Schillerzitat durchschimmern sieht. Nämlich die Stelle aus der *Braut von Messina*: „Auf den Bergen ist Freiheit, Der Hauch der Grüfte . . ." erkennt man in: „Fendre l'air, traverser l'espace . . . respirer l'azur même des cieux, et non les exhalaisons de la terre" (599[b]). „Les exhalaisons de la tombe ne peuvent s'élever dans un air si pur", heisst es in der Schillerausgabe de Barantes, die M. vorlag (Bd. V, 125).

Aber auch Byron scheint mir an einer Stelle nachzuwirken. Nämlich die Schlussstelle des *Merle*, wo von der Liebe der Nachtigall zur Rose die Rede ist, könnte auf den Anfang des *Giaour* (s. Anm. zu diesem) zurückgehen.[1]) Man bemerkt zwar, dass B. sich nur auf „a well-known Persian fable" und M. auf „Sadi, le Persan" beruft, doch macht das keine Schwierigkeit, da M., *pour donner le change*, hier geändert haben kann.

Der Käfer, den die Rose einschliesst, findet sich schon *RpL* (1833) S. 278: „jusqu'au scarabée qui s'endort jaloux dans une[2]) fleur chérie" und eine ähnliche Stelle in G. Sands *Indiana* (1832).

Die Art und Weise, wie M. das Nachtigall-Rose-Motiv verwendet, zeigt, wie auch in dieser in erster Linie launigen Erzählung

---

[1]) Vgl. auch *Bride of Abydos* I, 10 m. Anm. u. *Don Juan* VI, 87. — Man vgl. die Verwendung des gleichen Motivs bei Heine, *Reisebilder*, *Italien* I (1828/29) Ende v. Kap. 6 der Reise von München nach Genua und *Flor. Nächte* a. a. O. 226.

[2]) Ausg. Calmann-Lévy (Nouv. Ed. ill.) Paris s. a. 137[a].

M.s tiefstes Fühlen schliesslich zum Durchbruch treibt. Wie die Nachtigall[1]) in ihrem Bund mit dem Weibchen kein Glück gefunden hat und ihren Schmerz in steten Klagen ausströmen lässt, so war auch M.s Bund mit der „merlette lettrée" ein Fehlschlag. Auch ihm bleibt nichts übrig, als seinen Schmerz zu singen und sein unerfülltes Sehnen. Des ist ihm die Nachtigall, dieser König der Sänger, Lehrmeister und beneidetes Vorbild. —

Wir können es nur begrüssen, dass sich M. bereitfand, an dem eigenartigen Sammelband Hetzels mitzuwirken, in dem er durch einen so ansprechenden Beitrag vertreten ist, ohne dass es ihn viel Mühe kostete,; da Fabel und Plan ohne weiteres gegeben waren. Der *Merle* ist nicht nur wegen seiner feinen Satire und köstlichen Laune sowie seiner witzigen Einkleidung einzigartig unter M.s Novellen, sondern er trägt auch besonders viel zur Kenntnis des Verfassers bei, der sich hier selbst als Menschen wie als Literaten gezeichnet hat. So ist das Werkchen ein Markstein und eine Art Brücke zwischen den beiden Hauptgruppen der Novellen, so wie der *RpL* ein aufschlussreicher Vorläufer und *La Mouche* ein reifer Spätling. —

Ein harter Schlag war es für M., dass am 23. Juli 42 sein Jugendfreund, der Herzog von Orléans, plötzlich starb, auf dessen Regierung er so grosse, auch literarische Hoffnungen gesetzt hatte, und auch Tattets Wegzug nach Fontainebleau war geeignet, seine Niedergeschlagenheit zu vermehren. Aber wir haben wenig Verständnis dafür, dass Paul (281) schon wieder hervorhebt, dass sich Alfred wieder gewaltig über die Gemeinheit des Feuilletonromans ärgerte, und wir müssen ihn im Verdacht haben, mit diesem billigen Mittel die geringe Fruchtbarkeit Alfreds über Gebühr entschuldigen zu wollen.

9. *Pierre et Camille.*

Im Winter 1843/44 zog sich M. eine Brustfellentzündung zu, und während der Genesung schrieb er, um die Langweile zu töten, eine Novelle über die Liebe zweier Taubstummen, die im *Constitutionnel* erschien. Das ist alles, was uns Paul (296) über dieses Werkchen zu sagen hat, und es scheint demnach nicht, dass ein besonderes Erlebnis M.s mit Taubstummen zugrunde liegt.

Es ehrt ihn jedenfalls sehr, dass er zu seinem eigenen Troste sich mit soviel Mitgefühl in die Lage solcher Unglücklichen versetzt hat und bei der Mitwelt für deren trauriges Los Verständnis zu erwecken wusste. Er las um diese Zeit wieder viel; ja, Lesen und Schachspiel waren seine Hauptbeschäftigung, während er selten ausging und sogar die *Marraine* vernachlässigte. Er muss

---

[1]) Störenderweise ist das Wort im Deutschen weiblich.

nun, da er in der Novelle gut dokumentiert ist, um diese Zeit auch eingehender über den Abbé de l'Epée und dessen segensreiche Tätigkeit gelesen haben. Dass ihn des Melodramenschreibers J.-Nic. Bouilly rührendes und spannendes Drama *L'Abbé de l'Epée* (1795) angeregt habe, den gleichen menschenfreundlichen Stoff zu behandeln, lässt sich nicht erweisen, und man kann nur auf so allgemeine Dinge hinweisen, wie dass auch bei M. ein hochadliger, verwaister, begüterter, edler und begabter Jüngling auftritt und, weil taubstumm, sich mit seinem Begleiter schriftlich verständigt.

Mehr spricht dafür, dass M. einen Aufsatz Palluys: *Des institutions des sourd-muets en France et à l'étranger* benutzt hat, der im gleichen Band VI der *Revue de Paris* (1829) steht, in dem M. auch Hoffmanns *Une représentation de Don Juan* benutzt hat. Wenigstens stimmen die Namen der Bahnbrecher der Taubstummenpflege, die M. nennt, bis zu dem père Vanin „de la Doctrine chrétienne" mit den von Palluy aufgeführten gut überein, insbesondere auch was die Rolle des spanischen Mönchs Bonnet betrifft.

Da wo M. von den religiösen Vorstellungen handelt, die sich in der kleinen C. entwickeln, spricht er mit besonderer Achtung, aber ohne naheliegenden Anlass von dem Klosterberuf, wie er sich schon bei zehnjährigen Mädchen einfindet. Ich nehme an, dass dies eine Erinnerung an und stille Huldigung für M.s liebe und verehrte Krankenschwester Marcelline ist, die ihn vor vier Jahren zur grössten Zufriedenheit und Erbauung gepflegt hatte. Ja, sie hatte ihm auch mit rührender Einfachheit einige Umstände ihres Lebens, darunter diejenigen erzählt, die sie veranlasst hatten, den Schleier zu nehmen (*PB*, 248). Dasselbe bezeugt M.s Schwester, die auch erzählt, dass Alfred die Versuchung fühlte, einer Einkleidung beizuwohnen und dass er dabei aufs tiefste ergriffen wurde[1]). —

Der Satz „il vaut mieux faire que dire" (610[a]) braucht nicht auf Molières *Don Juan* (II, 5) zurückzugehen („Il faut faire et non pas dire"), sondern M. sah ihn auf den Tür- und Fensterbehängen der Villa Berruyers in Augerville in der Form „Faire sans dire" angebracht, wo unter seinem Schutz von den gastlich aufgenommenen Damen und Herren geflirtet wurde (eb. II, 40). Vgl. auch M.s Proverbe *Faire sans dire* (1837). —

PC muss in höherem Masse als freie Schöpfung gelten. So wenig aber diese Novelle autobiographisch ist, so wertvoll ist sie doch für M.s Kenntnis. Wir sehen ihn durch Leben und Leiden geläutert und gereift, mit viel Menschenliebe ernsthafte Stoffe be-

---

[1]) Séché, *A. de M.* I, 348.

handeln. Neben dem Ausgangsstoff des Loses der Taubstummen wird zum ersten Mal auch die Ehe mit ihren Freuden und Leiden ausführlich geschildert. Sodann findet die arbeitende Klasse in Giraud und seinen Verwandten die verdiente Würdigung, wozu dann noch eine ernsthafte Erörterung des Religiösen tritt und anlässlich des Chevalier auch die Lebenskunst gestreift wird. So macht *PC* dem Charakter M.s viel Ehre. Wer die Güte in Onkel Giraud so schön verkörpern konnte, muss selbst ein edles Herz gehabt haben.

10. *Die Brüder van Buck.*

Im gleichen Jahre erschienen, ebenfalls im *Constitutionnel,* am 27. Juli *Les Frères van Buck* mit dem Untertitel *Légende Allemande,* eine kurze Erzählung von nur acht Seiten.[1]) Der *Legende* ging ein Brief an den directeur des *C.* voraus (ebd. 319), in welchem M. glaubt, sich entschuldigen zu müssen, dass er etwas so Altmodisches bringe, und dann sagt: „Pourtant, on m'a raconté en Allemagne une légende, ou ballade, comme on voudra, que j'ai recueillie, non qu'elle ait rien en soi de bien remarquable, hormis une fin assez horrible. La voici! Malheureusement, je n'ai pas traduit; je n'ai fait qu'essayer de me souvenir à peu près du sujet et du style."

Die so beschriebene Herkunft der kleinen Erzählung gibt uns mehrere Rätsel auf, aber es scheint doch, dass M. den Lesern des *C.*, für welche der Brief mitbestimmt war, im grossen und ganzen reinen Wein einschenkte, indem er zugleich um Nachsicht bat.

Wie man sieht, ist M.s *recueillir* kein eigentliches, unmittelbares Aufzeichnen gewesen, sondern ein Versuch, einer verblassten Erinnerung Inhalt und Form nach zehn Jahren aufzufrischen und niederzuschreiben. Nur im Herbst 34 war M. in Deutschland, nämlich zur Kur in Baden-Baden. Seither konnte er bis auf den Kern so ziemlich alles vergessen haben und musste die Einzelheiten neu erfinden. Besonders die Namen, wie es scheint, und darin hat er keine glückliche Hand gehabt. Was soll der Name Tristan rechts des Rheines zu einer Zeit, wo man schon nach den „Etats-Unis" auszuwandern pflegte? Dazu kommt dieser Name in der Novelle *Javotte* des gleichen Jahres vor, ebenfalls bei einem von zwei Brüdern, ohne dass ein Grund vorläge, ihn aus *Jav.* zu entnehmen. Auch Henri statt Heinrich ist geschmacklos, wenn man es auch anders von Franzosen nicht gewohnt ist.

Die so niederdeutschen Namen van Buck und Heermans wird M. nicht so leicht in Baden-Baden gehört haben. Dazu berührt es seltsam und verdächtig, dass schon in M.s *Il ne faut jurer de rien* (1836) ein Händler van Buck und dessen Neffe Valentin van Buck vor-

[1]) Veröff. in Allem, *Œuvres compl.*, 319—328.

kommen, ohne dass diese van Bucks zu denen der *Légende* in irgend eine Beziehung gesetzt werden können. Wir haben hier vielmehr die Wiederaufnahme eines Namens, wie sie bei M. häufiger vorkommt, ohne dass mehr als eine allgemeine Aehnlichkeit den Anlass dazu gäbe.

Der Name Heermans dürfte zurückgehen auf den Pianisten und Lisztschüler Herrmann, der 1845 plötzlich ins Kloster ging. Nach Weisen, die dieser im kleinen Kreise aus dem Stegreif schuf, dichtete M. just im Jahre 1844, in welchem die *Frères* erschienen, drei kleine Liedtexte: *Bonjour Suzon! — Non Suzon, pas encore! — Adieu, Suzon!* (*PB*, 302). —

An M.s Angaben wird soviel wahr sein, dass die Erzählung einen deutschen Kern hat, zu dem er eine deutsch sein sollende Aufmachung fügte. Im übrigen gab er sich selbst die Vollmacht, die Zutaten frei zu erfinden, indem er angab, die Einzelheiten vergessen zu haben.

Haape[1]) hat vermutet, dass H. Heines Ballade *Zwei Brüder* im Spiele sei, zu der K. Simrock ein abweichendes Seitenstück von G. C. Braun mitteilt.[2]) Das Gedicht Heines schildert einen erbitterten Kampf zweier ritterlicher Brüder um eine holde Gräfin, der damit endet, dass „Beide Kämpfer stürzen nieder Einer in des andern Stahl.“ Dies ist durchaus ähnlich und könnte vom Verfasser des *Don Paez* übernommen worden sein, und doch wieder so furchtbar allgemein.

Weiter bringt uns eine dritte Fassung der gleichen Sage, eine Prosa von A. Reumont, genannt *Die Brüder*,[3]) deren Schauplatz auch die beiden Zwillingsburgen Sternfels und Liebenstein bei Bornhofen am Rhein bilden, die noch *Die Brüder* heissen. Wir finden hier folgende Uebereinstimmungen. Einer der Brüder heisst (wie der Vater) Heinrich[4]). Diesem fällt die Rolle des Bruders, Freundes und Beraters zu, während der andere Bruder zum Bräutigam erkoren wird. Vgl. bei M.: „elle chérira Tristan comme un époux et Henri comme un frère“ (324). Der nichtgewählte Bruder übt grossmütig Entsagung, die er allerdings nur dadurch fortsetzen kann, dass er ein tätiges Leben in der Fremde sucht. Vgl. bei M.: „je passerai aux Etats-Unis“ (S. 326); doch ist bei M. die Entsagung insofern weiter gesponnen, als der glücklichere Bruder es ist, der, wo er den Kummer des anderen sieht, ihm grossmütig die Braut abtreten und ins Ausland gehen will. Aehnlich ist dann wieder die Trennung der Kämpfer durch ein geliebtes Wesen, während das Klostermotiv zwar auch vorhanden ist, aber abweicht.

[1]) *Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit.*, 1909. — [2]) *Rheinsagen* Nr. 79 u. 80. — [3]) *Rheinlands Sagen, Geschichten u. Legenden*, Köln u. Aachen [1837]. — [4]) Dies hat aber wenig Beweiskraft, da der Name Henri bei M. sehr beliebt ist.

R.s Sage macht auf den Leser einen tiefen Eindruck und wird diesen auch auf M. nicht verfehlt haben, wenn man annehmen darf, dass sie ihm erzählt worden ist (vgl. oben „on m'a raconté“); lesen konnte er sie bei seinen geringen Kenntnissen im Deutschen nicht. Was man weiter erklärlich fände, ist, dass M. sich der Sage nicht mehr klar entsonnen hat, da sie ziemlich verwickelt ist. Sie hätte durch ihn eine grosse Vereinfachung erfahren. Insbesondere tritt die Braut in den Hintergrund, die Brüder kommen ums Leben, und als Versöhnerin tritt die Mutter auf. —

Der eine der beiden Brüder M.s will, wie gesagt, aus Bruderliebe seine Rechte auf die Braut dem andern abtreten, und dies hat vielleicht seinen Anstoss in der so rührenden Erzählung Boccaccios (X, 8), in der die Freundschaft des Tito und Gisippo gefeiert wird. Auch hier wird der eine Freund krank vor Liebe zu der Geliebten des Freundes, und dieser will sie ihm grossmütig überlassen.[1])

Bezeichnend ist besonders die Art, wie der Schluss (nach M.s eigenen Worten der bedeutsamste Teil der *Légende*), der die Erscheinung der Mutter enthält, behandelt ist. Es heisst da: „Ces deux infortunés avaient eu une mère qui les avait tendrement aimés“, und fast das gleiche steht schon am Ende der *DM*: „Je vous ai dit . . . . que Valentin avait une mère qu'il aimait tendrement.“ In beiden Werken erscheint zudem die Mutter ganz unvermittelt, um als *dea ex machina* den Schluss herbeizuführen. Ganz ähnlich auch tut es in *Emm.* die Schwester dieser: „Je crois vous avoir dit, Madame, qu' Emmeline avait une sœur.“ Nun beruht zwar der Schluss der *E.* auf einer wirklichen Tatsache, aber nichts hindert anzunehmen, dass der Abschluss der *Frères* eine Wiederholung oder Spielart desjenigen der *DM.* ist, da eben in M.s Leben die Mutter eine bedeutsame Rolle spielt. —

Wie man schon M.s *Mainacht* (1835) an Goethes *Zueignung* angeschlossen hat[2]), so wird auch die Art des Erscheinens der Mutter in den *Frères* an der Nebelerscheinung der *Dédicace* ihr Vorbild haben. Letztere stand in der Uebersetzung von Panckoucke (Paris 1825) wie in der von M. Gérard (G. de Nerval; Paris 1830). Was sich näher an G. anlehnt, sind M.s Worte: „La rosée . . . faisait plier l'herbe . . . sortir du brouillard . . . . . . Comme une couleuvre blanche . . . . Du fonds de la vallée . . . . une forme vague . . . . se détacher et s'avancer vers eux . . . . montait lentement la colline. —

M.s *Frères* nehmen unter seiner Prosa, wie überhaupt in seinen Werken, ähnlich wie etwa die Ossianstelle eine vereinzelte Stellung

[1]) M. wird das Motiv auch in Hoffmanns Fassung gekannt haben (Walter und Formosus), die aber alles Idealen entkleidet ist (*Kater Murr* I, 2. Abschn.) — [2]) J. Giraud in *Revue Germ.* 1911, 54 ff.

ein, sind aber darum nicht minder lehrreich für uns. Wir sehen, wie er einer „deutschen Sage“ etwas schwerfällig gegenübertritt, indem er als Dichter des Erlebten das allgemein menschlich Rührende sicher herausgreift und gestaltet, das zeitlich Bedingte aber, die geschichtliche Färbung, weniger achtet und durch Entgleisungen (Namen, Etats-Unis) die Einheit der Stimmung beeinträchtigt.

11. *Le Secret de Javotte.*

Mit *Javotte* kehrte M. zu seiner gewöhnlichen, autobiographischen Art der Novelle zurück. Sie, wie die noch folgenden werden im restlichen Teil von *PB* mit keiner Silbe erwähnt, als wenn dies Paul irgendwie peinlich gewesen wäre. Wir können aber doch mit Hilfe Pauls sonstiger Angaben in *J.* gut hineinleuchten. Der Schauplatz ist wie in *Margot* „Les Clignets“, der Landsitz der Baronin Gobert, diesmal mit Namen genannt und in richtiger Lage. Des Jagens des Herzogs von Bourbon im nahen Car(e)nelleforst, das zu Anfang der Novelle erwähnt wird, waren M. und sein Bruder selbst Zeuge (*PB* 39), und auch die sonst bezeugte genaue Ortskunde geht auf eignen Aufenthalt in der Gegend zurück.

Von den Personen sind zunächst Tristan und Armand als Alfred und Paul de M. zu deuten. Zu dem, was ich über M.s Verschleiern seiner Entlehnungen vorausschickte, passt es gut, dass Armand-Paul hier der jüngere Bruder ist. An Vernunft und Erfahrung ist er aber der überlegene, und es hat grossen Reiz für uns, einmal Zeuge der vielen zwischen Alfred und Paul gepflogenen Gespräche zu werden, bei denen der vernünftige Paul gut wegkommt. Ihm wird auch die hübsche Schmeichelei zuteil: „Armand .... avait beaucoup de sens et de raison“ (625 a). Auch das Verhältnis zu der seit 1832 verwitweten Mutter findet einige Beleuchtung.

M. macht sich in *J.* zum schneidigen Rittmeister bei den schwarzen Husaren (vgl. schon Gaston in *Margot*) und das nicht ohne Grund; wissen wir doch durch Paul (S. 107), dass Alfred, ein guter Reiter, nach dem Tode des Vaters, der wenig hinterliess, erwog, Husar oder Lancier zu werden. Und später war es unter seinen Freunden Fürst Eckmühl, der ihm seine Pferde und manchmal seine Lancieroffiziersuniform lieh, „que M., par enfantillage, aimait à revêtir Trouvant qu'il lui allait bien.“ Sogar die kopfscheue Gitana, die er in *J.* reitet, ist uns bekannt. Es ist die Stute A. Tattets, die M als Gast in Bury gewöhnlich zugewiesen erhielt[1].

Die erste der weiblichen Rollen in *J.* hat eine ebenso gewandte wie frömmelnde und gefallsüchtige Weltdame von 30 Jahren inne, die Tristan-Alfred den Kopf verdreht, um ihn dann schroff und

[1]) Séché, ***Jeun. dorée,*** 69.

schnöde zu behandeln. All das passt mit wenig Einschränkung auf die von M. heftig geliebte Fürstin Belgiojoso,[1]) ein stolzes, frömmelndes, wohltätiges Weltkind, das auch ein dogmatisches Werk schrieb und mit dem Alfred nie in ein dauerndes Verhältnis oder Einvernehmen kam. 1842 glaubte er sich von ihr, die ihn immer wieder angezogen hatte, so schnöde behandelt, dass er endgültig mit ihr brach, indem er das schon erwähnte Gedicht *Sur une Morte* (Okt. 42) über sie schrieb, das, wie es scheint, nur von ihr selbst richtig bezogen wurde. Auch Paul (S. 279) berührt das Zerwürfnis und das Gedicht, ohne aber die Dame zu nennen. Den genauen Grund für den Bruch kann oder will er nicht sagen, doch erfahren wir von ihm: „il fallait assurément qu'il eût reçu quelque traitement dur, blessant et injuste, le jour qu'il rentra chez lui, décidé à rompre tout de bon".[2]) Passt dies nicht genau auf die Rückkehr des gekränkten Tristan in *J.*, der zu seinem Bruder sagt: „c'est la dernière des femmes"! Ich nehme daher keinen Anstand, die Marqu. de Vernage im wesentlichen als die Belgiojoso zu deuten, wie schon oben anlässlich der *DM* die Marqu. de Parnes. In der Tat ist es überraschend, zu sehen, wie Wesen und Auftreten der beiden Marquisen auch unter sich übereinstimmen. Von gemeinsamen Zügen aller drei Gestalten ist z. B. Grösse der Augen nur einer von vielen.[3])

Zu der Fürstin passt es gut, wenn Armand in *J.* von der Marquise sagt: „Elle a tourné la tête, à ma connaissance, à trois ou quatre pauvres petits garçons qui ont failli en perdre l'esprit" (624 a), sobald wir sehen, dass Balzac in einem Briefe an Gräfin Hanska über die Fürstin, die er als „courtisane" und „horriblement basbleu" bezeichnet, 1844 schreibt: „C'est la Belgiojoso qui a enlevé Liszt à Mme d'Agoult, comme elle a enlevé Lord Nomanby à sa femme, Mignet à Mme Aubernon et Musset à G. Sand."[4])

Die Marqu. de Vernage ist eine geschickte und eifrige Jägerin und erscheint fast als Kriegerin, wo sie, wie Condé seinen Degen, ihre Reitpeitsche auf eine kleine Insel schleudert, um sie sich über die morsche Brücke hinweg zurückzuholen. Stimmt dies nicht zu der Fürstin, die als leidenschaftliche Freiheitskämpferin die Feder mit Degen und Gewehr zu vertauschen und auf ungesatteltem Pferde zu reiten wusste? (eb. 76).

Zu der fast beispiellosen Verliebtheit Tristans passt gut, was M. in einem Briefe an die *„Marraine"* (9. Okt. 40) über „elle" (nach

[1]) Ueber sie vgl. Jaubert, *Souv.* u. besonders Séché, *A. de M.*, II. — [2]) Die Ursache des Bruches s. jetzt bei Séché, *A. de M.*, II, 90 f. 97 ff. oder Séché, *Corr.* 191, 196 u. 120. Die Darstellung nach dem Maler Chenavard bei de Janzé, *Etude et récits* ...., 186 (s. u.) lässt Séché unerörtert. — [3]) Vgl. 520b, 624b; Jaub. *Souv.* 191. — [4]) Séché, *A. de M.*, II.

Séché, *Corr.* 181 die Fürstin) schreibt: „je puis vous dire franchement mon opinion sur elle. Je l'aime, je l'aime, je l'aime, et je l'aime beaucoup."

Dass Tristan in *J.* der Marquise gründlich die Wahrheit sagen und sie beschämen will, berührt sich damit, dass er in *Sur une Morte* (1842) so treffend und wirksam mit ihr abrechnete.

Schon hingewiesen wurde anlässlich der *DM* auf die Aehnlichkeit der Marquise in *Jav.* mit der in Balzacs *Etude de femme.* Insbesondere scheinen B.s Worte: „Toujours en règle avec l'Eglise et avec le monde . . . son directeur lui permet d'allier le profane et le sacré" (a. a. O. S. 383) bei M. (624 b) ihren Widerhall gefunden zu haben.

Die Gestalt la Bretonnières, des Hausfreundes der Marquise, erscheint so eng mit der Geschichte verwachsen, so sprechend und lebenswahr, dass er Züge wirklicher Vorbilder tragen muss. Man wird daher an gewisse Vertraute der Fürstin, darunter ihren Landsmann, den politischen Flüchtling Leopardi, denken, die M. mögen lästig gewesen sein, ihm im Wege gestanden haben oder seinen Spott herausgefordert haben. Wenigstens schreibt er nach seinem Bruch mit der Fürstin (Okt. 42) an die *Marraine*: „Il faut que je renonce au nez de Leopardi, à la bosse de B. . . . ., aux favoris de M. V. . ., et à autres choses."[1])

Dass dieser L. wie der la Br. von *J.* etwas Verrücktes an sich hatte (man beachte die auf letzteren angewandten Ausdrücke „fou, bête, animal"), steht ebenfalls in Briefen M.s an die *Marraine* (eb. 216—18). Dazu kommt nun eine Duellgeschichte (eb. 217 f.), die mit der in *J.* grosse Aehnlichkeit hat. Der Anlass zur Forderung M.s durch L. ist so unbedeutend, dass M. (wie Tristan gegenüber Saint-Aubin) nicht daran denkt, die Sache mit den Waffen auszutragen. Aber vielleicht steckt die Fürstin hinter L., und der Umstand, dass die Marquise seine Sache mit Saint-Aubin hervorzerrt, veranlasst ja gerade auch Tristan, hinterher für sein einwandfreies Verhalten Beweise zu schaffen. Während nun der Strauss mit L., wie es scheint, nicht weiter ausgetragen wurde, lässt M. es in *J.* zu einem wirklichen Kampfe kommen, bei dem in erschütternder Weise ein so edles Menschenleben wie Tristan weiblicher Laune zum Opfer fällt.

La Br. wird eine ausgesprochene „domesticité" bei der Marquise zugeschrieben, und hier könnte kein geringerer als der Philosoph Cousin das Vorbild sein, der langjährige beharrliche Freund der Fürstin.[2]) Als die schöne Patriotin nach Einziehung ihrer Güter in Paris eine elende Dachstubenwohnung hatte, war es Cousin, der z. B. ihr das Gemüse las und auf den bratenden *miroton* achtete. Und dabei lief ihm doch noch der weniger

[1]) Jaub., *Souv.*, 210. — [2]) Séché, *A. de M.*, II, 77 ff.

stürmisch-heftige, diplomatische, schöne Mignet den Rang ab. Eifersucht bestand daher auch eher zwischen M. und Mignet, wie uns ein Brief der Fürstin von 1840 belehrt (eb. 87 f.). Zudem fand die Abfertigung M.s durch die Fürstin in der Villa statt, die Mignet ihr in Versailles gemietet hatte und in der M. acht Tage bei ihr zugebracht hatte.[2]) Den Hergang schildert M.s Bekannter, der Maler Chenavard.[3]) Mignet kam zum Besuch der Fürstin auf die Villa hinaus, und M. verlangte eifersüchtig von ihr, dass Mignet vor dem Diner verabschiedet werde. Sie weigerte sich glatt, worauf M. in sein Zimmer hinaufstieg, einpackte und abreiste.

Dass der Bruch heftig in M. nachwirkte, lassen seine Briefe an die *Marraine* erkennen, und in einem derselben (Okt. 42) ist sogar von einer Novelle die Rede, die er über die Fürstin zu machen gedenkt.[4]) Es heisst hier u. a.: „Tant y a qu'il y a longtemps que j'ai envie de faire une nouvelle qui s'appellera la Bascule, c'est-à-dire en général: Je t'aime si tu ne m'aimes pas, je recule si tu avances, etc., etc., ornée de quelques détails vrais. Ceci ira et même pourra aller, et grossir le petit Tom Jones (tome jaune) d'une demi centaine de pages.“. Dann aber heisst es in dem Briefe vom Nov. 1842 (eb. 208): „Je confesse donc que l'intention réelle de faire le conte dont je vous parlais n'existait pas dans mon esprit et même que c'est impossible. La chose est peutêtre faisable autrement en la prenant en plaisanterie, sans détails trop marqués, et en tournant la chose d'une manière favorable. Ce sera pour une autre fois.“ Ich trage keine Bedenken anzunehmen, dass in den letzten Worten schon die Richtung auf *J.* gegeben ist. —

Nur ganz vereinzelt sind in *J.* literarische Anspielungen. Der dreizeilige Schluss, in dem zum Ausdruck gebracht ist, dass die oberflächliche J. über Tristans Tod einfach hinweglebt, ist ähnlich dem in Balzacs *Peau*, wo Raphaëls Tod ohne Wirkung auf Foedora bleibt: „Mais Fœdora? . . . Vous la rencontrerez! . . . Elle était hier aux Bouffons, elle ira ce soir à l'Opéra! . . .“ Dazu treten zwei Anspielungen auf Fabeln Lafontaines. 630 b wird *Le coche et la mouche* angezogen, und *Quimper-Corentin* (632 a), etwa wie Buxtehude gebraucht, stammt aus *Le chartier embourbé*. Es begegnet schon in M.s *Songe du Reviewer* (1833):

„Quinet est joueur d'orgue
A Quimper-Corentin“.[1])

Treten so in *J.* die literarischen Quellen völlig zurück, so ist das autobiographische Element besonders stark, und M.s Aerger über die Koketterie einer geliebten Frau muss den ersten Anstoss zu der Novelle gegeben haben, wie das auch aus Briefen an die

---

[1]) Séché, *Corr.*, 191. — [2]) de Janzé, a. a. O., 186. — [3]) Séché, *Corr.*, 195. — [4]) Allem, a. a. O. 37.

Marraine hervorgeht. Griff er nun zwar schliesslich die Sache mit soviel Ernst nnd Versöhnlichkeit auf, dass trotz mancher launigen Auslassungen der Grundzug moralisierend und humanitär ist, und darf man annehmen, dass er sich durch *J.* von dem Drucke, der auf ihm lastete, befreite, so war das doch nur dadurch möglich, dass er in Fortsetzung von *Sur une Morte* gründliche Abrechnung hielt und in eindringlicher Weise zeigte, wie ein blühendes Menschenleben schnöder Koketterie zum Opfer fällt und eine Mutter den teuren ältesten Sohn verliert. (Schluss folgt.)

Breslau. H. Breuer.

Lorenz Morsbach zum Gruss!

(Zu seinem 75. Geburtstage am 6. Januar 1925.)

Im grossen Uebungsraum des Englischen Seminars der Universität Göttingen hängt an der Fensterwand ein Bildchen des alten Murray, des Herausgebers des Oxford Dictionary, am Schreibtisch mit der Unterschrift „Still at work". Ein ehrwürdiger Kopf, langwallender weisser Bart, die nimmermüde Hand den Federhalter führend, der klare, durchgeistigte Blick über Berge von Papier erhoben, ernst in die Weite gerichtet; Dutzende von Zettelkästen zu beiden Seiten, Bücherreihen als stimmungsvoller Hintergrund. Auch ohne „cap and gown" wäre es das Bild eines Patriarchen der Wissenschaft von englischer Sprache und Literatur. Wendet sich der Beschauer, so fällt sein Blick gegenüber auf ein Bildnis ganz anderer Art: nichts von Gelehrtenstube und all dem Drum und Dran des Wissenschaftlers, kein Hauch mehr aus Erasmus' Zeiten — ein einfaches, schlichtes Brustbild auf dunklem Hintergrund, das Porträt eines modernen Menschen, der so gar nichts Professorales in seinem Aeusseren aufweist. Sakko, schlichter Kragen, helle Krawatte; gestutztes Haar, kleiner Schnurrbart, im übrigen glatt rasiert. Feine, edle Züge; kluge Augen voll Leben und Begeisterungsfähigkeit; alles Frische und Spannkraft, Stolz und Bescheidenheit, Elastizität, Wärme und — tiefgründige Güte des Herzens. Und doch seltsam, wie dies Bild die beiden eigensten Wesensseiten des Mannes widerspiegelt: die linke Gesichtshälfte ganz herb und ernst, hagerer als die rechte, energisch, mit dem weit geöffneten Auge des Forschers; auf der anderen, volleren Seite dagegen scheint sich zwischen dem vom Lid mehr überdeckten Auge und dem etwas hochgezogenen Mundwinkel aller rheinische Frohsinn, alle Schalkhaftigkeit, alle Milde und all die tiefe Herzensgüte des Menschen vereinigt zu haben. Auch dies das Bild eines Patriarchen im Reiche der deutschen Anglistik, ihres Seniors: Lorenz Morsbach.

Fast zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit dies Bild entstand. Es stammt noch aus jener schönen Zeit, da selbst das Auditorium maximum die Hunderte deutscher und fremder junger Menschen nicht zu fassen vermochte, die von Morsbachs wissenschaftlichem Ruf herbeigezogen in solchen Scharen zu ihm strömten, dass die grosse Aula der Universität viermal wöchentlich in einen Hörsaal verwandelt werden musste. Dort lernten wir unter seiner genialen Führung fremden Geist, fremdes Volkstum, fremdes Wesen kennen und verstehen. Dort lernten wir am fremden unser eigenes messen und tiefer begreifen. Es waren für uns Studenten ganz gewiss, vielleicht auch für unseren Meister die schönsten Semester. Es war ein begeistertes, frisch-frei-fröhliches Arbeiten — bis das Vaterland rief. Und wie brannte da Hand in Hand, und wie leuchteten die Augen des ehemaligen Kavalleristen Lorenz Morsbach, als wir Abschied nahmen! Und wie stolz waren wir, als wir schon in den ersten Augusttagen 1914 unserem geliebten Meister die erste Feldpostkarte nach der Feuertaufe schicken konnten und seine Grüsse im Schein eines brennenden Dorfes im Westen oder Osten klopfenden Herzens lasen! — Ein anderes Bild steigt in der Erinnerung auf. Ein Fähnlein von sechs bis acht Schwerbeschädigten im traulich stillen Schein der Lampe um den Tisch in Morsbachs Heim versammelt, alt- und mittelenglische Texte lesend, aufs freundlichste bewirtet von der liebenswerten Gattin des Meisters. Allwöchentlich einmal, Sommer und Winter, durch drei Kriegsjahre hindurch die immer zahlreicher werdende Schar an Stöcken, auf Krücken, mit Holzbeinen, mit Glasauge, vom Meister noch ausserhalb der Vorlesungen und Uebungen im eigenen Heim wissenschaftlich gefördert und seelisch aufgerichtet. Seelisch aufgerichtet von ihm, dem selbst der vierte Kriegsmonat bereits den schwersten Schicksalsschlag versetzt hatte! Keiner der Beteiligten vergisst Dir das je, Lorenz Morsbach, was Du ihnen da gewesen bist! — Kriegsende. In hellen Haufen strömten sie zurück in die Hörsäle, die draussen Männer geworden waren. Hochdruck im Englischen Seminar! Umstellungen, Neueinrichtungen, Teilungen im Vorlesungs- und Seminarbetrieb. Arbeit, Arbeit in erdrückender Fülle für den Leiter. Der 69 jährige wurde wieder jung dabei. Wir, die wir ihn unter der Wucht schwerster Schicksalsschläge hatten alt werden sehen, wurden staunende Zeugen dieser geistigen und körperlichen Verjüngung. Die Arbeit mit und an der Jugend machte auch ihn wieder jung. Und keine Ruhe gönnte er sich; Zwischen- und Hauptsemester jagten einander. Und wenn es sich um Kriegsteilnehmer handelte, war ihm keine Mühe zu gross. Vom Tage, an dem der erste Verwundete unter seinen Schülern im Jahre 1914 noch aus dem Felde zurückkam, bis zur Rückkehr des letzten Kriegsgefangenen galt seine Sorge in erster

Linie ihnen. Ich weiss, es ist all den Hunderten von Kriegsteilnehmern unter seinen Schülern aus dem Herzen gesprochen, wenn das hier einmal ganz besonders nachdrücklich und dankbar hervorgehoben wird.

Lorenz Morsbach ist zweimal fast überschwenglich gefeiert worden: 1910 und 1920, beim 60. und 70. Geburtstag. 1910 war die Begeisterung schon gross, aber heisser noch schlugen die Herzen für ihn 1920. Das gemeinsame schwere Erleben und sein unbedingtes Halten zur deutschen Jugend hatte die Herzen untrennbar zusammengeschweisst. Dann setzte auch seinem Wirken als Lehrer die neue Zeit mit ihren neuen Gesetzen ein Ziel. Und heute lebt der 75jährige ganz seiner Familie und seiner Wissenschaft, liebevoll betreut von der nimmermüden, immer sorgenden Lebensgefährtin. Drei Viertel eines Jahrhunderts hat er nun durchwandert in überaus segensreichem Wirken, viel bewundert vom In- und Ausland, treu geliebt von seinen Freunden und Schülern, reich geehrt auf mannigfachste Weise, zuletzt noch von der Universität Bonn durch die Erneuerung seines Doktordiploms nach 50 Jahren. Wissenschaft, Universität und Schule und besonders Hunderte von Angehörigen des höheren Lehrberufs haben seinem reichen und langen Leben unendlich viel zu danken. Und doch, wenn man ihm heute in der Behaglichkeit seines Arbeitszimmers beim Duft der Zigarre gegenübersitzt, dann will man es nicht glauben, dass diesen Mann fast zwei Jahrzehnte trennen von dem Mann, dessen Bild das Englische Seminar schmückt. Dass es nicht nur sein Aeusseres ist, das sich so jung gehalten hat, sondern in mindestens ebensolchem Masse auch sein Geist, das beweist noch sein jüngstes kerngesundes, geradezu erlösend wirkendes Shakespearebuch,[1]) an dem höchstens stumpfe Gleichgültigkeit oder böser Wille vorübergehen können. Und schon gedeihen weitere Arbeiten unter den Händen des Meisters. Wahrlich, die deutsche Anglistik kann dankbar und stolz sein, dass sie auch unter Morsbachs Bildnis die Worte des alten Murray setzen darf: „Noch immer am Werk“! Ad multos annos, Lorenz Morsbach!

Lüneburg. Walter Gerlach.

---

[1]) L. M., *Der Weg zu Shakespeare und das Hamletdrama. Eine Umkehr.* Halle, 1922. (Vgl. *Zeitschr.* 23, 77.) — Ausführliche Würdigungen L. M.'s, des Gelehrten und Menschen: Fr. Roeder, *Zum 70. Geburtstag L. M.'s. Engl. Stud.* 54, H. 1; W. Gerlach, *L. M. zum 70. Geburtstag.* In *Nachr. a. d. geistigen u. künstlerischen Leben Göttingens*, Jhrg. 1919/20, Nr. 9/10, Gött. Kronbauer. — Vgl. auch M.'s eigenen Bericht: *Meine Lehrtätigkeit an der Universität Göttingen in den Jahren 1892 bis 1922. Engl. Stud.* 58, H. 2.

Volksetymologisches im Englischen. II. (Schluss von 23, 310.)

mistletoe „Mistel, Mistelzweig" ist in seinem zweiten Bestandteile missverstanden und an *toe* „Zehe" nur angelehnt worden. Nebenformen des Wortes sind *misselden*, *misseldine*. Zu Grunde liegt ae. *misteltân* „Mistelzain, Mistelzweig", dessen mittelenglische Entsprechung sich bisher noch nicht gefunden hat. Dieses *tân* wurde missverstanden als pl. von *toe* (*tone*).

non-enormity. Dazu gestaltet sich wohl einmal im Munde eines Ungebildeten das Wort *nonconformity*. So viel auch das letztere Wort in den religiösen Kämpfen Englands im Munde der Menschen war, so trat doch die Kenntnis desselben hinter der von Worten wie *enormous, enormity* zurück, so dass diese sich beim Sprechen zuerst ins Bewusstsein drängten.

office findet sich in westengl. Mundarten in der Bedeutung von „Dachtraufe", ist daher eine Verderbnis und Umdeutung von *eaves* (ae. *evese*, ags. *efese*).

oriel (Vorhalle, Galerie, Vorbau, Erker) scheint von frz. *oreille* (Ohr) abgeleitet (*auriculum, oriolum* von *auris*), also ohrartigen Anbau bedeutet zu haben. Dann läge keine Anlehnung und Umdeutung vor. Nach Skeat stammt es aber von *aureolum* (vergoldetes Zimmer), was von Nath. Bailey in seinem Wörterbuch bestätigt wird, der das *Oriel College* in Oxford durch *aurea aula* erklärt.

osprey auch *asprey*, häufige Nebenform für *ossifraese* aus *ossifrag* (= Knochenbrecher), anscheinend in Anlehnung an *prey* (Beute) entwickelt, im ersten Teil vielleicht auch an ags. *aes* (Aas), wie die Nebenform *asprey* vermuten lässt, = der Seeadler.

paduasoy (eine Art dichtes Seidenzeug) ist an den Namen der ital. Stadt Padua angelehnt, wird aber auf *pou de soie* zurückgeführt, wonach dann Umdeutung vorläge. Hält man aber das frz. *padou* (Florettband, *ruban de Padoue*) dazu, so läge doch eine Beziehung auf Padua vor, und von Anlehnung wäre keine Rede mehr.

Parish Garden, ein zu Shakespeares Zeit und noch später wegen der dort abgehaltenen Bärenhetzen bekannter Garten in Southwark (London). Seine Benennung ist vom Volke an *parish* (Kirchspiel) angelehnt, rührt aber her von dem Namen des ursprünglichen Besitzers Robert de Paris, der unter Richard II. lebte, und sollte *Paris Garden* lauten.

partisan in der Bedeutung „Partisane, Hellebarde" scheint von *partisan* „Parteigänger, Angehöriger leichter Truppen" abgeleitet und wird tatsächlich von Diez so verstanden. *Partisan* wäre dann die Waffe derartiger Truppen. Denken wir aber daran, dass unser Wort schon im Afrz. *pertuisane* und *pourtisaine* lautete, so werden wir unweigerlich auf das Wort *pertuiser* „durchbohren"

geführt, was zu der Verwendung dieser furchtbaren Waffe vorzüglich stimmen und ihren Namen besser erklären würde. Dann läge in *partisan* eine volksetymologische Umbildung vor.

passy-measure (langsamer Tanz mit Kreuz- und Querschritten) ist eine Umformung und im zweiten Worte Anlehnung an *measure* von dem ital. *passamezzo,* dessen zweiter Teil „Mitte" bedeutet.

pea-coat, pea-jacket (kurzer Ueberrock der Seeleute aus dickem Wollenstoff) scheint mit *pea* (Erbse) gebildet, etwa mit Rücksicht auf deren Farbe, wird aber auf das holländ. *pij* oder *pije* zurückgeführt, das einen Rock aus grob-wollenem Stoffe bedeutet. Die Uebernahme dieses Fremdworts ins Englische müsste freilich auf dem Wege durch das Auge, nicht durch das Ohr erfolgt sein, etwa durch Kennenlernen auf Ladenschildern, denn die Aussprache des holländischen Wortes ist pei.

penny-royal (das Flohkraut, der Polei) hat nicht die entfernteste Beziehung zu *penny,* sondern ist Umdeutung von *puliole-royal,* mittelfrz. *pulege* (*Pulejum regium*).

penthouse (Wetterdach, Vordach) ist volksetymologisch angelehnt an *house,* mit dem unser Wort nichts zu tun hat. Seine frühere Form war *pentice* oder *pentise, pentees,* und diese nur eine Kürzung von *appentice* (mittellat. *appenticium* (Anhang), frz. *appentis*). Diese Umdeutung ist schon alt, bei Shakespeare schon durchgängig zu finden.

perform (verrichten) geht nicht, wie wohl jeder, dem das Wort zum ersten Mal zu Gesicht kommt, annimmt, auf das frz. *former* (bilden, gestalten) zurück, sondern das ganze Wort ist eine Umdeutung des selteneren *parfurnir,* das mittelengl. zu *parfurnen,* später *parfourmen* wurde.

periwinkle (Singrün, Immergrün) hat keine Beziehung zu *winkle* (eine Schneckenart), sondern geht zurück auf ags. *pervince* (lat. *vinca pervinca*). Das Deutsche hat diesen Ursprung ebenfalls verkannt, wenn es die Pflanze, ausser mit obigem Namen, auch „Bärwinkel oder Bärwurz" nennt.

peruse (eine Schrift durchlesen, überlesen). Auch hier dürfte sich (ähnlich wie bei *perform*) so leicht niemand finden, der nicht an Herkunft des Wortes von *use* dächte, so dass *peruse* = lat. *peruti* wäre. Das Wort geht aber auf die alte Schreibung *peruise* = *pervise* = lat. *pervisere* (beschauen) zurück, ist also in seiner jetzigen Schreibweise eine missverständliche Anlehnung.

Peter-semine-wine (Peter-Simons-Wein), auch *Peter seeme wine,* könnte, mindestens in seiner ersten Form, an *semen* (Same) angelehnt scheinen, das Ganze ist indessen eine Entstellung von *Pedro Ximenes vino,* einem spanischen Weine aus rheinischen Reben, häufiger *Paxarete* (*Pajarete*) oder *Moscatello* genannt.

philippine, auch in der Form *philopena* und *fillipeen* vorkommend (das Vielliebchen) ist ersichtlich an den Vornamen *Philip* angelehnt, aber nur ein Missverständnis des deutschen Wortes.

pie-powder-court (im älteren englischen Recht „das Marktgericht, Messrecht, zur schnellen Erledigung von Streitigkeiten auf den Märkten und Messen"). Hier ist der erste Teil des zugrunde liegenden Wortes unverstanden geblieben und, der Aussprache zufolge, an *pie* (Pastete) angelehnt worden. Jenes Recht wurde von denen in Anspruch genommen, die unmittelbar von der Strasse weg „bestaubten Fusses" (*pied poudreux*) Hilfe gegen Uebervorteilung suchten. Afrz. *pied-pouldre*. Der Gerichtshof hiess spätlat. *curia pedis pulverisati*.

pilcrow (das Paragraphenzeichen) ist missverstanden aus *paragraph* und an *crow* (Krähe, aber auch Brecheisen) angelehnt worden. Nebenformen: *pylcrafte, pargrafte, pyllcrow*.

plumb (Blei) findet sich im 18. Jahrh. infolge gleicher Aussprache mit *plum* (Pflaume) nicht selten mit dem letzteren Worte verwechselt, so in der Redensart *worth a plumb* (*plum*) = im Besitze eines Vermögens von £ 100 000.

pockmantle für *portmanteau* (Handtasche, Manteltasche) ist in seinem ersten Bestandteile offenbar an *pocket* (Tasche) angelehnt und umgedeutet.

polony (eine Art Wurst) ist eine Entstellung aus *Bologna*, wo derartige Würste hergestellt wurden. Die Anlehnung erfolgte an die geläufigeren Wörter *Pole, Polack, Polish, Poland*.

pottercarrier für *apothecary* (Apotheker) ist offenbar doppelt angelehnt, einmal an *potter* (Töpfer) und *carrier* (Fuhrmann). Vielleicht ist gedacht an den Apotheker, insofern er Töpfe hin und her trägt.

pottingar, zweifellos Umdeutung von *apothecary* (Apotheker) und angelehnt an *pot* (Topf). Ich stütze mich dafür auf Walter Scott, *Fair Maid of Perth,* chap. 7. Schröer in seinem Wörterbuch gibt für *pottinger, pottenger* die Bedeutung „Koch".

primrose (Primel, primula veris acaulis) ist deutlich an *rose* angelehnt, zu dem gleichwohl jede Beziehung fehlt. Das Ae. hat noch die Form *primerole* auch *prumorole,* das Frz. ebenfalls *primerole*; das ist lat. *primerula,* Nebenform von *primula,* das seinerseits wieder Diminutiv von *prima* „erste", nämlich Frühlingsblume, ist.

profield (Seitenansicht) ist das missverstandene und an *field* angelehnte Fremdwort *profile*.

rake-hell (liederlicher Kerl, nichtswürdiger Strolch) ist von einigen Forschern als imperativische Bildung verstanden worden. Das würde bestätigt werden durch ein von mir gefundenes Wort *hell-raker* „Höllenfeger". Andere denken an *racaille* (Hefe, Aus-

wurf, Gesindel), wieder andere ziehen das mittelengl. *rakel* = *rash* heran. Im schwedischen dialekt ist *rakkel* = Vagabund, im Holländ. *rekel* = schlechter Köter. Bei den letzteren Deutungen wäre demnach volksetymologische Anlehnung anzunehmen.

redoubt (Redoute, geschlossene Schanze) hat nichts mit dem frz. *redouter* (fürchten), wovon engl. *redoubtable* (schrecklich), zu tun, an das es vielmehr nur angelehnt ist (an dieser Anlehnung beteiligt sich auch das Deutsche durch die Uebersetzung „Schreckschanze"), sondern ist abzuleiten vom lat. *reductus* (ital. *ridotto*), bedeutet also „Zufluchtsort, Rückzugsschanze".

riband, veraltende, aber eine Zeitlang neben *riban* vorherrschende Form für *ribbon* (Band, Borte), ist wie das Schluss-*d* zeigt, an *band* angelehnt, mit dem es nach seinem Ursprunge nichts zu tun hat, die frz. Formen dafür waren *riban, rubant, rubent*; die neufrz. ist *ruban,* entweder von einem spätlat. *rubanus* oder einem Part. praes. *rubens, rubentis.*

rickets (mit Rückgratverkrümmung verbundene Kinderkrankheit), die Medizin nennt diese Krankheit Rhachitis, von welchem Namen nun *rickets* als eine Entstellung erscheint. Nach Skeat wäre aber umgekehrt der medizinische Ausdruck erst später, gegen 1650, auf Grund eines englischen Dialektwortes, das man schon gegen 1620 antreffe, geschaffen worden. Das scheint durch das gutengl. Wort *rickety* (wackelig, bes. von Möbeln) bestätigt zu werden.

ridicule, nicht in der Bedeutung „lächerlich", sondern in der von „Strickbeutel, Arbeitsbeutel der Damen", ist eine lächerliche Entstellung (die sich bereits im Frz. und im älteren Deutsch findet) von frz. *réticule* (Netz).

rhyme, eine erst nach der Mitte des 16. Jahrh. nachweisbare Schreibweise für *rime* (Reim, Vers, Melodie, Gedicht), ist entstanden unter Anlehnung an das griech. Wort *rhythm,* während *rime* auf ags. *rîm* (Zahl, Reihe) zurückgeht.

rosemary (Rosmarin) hat nichts mit *rose* (Rose) und dem Eigennamen *Mary* zu tun, an die es nur angelehnt ist, sondern stammt vom afrz. *rosmarin* (lat. *ros marinus* Meertau).

Rotten Row (eine mit Bäumen besetzte Promenade im Hydepark zu London, das Rendezvous der vornehmen Londoner Gesellschaft) entbehrt jeder Beziehung zu *rotten* (verfault) und *row* (Reihe), sondern ist missverstanden aus *route du Roi,* wie der Berliner Tiergarten ebenfalls seine „Königsallee" besitzt.

roundelay (Ringelgedicht, Rundgesang) hat keine Beziehung zu *lai* oder *lay* (Lied), so nahe eine solche hier zu liegen scheint, sondern ist umgedeutet aus der Diminutivform des afrz. *rondel* (neufrz. *rondeau*), die *rondelet* geheissen hat. Bei dieser Umdeutung hat sicherlich das Wort *virelai* (Zweireimgedicht) Einfluss geübt. Dieses letztere Wort mit Diez auf *virer* (sich drehen) zurückzuführen, will mir nicht einleuchten, ich deute es als *lai du Vaux de Vire* (dem

Ursprung des Wortes *vaudeville*). Ae. hiess *roundelay* noch *rowndel, roundel, rondel.*

round robin (Bitt- oder Beschwerdeschrift, die die Petenten, damit man nicht ersehen könne, wer als der erste unterschrieben, in Kreisform unterschrieben haben) ist entschieden eine missverständliche Anlehnung an andere Worte, sei es an *ruban rond* (also eine Unterschrift in Form eines runden Bandes, wie sie in frz. Offizierkreisen üblich war) oder an den engl. Namen *Robin,* der u. a. auch einen Spukgeist bezeichnen konnte, und *round* (mit Zusatz-*d*) für *roun* vom ahd. *run* (Geheimnis).

runagate (Glaubensabtrünniger), volksmässige Nebenform von *renegade,* missverständlich angelehnt an *to run* und *gate,* als sollte es bedeuten: einer, der zum Tore, auf den Weg hinaus, also weggrennt. Es ist aber das frz. *renégat* (aus lat. *re+negare*). Die Orthographie des üblichen englischen Wortes ist offenbar beeinflusst durch die spanische Form *renegado,* die Bildung des Titelworts durch *runaway* (Flüchtling, Ausreisser).

sack (der herbe, nicht süsse Wein, Kanariensekt) ist eine durch Umdeutung entstandene Nebenform von *seck* (span. *vino seco,* frz. *vin sec,* niederländ. *sek*), dem die deutsche Sprache noch ein *t* hinzugefügt hat (wie Packt für Pack).

salomon gundy ist eine seltsame Anlehnung an den Namen jenes hebräischen Herrschers, zu dem doch jede Beziehung fehlt. Es ist eine Nebenform von *salmagundi* (ein gewürztes Mischgericht). Uebergangsformen waren *salmondundy, salmongundy.* Frz. heisst es *salmigondis.* Wort und Sache sind italienischen Ursprungs, die Etymologie des Wortes noch nicht klar, nur so viel ist sicher, dass darin der Wortstamm *sal* (Einsalzen, Würzen) steckt. Vielleicht ist der zweite Teil entstellt aus *condis* von *conditus, condito* von *condire. Salami* wäre dann Plural von *salame* (gesalzenes Fleisch) und *condis* = gewürzt.

samphire (Meerfenchel, Crithmum), Nebenformen *sampire, sampier, sampere,* soll aus (*herbe de*) *St. Pierre* entstellt, letzteres aber, zufolge dem Romanschriftsteller Thomas Smollet, wieder erst Entstellung von *sang pierre* sein.

saveloy (Zervelatwurst) ist doch wohl durch Anlehnung an *save* entstanden aus dem frz. *cervelas,* ital. *cervellata,* vom lat. *cervellus* und dieses von *cerebellum* (Gehirn).

shame-faced (mit einem Gesicht, welches Schamröte zeigt, schamhaft) ist trotz dieses völlig mit dem Worte sich deckenden Sinnes nicht mit *face* in Verbindung zu bringen, sondern entstellt und missverstanden aus *shame fast* (fest in Scham), das wie *steadfast* gebildet war. Ae. liegt noch der Beweis dafür vor in der Form *scamfaest.*

scent (Geruch, Geruchssinn) hat seine Schreibweise mit *c* nur der Anlehnung an die beiden Wörter *ascent* (Aufstieg) und *descent*

(Herabstieg) zu verdanken. Aber diese stammen von *ascend* und *descend* (lat. *ascendo* und *descendo*) und sind daher zu dem *c* berechtigt, während unser Wort von lat. *sentire,* frz. *sentir* abstammt.

shingles (Gürtelausschlag, Gürtelrose) hat keine Beziehung zu *shingle,* ältere Form *shindle* (Dachschindel), sondern ist nur durch Anlehnung an dieses geläufigere Wort entstanden. Zugrunde liegt ae. *sengles,* pl. von *sengle,* afrz. *cengle* oder *sangle,* lat. *cingulum* (Gürtel).

shoful, zuweilen auch *showful* (verächtlich, minderwertig, schlecht) hat keine Beziehung zu *show,* sondern ist ziemlich zweifellos im jüdischen Argot (Jiddisch) entstanden aus hebr. *schāfāl,* genau wie unser *schofel.*

shuttle-cock (Federball, Federballspiel) ist eine Entstellung von *shuttle-cork.* Es ist nämlich ein mit Federn besteckter Kork, der mit einem Rakett hin- und hergeschlagen wird. Das Hin- und Herfliegen desselben ergab die Anlehnung an *cock* (Hahn).

sirloin, erst seit etwa dem 17. Jahrh. statt des richtigen *surloin* (vom frz. *surloinge*) „Lendenstück", verbreitet, entbehrt jeder Beziehung zu *sir,* obgleich eine von Swift mitgeteilte Anekdote behauptet, dass König Jakob I. bei einem Schmause den vor ihm stehenden, besonders vorzüglich geratenen Lendenbraten mit seinem Degen berührt und dadurch gewissermassen zum Ritter geschlagen habe. Skeat bezeichnet diesen Bericht als Unsinn.

sir-reverence oder **sur-reverence** sind Entstellungen von *save* (*your*) *reverence* (mit Vergunst, mit Respekt zu sagen), an die höfliche Anrede mit *sir* angelehnt.

sleezy (leicht schlitzend, schlissig, dünn, von der Leinwand gesagt) ist in der Volkssprache an *Silesia* (Schlesien) angelehnt worden, was diesmal besonders nahelag, da Schlesien viel Leinwand produziert.

somerset (der hohe Luftsprung, Burzelbaum) scheint an *summer* und *set* angelehnt, ohne dass die geringste begriffliche Beziehung zu erkennen wäre. Es stammt vom frz. *sobresaut, soubresault, soubresaut,* ital. *soprasalto,* lat. *supra+saltus.*

sparrow-grass (Spargel), eine sehr verbreitete Umdeutung von *asparagus* und ohne jede Beziehung zu *sparrow* (Sperling) und *grass* (Gras).

spinning-jenny (Feinspinnmaschine) hat nur scheinbar eine Beziehung zu dem bekannten Frauennamen *Jenny,* obwohl eine bekannte Anekdote behauptet, dass die Maschine nach der Frau oder Tochter des Erfinders James Hargreaves, eines armen Webers in Lancashire (1767) benannt worden sei, denn diese seine Angehörigen hatten andere Vornamen. *Jenny* ist vielmehr eine Nebenform von *jinny* und dieses von *jin, gin* weitergebildet, welches seinerseits eine Abkürzung von *engine* (Maschine) darstellt.

stark-naked (splitterfasennackt, gänzlich entblösst) entbehrt in seinem ersten Bestandteil jeder Beziehung zu *stark* (starr, steif, voll-

kommen, gänzlich), ist vielmehr umgedeutet aus *start-naked* (ae. *stert-naked, steort-naked*) = *tail-naked* (sterznackt, mit entblösstem Hinterteil). Im Deutschen ist Sterz bekanntlich das Hinterteil, beim Pfluge die Handhabe.

stavesacre (Läusekraut) hat keine Beziehung zu *stave* (Leitersprosse) und etwa *sacre* (heilige Feier), diesen beiden Worten würde auch jede Beziehung zu einander fehlen, sondern ist eine Entstellung und Umdeutung des botanischen griech. Namens der Pflanze *Delphinium staphisagria.* Auch das Deutsche nimmt eine Umdeutung vor, wenn es diese Pflanze *Stephanskörner* nennt.

stirrup (Steigbügel) hat mindestens mit *to stir* (rühren, aufregen) nichts zu tun, wenn man auch in dem Worte mit einigem Rechte das Adverb *up* wiederfinden könnte. Das Wort stammt aber vom ags. *tig-rāp, stirāp* (mittelengl. *stirop,* ahd. *stegareif*). Der erste Bestandteil ist das Verb *stīgan* (steigen), der zweite das Wort *rāp*, neuengl. *rope* (Strick, Seil), das Ganze also „Steigstrick, Steigseil, Stegreif“.

succory (Zichorie) zeigt im Stamme Aehnlichkeit mit dem des Wortes *sugar* (Zucker), ist indessen missverstanden aus *cykory, siccory,* neuengl. *chicory* (*Cichorium intybus*).

swan-hopping (das alljährliche Einfangen der Schwäne auf öffentlichen Gewässern, um dieselben nach den Besitzern zu zeichnen, ein Vorgang, der infolge des Widerstands der Tiere viele Zuschauer anzieht) scheint mit *to hop* (hüpfen) in Verbindung zu stehen, ist indessen umgedeutet aus *swan-upping* (das Aufnehmen der Schwäne).

table-castors (Tischrollen, Rollen oder Rädchen an den Füssen von Tischen und ähnlichen Möbeln zur leichteren Fortbewegung derselben) hat nicht den entferntesten Zusammenhang mit *castor* (Biber), sondern heisst und schreibt sich regelrecht *table-casters.*

Tarragon, auch in der Form *Staragen,* das gemeine Schlangenkraut, Dragun (*Artemisia dracunculus*), ist offensichtlich an den Namen der spanischen Stadt *Tarragona* angelehnt, stammt indessen von *Dracontium* (Drachenpflanze), span. *Tarragontia,* portug. *estragão,* ital. *targone,* wallis. *dragoun,* frz. *estragon* (Kaisersalat, Estragon).

tenant (Zapfen) ist umgedeutet aus dem dem Volke fremden richtigen Worte *tenon.*

thornbut (Meerbutte, Steinbutt) zeigt in seinem ersten Teile eine Anlehnung an *thorn,* ist aber missverstanden aus *turbot,* dem gewöhnlichen Namen jenes Fisches.

titmouse (Meise) scheint neben *tit,* das zur Bezeichnung von kleinen Wesen und Sachen dient, auch das Wort *mouse* zu enthalten, ist aber an dieses nur angelehnt, weil das Grundwort unverständlich geworden war. Dieses heisst ags. *mâse* (z. B. *col-mâse* Kohlmeise), das ganze Wort im Ae. *titmose.* Es ist das auch im deutschen *Meise* enthaltene, aber bis jetzt noch nicht erklärte Wort.

toad-eater (wörtlich: Krötenesser). Nach älterer Deutung auf den Gehilfen eines Quacksalbers bezogen, auf dessen Geheiss er eine nach dem Volksglauben als giftig geltende Kröte verschluckt, um sich dann von dem Quacksalber heilen zu lassen, also ein Mann, der sich zu allem gebrauchen lässt, vorzugsweise im schlimmen Sinne. Nach neuerer Deutung ist das ganze Wort indessen eine Umbildung des Fremdworts *todito* (Diminutiv des span. *todo ganz*), dessen Bedeutung aber auf das Gleiche hinausläuft wie die erste: ein Faktotum, zu allem brauchbarer Mensch, niedriger Schmeichler, Schmarotzer. Das Neuenglische gebraucht dafür meist *toady*.

train-oil (Walfischtran) ist offenbar angelehnt an und umgedeutet aus *to train* (ziehen), mit dem es aber schon deshalb nichts zu tun haben kann, weil dieses nur = ziehen, schleppen, nach sich ziehen, aber nicht herausziehen, nämlich das Oel aus dem Speck, heissen kann. Es ist vielmehr das niederl. *traan,* dänisch und schwed. *tran,* mittelniederl. *trân,* mhd. *trahen* (Tropfen), von wo unser Wort *Träne.* Die frühere Schreibweise unseres Wortes war *trayne-oyle* oder *trane-oyle.*

Turnbull-Street in London, auch *Turnmill-Street,* eine verrufene Strasse im Bezirk Smithfield, legt die Beziehung auf *to turn* und *bull,* bezüglich *mill,* nahe, ist aber entstellt aus *Turmoil-Street* (*turmoil,* frz. *trémouille* = Unruhe, Aufruhr).

Vauxhall, ein seit dem 17. Jahrh. durch Konzerte, Feuerwerke, Illuminationen und ähnliche Vorführungen berühmter Vergnügungsort an der Themse im Bezirk Lambeth zu London, scheint mit Hilfe des frz. Wortes *Val, Vaux* (Tal) gebildet, ist aber eine Entstellung des Namens seines Begründers *Fulke de Branté.*

vent (Windklappe, Oeffnung, übertragen Ergiessung) gilt nach älterer Auffassung als Nebenform von *fent* (frz. *fente* Spalt) und wäre dann als Umdeutung aufzufassen. Eine andere Deutung bringt aber *vent* mit seinen obengenannten Bedeutungen mit *vent* (Wind) zusammen und hält dafür, dass *fent* dann eine Nebenform desselben sei.

volatile Sally begegnet in der Ausdrucksweise eines Ungebildeten für das von Aerzten bei Ohnmachtsanfällen weiblicher Personen häufig gebrauchte Mittel *sal volatilis* (lat.) oder *sel volatile* (frz.) = flüchtiges Salz, Ammoniak, oder in anderer Anordnung *volatilis sal,* dessen zweiter Bestandteil zum Eigennamen *Sally* (Sarah) geworden ist.

wally-de-shamble auch *wally-de-sham,* für *valet de chambre* (Kammerdiener) im Munde eines Ungebildeten, ist an *sham* (falsch, betrügerisch) oder *shambling* (schleudernd, vom Gang) oder gar an *shambles* (Fleischbänke) ohne jede erkennbare Bedeutungsbeziehung angelehnt.

wassail-bread (das feinste Weizenbrot, Semmelbrot) hat nur scheinbar mit *wassail!* (Heil dir! Zur Gesundheit! beim Zutrinken;

später auch Zechgelage) etwas zu tun, ist vielmehr umgedeutet aus *wastel*, afrz. *gastel*, neufrz. *gâteau* (Kuchen). Die Form *wastell-bread* ist daneben noch im Gebrauch.

water-shed, auch zusammengeschrieben, hat nichts mit *to shed* (vergiessen) zu tun, wie dies mit *wine-shed* (das Weinvergiessen) der Fall ist, sondern ist das deutsche *Wasserscheide* (*shed* Scheidung, Trennung, Teilung).

Welsh rabbit (wörtlich: welsches Kaninchen, Bezeichnung für ein Stück in Bier eingeweichten und auf geröstetes Weissbrot gegossenen Käses), wird immer wieder als *rare bit* (seltener, also Leckerbissen) erklärt, aber diese Erklärung von Flügel verworfen, der jedoch selbst keine andere gibt. Da es sich um ein ungekochtes oder nicht gebratenes Stück Essen handelt, möchte ich an *raw* (roh) *bit* denken.

wheat ears für die weissschwänzige Bachstelze, die Bachstelze mit weissem Bürzel, ist — diesmal zuverlässig im Munde prüder Personen der gebildeten Klassen — entstanden aus *white arse,* ohne Rücksicht darauf, dass *wheat ears* (Weizenähren) nicht den mindesten Sinn ergab.

whip-poor-will, der Name des amerikanischen Ziegenmelkers, hat natürlich nicht den geringsten Zusammenhang mit *whip* (Peitsche), sondern sollte heissen *wheep-poor-will,* eine Benennung, die er wegen seines klagenden Rufes erhalten hat. Die Entstellungen von *wheep* zu *whip* erklärt sich ungezwungen aus dem Zusammentreffen der beiden *p*.

widow-bird, ein afrikanischer Vogel, dessen Name von der afrikanischen Landschaft *Widah* oder *Whidah,* wo er gefunden wird, herrührt, aber vom Volke, bzw. den Seefahrern als *widow-bird* (Witwenvogel) verstanden wurde. Der richtige deutsche Name ist *Widehammer.* Aber wir nennen ihn auch *Paradieswitwe,* und dann machen wir uns der gleichen Umdeutung schuldig.

whisky oder **whiskey** in der Bedeutung „vierspänniges, seltener zweispänniges Fuhrwerk mit hohem Gestell, Karriole" scheint eine scherzhafte Beziehung zu *Whisky* (Kornbranntwein) zu haben, geht aber auf *to whisk* „schnell bewegen" zurück, wie Skeat es ausdrückt: from its being easily whisked along.

wiseacre (Seher, Prophet, aber vorzugsweise ironisch: der Ueberkluge, der Klügling) steht mit dem deutschen *Weissager* in scheinbarer Verbindung, stammt aber von *wîzago* oder *wîzako,* also dem Verb *wîzan* (sehen) und der Ableitungssilbe .. *ac* (hochdeutsch ..*ig*).

woolfist, eine Pilzart, „der Wolfsfist, Bovist", der, mit dem Fusse getreten, mit leichtem Knalle und unter Staubentwicklung zerplatzt, hat mit *wool* (Wolle) nicht das geringste zu tun, sondern das Ganze ist eine Umdeutung von *wolf's fist* (*fist* ae. und neuengl. der *Fist, Furz).* Diese Benennung sowie die frz. *vesse de loup* und die ital. *vescia di lupo* gehen auf eine äsopische Fabel zurück.

wormwood (Wermut) zeigt eine doppelte Anlehnung, einmal an *worm* (Wurm) und dann an *wood* (Holz), die beide trügen, das Wort ist missverstanden aus ae. *weremod, wormode, wormwode, wormit* und lautete noch im Ags. *vĕrmôd.* Der Stamm ist der gleiche wie in *warm* (warm), dazu die Ableitungssilbe *-ôd* (ags.), *-vot* (ahd.), *-ut* (nhd.). Kraut und Blume der Pflanze (Artemisia absynthium) galten als den Leib erwärmendes und zugleich die Würmer tötendes Mittel. Letzterer Umstand begünstigte die Anlehnung an *worm.*

Gotha. Hermann Ullrich.

Englisch als erste Fremdsprache?

Für die Frage, ob der fremdsprachliche Unterricht mit Englisch oder Französisch beginnen soll, müssen ausschlaggebend sein nicht Nützlichkeitsgründe, sondern lediglich pädagogische Erwägungen. Bei letzteren werden wir uns stets vor Augen halten müssen, dass es sich um Knaben und Mädchen im Alter von zehn Jahren handelt, und dass wir junge Deutsche zu erziehen haben. Man wird daher nicht fragen dürfen, welche Sprache an sich genommen die feinste Ausbildung erfahren hat; denn dann müsste man den Unterricht zweifellos mit dem Griechischen beginnen. Sondern man wird fragen müssen, welche Sprache eignet sich kraft ihrer Eigenart am besten dazu, Kindern im jugendlichen Alter von zehn Jahren, und zwar deutschen Kindern, die erforderliche formale Ausbildung ihrer Geisteskräfte zu verschaffen und ihnen diejenigen Bildungsgüter zu übermitteln oder wenigstens zugänglich zu machen, die sie als Deutsche bei der Eigenartigkeit unserer Kulturverhältnisse und der gegenwärtigen Weltlage brauchen, um als Erwachsene erfolgreich daran mitarbeiten zu können, unser deutsches Vaterland wieder einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Von solchen Gesichtspunkten aus wird wohl ein jeder — falls er nicht als Philologe für die eine oder andere Sprache eine besondere Vorliebe gewonnen hat — zugeben müssen, dass das Englische sich für junge Deutsche besser als erste Fremdsprache empfiehlt als das Französische. Für das jugendliche Alter passt das Englische besser, weil es mit seiner Neigung zum anschaulichen Denken mehr der Durchschnittsbegabung der Zehnjährigen entgegenkommt als das stärker auf abstraktem Denken beruhende Französisch, wobei natürlich nicht geleugnet werden soll, dass es nicht viele Kinder gibt, die schon mit zehn Jahren die zum Französischen und Lateinischen erforderliche, abstraktere Einstellung haben. Für den jungen Deutschen bietet das Englische ausserordentliche didaktische Vorteile, da die enge Verwandtschaft beider Sprachen sehr viele Anknüpfungsmöglichkeiten bei der Erlernung von Formenlehre, Syntax und Wortschatz bietet. Der einfachere Formenbau des Englischen ermöglicht es, den Unterricht früh von rein Gedächtnismässigem, rein Formalem zu entlasten und viel früher als beim Französischen zu zusammen-

hängender Schriftstellerlektüre überzugehen und damit die Erfassung des Gedankenzusammenhanges, das Nachdenken der Gedanken grosser Geister, was doch das Wichtigste am Sprachunterricht ist, in den Mittelpunkt zu stellen.

Dabei kommt unterstützend in Betracht, dass die englische Literatur aller Zeiten viel geeignetere Schullektüre, und zwar für alle Unterrichtsstufen bietet als die französische: für die Unterstufe Werke von der literarischen Bedeutung und dem Weltruhme eines „Robinson Crusoe" oder „Gullivers Reisen", bis zu solch gedankenschweren und sprachlich schwierigen Schriftstellern wie Shakespeare, Carlyle, Meredith und Robert Browning, die zu ergründen auch noch für die Oberstufe eine ebenso schwierige wie heilsame Geistesübung ist. Die meisten Schätze der neuenglischen Literatur kann man ohne sittliche Bedenken dem reiferen Schüler in die Hand geben. Zudem ist die englische Literatur reich an solchen Stoffen, die dem heutigen Deutschen besonders nahe liegen. Die gerade im Englischen reich vertretene Gattung des Sozialromans, der alle Seiten der sozialen Frage in ausdrucksvollen Schilderungen veranschaulicht, hilft zur Vertiefung der uns so notwendigen sozialen Erziehung. Der in allem englischen Schrifttum stark hervortretende Gedanke der Einheit der Volksgemeinschaft kann dem heranwachsenden Geschlecht ein leuchtendes Vorbild geben für das, was England gross gemacht und uns in den Abgrund gestürzt hat. Viel Stoff zum Nachdenken über das menschliche Leben bietet der ästhetisch so hoch stehende Weltanschauungsroman eines Hardy, eines Meredith, eines Galsworthy. All die modernen Ideen der Demokratie, die für uns Deutsche jetzt erneute Bedeutung gewonnen haben, stammen aus England und durchdringen das ganze englische Schrifttum. Und ist es da nicht richtiger, wenn wir direkt zur Quelle gehen und nicht den Umweg über das Französische machen? Dies alles sind Gründe, die den deutschen Volkserzieher bestimmen müssten, in unserer Schule den fremdsprachlichen Unterricht mit dem Englischen beginnen zu lassen und das Englische wenigstens in der Einheitsschule zur Hauptfremdsprache zu machen.

Was hat das Französische dem gegenüber in die Wagschale zu werfen? Angeblich eine grössere formalbildende Kraft. Dies trifft aber nur zu für den Anfangsunterricht. In den vorgerückteren Stadien des Unterrichts ist die formalbildende Kraft der englischen Syntax der des Französischen weit überlegen, weil die erstere viel weniger auf den Launen der Tradition beruht und eine viel feinere psychologische Ausbildung erfahren hat. Und wendet man sich dem Lesestoff zu, so ist es ja ein offenes Geheimnis, dass die französische Literatur einer für die Schule geeigneten Auswahl grosse Schwierigkeiten bereitet und zudem in ihren grössten Leistungen, den grossen heroischen Tragödien des 17. Jahrhunderts, unserem deutschen Empfinden so schwer zugänglich ist, dass nur wenige Deutsche ein wirklich innerliches Verhältnis zu ihnen gewinnen können. Für die Eingeweihten war es daher keine Ueberraschung,

dass der gegenwärtig erste Romanist Deutschlands, der ebenso tiefe Sprachforscher wie feinsinnige Literarhistoriker Vossler in München, auf dem Nürnberger Neuphilologentage die These vertrat, dass ein wirkliches Eindringen in die französische Sprache und Literatur dem Deutschen so schwer falle, dass das Französische sich nicht für den Anfangsunterricht auf unseren Schulen eigne und höchstens auf der Oberstufe betrieben werden könne. Diesem Urteil des ersten deutschen Fachvertreters des Französischen wird sich jeder Pädagoge anschliessen müssen.

Die Anschauung, dass man ohne die Kenntnis des Französischen nicht als „gebildet“ gelten könne, ist so naiv, dass sie ernsthaft nicht diskutiert zu werden braucht. Mancher ist trotz aller Sprachkenntnis ein innerlich ungebildeter Mensch; und auch das Umgekehrte kommt vor: ein Gebildeter ohne Fremdsprachenkenntnis.

Wer aus pädagogischen Gründen für das Englische als erste Fremdsprache eintritt, kann dann auch darauf hinweisen, dass allerhand Nützlichkeitsgründe für das Englische sprechen. Diese liegen aber so klar zutage, dass sie nicht weiter erörtert zu werden brauchen.

Die Wucht der Gründe, die für das Englische als erste Fremdsprache sprechen, ist so gross, dass man in einem Menschenalter zweifellos überall mit dem Englischen beginnen wird. Wenn das nicht schon jetzt überall geschieht, so liegt das hauptsächlich an der Macht der Gewohnheit, der stärksten Kraft, die es im Menschenleben gibt. 99 Prozent aller jetzigen Lehrer und 99 Prozent aller englischen Lehrbücher sind darauf eingestellt, dass die Schüler schon eine Fremdsprache erlernt haben, wenn sie mit dem Englischen beginnen Mutet man diesen zu, nun mit dem Englischen anzufangen, so bedeutet dies eine so tiefgreifende geistige und pädagogische Umstellung des Unterrichts, wie sie sich der Laie kaum vorstellen kann. Wenn diese Lehrergeneration aber ausgestorben sein wird, wird von selbst das Englische die erste Stellung im neusprachlichen Unterricht erhalten, die ihm aus pädagogischen, kulturellen und wirtschaftlichen Gründen gebührt.

Leipzig. Max Förster.

Nachtrag. Als die vorstehenden Ausführungen vor Jahresfrist in einer hiesigen Tageszeitung erschienen waren, wies man mich darauf hin, dass Prof. Vossler in der gedruckten Form seines Nürnberger Vortrages sich sehr abfällig über den bildenden Wert des Englischen ausgesprochen habe. Und man fragte mich, warum ich dies verschwiegen hätte. Ich kann darauf nur antworten, dass mir damals nur die mündlich vorgetragene Form jenes Vortrages bekannt war und dass Vossler in Nürnberg kein Wort vom Englischen geredet hat. Durch die Diskussion aufmerksam geworden, welches Danaergeschenk er seinen Fachgenossen mit der abfälligen Beurteilung des Französischen als Schulsprache gemacht hat, hat er offenbar nachträglich beim Druck jene Bemerkung über das Englische eingefügt, die in ihrem grotesken Vergleich des Englischen mit dem Esperanto sich jeder ernsthaften Diskussion entzieht. M. F.

Verstärkung des Englischen an der Oberrealschule.[1])

Es ist wohl kein Zweifel, dass das Ziel der französischen Politik Deutschland gegenüber und die Mittel, die zur Erreichung dieses Zieles angewandt werden, in unserem Lande eine Stimmung erzeugt haben, die einer eingehenden Beschäftigung mit der Sprache und Kultur Frankreichs wenig günstig sind. Wir dürfen uns aber durch unsere Stimmung nicht beeinflussen lassen, sondern haben zu prüfen, ob es der Schule schaden würde, wenn wir ihr nachgeben. Trotz der erhöhten Bedeutung, die das Spanische gewonnen hat, kommt es als Schulsprache noch nicht allgemein in Frage. Es kann sich also nur darum handeln, das Englische dem Französischen gegenüber stärker zu betonen.

Das kann auf zweierlei Art geschehen. Entweder lässt man das Englische an die Stelle des Französischen treten, das bedeutet auch, es als erste Fremdsprache zu lehren und neun Jahre mit grosser Stundenzahl durchzuführen, oder man vermehrt nur die Stundenzahl des Englischen auf Kosten des Französischen.

Betrachten wir zunächst den ersten Fall, so ergeben sich für den praktischen Schulmann drei Fragen:

1. Genügt das Englische als erste Fremdsprache den Forderungen, die die Schule an eine solche stellt?
2. Kann es als Hauptsprache auch in den Mittel- und besonders den Oberklassen so behandelt werden, dass eine der aufgewandten Zeit entsprechende Bereicherung der Schüler möglich ist?
3. Kann man im Französischen auch in der geringeren Zeit, die ihm zur Verfügung steht, zu einem annehmbaren Ergebnis kommen?

1. Der englische Anfangsunterricht.

a) Die Aussprache. Naturgemäss lernt der Schüler bei der Einübung der englischen Laute ebenso gut seine Sprechwerkzeuge bewusst zu gebrauchen, wie bei dem Erlernen der französischen Laute. Vieles, was für ihn in dieser Hinsicht von Vorteil ist, ist beiden Sprachen gemeinsam. Ich erwähne nur die Art des Vokalansatzes, die Bindung, die scharfe Unterscheidung zwischen stimmhaften und stimmlosen Lauten, besonders auch am Ende des Wortes. Zwar fehlt dem Englischen die straffe Artikulation des Französischen, besonders die kräftige Anspannung der Lippen, dafür wird aber die Zunge stark in Anspruch genommen, ich möchte sagen „gelockert“. In bezug auf die Aussprache kann man die gestellte Frage also bejahen.

---

[1]) Der Aufsatz wurde geschrieben, ehe die Denkschrift über die Neuordnung des preussischen höheren Schulwesens erschien. Man vergleiche die Stundentafeln am Schluss dieses Aufsatzes mit den Stundentafeln des neuen Reformrealgymnasiums.

b) Das Sprechen. Es spielt im Anfangsunterricht eine hervorragende Rolle. In dieser Beziehung ist das Englische dem Französischen weit überlegen. Diese Ueberlegenheit beruht auf zwei Tatsachen, nämlich der Art des Wortschatzes und der verhältnismässig einfachen Formenlehre.

c) Der erste Wortschatz. Die Wörter der alltäglichen Umgangssprache sind zum grossen Teil germanischen Ursprungs. So wird es dem Schüler leicht, schnell einen ausreichenden Wortschatz zu erwerben. Auch wird durch Vergleichung mit der Muttersprache das Verständnis für das Gesetzmässige im Leben der Sprachen früh geweckt. Dabei findet der pädagogische Grundsatz, vom Bekannten zum Unbekannten fortzuschreiten, bequem und ungezwungen Anwendung.

d) Die Grammatik. Das gilt auch von der Grammatik in vielen Fällen. Die Grammatik ist nun die scheinbar schwache Stelle, an der die Vertreter des Französischen ihren Angriff ansetzen, indem sie behaupten, dass das Englische für die logisch-formale Bildung der Schüler wenig Nutzen bringe. Dass das Französische für die allgemein sprachliche Schulung sehr brauchbar ist, ist ohne weiteres zuzugeben. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass der Sextaner auch da häufig mechanisch lernt, wo der ordnende Verstand die Fülle der Erscheinungen vereinfachen könnte. Vom psychologischen Standpunkte aus ist diese Tatsache ja auch gar nicht verwunderlich. Das Verständnis kommt in dieser Beziehung nur langsam. Auf keinen Fall aber kann man das Englische als zur logisch-formalen Schulung ungeeignet bezeichnen. In seiner Eigenschaft als moderne Kultursprache bietet es dazu Stoff genug. Ein grosser Teil dessen, was im französischen Unterricht häufig hierher gerechnet wird, ist letzten Endes übrigens nur Gedächtnisstoff, der als solcher gar keinen bildenden Wert hat. Auch will es mir scheinen, als ob man allzu oft den Massstab des Lateinischen anlegt, der für moderne Fremdsprachen nicht immer geeignet ist. Das Bedenkliche in bezug auf das Englische als erste Fremdsprache liegt für mich hauptsächlich darin, dass man verhältnismässig früh an schwierige syntaktische Kapitel herangehen muss. Aber auch hier lässt sich Rat schaffen. Zunächst kann die Formenlehre von Anfang an genauer durchgenommen werden, als dies bisher in einem Jahre möglich war. Dann kann man recht gut bei vielen Kapiteln Formen- und Satzlehre mehr miteinander verbinden, als dies bisher geschah. Muss denn ausserdem immer die in Grammatiken übliche Reihenfolge der Kapitel innegehalten werden? Man kann doch vieles vorausnehmen, was bei systematischer Durchnahme der Grammatik erst viel später an die Reihe kommen würde. Ich denke z. B. an die Fürwörter, die Regeln über Ein- und Mehrzahl und ähnliche, teilweise gedächtnismässig zu lernende Stoffe. Die meisten Schwierigkeiten dürften die Regeln über den Infinitiv, die

Partizipien und das Gerundium machen. Nun kommt ein grosser Teil dessen, was in diesen Kapiteln behandelt wird, in der gesprochenen Sprache sehr selten vor. Die Stellen der Lektüre, in denen solche Konstruktionen auftreten, können als Stoff für spätere systematische Besprechung gute Dienste leisten. Ausserdem sind auch diese Kapitel für jüngere Schüler nicht unüberwindlich schwierig. In Quarta werden im Deutschen ähnliche Dinge behandelt, der Anschluss ist also gegeben.

2a) Mit diesen letzten Ausführungen sind wir schon an die Beantwortung der zweiten Frage herangetreten. Rechnen wir etwa für die erweiterte Formenlehre das Sexta- und Quintajahr, so würde nach den oben angegebenen Gesichtspunkten die eigentliche Satzlehre in Quarta einsetzen, und es wäre eine gründliche Durcharbeitung der Grammatik bis Untersekunda möglich. Ueber den hervorragend bildenden Wert der englischen Syntax besteht wohl kein Zweifel. Was wäre nun neben der gründlichen Durcharbeitung der Grammatik anzustreben? Das Englische ist eine, vielleicht die Weltsprache, d. h. unter anderem, sie ist ein internationales Verständigungsmittel. Also ist auf die praktische Beherrschung grosser Wert zu legen. Daran hat es aber bisher häufig gefehlt. Die Vermittelung eines ausreichenden Wortschatzes für den täglichen Gebrauch hat in den Mittelklassen zu geschehen. Auch das kaufmännische Leben ist dabei zu berücksichtigen. Die eigentliche Lektüre würde ich erst in Untertertia beginnen, in Quarta wären kürzere Erzählungen, auch Märchen, angebracht. Bei der reichlich zur Verfügung stehenden Zeit kann sie auch dem Wortschatz nach gründlich durchgearbeitet werden, so dass also der Wortschatz nach der literarischen Seite hin ergänzt wird. So erwirbt sich der Schüler einen grossen aktiven Wortschatz, was bisher nicht möglich war, denn zur Aneignung eines solchen gehört eben viel Zeit, die durch den frühen Beginn der Sprache zur Verfügung steht. Es kommt hinzu, dass der Wortschatz des Englischen bedeutend grösser ist als der des Französischen.

2b) Die Oberklassen. Bei derartig vorgebildeten Klassen muss dann aber auch von O II an der volle Oberklassenbetrieb einsetzen, während man ja jetzt immer wieder die Erfahrung macht, dass fast das ganze Jahr in O II darüber hingeht, die oft sehr grossen Lücken in der Grammatik auszufüllen. Die Grammatik könnte etwa im Sinne Deutschbeins von höheren Gesichtspunkten aus wiederholt werden, die treibenden Kräfte und die zu Grunde liegenden allgemeinen Gesetze könnten aufgezeigt werden. Auch bietet für die Oberrealschule das Englische ein unvergleichliches Mittel, das Wachsen und Werden einer Sprache historisch zu verfolgen. Es ist eine reizvolle Aufgabe, den Verschmelzungsprozess zweier so verschiedener Sprachfamilien wie des Germanischen und Romanischen zu einer Sprache zu verfolgen, aus dem neu hinzutre-

tenden Wortschatz verschiedener Sprachperioden Schlüsse ziehen zu lassen auf die politischen und sozialen Zustände der betreffenden Zeitabschnitte oder umgekehrt aus den Verhältnissen die Zusammensetzung des Wortschatzes zu erklären.

Aber auch die freien Sprechübungen lassen sich in den Dienst einer Vertiefung der Allgemeinbildung stellen. Die Ausdehnung des englischen Weltreiches, seine Verfassung und sonstigen staatlichen Einrichtungen bieten dazu wertvollen Stoff Auch die Lektürefrage lässt sich in befriedigender Weise lösen. Es könnte vor allem die englische Poesie, die doch in so vieler Hinsicht mit der deutschen verwandt ist, eingehender berücksichtigt werden. Auch könnte unter günstigen Umständen die Lektüre etwa um ein philosophisches Buch erweitert werden. Ich denke dabei vor allem an die Gründer des englischen Empirismus. Ebenfalls könnte der Besprechung des Einflusses der englischen Literatur auf die deutsche und umgekehrt mehr Zeit gewidmet werden. Auch die immer mehr sich selbständig entwickelnde amerikanische Literatur und Kultur könnte in den Gesichtskreis gezogen werden.

Bei derartig eingehender Behandlung der englischen Sprache müsste natürlich auch der englische Aufsatz gepflegt werden. Die Vorbereitung dazu müssen kürzere Ausarbeitungen der Mittelstufe liefern. Leider stehen dem Lehrer für den englischen Aufsatz nicht so gute Hülfsmittel zur Verfügung wie für den französischen. Immerhin lassen sich z. B. an eine gute Syntax des Englischen eine Menge Winke auch für die Stilistik anknüpfen. Ausserdem sollen sich die Aufsätze im Ausdruck und Wortschatz ruhig eng an gute Vorbilder anschliessen. So kommen wir nach den obigen Ausführungen zu dem Schluss, dass sich das Englische durchaus zur ersten und wichtigsten Fremdsprache der Oberrealschule eignet.

3. Die Beantwortung der dritten Frage macht Schwierigkeiten. Zwar kann man bei der grösseren geistigen Reife der Schüler in U III die Elementargrammatik stark vereinfachen und deshalb im grossen und ganzen in einem Jahre erledigen, doch wird man die nächsten beiden Jahre schwere Arbeit haben, die sog. unregelmässigen Verben (natürlich auch in vereinfachter, übersichtlicher Form!) durchzunehmen und noch die ganze Syntax zu bewältigen. Die Uebung im praktischen Gebrauch der Sprache würde jedenfalls erheblich durch die Menge des grammatischen Stoffes leiden. Der Unterschied in den Leistungen in den beiden Sprachen wird am Ende des U II-Jahres sehr gross sein, grösser jedenfalls, als er im umgekehrten Sinne bei der jetzigen Verteilung der Fächer ist. Um ein befriedigendes Ergebnis im Französischen zu erzielen, ist es daher ratsam, die Stundenzahl von U III bis U II zugunsten des Französischen als der neuen Fremdsprache zu ändern, indem man in U III dem Französischen 6, dem Englischen 5 Stunden, in O III beiden Fächern je 5 Stunden, in

U II dem Französischen 5, dem Englischen 4 Stunden gibt. Der Plan würde dann sein: **Englisch:** VI. 6, V. 6, IV. 6, U III 5, O III 5, U II 4, O II bis O I je 4 Stunden. **Französisch:** U III 6, O III 5, U II 5, O II bis O I je 4 Stunden. Auf diese Weise lässt sich im Englischen im allgemeinen das oben gesteckte Ziel beibehalten, während man im Französischen unter Verzicht auf einen grösseren praktischen Wortschatz ein befriedigendes Ergebnis erzielen kann. Will man auf eine grössere praktische Beherrschung des Französischen nicht verzichten, wie das etwa für das Rheinland und ähnlich liegende Gebiete verständlich ist, so scheint es mir am besten, in dem oben gegebenen Schema beide Sprachen miteinander zu vertauschen. Man erhielte dann: **Französisch:** VI. bis IV. 6, U III bis O III 5, U II 4, O II bis O I je 4 Stunden; **Englisch:** U III 6, O III bis U II 5, O II bis O I je 4 Stunden. Auf diese Weise käme das Englische mehr zu seinem Recht, ohne dass das Französische erheblich litte.

(Wollte man, was ja auch denkbar wäre, die zweite Fremdsprache ein Jahr früher schon in Quarta beginnen lassen, so wäre es sehr schwer, die Ansprüche der geschädigten anderen Fächer zu befriedigen, auch wäre es nicht ausgeschlossen, dass in den Köpfen der Schüler Verwirrung entstünde, wenn sie die erste Fremdsprache noch nicht sicher beherrschten und dann schon die zweite einsetzte.)

Düsseldorf. Artur Poch.

Phonetik und Schule.

(Schluss von Band 23, Seite 213 ff.)

II.

Im folgenden möchte ich nun versuchen zweierlei darzulegen: 1. welcher Zeitpunkt meiner Ansicht nach wohl der geeignetste für den Beginn phonetischen Unterrichts an unseren höheren Schulen ist[1]) und welche Zeitdauer in den einzelnen Klassen dafür in Frage kommt; 2. welche Stoffmenge dem Schüler während der Schulzeit zu vermitteln als wünschenswert betrachtet werden muss.

Was die erste Frage anlangt, so möchte ich ausgehen von der Oberrealschule, da man ihrer ganzen Einstellung auf das Naturwissenschaftliche gemäss hier am ehesten auch lautphysiologische Unterweisung erwarten sollte. Es würde sich entschieden nicht empfehlen, mit einem sprachlichen Unterricht auf streng lautphysio-

[1]) Der Aufsatz war geschrieben, lange bevor die Denkschrift des Preuss. Ministeriums f. W., K. u. V. erschien. Wenn ich die neuen Stundentafeln hier nicht eingehend berücksichtigt habe, so ist das deswegen unterblieben, weil durch diese meine grundsätzlichen Ausführungen nicht beeinflusst werden und die endgiltige Form der Stundentafeln sich auch kaum von den hier zugrunde gelegten unterscheidet. D. Verf.

logischer Grundlage, wie er im obigen skizziert worden ist, bereits in VI, also im Französischen oder neuerdings Englischen, zu beginnen. Der 9- bis 10jährige Schüler ist dazu wohl noch zu jung, andererseits noch jung genug, um mit seinen in dem Alter noch völlig schmiegsamen Sprechorganen die fremden Laute auf rein akustischem Wege aufzunehmen und nachzuahmen. Dabei ist es selbstverständlich dem Lehrer unbenommen, etwa durch ganz elementare physiologische Hilfen einmal die akustische Auffassung zu unterstützen und damit schon die später zu gewinnende physiologische Anschauung in geeigneter Weise anzubahnen. Wo z. B. das Französiche noch Anfangssprache ist, würde es bei der Einübung der französischen nasalierten Vokale vollauf genügen, dem Schüler zu sagen, dass der Atemstrom bei diesen Lauten abweichend vom Deutschen gleichzeitig durch Mund und Nase ausströmen muss, ohne dass dabei irgend etwas vom Gaumensegel erwähnt wird, dass der Vokal also einen einheitlichen Laut darstellt und beileibe nicht etwa in zwei, nämlich einen Vokal + einem reinen Nasal — (statt dieses Ausdrucks ist dann ein [ŋ] einfach vorzusprechen) — zerlegt werden darf. Auch das palatale [a] z. B. als erster Bestandteil der englischen Diphthonge [ai] und [au] ist einfach durch immer wiederholtes Vorsprechen rein akustisch zu vermitteln und etwa als „helles“ a zu bezeichnen, desgl. im Französischen die engen, kurzen [i] und [u] in ihrer dieser Sprache eigenen Klangfarbe nur durch Vor- und Nachsprechen einzuüben, wobei hinsichtlich des [i] vielleicht hinzugefügt werden kann, dass die Zunge vorn sehr hoch gegen den Gaumen zu heben ist. Ebenso ist von vornherein bei der Aussprache des [y], auch wo es kurz ist, die enge Klangfarbe allein auf akustischem Wege zu erzielen. Das gleiche wird, selbst wenn es anfänglichen Schwierigkeiten begegnen sollte, auch bei dem namentlich für das Pariserische sehr charakteristischen beinahe frikativen uvularen [R] der Fall sein müssen. Es wird also hinsichtlich der gesamten französischen, und wo das Englische Anfangssprache ist, entsprechend hinsichtlich der gesamten englischen Aussprache im Anfangsunterricht alles abhängen von dem tadellosen und von jedem Fehler freien Vorsprechen durch den Lehrer. Die Sprechwerkzeuge des Schülers sind in diesem Alter, wie gesagt, noch geschmeidig und willig genug, eben weil sie noch nicht so wie später in festen Gleisen eingefahren sind und daher das sogenannte Bewegungs- oder Organgefühl sich noch nicht so klar herausgebildet hat, um auch feinere akustische Färbungen verhältnismässig leicht durch einfache Nachahmung wiederzugeben. Lässt also der Lehrer auch nicht ein einziges Mal im Französischen etwa ein weites kurzes [i] oder [ø] oder [y], oder im Englischen ein nichtdiphthongiertes [i:] oder [u:] oder ein zu enges [æ] durch-

gehen, sondern prägt dem Schüler von Anfang an durch rein praktische Uebung den Klangunterschied zwischen diesen französischen und englischen und den entsprechenden deutschen Lauten fest ein, verhindert er von Anfang an im Französischen die Aspiration bei [p], [t] und [k], oder im Englischen die Devokalisierung bei stimmhaften auslautenden Konsonanten — um nur einiges herauszugreifen — so wird damit eine genügend sichere Grundlage in dem Alter gelegt sein, um die richtige Aussprache auch späterhin noch zu gewährleisten.

Wenn also der Zeitpunkt für das Einsetzen phonetischer Unterweisung in VI als für noch nicht gekommen erachtet werden muss, so liegen die Verhältnisse aber ganz anders beim Beginn des Unterrichts in der zweiten Fremdsprache, nämlich, wie es bisher war, des Englischen in U III. Einmal bietet die Erlernung der Aussprache des Englischen mit seinem gesamten fast allgemein vom Deutschen viel stärker als das Französische abweichenden Lautstande — die englische Artikulationsbasis liegt in ihrer ganzen Einstellung der deutschen noch viel ferner als die französische — in diesem Alter an sich schon so erhebliche Schwierigkeiten, dass auf die Unterstützung durch lautphysiologische Anschauung ohne Gefährdung der hier für die gesamte spätere Aussprache zu schaffenden Grundlage nicht verzichtet werden kann; andererseits aber ist das auch noch aus dem Grunde unerlässlich, weil der nunmehr 12- bis 13jährige Schüler sich bei normaler körperlicher Entwicklung gerade auf der Grenze zwischen dem Kindes- und Pubertätsalter befindet. Und bekanntlich bringt dieses Alter bezüglich des Sprechorganismus mancherlei Veränderungen, nicht nur durch den Stimmbruch, sondern vor allem auch, was für die Spracherlernung von grösster Wichtigkeit ist, hinsichtlich der Geschmeidigkeit der Sprechwerkzeuge, d. h. alle Artikulationsbewegungen vollziehen sich von nun an in immer starrerer Form, wenn nicht eine systematische Artikulationsgymnastik dem entgegenwirkt, wovon natürlich auf der Schule in genügendem Masse gar keine Rede sein kann. Fremde Sprachklänge sind wegen dieser allmählichen Festlegung des Organgefühls — dieser Ausdruck stammt von Otto Jespersen, während Hermann Paul dasselbe mit Bewegungsgefühl bezeichnet — ohne physiologische Hilfe allmählich immer schwieriger nachzuahmen. Ausserdem beginnt meist mit diesem Alter und seinem Entwicklungszustande auch die nachlässige, müde und schlaffe, infolgedessen undeutliche und verwaschene Artikulationsweise, die den sogenannten Flegeljahren besonders eigen ist. Und es ist ebenfalls eine Erfahrungstatsache, dass, wenn hier nicht sofort zu Hause oder in der Schule nachdrücklich eingegriffen wird durch steten Zwang zu straffer und deutlicher Artikulation, diese Art des soge-

nannten „mundfaulen“ Sprechens, d. h. einer Artikulation, die den ausgiebigsten Gebrauch macht von Assimilationen, Silben- und Wortattraktionen, sogenanntem Silbenverschlucken, Monophthongierung von Diphthongen aus artikulatorischer Bequemlichkeit, überhaupt von all den Erscheinungen, die in das äusserst umfangreiche Kapitel der artikulatorischen Erleichterungen — das noch zu schreiben ist — gehören, dass dieses „mundfaule“ Sprechen also mitgeschleppt wird, und zwar vorzugsweise bei unserer männlichen Jugend, nicht nur durch die ganze Schule hindurch sondern, wie man oft genug beobachten muss, leider auch in Leben und Beruf hinein. Dabei handelt es sich hier nicht etwa um mundartliche Eigenheiten sondern einfach um artikulatorische Unarten aus Bequemlichkeit, die darauf zurückzuführen sind, dass der betreffende nicht in geeigneter Weise sprechen, d. h. seinen Sprechorganismus richtig zu gebrauchen gelernt hat und dass in ihm niemals das Empfinden für Sprachästhetik geweckt worden ist.

Aus diesen Gründen halte ich für den geeignetsten Zeitpunkt, zu dem phonetischer Unterricht in der eigenen und fremden Sprache einzusetzen hat, den, der normalerweise beim Eintritt in die UIII erreicht wird. Lehrplanmässig stehen hier wöchentlich zur Verfügung: 3 Stunden Deutsch, 5 Stunden Französisch und 5 Stunden Englisch. Sehr wünschenswert wäre es in jedem Falle, wenn der deutsche und englische Unterricht in dieser Klasse in der Hand eines Lehrers vereinigt wäre, und zwar eben des Lehrers, der selbst die nötige phonetische Ausbildung empfangen hat, um hier seiner Aufgabe, die grundlegend für den ganzen weiteren sprachlichen Ausbildungsgang des Schülers sein soll, nach Kräften gerecht zu werden und immer die physiologische Beziehung zwischen dem muttersprachlichen und fremdsprachlichen Element zu wahren. Wenn an den Schulen, die noch Französisch als Anfangssprache haben, der französische Unterricht dagegen in der Hand eines anderen Lehrers liegt, so schadet das nicht viel, weil sich beim englischen Anfangsunterricht genügend Gelegenheit bietet, neben dem Ausgehen vom Deutschen auch immer einige Ausblicke oder Rückblicke auf die bereits bekannte und während 3 Jahren geübte französische Aussprache zu werfen.

Dass ich mir diesen Anfangsunterricht in der zweiten Fremdsprache — mag es nun das Englische oder Französische sein — und die damit Hand in Hand gehende phonetische Unterweisung in der Art denke, wie ich es im ersten Teile dieser Ausführungen auf Grund meiner eigenen Erfahrungen kurz geschildert habe, brauche ich hier nicht mehr besonders zu betonen. Ich möchte nur so viel noch einmal erneut hervorheben, dass die Erzielung einer physiologischen Anschauung nicht etwa durch einen rein

lautphysiologischen Kursus von mehrwöchiger Dauer, sondern durch einen solchen verbunden mit und gestützt durch die sogenannte Musterwortmethode erreicht werden soll. Dabei ist es grundsätzlich einerlei, ob es sich nun um Englisch oder Französisch als zweite Fremdsprache handelt: das methodische Verfahren wird dadurch nicht berührt.

Wie soll nun der gesamte phonetische Stoff auf die einzelnen folgenden Klassen verteilt werden? Nun, da sind verschiedene Wege möglich, und am besten bleibt das den Sprachlehrern überlassen, die die Phonetik besonders übernommen haben und die, solange nicht jeder Sprachlehrer zu einem solchen Unterricht befähigt ist, unbedingt die Klasse entweder im Deutschen oder im Französischen oder Englischen, am besten etwa alle zwei Jahre im Fache abwechselnd, bis zur Reifeprüfung begleiten müssen. Jedenfalls ist aber unbedingt zu fordern, dass in jeder folgenden Klasse am Anfang des Schuljahres ein etwa 2- bis 3wöchiger allgemein-phonetischer Wiederholungskursus angesetzt wird, für den ungefähr die Hälfte der für den betreffenden Sprachunterricht zur Verfügnng stehenden Stundenzahl heranzuziehen ist. Das kann im englischen, französischen oder deutschen Unterricht geschehen, am besten vielleicht so, dass, nachdem die erste phonetische Unterweisung im englischen Anfangsunterricht stattgefunden hat, nunmehr in O III der erste Wiederholungskursus dem Französischen, natürlich nicht mit ausschliesslicher Beschränkung auf diese Sprache sondern mit vergleichenden Abschweifungen auf das Gebiet des Deutschen und Englischen, zufällt. Ist Französisch die zweite Fremdsprache, so würde das Gesagte entsprechend umzukehren sein. Daneben ist überhaupt bei jeder sich bietenden Gelegenheit während des ganzen Schuljahres immer für weitere Vertiefung der physiologischen Anschauung in allen mittleren und oberen Klassen Sorge zu tragen. Auf ausschliesslich phonetische Erörterungen sind ausserdem in jedem Vierteljahr mindestens zwei ganze Stunden in jeder Sprache, auch der deutschen, zu verwenden, immer natürlich nicht etwa mit blosser Beschränkung auf theoretische Dinge, sondern mit selbstverständlicher Heranziehung aller Schüler zu praktischen Artikulationsübungen, die dazu dienen sollen, die bewusste Beherrschung ihres gesamten Sprechorganismus zu fördern.

In U II könnte dann an den Schulen, wo Englisch die zweite Fremdsprache ist, der Wiederholungskursus am Anfang des Schuljahres erneut dem Englischen zugewiesen werden, da die englische Aussprache ja immer am meisten zu Aussetzungen Veranlassung gibt. Desgleichen dann auch in U I und ebenso in O I. In O II dagegen müsste die nachdrückliche Betonung des Phonetischen im Unterricht dem Deutschen zufallen uud zwar in engster Ver-

bindung mit der mittelhochdeutschen Lektüre und sprachgeschichtlichen Erörterungen.

Besonders lehrreiche allgemein-phonetische Beobachtungen können in allen genannten Klassen, vor allem aber in den drei Oberklassen durch Anknüpfung an die mundartliche oder individuell-gewohnheitsmässige Artikulation der Schüler selbst gemacht werden. Auf solche Weise werden z. B. Erscheinungen, die in der Entwicklung der Sprache zu allen Zeiten eine wesentliche Rolle gespielt haben: artikulatorische Erleichterungen durch Assimilation, Attraktionen, Entstehung von Sekundärlauten aus rein physiologischen Gründen (allenthalben, meinetwegen < meinentwegen, Mergentheim < Marienheim; engl. sound < lat. sonum; griech. ἀνήρ, ἀνδρός usw. usw.) dem Verständnis des Schülers durch lebendige Anschauung seiner eigenen Artikulationsgewohnheiten nahe gebracht, wenn man, was die letzteren Beispiele angeht, etwa anknüpft an die unter Schülern oft gehörten Formen „ebent" statt „eben", „schont" statt „schon" oder dergl. Ebenso gibt die Monophthongierung des Diphthongen [ɑi] im Munde des hannoverschen Schülers ([lɑːnə] statt „Leine") Veranlassung, auf ähnliche Monophthongierungs- oder auch umgekehrt Diphthongierungserscheinungen in der Sprachentwicklung hinzuweisen, gerade im mittelhochdeutschen Unterricht etwa, indem gezeigt wird, wie das ursprünglich monophthongische ahd. Präteritum „gênc" allmählich durch fortschreitende Dissimilation zu „gêanc" „gîanc" diphthongierte und allmählich über die Assimilationsstufe „gîenc" zum heutigen wieder monophthongischen „ging" sich entwickelt hat. Oder wenn das Englische heute neben der triphthongischen Aussprache [pauəfl] = powerful auch die in gebildeten Kreisen sehr häufig gehörte nahezu monophthongierte Form [paːfl] und die gleiche Erscheinung bei einer ganzen Reihe anderer Worte kennt. Immer ist in solchen Fällen die physiologische Anschauung für das Verständnis derartiger Entwicklungen zu wecken und auf Grund dieser der Weg anzugeben, wie in vorbildlicher deutscher oder fremder Artikulation Aussprachemängel zu meiden sind. Auf solche Weise bleibt der Schüler immer im Zusammenhang mit dem L e b e n der Sprache, lernt wirklich Sprache beobachten und vor allem seine eigene wie die fremden Sprachen lautlich so beherrschen, wie es der Musteraussprache einer jeden gemäss ist.

Am Realgymnasium würde ebenso als geeignetster Zeitpunkt für den Beginn phonetischen Sprachunterrichts das Englische (bezw. Französische) in UIII in Frage kommen. Da hier aber nur 3 Wochenstunden[1]) zur Verfügung stehen, wäre es wünschenswert,

---

[1]) Nach den endgiltigen neuen Stundentafeln 4.

dass der französische Unterricht (mit bisher 4 Stunden) und der englische in der Hand desselben Lehrers vereinigt würden, so dass etwa die Hälfte der Zeit, die auf beide Sprachen wöchentlich verwendet wird, zu einheitlichen lautphysiologischen Uebungen mit gleichzeitiger wiederholender Ausdehnung auch auf das Französische (bezw. Englische) benutzt werden könnte. Für die späteren Klassen würde dasselbe gelten, wie es hinsichtlich der Oberrealschule ausgeführt worden ist.

Am Gymnasium würde der Anfang entweder, d. h. wenn die Klasse dafür reif genug erscheint, in IV anlässlich des ersten Unterrichts in einer neueren Fremdsprache gemacht werden können, oder er müsste bis in das zweite Jahr desselben, also bis UIII aufgespart werden, wo dann wohl am zweckmässigsten so zu verfahren wäre, dass der deutsche und neusprachliche Unterricht von demselben Lehrer erteilt würde, so dass in den ersten Wochen je zwei der für diese beiden Sprachen angesetzten 5 Wochenstunden für die Phonetik in Frage käme. Für das Gymnasium würde sich hinsichtlich der Phonetik von selbst eine Stoffeinschränkung ergeben, so dass in der gleichen Anzahl von Wochen wenigstens das Elementarste bezüglich lautphysiologischer Anschauung erreicht werden könnte. Die folgenden Klassen würden dann neben der möglichst kurz zu haltenden Wiederholung eine entsprechende nachträgliche Vertiefung, so weit möglich, zu bringen haben.

Auf das Lyzeum und Oberlyzeum (alten wie neuen Stils) endlich lässt sich das für die Oberrealschule Gesagte sinngemäss anwenden.

Es bleibt nun noch die Frage der stofflichen Ausdehnung des phonetischen Unterrichts zu besprechen. Ich schicke dabei voraus, dass es mir hier nicht darauf ankommt, den Lehrstoff etwa nach Klassen geordnet scharf zu begrenzen. Die Verteilung des Stoffes, soweit er sich nicht eng auf die Physiologie der Laute des Deutschen, Englischen oder Französischen bezieht, bleibt, wie ich schon sagte, am besten der Entscheidung des mit dem phonetischen Unterricht betrauten Lehrers überlassen. Derartige Erörterungen im Unterricht werden sich auch immer mehr oder weniger nach dem Grad der Reife, den die betreffende Klasse hat, zu richten haben. Allerdings soll in der UIII der Vokalismus und Konsonantismus des Deutschen und der dort einsetzenden neueren Fremdsprache vollständig behandelt werden. Alles aber, was über diese elementare Darstellung des Lautgerüstes hinausgeht oder sich sonst an Fragen im Laufe des Unterrichts über dieses Gebiet ergibt, wird der betreffende Lehrer am besten nach eigener Entscheidung entweder sogleich behandeln oder für eine spätere Besprechung zurückstellen. Wenn ich also hier den Versuch mache, das gesamte

Stoffgebiet des phonetischen Unterrichts in grossen Zügen zu umreissen, so ist das im Sinne dessen gedacht, was nach den Ausführungen im ersten Teil eigentlich von dem, der die Oberrealschule mit dem Reifezeugnis verlässt, an Kenntnissen aus dem Gebiete der Phonetik und an sich daraus ergebender Anschauung und praktischen Fähigkeiten günstigstenfalls erwartet und verlangt werden müsste. Die folgenden Ausführungen sollen also gewissermassen das Höchstmass dessen darstellen, was dem Oberrealschüler von UIII bis OI auf diesem Gebiete durch die Schule an Anregungen zu vermitteln wäre, ohne Rücksicht darauf, wie der Lehrstoff nun auf die einzelnen Klassen verteilt wird. Daraus ergibt sich, dass alles, was darüber hinausgeht, nicht mehr für die Schule sondern höchstens für den angehenden Studierenden der Sprachwissenschaft in Frage kommt und darum auf der Schule keinen Platz hat. Dass Realgymnasium wie Gymnasium entsprechend ihrer gesamten Grundeinstellung überall da Abstriche vorzunehmen haben werden, wo das naturwissenschaftliche Gebiet eingehender berührt wird, ist dabei als ebenso selbstverständlich vorausgesetzt wie die Notwendigkeit, im folgenden das Elementare für die Mittelstufe heranzuziehen, dagegen alles Schwierigere mit Einschluss der Fachausdrücke den Oberklassen vorzubehalten und im übrigen Ausblicke auf die Technik der modernen Instrumentalphonetik je nach Gelegenheit und Stand der Klasse dem Geschick des einzelnen Lehrers zu überlassen. Aus diesem Grunde habe ich auch auf eine äusserliche Scheidung des elementaren und schwierigeren Stoffgebiets und dessen etwa, was für Oberrealschule oder Gymnasium beziehentlich in Betracht kommt, verzichtet. Unter Beobachtung dessen, was ich hier vorausgeschickt habe, würde sich also der gesamte auf der Oberrealschule zu vermittelnde phonetische Lehrstoff etwa folgendermassen umreissen lassen.

Was zunächst allgemeine Gedanken über Sprache und Sprechen anlangt, so wäre im Laufe der Schulzeit ein möglichst weitgehendes Verständnis beim Schüler für die folgenden Erwägungen anzustreben und zwar so, dass sie nach Möglichkeit immer in den konkreteren Unterricht in der Phonetik der einzelnen Sprachen geschickt verwoben würden. Im Anschluss vielleicht an ein Wort wie das von Wilhelm von Humboldt, das wir unseren Betrachtungen vorausgeschickt haben: „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache“ wären etwa Gedanken folgender Art dem Schüler nahe zu bringen.

Es gibt kaum einen Ausspruch, der in knapperer Form der Bedeutung Ausdruck verliehe, die die Sprache für den einzelnen Menschen, für alle menschliche Gemeinschaft, für alles menschliche Leben und die menschliche Kultur besitzt, der aber auch stolzer

und ehrfürchtiger zugleich von der Sprache als der wunderbaren Kunst spricht, die den Menschen hoch erhebt über alle seine Mitgeschöpfe im weiten Reiche unserer Allmutter Natur. Sprache und Sprechen sind zwei Begriffe, die uns Selbstverständliches bedeuten; zwei Dinge, von denen wir alltäglich in verschwenderischem Masse Gebrauch machen, deren wir uns bei tausendfältigen Gelegenheiten und zu tausendfältigen Zwecken bedienen und doch fast immer, ohne uns darüber klar zu sein, dass wir damit eine Kunst ausüben, die in ihrer Kompliziertheit und Feinheit, ihrer Mannigfaltigkeit, ihrem Reichtum und ihren nicht zu übersehenden Möglichkeiten fast ans Wunderbare grenzt; die uns, je tiefer wir uns ihrer bewusst werden, mit um so mehr Freude und Stolz erfüllt, mit um so mehr Dankbarkeit, dass wir ihre Träger sein dürfen; eine Kunst, die uns aber auch Staunen und Ehrfurcht abzwingt — hier wie überall, wo wir mit offenen Augen und Sinnen durch unsere Welt wandern — vor dem weisen Wirken und Schaffen des weltbewegenden Geistes, der sich in unserer Natur auf Schritt und Tritt offenbart. Wir Menschen stehen staunend vor dem Wunder unserer Sprache, unseres Sprechvermögens und sehen auch hier, je länger je mehr, „wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt". Obwohl wir alle, der eine in mehr, der andere in minder vollendeter Weise, diese Kunst ausüben, kommen wir doch entweder nie oder nur selten einmal dazu, uns Rechenschaft abzulegen darüber, wie wir denn eigentlich von dieser Kunst Gebrauch machen, wie wir sie bis zur Beherrschung erlernt haben, mit welchen Organen die Natur uns ausgestattet hat, dass wir Laute und Worte hervorbringen können; was denn eigentlich Sprache ist: aus welchen wesentlichen Elementen sie sich zusammensetzt; ob es nur Laute, Silben und Worte sind, aus denen sich die Sätze, deren wir uns bedienen, zusammenfügen, oder ob da auch noch andere Momente vorhanden sind, die zu diesen noch unbedingt hinzutreten müssen, damit erst eine wirkliche Sprache daraus wird! Und doch sind das alles Fragen, die sich eigentlich von selbst jedem Menschen aufdrängen sollten, der von der Natur mit dieser herrlichen Gabe des Sprechenkönnens ausgestattet worden ist! Fragen wir darum zunächst einmal, was Sprache ist, so muss die erste Antwort darauf lauten: Sprache ist ein immer Lebendiges! Eine Sprache ist nie tot! Wenn wir zwar vom Lateinischen und Altgriechischen etwa als von toten Sprachen reden, so meinen wir damit nur, dass diese Sprachen in der Form, wie sie uns überliefert worden sind, heute nicht mehr von Völkern als ihre Nationalsprachen gesprochen werden und sich daher nicht mehr weiter entwickeln, nicht mehr verändern, dass sie insofern also wohl „tot" sind. Wir gebrauchen also das Wort „tot" hier mehr im zeitlichen Sinn. Auf der anderen

Seite aber — und damit kommen wir auf den Kern der Sache — sobald wir uns mit dieser uns in Schriftdenkmälern überlieferten Sprache der alten Römer oder der alten Griechen wieder beschäftigen, sofort tritt uns aus den toten Buchstaben alter Pergamente oder Inschriften erneut das volle Leben der Sprache entgegen. Die toten Runen auf Waffen, Spangen oder Schmuckkästchen aus frühgermanischer Zeit; die toten Bilderschriften auf altägyptischen Denkmälern und Sarkophagen; die toten Buchstaben in einem modernen Buch oder einer neuesten Zeitung — sie alle sind nur Symbole, an sich tote Zeichen, die in unserem Geist aber, sobald unser Auge auf sie fällt, ein vielgestaltiges Leben wecken, wofern wir sie nur zu „lesen“ verstehen. Wenn wir also zunächst feststellen, dass die Sprache nichts Totes, sondern etwas immer Lebendiges ist, so ist das freilich nicht so gemeint, dass wir die Sprache als ein Lebewesen hetrachten dürften, das unabhängig von seiner Umgebung für sich bestehen könnte. Der Mensch ist immer Träger der Sprache! Die Sprache ist ein Ausfluss und Ausdruck menschlicher Betätigung: also kein Organismus, nichts Selbständiges, sondern eine Funktion. Weil aber jede Sprache einen fest umrissenen Bau, eine ganz organische Struktur hat, darum dürfen wir sie einem Organismus vergleichen, und zwar nicht nur die Sprache als augenblicklich gesprochene, sondern auch die vergangener Zeiten, wie sie uns in der Literatur überliefert ist: auch sie ist im weiteren Sinne einem Organismus zu vergleichen. Sprechen ist eine Funktion, aber da Sprache auch immer etwas Kontinuierliches ist, etwas, das mit der Vergangenheit traditionell stets eng verknüpft ist und selbst wieder die Tradition bildet für die Sprache des zukünftigen Geschlechts — eine endlose Kette — darum ist auch die Sprache der Vergangenheit, und läge sie um Jahrhunderte zurück, etwas Lebendiges. Die Buchstaben, durch die sie uns vermittelt wird, sind tot, aber die Sprache, die sich hinter ihnen verbirgt, lebt. Man könnte sagen, sie schläft nur, um augenblicklich wieder zum Leben zu erwachen, sobald unser Auge auf die Zeichen, die zauberkräftigen Symbole, fällt und ihr damit den Weg bahnt zu unserem Geist. Diese durch die Literatur überlieferte Sprache entschwundener Zeiten spielt bei jedem Kulturvolk eine bedeutende Rolle und bildet einen starken Faktor für die sprachliche Fortentwicklung. Sie bindet auch die sprechenden Menschen, die ja als Träger der Sprache diese weiterentwickeln, an die Vergangenheit, an die gewordene Sprache, die gesprochene und überlieferte. Bekanntlich hatte unsere deutsche Muttersprache vor 500 Jahren noch ein ganz anderes Aussehen und klang ganz anders als heute. Daher kommt es, dass die Sprache der mittelhochdeutschen Zeit, ja auch noch die Sprache Martin Luthers nur dem voll verständlich

ist, der durch eingehendes Studium sich mit ihr vertraut gemacht hat. Und wie es bei uns Deutschen ist, so auch in anderen Sprachen: der heutige Engländer ist nicht imstande, wenn er nicht die Geschichte der Entwicklung seiner Sprache gründlich studiert hat, seinen grössten Dichter, den bedeutendsten Dramatiker der Weltliteratur, William Shakespeare, auch nur annähernd richtig zu erklären, und doch sind erst 300 Jahre seit seinem Tode verflossen. Aehnlich ist auch das Verhältnis, das der heutige Franzose zu seinen Grossen des 17. Jahrhunderts hat: Molière, Corneille, Racine. Ein restloses Verständnis ist hier immer nur möglich bei genauer Bekanntschaft mit der lebendigen Sprache jener Zeit. Die Sprache ist eben nichts Konstantes, denn dann wäre sie tot; sondern gerade weil in ihr unausschöpfbares Leben arbeitet und wirkt, darum ist sie wie jedes Leben dauernde Veränderung. Die Sprache ändert sich ununterbrochen und stetig. Nicht zwei aufeinander folgende Geschlechter sprechen dieselbe Sprache. Jedes neue, das seine Sprache von dem vorhergehenden aufnimmt und lernt, trägt neue Momente und Faktoren in diese überkommene Sprache hinein und bewirkt dadurch eine langsame, aber sichere und stetige, naturnotwendige Veränderung. So ist es ein ewiges Kommen und Gehen, ein Absterben alter und ein Ausschlagen junger Triebe und Schösse am Baume der Sprache. Immer Neues gestaltet die Sprache aus sich heraus, nie hört sie auf sich zu wandeln; und doch ist sie immer die alte. Unsere Grosseltern sprachen anders, als unsere Eltern es tun; unsere Eltern sprechen eine andere Sprache als wir, und wir sprechen anders, als die Geschlechter nach uns sprechen werden — und doch ist es immer unsere deutsche Muttersprache. So bietet uns die Sprache das gleiche Bild wie die Natur, von der Goethe (in seinem *Fragment über die Natur*) sagt: „Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das Alte. Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht.“

Die Untersuchung des Sprechvorganges zeigt, dass es kein Sprechen gibt ohne vorhergehende psychische Ursache. Ich muss zuerst den Willen zum Sprechen haben und muss zuerst denken, was ich sprechen will, ehe ich sprechen kann. Durch Denken und Willen, also durch die Seele muss im allgemeinen immer erst die Ursache gegeben sein, damit das Sprechen als Wirkung stattfinden kann. Die Seele erteilt also gewissermassen den Befehl zum Sprechen, der durch die Nerven an die Sprechwerkzeuge weitergegeben und von diesen ausgeführt wird. Die Untersuchung dieser Vorgänge vom Gehirn bis zu den Sprechwerkzeugen ausschliesslich ist Aufgabe der Psychologie. Die Erforschung der menschlichen Sprechwerkzeuge bezüglich ihres Baues und ihrer Funktion fällt

zwei anderen Wissenschaften zu: der Anatomie und Physiologie. Endlich müssen wir uns noch an eine weitere Wissenschaft wenden, um das, was wir mit unseren Sprechwerkzeugen leisten, hervorbringen können, wissenschaftlich zu bewerten, nämlich die Laute, Geräusche und Klänge: diese untersucht die Akustik, die ihrerseits wieder ein Teilgebiet der Physik ist. Alle diese Wissenschaften bilden, soweit sich ihre Arbeiten auf Sprache und Sprechen beziehen, Einzelgebiete der sie alle benötigenden Wissenschaft der Phonetik. Damit ist allerdings der Aufgabenbereich der Phonetik noch nicht vollständig umrissen. Denn die Phonetik begnügt sich nicht wie die Akustik damit, die Eigenschaften der von den Sprechwerkzeugen hervorgebrachten Laute einzeln für sich möglichst genau und allseitig zu erforschen und darzustellen, sondern sie sucht darüber hinaus zu ergründen, wie sich diese Einzellaute in der Zusammensetzung zu Silben, Worten, Wortgruppen und Sätzen verhalten, unter welchen Bedingungen sie sich dabei verändern, gewisse Eigenschaften verlieren oder ganz schwinden. Ferner sucht sie in enger Verbindung mit der Sprachwissenschaft das Verhältnis der Sprache eines Menschen zu diesem Menschen selbst, oder umgekehrt das Verhältnis eines Menschen zu seiner Sprache namentlich auf lautlichem Gebiet — ein Verhältnis, das bei jedem Menschen ein ganz besonderes, eigenartiges ist — zu ergründen; und weiter, wieder darüber hinaus, zu der Erkenntnis von dem Verhältnis der Sprache eines Volkes zu dem Gesamtcharakter eben dieses Volkes vorzudringen, wie er sich neben dem rein Lautlichen besonders auch in dem rhythmischen und melodischen Element jeder Sprache ausprägt, also Fragen der Völkerspychologie in sprachlicher Hinsicht zu lösen. Wenn wir also fragen: was ist Phonetik? so können wir unter Beobachtung des bisher Gesagten die Antwort auf die Formel bringen: Phonetik ist die Lehre von den Sprachelementen, ihrer Hervorbringung, Anwendung, Veränderung und ihrer Bedeutung für den sprachlichen Ausdruck einer Empfindung oder eines Gedankens und für den sprechenden Menschen. Sie hat die Aufgabe, hineinzuleuchten in das, man möchte sagen, „Zellengewebe" der Sprache. So wie der Naturwissenschaftler zur Kenntnis des Baues einer Pflanze hineinblicken muss in ihre innersten und kleinsten Organe, wie er ihre Zellen mit dem Mikroskop studiert, um daraus dann sichere Schlüsse ziehen zu können auf ihren Gesamtbau, auf die Art ihres Lebens; wie der Mediziner zur Kenntnis der Struktur des tierischen Organismus es ebenso macht: hineinzudringen sucht in die kleinsten und allerkleinsten Zellen des Körpers, diese erforscht und daraus den Eindruck vom Gesamtbau des Körpers, seiner Lebensfähigkeit, seinen Funktionen, seinen Fortpflanzungsmöglichkeiten usw. zu gewinnen sucht, ebenso macht es der Phonetiker

mit dem unsichtbaren Körper der Sprache. Der Instrumentalphonetiker arbeitet an der Erforschung der Sprache heute ebenso in seinem Laboratorium wie der Naturwissenschaftler etwa im botanischen Institut, der Chemiker und Physiker in seinen Versuchsräumen oder der Mediziner in den Präparier- und Seziersälen. Nur dass der Phonetiker an Stelle des Mikroskops sich anderer zum Teil noch feinerer Apparate bedient. Und wie nur der Arzt sich ein Urteil über den Körper als Ganzes erlauben darf, der ihn bis in seine Einzelheiten, bis in sein Innerstes, in seine Zellen hinein studiert hat, so kann auch nur derjenige wirklich über sprachliche Dinge urteilen, der durch eingehendes Studium der Phonetik zu beurteilen gelernt hat, wie Sprache entsteht, wie sie sich aus Lauten und Teillauten zusammensetzt, wie diese Laute ihrerseits entstehen, wovon ihre Bildung abhängt, unter welchen Bedingungen sie sich ändern und dergleichen mehr. Die Phonetik untersucht ferner, in welcher Weise verschiedene Gemütszustände des Menschen auf seine Sprache verändernd einwirken: Zorn, Aufregung, Niedergeschlagenheit, Freude, Schmerz, Begeisterung usw. Weiterhin: wie und aus welchen Gründen die Sprache sich allmählich verändert, wie die verschiedenen Altersklassen der sprechenden Menschen sich gegenseitig beeinflussen; wie sich die Geschlechter auch durch ihre Sprache voneinander unterscheiden; welche Wirkung der Verkehr der Menschen und Völker untereinander auf ihre Sprache ausübt; welche bedeutende Rolle die Mode im Sprachleben spielt; wie sich naives vom bewussten, reflektierenden Sprechen unterscheidet; wie das Sich-Versprechen zustande kommt; welch starken Einfluss die Schrift auf die Sprache ausübt (Leseformen!), überhaupt welche Beziehungen zwischen Sprache und Schrift bestehen; wie durch falsche Wortabtrennung neue Wortgebilde entstehen; wie die Mundart auf die Schriftsprache einwirkt und umgekehrt; was den Schwund von Lauten veranlasst; wie sich jede Sprache spaltet in eine Menge von Einzelsprachen: Individualsprache, Mundart, Provinzialsprache, Vulgärsprache, Standes- und Klassensprache; wie Sprachtausch und Sprachmischung zustande kommen. Die Phonetik hat aber auch besonders zu untersuchen, welche Rolle das rhythmische und musikalische Element in den verschiedenen Sprachen spielt, hat ferner die vielen Fragen der Sprachgeschichte vergangener Epochen zu lösen, die in ihr Gebiet fallen usw. usw. Also eine Fülle von Aufgaben schon für eine einzige Sprache, die noch beträchlich gesteigert wird, wenn diese Studien vergleichend auf mehrere Sprachen ausgedehnt werden. Eine derartige Vergleichung ist aber darum so wertvoll und infolgedessen notwendig, weil wir dadurch Blicke tun in die Seelen der Völker. Denn die Eigenart eines Volkes findet, was die Sprache

anlangt, ihren Ausdruck nicht nur im Wortschatz und in all den Erscheinungen, die wir mit den Namen Formenlehre und Syntax umfassen, vielmehr steht da mit an erster Stelle die gesamte Lautgebung, die Artikulation, der dynamische Akzent, die Intonation, der Rhythmus; alles Dinge, die immer in ganz bestimmtem Verhältnis zu dem Volkscharakter stehen, ihm angepasst sind. Nehmen wir als Beispiel das Englische mit seiner ganz eigenartigen Artikulation: diese Art zu artikulieren entspricht völlig dem Bilde des typischen Engländers mit seiner lässigen Haltung, hinter der sich aber doch eine zähe, sehnige Energie verbirgt; sie entspricht seiner ganzen nüchternen, kühl berechnenden Art, die sich zu erwärmen nie so recht fähig ist. Und stellen wir dem vergleichend etwa das Französische gegenüber mit seiner exakten, teilweise für unser Empfinden überexakten, nervösen Artikulation, die wieder so ganz dem Wesen des Franzosen angepasst ist oder vielmehr aus ihm entspringt, so ergibt sich ein Gegensatz wie zwischen Tag und Nacht. Und so geht es mit jeder Sprache, die wir in dieser Weise studieren. Bei jeder neuen Sprache erschliessen sich uns neue Bilder, die uns um so wertvoller sind, als sie uns das Leben der Sprache eines bestimmten Volkes zeigen und damit uns die Kenntnis der geistigen und seelischen Struktur der Angehörigen dieses Volkes als Träger seiner Sprache vermitteln helfen. Insofern sich also die Phonetik solche Ziele steckt, stellt sie sich mit in die Reihe der Wissenschaften, deren Aufgabe die Erkenntnis des Menschen und seiner Welt, von Kultur und Geschichte ist.

Das mag ein Umriss der Gedankengänge sein, die dem höheren Schüler im Laufe seiner späteren Schuljahre bei sich bietender Gelegenheit zu entwickeln als durchaus wünschenswert bezeichnet werden muss. Indem man also ausgeht von dem Wesen der Sprache und des Sprechens überhaupt, gelangt man dann auch zu einigen allgemeinen Erörterungen über das Sprachleben und die moderne Wissenschaft, die sich gerade mit diesen Lebenselementen der Sprache befasst, die Phonetik, von deren Wesen wenigstens eine gewisse Vorstellung zu haben für einen älteren Schüler unserer heutigen höheren Unterrichtsanstalten unerlässlich sein sollte. Um das Bild von der Bedeutung dieser Wissenschaft abzurunden, bleibt es dann dem Lehrer überlassen, auch auf ihre Wichtigkeit in allen praktischen Fragen: für Sänger, Schauspieler, Taubstummenlehrer, Sprachkorrektoren, für die richtige Beurteilung von Fragen der Rechtschreibung, der Kurzschrift, für die Erforschung von ungeschriebenen Kolonialsprachen u. dgl. entsprechend hinzuweisen. Ich habe absichtlich die Umreissung dieser allgemeinen Betrachtungen sehr ausführlich gehalten, weil dabei wohl am ehesten die Frage auftauchen dürfte, wie weit man gehen soll, während bei den mehr konkreten Betrachtungen über den

Atmungs- und Sprechapparat sowie bei der Behandlung des Vokalismus und Konsonantismus der verschiedenen Sprachen diese Frage sich kaum aufdrängen dürfte, sofern man systematische Vollständigkeit des physiologischen Anschauungsbildes erstrebt. Dass dem Schüler aber nicht nur letzteres geboten wird, sondern er auch ab und an Gelegenheit erhält, sich über Dinge und Probleme, wie sie in der obigen Skizze berührt worden sind, wenigstens einmal Gedanken zu machen — denn wenn er nur erst einmal zum Sichwundern über diese Dinge gebracht wird, ist schon viel gewonnen! — halte ich für eine unabweisbare Aufgabe unserer modernen höheren Schule.

Was nun den menschlichen Sprechorganismus angeht, so kann ich mich darauf beschränken zu empfehlen, dass man ihn ohne grosse Scheu vor einem etwaigen Zuviel so ausführlich zur Anschauung bringen soll, möglichst mit Heranziehung von Abbildungen und zerlegbaren Modellen des Kehlkopfes, dass auf dieser Unterweisung der gesamte lautphysiologische Unterricht sich aufbauen kann und nicht in seiner Auswirkung dadurch in Frage gestellt wird, dass irgendwo in der Anschauung durch Uebergehen von für weniger wichtig gehaltenen Organen eine Lücke klafft. Man sollte nicht glauben, die Vermittlung einer gründlichen anatomisch-physiologischen Bekanntschaft mit dem Sprechorganismus dem lehrplanmässig ja im Pensum der U II auftauchenden Unterricht über die allgemeine Anatomie und Physiologie des Menschen überlassen zu können. Darauf kann einmal der Sprachunterricht nicht warten, und zweitens ist erfahrungsgemäss bei der Bewältigung der Lehraufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichts in U II für ein irgendwie nennenswertes Eingehen auf Lautphysiologie niemals Zeit vorhanden, ganz abgesehen davon, dass die Lautphysiologie eben am vorteilhaftesten doch nur von einem phonetisch geschulten Sprachlehrer vertreten werden kann.

An erster Stelle würde also der Atmungsapparat und seine Funktion genau zu besprechen sein und erst im Anschluss daran der Sprechapparat im engeren Sinne. Dabei würde z. B. auch die Bekanntschaft mit den wichtigsten Stellungen der Stimmbänder in schematischer Darstellung zu vermitteln sein, ebenso an dieser Stelle gleich die nötigen Bemerkungen über Tonstärke und Tonhöhe und ihre physiologischen und physikalischen Ursachen, ferner über den Umfang der menschlichen Stimme, über Brust- und Kopfstimme und ähnliches zu geben sein. Tonstärke und Tonhöhe führen ihrerseits dann gleich wieder zu einigen Bemerkungen über den dynamischen Akzent und die Intonation in den verschiedenen Sprachen, Erscheinungen, über die besonders in den höheren Klassen Ausführlicheres zu geben wäre. Ausserdem ist vor allem bei der Besprechung des Kehlkopfes und seiner Funktion immer vergleichend auf ähnliche

Erscheinungen ausserhalb des menschlichen Organismus hinzuweisen: etwa auf bestimmte Musikinstrumente, z. B. die Zungenpfeifen bei der Orgel u. dgl. Es ist auch möglichst die Natur des menschlichen Kehlkopfes an einfachen selbstkonstruierten Modellen, wie der Glasröhre mit dem übergezogenen und an seinen Enden straff auseinandergespannten Gummischlauch, dessen Ränder beim Hineinblasen in tönende Schwingungen versetzt werden, zu demonstrieren. Alle derartigen Hilfsmittel werden die Anschauung des Schülers wesentlich fördern. Ueberhaupt ist möglichst immer an dem Schüler bekannte Erscheinungen, die irgendwie mit der menschlichen Sprache oder Stimme zusammenhängen, anzuknüpfen und von dort aus der Versuch zu unternehmen, die anatomisch-physiologischen Ursachen zu finden. Z. B. kann man recht gut von der Tatsache und ihrer Erklärung aus, dass wir uns bekannte Menschen, auch wenn wir sie nicht sehen, an ihrer Stimme wiedererkennen, mit einigen Worten auf die neuesten Forschungen und deren bisherige Ergebnisse von Rutz und besonders Sievers zu sprechen kommen bezüglich des Zusammenhanges zwischen der Klangfarbe der Stimme und Sprache eines Menschen und dem Bau seines gesamten Rumpfmuskelsystems. Bei der Besprechung des Kehldeckels (Epiglottis) und seiner Funktion wird man am besten von der Erscheinung des Sich-Verschluckens ausgehen und dafür zunächst die Erklärung finden lassen. Und dergleichen mehr. Und schliesslich soll man sich auch nicht davor scheuen, dem Schüler den ausserordentlich wichtigen Begriff der Artikulationsbasis nachdrücklich klarzumachen. Man braucht ja nicht gleich das sehr gelehrt klingende Wort anzuwenden, kann das vielmehr während der ersten Zeit völlig entbehren und dafür einen andern, deutschen Ausdruck einsetzen. Aber der Begriff muss dem Schüler wenigstens klar sein! Auch dabei geht man am besten von der Erklärung der Erscheinung aus, dass man fast immer beim plötzlichen Uebergang von einer Sprache in eine andere über das erste oder die ersten Worte gewissermassen stolpert. Daraus wird dann allmählich die ganze Bedeutung der Artikulationsbasis für eine Sprache abgeleitet. Diese Bemerkungen sowie vielleicht noch einige über anatomische Mängel des Sprechorganismus bei einzelnen Menschen und deren Folgen — wobei man natürlich wieder von diesen Folgen ausgeht (Lispeln, Näseln usw.) — würden dann die Betrachtung des Atmungs- und Sprechapparates am besten abschliessen.

Es wäre nun noch einiges über die engere Phonetik der drei Sprachen selbst zu sagen. Dass die lautphysiologische Anschauung auszugehen hat von der Phonetik der Muttersprache und erst daran anschliessend die des Englischen oder Französischen herauszuarbeiten ist, wurde des öfteren bereits betont. Allgemein ist zur Behandlung des Vokalismus und Konsonantismus nach dieser Methode nur noch zu sagen, dass auch hier wieder klare Anschauung verbunden mit

praktischer Uebung das Wesentliche ist, was angestrebt werden muss. Es ist bei jedem Laut von der akustischen Wirkung auszugehen und im unmittelbaren Anschluss daran die physiologische Grundlage desselben zu erarbeiten mit möglichst weitgehender Heranziehung von Abbildungen oder noch besser von durch den Lehrer selbst an der Wandtafel zu entwerfenden Skizzen in Diagramm- und Palatogrammform. Bei diesen Gelegenheiten kann dann im Laufe des Unterrichts auch einiges über die neueren Arbeitsmethoden der Instrumentalphonetik gesagt werden, z. B. über die Art und Weise, wie man diese Diagramme und Palatogramme gewinnt (Röntgenaufnahmen, stomatoskopische und plastographische Methode usw., natürlich unter Vermeidung dieser technischen Ausdrücke!). Man kann dem auch noch einiges hinzufügen über die Möglichkeiten, die sich bisher durch Anwendung der Kinematographie für die Beobachtung der Bewegungen der Stimmbänder ergeben haben, alles natürlich immer an der dafür passenden Stelle, alles in organischem Zusammenhang! Auch einzelne besonders lehrreiche Fälle aus der Geschichte dieses oder jenes Lautes lassen sich mit vielem Nutzen bei der Behandlung des betreffenden Lautes anbringen, z. B. wenn man im mittelhochdeutschen Unterricht Gelegenheit nimmt, auf die Entstehung und Geschichte des uvularen *r* [R] etwas näher einzugehen und dabei ausführt, dass der Laut uns von Haus aus gänzlich fremd ist und wahrscheinlich erst durch die affektierte Modeaussprache der französischen Salons des 17. Jahrhunderts und ihre Nachahmung in Deutschland allmählich auch bei uns Eingang gefunden hat, jedoch nur in den Städten, während das breite Land und besonders die östlichen Provinzen, dort mit Einschluss der Städte, an dem alten klangvollen Zungen-*r* [r] festgehalten haben; dass uns, die wir in den Städten aufgewachsen sind, meist aber von Haus aus nur das uvulare *r* geläufig ist und der Uebergang zum Zungen-*r* infolgedessen zunächst geziert erscheint, während es merkwürdigerweise ursprünglich genau umgekehrt gewesen ist: nicht das Zungen-*r*, sondern das uvulare war die gezierte Stutzeraussprache. Eine derartige Lautgeschichte, die mit der Kulturgeschichte eng verknüpft ist, nimmt der Schüler immer mit grosser Aufmerksamkeit auf und wird nun auch ohne weiteres verstehen, weshalb es bezüglich des Mittelhochdeutschen eigentlich durchaus falsch ist, etwa das uvulare *r* anzuwenden, und sich dementsprechend bemühen, auch wenn es ihm anfangs Schwierigkeiten bereiten sollte, beim Lesen eines mittelhochdeutschen Textes überall das Zungen-*r* zu gebrauchen.

Das Endziel der lautphysiologischen Unterweisungen im Unterricht aller drei Sprachen, des Deutschen, Englischen und Französischen, muss also sein: eine gründliche, auf klarer lautphysiologischer Anschauung aufgebaute Kenntnis des gesamten deutschen englischen und französischen Lautsystems, wobei bezüglich der Fremdsprache auch die nötige Rücksicht auf die Orthoëpie zu nehmen

ist und überhaupt die Erweckung von Interesse und Verständnis für Erscheinungen des Sprachlebens und der Sprachentwicklung; daneben aber auch, was die praktische Seite anlangt, vor allem die Fähigkeit, die eigene Sprache in klarer, straffer Artikulation, die dem Aussprachestandard möglichst angenähert ist, zu gebrauchen und bei gegebener Gelegenheit sie auch kunstmässig mit eingehender Berücksichtigung der rhythmischen und intonatorischen Verhältnisse anzuwenden; bezüglich der Fremdsprachen eine auf genetisch-akustischem Wege erreichte Sicherheit und Geläufigkeit in der lautlichen Beherrschung nach der geltenden Musteraussprache und genügende Bekanntschaft mit den grundsätzlich von der deutschen Sprache abweichenden Erscheinungen auf dem gesamten phonetischen Gebiet des Englischen und Französischen. Bezüglich des Vokalismus ist für jede Sprache die Anschauung mit Hilfe des sogenannten Vokaldreiecks zu vermitteln, das seiner Entstehung und Eigenart nach zu erklären ist und dem Schüler immer lebendig vorschweben muss. Dabei ist besonderer Wert auf eine möglichst einfache und sinngemässe Terminologie zu legen. Ausdrücke wie „offen" und „geschlossen" sollten unbedingt vermieden werden, da sie falsche Vorstellungen wecken. Dafür sollten vielmehr die richtigeren und zweckmässigeren Bezeichnungen „weit" und „eng" ausschliesslich gebraucht werden mit Einfügung der Zwischenstufen „halbweit" und „halbeng". Was den Konsonantismus anlangt, so würde die Durchnahme am naturgemässesten und einfachsten in Gruppen nach der Artikulationsart zu erfolgen haben: Verschlusslaute, Reibelaute, Nasale, Roller, Laterale. Halbvokale nach einander und zwar so, dass zunächst etwa die Verschlusslaute nach ihren verschiedenen Artikulationsstellen behandelt werden, immer der stimmlose zuerst und im unmittelbaren Anschluss daran gleich der stimmhafte. Selbstverständlich ist dabei jedesmal von der Muttersprache auszugehen, und erst nachdem die sichere Vorstellung von der Hervorbringung der deutschen Verschlusslaute gewonnen ist, würde in der folgenden Stunde mit Hilfe der passenden Musterworte die Durchnahme der entsprechenden englischen oder französischen Verschlusslaute in gleicher Weise vorgenommen werden müssen. Erst wenn so alles Wichtige über die Verschlusslaute erklärt und nach genügender praktischer Uebung erledigt worden ist, schreitet man weiter zu den Reibelauten, deren Bekanntschaft dann auf dem gleichen Wege, zuerst also wieder für das Deutsche, im Anschluss daran für die fremde Sprache vermittelt wird. Und so bei allen folgenden Gruppen. (Auch bei den Reibelauten sollte man den Ausdruck „Spiranten" endlich einmal ausmerzen, desgl. niemals mehr von „Gutturalen", die es in keiner der drei Sprachen gibt, sondern nur noch von „Velaren" sprechen!) Erst später, nachdem ein klarer Ueberblick über den gesamten Konsonantismus des Deutschen und Englischen gewonnen ist, fügt man dann

genauere Ergänzungen hinzu, z. B. solche über unvollständige Verschlusslaute (das *k* in *asked* [ɑ:skt], das *g* in *eggcup* [égkʌp] oder in *big dog* [bíg dóg] oder über die drei verschiedenen Möglichkeiten der Sprengung bei *t* (orale, faukale und laterale: etwa [tɑ], [tn], [tl]), der zwei Sprengungsmöglichkeiten bei *p* und *k* (orale und faukale: [pɑ], [kɑ], gegenüber [pm], [kŋ]), indem man auch hier wieder von praktischen Beispielen der dem Schüler geläufigen deutschen Artikulation ausgeht: [tre:tn] gegenüber [tré:tən], [ziŋkŋ] gegenüber [zíŋkən], [lumpm] gegenüber [lúmpən], und die beiden möglichen Aussprachen immer nach dem Massstabe der Hochsprache bewertet, also ausführt, dass die Aussprache m i t Assimilation meist der lässigeren Umgangssprache angehört, dass dagegen die korrektere Artikulation diejenige ist, bei der man die Assimilation vermeidet. Beim Uebergang zu englischen Beispielen: [sə:tn] gegenüber [sə́:tən = *certain*, [mʌtn] gegenüber [mʌ́tən] = *mutton* usw. ist dann zu zeigen, dass hier in allen Fällen die Aussprache m i t Assimilation (und faukaler Sprengung des *t*) die einzig gültige ist. Ich betone noch einmal, dass zur gründlichen Veranschaulichung von der Heranziehung von Diagrammen und möglichst auch Palatogrammen der ausgiebigste Gebrauch zu machen ist und zwar bei j e d e m Laut ohne Ausnahme.

Von allen auf falscher physiologischer Vorstellung von der Hervorbringung eines Lautes beruhenden technischen Hilfen sollte man ein für allemal absehen, z. B. von dem so oft noch empfohlenen Hilfsmittel zur Erlernung des Zungen-*r* [tdtdtdtd......] rasch hintereinander zu sprechen. Damit wird man ganz sicher niemals zur richtigen Artikulation eines gerollten Zungen-*r* gelangen, da dies „Hilfsmittel“ auf völlig falschen Voraussetzungen beruht. Es handelt sich bei diesem Laut vielmehr um einen sozusagen halbautomatischen Schwirrlaut, dessen Natur darin besteht, dass die Innervation in der Zungenspitze einen völligen Verschluss an den Alveolen hervorruft, der durch die mechanische Kraft des Expirationsstromes bei genügender Stärke der Spannung desselben durchbrochen wird, worauf sofort durch erneutes Ueberwiegen der Muskelspannung der Zungenspitze der Verschluss wiederhergestellt und dann wieder durch den Expirationsstrom durchbrochen wird und so fort. (Guter Vergleich aus dem Gebiete der Technik: der Wagnersche Hammer, Prinzip der elektrischen Klingel!) Eine derartige artikulatorische Erscheinung wird man niemals durch eine solche auf rein willensmässiger Einstellung der Sprechwerkzeuge (unter Ausschluss des automatischen Moments!) beruhende (tdtdtd....) ersetzen können. Dabei sehen wir noch ganz von der völligen Verkennung der Funktion der Stimmbänder bei dieser „Hilfe“ ab. Jeder derartige Versuch ist nur fruchtlose Quälerei und von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt. Bezüglich der richtigen Artikulation des hellen und dunklen *l*

im Englischen ist zu sagen, dass das dunkle [ł] nicht durch Zurückbiegen der Zungenspitze in der Richtung auf den weichen Gaumen hin hervorgebracht wird, wie die alte Auffassung es darstellte und auch heute leider noch viel gelehrt wird, sondern dass die mehr oder minder dunkle Färbung lediglich von der richtigen Einstellung der Hinterzunge abhängt, die sich ihrerseits wieder nach dem vorhergehenden Vokal richtet. Es ist daher auch gänzlich falsch — den Fehler kann man sehr häufig an Schulen beobachten! — in allen Fällen in- und auslautendes *l* gleich dunkel (etwa [$l^{ɔ}$] oder [l^{u}]) sprechen zu lassen.

Nun, es ist hier nicht der Ort, um auf Einzelheiten noch näher einzugehen. Es seien mir deswegen nur noch ein paar allgemeine Bemerkungen gestattet, zunächst bezüglich der Lautschrift. Es ist heute unbedingt wünschenswert, dass man sich allgemein entschliessen möchte, eine einheitliche Lautschrift auch an unseren höheren Schulen zu verwenden. Aus der Erwägung heraus, dass man doch endlich aufhören sollte, den Schülern und sich selber den Unterricht nutzlos zu erschweren, indem jeder Lehrer sein eigenes System und Systemchen verwendet, was erfahrungsgemäss bei jedem Lehrerwechsel und jedem Zugang von fremden Schülern immer wieder zu Missverständnissen und Unzuträglichkeiten und damit zu Erschwerungen und Zeitverlust führt, hat auch die eingangs erwähnte Anglistentagung zu Göttingen 1923 auf Anregung des Verfassers eine dahingehende Entschliessung, die eine einheitliche, verbindliche Regelung verlangt, an das Ministerium für W., K. u. V. gelangen lassen. Es kommt für diesen Zweck trotz einiger offensichtlicher Schwächen, die aber schliesslich jedem System anhaften und anhaften werden, heute nur noch die Lautschrift nach dem System der Association phonétique internationale in Frage. Und gerade im Interesse der anzustrebenden Einheitlichkeit sollte sich auch jeder Lehrer und jede Lehrerin des Englischen, Französischen und Deutschen zu ihrer Anwendung (ohne jede auch noch so geringe Einzelabänderung!) entschliessen, besonders auch deswegen, weil fast (leider nur fast!) alle neu erscheinenden Lehrbücher für die Schule erfreulicherweise zu ihr übergegangen sind.[1]) Der Lehrer selbst muss die Handhabung der Lautschrift natürlich vollständig beherrschen und, soweit sie für den Unterricht in Frage kommt, ein gleiches auch vom Schüler verlangen. Tatsächlich werden die Schwierigkeiten in dieser Hinsicht immer gewaltig überschätzt, die Vorteile aber, die die geringe dafür aufgewandte Mühe und Zeit einbringt, stets zu gering anschlagen.

---

[1]) Die inzwischen von Forchhammer (*Grundlage der Phonetik*, Heidelberg 1924) aufgestellte „Weltlautschrift“ kommt wegen ihrer Kompliziertheit m. E. für die Schule nicht in Betracht.

Schliesslich ist noch warm zu empfehlen, wo sich die Gelegenheit immer bietet, einen ausgedehnten Gebrauch vom Grammophon auch an der Schule zu machen. Ich halte allerdings weniger davon, dass man mit Hilfe dieses Apparates etwa systematisch die Aussprache der Schüler korrigieren will. Das kann der Lehrer, der selbst über eine tadellose Aussprache verfügt, in viel geeigneterer und besserer Weise durch eigenes Vorsprechen erreichen. Aber dem Schüler gelegentlich auch einmal aus national-englischem Munde eine Shakespeareszene, ein Gedicht, ein Märchen oder sonst eine Prosaerzählung vorzuführen oder ihn auch einmal mit englischen und besonders schottischen Liedern (Robert Burns!) bekannt zu machen, das halte ich doch für ausserordentlich wichtig und habe selbst die besten Erfahrungen gerade auch im Schulunterricht damit gemacht, ganz abgesehen davon, dass eine Unterweisung in rhythmischen und intonatorischen Dingen wohl nur auf diese Art restlos möglich und fruchtbar ist. Dass einzelnen älteren, in der Richtung besonders begabten Schülern oder Schülerinnen auch einmal moderne instrumental-phonetische Apparate, etwa ein Gutzmannscher Polygraph (Kymographion), ein Marbescher Russringapparat oder derartiges wenigstens vorgeführt werden möchten, würde an sich zu begrüssen sein, wird auch von den Schülern selbst sehr dankbar hingenommen, kann aber wohl nur in Universitätsorten ermöglicht werden, die über ein entsprechendes phonetisches Institut verfügen, das auch mit der Schule in gewissem Zusammenhange steht.

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung. Wenn die Schule sich bisher der Phonetik fast ganz glaubte verschliessen zu müssen, so geschah das wohl aus Gründen, wie ich sie oben angeführt habe, und aus einer gewissen Furcht heraus, dass mit der stärkeren Heranziehung dieser Wissenschaft eine Mehrbelastung verbunden wäre, die in keinem Verhältnis zu dem praktisch dabei herausspringenden Nutzen stände. Mitschuldig ist aber sicher auch die Tatsache, dass man es bisher immer nur mit Halbheiten versucht hat, indem man sich, wie oben ausgeführt, nur bei der Erklärung von dem Deutschen f r e m d e n Lauten auf physiologische Hilfen einliess, ohne sonst irgendwie das lautphysiologische Anschauungsvermögen geweckt zu haben. Und daher ist das Neue an der Methode, wie sie im obigen dargelegt worden ist, dass man auch hier dem alten Fundamentalsatz aller Didaktik: Vorwärtsschreiten vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichteren zum Schwereren sinngemäss zu folgen hat, d. h. dass man vor allem auszugehen hat von der Muttersprache, also von dem durch den täglichen Gebrauch Bekannten, erst einmal hier die Anschauung herauszuarbeiten hat und erst im Anschluss daran an die fremden Sprachen herantritt. Bei dieser Methode wird die Praxis bald den Beweis liefern, dass die intensive Heranziehung der Phonetik bei jedem Sprachunterricht an



der höheren Schule nicht eine Mehrbelastung und infolgedessen einen Zeitverlust darstellt, sondern dass im Gegenteil, sobald der Anfangsunterricht überwunden ist, die aufgewandte Zeit und Mühe sich durch Ersparnis an allen Ecken und Enden und durch positive Vorteile nicht nur im fremdsprachlichen, sondern auch vor allem im deutschen Unterricht reichlich bezahlt macht. Durch meine eigenen Erfahrungen ermutigt, habe ich daher diese Forderung des elementaren phonetischen Unterrichts an der Schule und der auf breitester phonetischer Grundlage zu gewährleistenden Ausbildung des angehenden Sprachlehrers auf der Universität auch bereits verschiedentlich in der Oeffentlichkeit ausgesprochen, so z. B. gelegentlich meiner Vorträge auf den vom Göttinger Universitätsbund veranstalteten Hochschulwochen in Hildesheim, Osnabrück und Braunschweig-Wolfenbüttel, sowie anlässlich des oben bereits erwähnten englischen Ferienkursus für Oberlehrer in Göttingen (1920) und kann zu meiner Freude feststellen, dass ich bei all diesen Gelegenheiten in anschliessenden persönlichen Gesprächen grösstes Verständnis und wärmste Zustimmung von seiten der überwiegenden Zahl der Fachgenossen gefunden habe. Ich möchte schliessen mit der Anführung einer Stelle aus dem Buche über Erziehung von Herbert Spencer, die sich zwar auf den Unterricht in allgemeiner Physiologie bezieht, jedoch auf das hier behandelte physiologische Teilgebiet sich ohne weiteres in gleichem Masse anwenden lässt. Ich zitiere nach der deutschen Ausgabe, übersetzt von Dr. Heinrich Schmidt (Leipzig, Kröner), ohne im übrigen mich auf den pessimistischen und etwas extremen Standpunkt des Verfassers stellen zu wollen: „. . . . . . Und daher stehen wir dafür ein, dass der Unterricht in der Physiologie, wie er für das Verständnis ihrer allgemeinen Wahrheiten und für ihre Anwendung auf das tägliche Leben erforderlich ist, ein überaus wesentlicher Teil einer vernünftigen muss! Und noch seltsamer ist es, dass es verteidigt werden muss! Es gibt aber nicht wenige, die eine solche Behauptung mit Spott und Hohn aufnehmen. Menschen, die vor Scham erröten würden, wenn man sie dabei ertappte, dass sie Iphigenía statt Iphigénia sagten, oder die es als eine Beleidigung aufnehmen würden, wenn man glaubte, dass sie von den erdichteten Arbeiten eines erdichteten Halbgottes nichts wüssten, schämen sich nicht im geringsten darüber, dass sie nicht wissen, wo sich die Eustachischen Röhren befinden, worin die Funktionen des Rückenmarkes bestehen, wie gross die normale Geschwindigkeit des Pulsschlages ist, oder wie sich die Lungen ausdehnen. Während sie sich darum sorgen, dass ihre Söhne Erziehung ist. Es ist seltsam, dass man dies überhaupt versichern in den abergläubischen Vorstellungen von Völkern, die vor 2000 Jahren gelebt haben, gut zuhause sind, ist es ihnen gleichgültig, ob sie etwas über den Bau und die Funktionen ihres eigenen Kör-

pers erfahren, mehr noch, sie wünschen nicht, dass sie etwas darüber erfahren. So überwältigend ist der Einfluss eines einmal eingerissenen Schlendrians. So schrecklich überwuchert in unserer Erziehung das dekorative Element das nützliche!“

Lüneburg. Walter Gerlach.

Literaturberichte.

W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion (= Palaestra 135). Lpz., Mayer & Müller, 1921. 2. Aufl. 1923.

Das Gesetz, das die Arbeit des bekannten Giessener Anglisten aus einer Fülle von Einzelfällen aus den verschiedenen indogermanischen Sprachen herausarbeitet, lässt sich kurz dahin formulieren: Funktionsarm oder funktionslos gewordene Bestandteile eines Wortes bezw. einer Wortverbindung können abgeschwächt werden oder verloren gehen. Umgekehrt kann die Funktionswichtigkeit die Erhaltung entgegen den Lautgesetzen bedingen. Ein mit Funktionen überlasteter Sprachkörper kann ganz zugrunde gehen, wie andererseits ein für seine Funktion zu schwacher Sprachkörper sich verstärken kann. Diese Gedanken sind nicht neu, wie Horn selbst in einem kurzen geschichtlichen Ueberblick darlegt. In Fällen wie etwa ahd. *hiutu* aus *hiutagu* hat man wohl schon immer in der Funktionsarmut die Ursache für die Kürzung gesucht. Horns Verdienst ist es, den Funktionswert in seiner Geltung als Faktor der Sprachentwicklung richtig gewürdigt und damit aus einem nur ungern betretenen Verlegenheitsausweg einen vollberechtigten Grundsatz sprachwissenschaftlicher Erklärung gewonnen zu haben. Den starken Eindruck, den er damit erzielt hat, beweist die rasche Folge der 2. Auflage. Dieser Eindruck erklärt sich freilich nicht nur aus dem inneren Wert der Arbeit. Der Grundgedanke des Buches kommt der Stimmung der gegenwärtigen Sprachwissenschaft entgegen, wie er selbst aus dieser Stimmung heraus geboren ist, aus dem Widerspruch gegen die Alleinherrschaft der Lautgesetze und dem Bestreben, in der Entwicklung der Sprache gerade das in keine Regeln zu fassende subjektive und irrationale Gestalten des Sprechenden zur Geltung zu bringen. Horns Arbeit ist ein charakteristischer Ausdruck dieser Tendenz. Um so überraschender ist es, wenn der Verfasser am Schluss das Verhältnis von Funktion und Sprachkörper in unmittelbare Parallele setzt zu dem Verhältnis von Funktion und Organ in der Physiologie. Denn damit führt ihn der Wille, die starre Eigengesetzlichkeit der sprachlichen Entwicklung zu überwinden und die Quellen und Gründe der Sprachgestaltung im Sprechenden selbst zu suchen, wieder hart an die Grenze der alten Boppschen Auffassung von der Sprache als einem Naturorganismus zurück. Diese Parallelisierung mit dem physiologischen Gesetz birgt praktisch die Gefahr in sich, dass das Prinzip der Funktion als Faktor der Formgebung ebenso überschätzt wird, wie es mit dem Lautgesetz geschehen kann. Einer der Kritiker Horns hat auf die Gefahr hingewiesen, dass Horns Arbeit ein Freibrief für den sprachwissenschaftlichen Dilettantismus werden könnte. Die Befürchtung ist durchaus berechtigt. Seinem Wesen nach muss das Prinzip der Funktion in jedem Fall eine Lösung bringen, die aber leicht zu einem Trugschluss führen und durch

ihre blendende Einfachheit den Blick für ein schärferes Untersuchen der Motive trüben kann. Den Beweis dafür hat kein Geringerer als der Verfasser selbst geliefert. Denn mir will scheinen, dass Horn den Bogen stark überspannt. Einmal macht er die Funktionslosigkeit für Kürzungen verantwortlich, die aus ganz verschiedenen Gründen entspringen. Kürzungen treten ja auch ohne Funktionslosigkeit einzelner Wortteile ein. Ein Beispiel dafür bieten die von Horn angeführten Getränknamen. Wenn frz. *champagne* zu *champe* gekürzt wird, so dürfte daran lediglich ein gewisser Spieltrieb schuld sein. Wie wenig das mit der Funktionslosigkeit des Suffixes zu tun hat, zeigt unser *Schampus*, das an die Stelle der abgeworfenen Endung eine neue setzt. Es ist ein einfaches Spiel mit der Form, das — um im Bilde zu bleiben — der Sektlaune entstammt. Ueberhaupt scheint mir der Verfasser andere Erklärungsmöglichkeiten zu sehr beiseitezuschieben. Es ist hier nicht der Raum, Einzelbeispiele zu geben. Ich kann nur das Grundsätzliche andeuten. Horn unterschätzt z. B. die rein lautmechanischen Abschleifungen. Wenn *Regiment* zu *Re'ment* wird, so ist das entschieden ein rein phonetischer Vorgang, der in den Aussprachegewohnheiten einer bestimmten Kaste begründet liegt. Auch die Analogie darf durch das Prinzip der Funktion nicht ausgeschaltet werden. Selbst in Fällen wie *Auto, Kino, Radio, Velo* wird sie ihre Hand im Spiele haben. Warum sollte auch in *Automobil* der zweite Teil einen geringeren Funktionswert haben als der erste? Ich sehe hier den Anlass der Kürzung in der durchaus willkürlich verfahrenden Bequemlichkeit, die sich mit idiomatischen Manieren zur Schöpfung eines Typus vereinigt, den die Mode, d. h. die Analogie, produktiv werden lässt. Schliesslich sind auch eine Reihe von Momenten ebenso irrationaler Art wie die Funktion zu berücksichtigen. Das ist einmal das Problem des Wortumfangs, das in seinem Verhältnis zur Funktion eine besondere Beleuchtung erfordert. Nicht zuletzt sind die musikalischen Momente der sprachlichen Formgebung zu erwägen, die prosodische Geltung der einzelnen Teile des Sprachkörpers, die rhythmische Folge der Silben im Wort und die Bedingtheit des einzelnen Sprachkörpers im Rhythmus und der Melodie des ganzen Satzes. Bei stärkerer Berücksichtigung aller dieser Faktoren wird gar manches Beispiel Horns ein ganz anderes Gesicht bekommen. Aber diese Einzelbedenken können nichts an dem Wert der Gesamtleistung ändern. Je mehr man ihnen nachgeht, desto lebhafter empfindet man die reiche Anregung, die von diesem Werk ausgeht. Und wenn die Sprachwissenschaft in Zukunft stärker als bisher mit der Funktion als einer lebendig wirkenden Kraft der Sprachentwicklung rechnen wird, so ist das das Verdienst dieses mit so feinem Verständnis für die geheimen Triebkräfte der Sprache geschriebenen Buches.

Breslau. A. Nehring.

J. Haas, Abriss der französischen Syntax (= Sammlung kurzer Lehrbücher der Roman. Sprachen und Literaturen VIII), Halle, Niemeyer, 1922. IV+270 S.

Der *Abriss* bezeichnet sich als einen Ersatz für die im Jahre 1916 erschienene, jetzt vergriffene *französische Syntax* des Verfassers. Es ist im wesentlichen dasselbe Buch in verkürzter Gestalt. Aber die Verminderung von 513 auf 270 Seiten ging natürlich ohne eine sehr eingreifende Umarbeitung nicht ab. Es ist vieles geschwunden, einiges umgestellt, manches anders ausgeführt. Es wird sich fragen, ob die Ver-

kürzung nicht zu weit gegangen ist. Schon die grössere Syntax war oft keineswegs leicht verständlich, teils infolge der Terminologie des Verfassers, teils auch durch seine oft abrupte Darstellungsart. Bei dem verkürzten Buch ist das, trotz eines erkennbaren Strebens nach Vereinfachung, noch öfter der Fall. Man wird gelegentlich nach dem längeren Buch greifen müssen, um das kürzere zu verstehen.

Haas verzichtet bekanntlich im allgemeinen darauf, das moderne Französisch aus der historischen Entwicklung der Sprache zu erklären. Seine Syntax ist ursprünglich (1909) sogar nur als *Neufranzösische Syntax* erschienen. Die Bearbeitung von 1916 berücksichtigte dann auch die älteren Zustände der Sprache, mehr in deskriptiver Art, als um die moderne Syntax aus der älteren abzuleiten. Die altfranzösischen und mittelfranzösischen Beispiele sind auch im *Abriss* geblieben. Aber da sie an Zahl geringer geworden sind, hat man häufiger noch als im früheren Buch Anlass, ihre Bedeutung am Zusammenhange nachzuprüfen. Für den genaueren Stellennachweis wird man indes auf die ausführlichere Syntax verwiesen. Ein umständlicher und unbefriedigender Weg.

So wird der *Abriss* manche Ungeduld erregen. Man kennt aber den Wert der syntaktischen Arbeiten des Verfassers, der vor allem auf der selbständigen Durchdenkung der Probleme beruht. Auch wo der Verfasser eigenwillig vorgeht, so dass man nicht geneigt ist ihm zu folgen, regt er zu neuem Ueberlegen an; und so wird auch der *Abriss* seinen Weg machen, wie vor ihm die *Neufranzösische Syntax* und die *Französische Syntax* es getan haben.

Henri Lichtenberger, Deutschand und Frankreich in ihren gegenwärtigen Beziehungen, in deutscher Bearbeitung von Dr. Rudolf Berger. Lpz., E. Oldenburg (1924), 203 S.

Herr Henri Lichtenberger ist Professor der germanischen Sprachen und Literaturen an der Faculté des Lettres der Universität Paris und hat sich durch eine Reihe von Schriften über Wagner, Nietzsche, H. Heine u. a. in Frankreich bekannt gemacht. Er setzt sich jetzt vor, „die Psychologie der französisch-deutschen Beziehungen zu zeichnen und die Entwicklung eines Gegensatzes zu beschreiben, der eine dauernde Gefahr für den Frieden der Welt ist und mit einem immer schwereren Druck auf dem ganzen europäischen Leben lastet“. Sein Ziel ist, „um die Spannung zwischen den beiden Völkern abzuschwächen, für einander gegenseitig ein etwas besseres Verständnis zu gewinnen zu suchen“. Dass dieses Ziel gegenwärtig erreichbar sei, muss er freilich selbst in Frage stellen. Ein starker Pessimismus durchzieht sein Buch. Wir müssen ihn teilen, wenn wir sehen, dass der Verf. bei aller gewiss ehrlichen Bemühung, deutschen Auffassungen nachzugehen, doch nicht umhin kann, einen ziemlich unverdünnten Poincaréismus zu vertreten. Das Buch ist im Herbst 1923 zum Abschluss gebracht. Sein letzter Abschnitt behandelt den Ruhrkrieg. Man wird mit dem Verf. bedauern, „dass zwei der bedeutendsten Kulturnationen Westeuropas, die die Logik der Tatsachen zu erspriesslichem Zusammenarbeiten treiben sollte, für die Regelung ihrer Streitigkeiten keine andere Methode zu finden gewusst haben als die des uralten, rohen Appells an die brutale Gewalt“ (S. 200). Wer anders hat denn aber, selbst nach dem Urteil der Alliierten, beim Ruhrkrieg an die brutale Gewalt appelliert, als Frankreich, nachdem schon vorher der Versailler sogen. Frieden mit brutaler Gewalt ein falsches Bekenntnis zur Schuld am Weltkrieg, mit allen Folgen dieses fal-

schen Bekenntnisses, aus den Vertretern des deutschen Volkes herausgepresst hatte.

Wenn aber mit dem Verfasser auch dieser Schrift eine Verständigung nicht möglich ist, so wird sie doch in Deutschland nicht ohne Nutzen gelesen werden. Es wird in ihr nicht nur ausgesprochen, was vermeintlich versöhnliche Franzosen vom Verhältnis Frankreichs und Deutschlands denken. Es ist auch von Interesse, z. B. im 2. Kapitel „die Hauptströmungen in der öffentlichen Meinung Deutschlands", zwar vom französischen Standpunkt aus, aber auch mit der Klarheit und Konzision zusammenfassend dargestellt zu sehen, die ein Vorzug französischer Bücher ist. — Eine Vergleichung der deutschen Bearbeitung mit dem französischen Original war mir nicht möglich.

Breslau. C. Appel.

Alfred de Musset, Nouvelles. Wien, Manz, Editeur. (Collection Manz 93.)

Es ist gute, feingeschliffene Arbeit besonders nach der sprachlichen Seite, welche die Leitung der *Revue des deux mondes* dem fruchtbaren Lyriker, aber trägen Prosaïsten Musset hier abgerungen hat und die mit Aufmerksamkeit gelesen und gewertet sein will. Ich verweise dafür auf meine Abhandlung in dieser *Zeitschrift* 23, 9; 115; 232; 24, 1.

Für die Schule erscheint der sittlichen Haltung nach höchstens *Margot* geeignet, die letzte und neben den *Deux maîtresses* am wenigsten bedeutende der fünf Novellen.

Die wohl ausgestattete und handliche Ausgabe macht dem Verlage, der Musset nun schon 12 Bände gewidmet hat, Ehre. In der Anordnung der fünf Novellen vermisst man die geschichtliche Reihenfolge: *Emmeline, Les deux maîtresses, Frédéric et Bernerette, Le fils du Titien, Margot.*

Breslau. H. Breuer.

F. Schöninghs Französische und englische Schulbibliothek, hrsg. v. Elvire Krebs u. Franz Schürmeyer. 1. Serie, Bd. 24—26: **Roman et nouvelle du XIXe siècle.**

I. Mouvement romantique, hrsg. v. Fr. Schürmeyer, 113 S. — II. Mouvement réaliste et naturaliste, hrsg. v. J. Hohelüchter, 91 S. — III. Mouvement régionaliste, hrsg. v. J. Schulte, 61 S.

I. Ser., Bd. 27: **Jón Svensson**, Nonni et Manni. Historie véridique de deux enfants islandais. Hrsg. v. A. Azinger, 64 S. Zu jedem Bande Anmerkungen u. Wörterbuch. Paderborn, Schöningh. Je Band 0,80 Mk.

Man braucht durchaus nicht rein literargeschichtliche Absichten zu haben, wenn man Schüler der oberen Klassen mit der Entwicklung der französischen Prosadichtung des letzten Jahrhunderts vertraut macht. In den Werdegang der französischen Bildung dieser Zeit führen Roman und Novelle viel besser ein als Schauspiel und Poesie. Die Auswahl der Prosa in den Schulausgaben beschränkte sich bisher in einseitiger Weise gewöhnlich auf die Novelle der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und verfolgte kaum den Plan, einen Einblick zu vermitteln in den Wandel des französischen künstlerischen Geschmacks und in die wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen, die sich in immer stärkerer Weise in der Prosadichtung spiegeln.

Der Gedanke, in mehreren Bändchen durch innerlich verknüpfte Textproben und kurze Einleitungen den Geist der Zeit, den Entwick-

lungsgang der Prosadichtung des 19. Jahrhunderts darzustellen, ist daher dankbar zu begrüssen. Die bedeutenden Schwierigkeiten, die besonders der sittlich bedenkliche Gehalt der französischen Prosa für eine Schulauswahl mit sich bringt, sind mit Geschick überwunden worden; wir erhalten auf dem engbegrenzten Raume ein ausreichendes Bild der behandelten Richtungen. Bd. I bringt aus Alfred de Vignys *Servitude et Grandeur militaires* die Erzählung *La Veillée de Vincennes* und aus dem Romane Victor Hugos *Les Misérables* Proben der *Valjean*-Geschichte des ersten Bandes mit knappen verbindenden Inhaltsangaben. In Bd. II sind vertreten H. Beyle mit der Waterloo-Szene aus der *Chartreuse de Parme*, Mérimée mit *Mateo Falcone*, Flaubert mit der Schilderung des Festes auf dem Schlosse Vaubyessard aus *Madame Bovary*, Zola mit *L'Inondation*, endlich Maupassant mit der kurzen Erzählung *La Parure*. Weniger glücklich erscheint die Auswahl des 3. Bändchens, die von Pierre Loti zwei Szenen aus dem Baskenromane *Ramuntcho* und zwei Proben von René Bazin bringt, im wesentlichen aber durch Theuriets Erzählung *Le Noël de M. de Maroise* gefüllt wird; gern würde man dafür wie in den beiden ersten Bändchen einen Text sehen, der nicht auch in anderen Schulausgaben leicht erreichbar ist.

Ich lasse einige Bemerkungen und Berichtigungen zu den einzelnen Bänden folgen. Bd. I: lies 7, 6 *au point de vue;* 7, 9 v. u. ist *De l'Allemagne* kursiv zu drucken; 8, 16 fällt *la* weg; 9, 16 lies *n'en est;* 11, 4 *Eloa;* 17, 12 *d'elles;* 17, 14 kein Komma! 17, 24 *des caissons;* 18, 1 u. 2 kein Komma! 18, 11 kein Komma! 19, 16 *du sucre;* 19, 30 fehlt *déjà* vor *résonner*; 20, 15 lies *vieil* 20, 23 kein Komma nach *d'accords!* 22, 26 kein Komma nach *âme!* 26, 11 *apprît;* 26, 20 *sa main sur mon cœur;* 26, 20 *quelquefois avec nous;* 27, 19 *et que;* 30, 30 *gagnerais;* 32, 8 *d'autre;* 37, 27 *ce* (für *et*); 44, 3 *rôdait dans;* 51, 5 *bouillonnante;* 59, 12 *faite;* 90, 14 *des voleurs.* Im Wörterbuche fehlen *carcan m.* 'Halseisen'; *argousin m.* 'Stockmeister'; *manille f.* 'Oeffnung, durch die der Galeerensträfling am Ruder die Hand steckt'; *coqueter* ist verwechselt mit *caqueter* 'gackern'; *épisode* ist Masculinum! Lies: *endormir; pincer* 'kneifen' (nicht! kreisen); bei *vent* fehlt die Bedeutung.

In Bd. II lies 5, 9 v. u. *parut;* 25, 1 *la bride;* 34, 7 kein Komma nach *produirait!* 43, 13 *avançantes;* 82, 8 *le dos.* Im Wörterbuche lies *alouette;* 'Barege (leichter Leinenstoff)'; *bon, pour tout de —; cuivre m. étendre; frissonner;* '*honteux; oseille; rechange m.* (nicht! f.)'.

In Bd. III lies 4 unten *représentés;* 5, 4 ergänze: Todesjahr 1923; 5, 14 Komma vor *mais!* 6, 10 *de plus élémentaire;* 7, 4 v. u. *pensée;* 9, 7 *mi-jambe;* 9, 19 kein Komma vor *ne!* 12, 23 *grand' peine; rame* (für *ramène);* 12, 27 kein Komma nach *rien!* 15, 13 *fidélité;* 15, 15 *enveloppées;* 18, 9 *sous;* 21, 14 *religieusement;* 24, 32 kein Komma vor *dans!* 26, 14 *marmaille;* 29, 10 *le temps;* 37, 10 *le chemin;* 37, 15 *fut;* 37, 27 kein Komma vor *d'un!* 46, 32 Komma nach *affiches!* 47, 14 *enfoncèrent;* 49, 9 *diminution;* 49, 26 *à ajouter aux deux cents ans,* wofür die geheimnisvolle Anmerkung zu der Stelle zu streichen ist; 50, 32 *retranché;* 51, 1 *la lourde chape,* wofür auch das Wörterbuch Geschlecht und Bedeutung falsch angibt; es muss heissen 'Kapuze' (nicht! Hut); 53, 13 *retirée;* 53, 14 *le plus connu;* 53, 18 kein Komma nach *bois!* 53, 29 *genêtière;* 54, 5 *guêtres;* 55, 4 Komma nach *année!* 55, 9 *troublée;* 55, 13 Punkt statt Komma! 55, 24 Komma nach *voisines!* 56, 13 *dû;* 58, 14 *tenue;* 58, 15 *se tordait;* 58, 17 Punkt statt Fragezeichen! 58, 32 *file.* In den

Anmerkungen zu 12,4 wird *nuitamment* als Synonym zum Adjektiv *nocturne* angeführt; zu 18,9 lies *espagnols;* zu 26,12 *langroise;* zu 36,21 *assistés;* zu 37,2 *Haute Marne;* zu 49,2 ist *errants* als 'Landstreicher' (nicht! Gerüchte) zu übersetzen; zu 52,1 lies *le domaine.* Im Wörterbuche ist die Lautschrift zu *aiguillonner* falsch; *âtre* m. (nicht! f.); ein Zeitwort *buissonier* 'die Schule schwänzen' gibt es nicht; lies dafür *faire l'école buissonnière; carrefour m.; cavalier* hier 'Reiter' (nicht! Edelmann); *chape* f. (nicht! m.) ist 'Kapuze' (nicht! Hut); *charité; chauve-souris; chèvrefeuille m.* (nicht! f.); *crépu; crépuscule; demeurer; se désembrunir* (S. 38,15) fehlt; *destiner; dissiper* 'verschwenden' (nicht! verschwinden); *éden* (Aussprache!); *élégant; les errants* (S. 23,21) fehlt; *étroit; félin* 'katzenartig' (nicht! Schurke); *file f.; fleurette* (S. 18,24) fehlt; *goguenard; 'héler; image f.* (nicht! m.); *immédiat; inconvénient; injustice f.; langueur; ménage; moutard* (nicht! *montard,* was somit an richtiger Stelle einzuordnen ist); *pâlir; pincer* heisst nicht 'Schmerz empfinden'; *puits; ramer* (nicht! *ramener); régulier; reprendre le chemin* (S. 37,10) fehlt; *retranché* fehlt; *seconde; sonner* (anstatt *souvre!); sonorité* (anstatt *souvreté!*); *tempétueux; tour, Bedeutung:* 'Schlinge des Haltetaus' fehlt; *veiller* 'wachen' (nicht! wagen); *zouave.* Einige von diesen Fehlern muten recht sonderbar an.

Nonni et Manni ist eine schlichte Kindergeschichte, deren Abenteuer auf einer gefährlichen Bootsfahrt den frommgläubigen Sinn zweier tapferer Jungen offenbaren. Der Erzähler, der auch in Deutschland wohl bekannt ist, ist Isländer von Geburt, erhielt aber seine Ausbildung in Belgien und Frankreich. Die Erzählung eignet sich für die Mittelstufe von Mädchenschulen. Für Knabenschulen kommt sie nicht recht in Betracht, da in ihrem Mittelpunkte kein französischer Kulturstoff steht; auch die starke Betonung französischer Liebenswürdigkeit können wir heute nicht mehr gebrauchen. Vom Standpunkte der Erziehung erscheint mir das Kindergelübde in der Todesgefahr bedenklich.

Zu den Druckfehlern, die auf besonderem Zettel berichtigt sind, ist nachzutragen: 9,22 kein Komma nach *j'allais!* 22,24 *poussée;* 27,14 *comme un poignard;* 28,9 *le chemin;* 28,20 *Je fus;* 29,25 kein Komma nach mal! 30,21 *chéri;* 31,16 überflüssige Besserung auf dem Druckfehlerzettel! 54,9 beide Komma weg! In den Anmerkungen sind falsch S. 2 das Lautzeichen für offenes = o und *oui* (der gleiche Fehler begegnet im Wörterbuche!); irreführend ist die Angabe zu S. 17,17, dass *manquer* unpersönlich sei, sowie zu S. 26,4 die Erklärung zu *Je ne sais quelle direction prendre:* 'Der reine Infinitiv steht oft als Objekt nach modalen Hilfsverben (!)'; zu S. 58,29 lies *envoyée.* Im Wörterbuche ist zu lesen: *aviron; bout, être à — de; câline,* wo auch die Bedeutung 'ruhig' zu berichtigen ist in 'schmeichelnd, untätig'; *guise f.* (nicht m.!); unter Buchstabe *H* sollten die beiden Arten des *h* geschieden werden; *lynx m.; mystérieux.* Warum trägt der Einband den Namen *Jón* für *Jón?*

Grund-Neumann, Kurzgefasste Grammatik der französischen Sprache. Frankfurt a. M., Diesterweg, 23. 101 S.

Die Grammatik ist das Knochengerüst der Sprache; sie ist nur richtungweisend für das Denken des Schülers. Je gedrängter und beschränkter der grammatische Stoff an den Schüler herantritt, desto lebendiger und nutzbringender wird er beim Sprechen werden. Die vorliegende Schulgrammatik empfiehlt sich durch stärkste Beschränkung auf das, was für die logische, psychologische und geschichtliche Erkenntnis des heutigen Sprachgebrauchs wesentlich ist, und bringt den Stoff in glück-

licher Veranschaulichung durch eindrucksvolle Gegenüberstellung von Beispiel und Norm. Die Sprachnorm erscheint nur teilweise im Gewande einer Regel, oft nur in andeutenden Hinweisen oder Fragen, die dem Lernenden die Selbsttätigkeit und dem Lehrer sein Arbeitsfeld offen lassen. Ueber Einzelheiten und die Fassung von Regeln wird man da und dort anderer Ansicht sein können; dadurch geschieht der Brauchbarkeit des Buches kaum Eintrag.

§ 4, 4. Zur Präposition gehört nach französischem Sprachgebrauch zwar ein *régime*, im Deutschen jedoch kein: *Objekt.* § 4, 7. Die *t*-Bindung von *Quand* ist anzudeuten. § 4 II 1. Die Bindung von Verb und Objekt sollte als *liaison facultative* gestattet sein. § 19. Der alte Attributscharakter des Partizips müsste als Grund der Kongruenz mit dem vorangehenden Akkusativobjekt angegeben werden. § 23. Der Blick auf das Ergebnis erklärt bei den gewöhnlichsten Verben der Bewegung die Verwendung von *être*, der Blick auf die Art der Bewegung bei den anderen das *avoir.* § 27. Das adjektivische Partizip sollte nicht mit dem substantivischen *Gérondif* zusammengeworfen werden. § 28. Vorangestelltes *Ci-inclus* usw. bleibt unverändert. § 28 III 2 ergänze die Regel durch: ausser *s'arroger.* § 30 u. 31. Man lehre: *Passé composé* drückt Inhalte aus, die noch in Beziehungen zum Erleben des Redenden stehen; *Passé simple* solche, die nur noch sein Wissen angehen; daher kennt die Umgangssprache nur noch das erstere. § 23. Die Verwendung des *Subjonctif* im Bedingungsverhältnisse ist klarzulegen. § 40 II 1—3. Die Verben mit dem reinen Infinitive sollten sämtlich als im Französischen modal empfunden aufgefasst werden (wie der Satzton erweist). § 43c. Infinitive mit *de* sind zu gliedern in Fälle, in denen das Verb bereits die Substantivergänzung mit *de* fordert, in Attribute, in Akkusativobjekte und nachgestellte (losgelöste) Subjekte. § 55, 4. In *c'est... que* ist Objekts-*que* und konjunktionales *que* zu trennen. § 72, 2. Die Regel über den Plural der Eigennamen reicht nicht aus. § 73 sollte in *vingt-deux* das *t* als hörbar gelehrt werden. § 86. Was heisst *totum + s*? S. 97. Die Adjektive, die je nach ihrer Stellung verschiedene Bedeutung haben, müssen schärfer geschieden werden in solche, die nur die eine Bedeutung haben, wenn sie voranstehen, die andere dagegen voran- oder nachstehend, usw. § 92, 4. Fragliche geschichtliche Deutung der Adjektivform des Adverbs. Sinnstörende Druckfehler; lies § 8 *mer;* § 74 *seconde* mit hörbarem *d;* § 86 u. *Là;* § 91 Ende: *honnête* u. *konsonantischem.*

Louis Tesson, Reading and Conversation. Vol. I. Boston, 1916. — Practical Study of French Pronunciation. Boston, The four seas company Publishers. 1920. In Deutschland zu beziehen durch Max Rothe, Halle (Saale), Glauchaerstr. 12.

Es ist lehrreich, die Wege zu vergleichen, auf denen die Lehrer der neueren Sprachen in den verschiedenen Staaten mit immer wieder neu ersonnenen Methoden eine möglichst sichere und praktische Erlernung von Sprache und Schrift gewährleisten wollen. Ein Weg, der vom lebendigen Wort ausgeht und durch Zwischenstufen zum Schriftbilde hinüberleitet, ist von dem in Boston wirkenden Sprachlehrer Louis Tesson für Amerikaner, die Französisch lernen wollen, und für Franzosen zur Erlernung des Englischen ausgearbeitet worden. Die Methode, die in den obenerwähnten Schriften als Ergebnis jahrelanger Umgestaltung dargelegt wird, erscheint auch für den deutschen Sprachlehrer beachtenswert. Die erste der beiden Arbeiten zur Schaffung einer *Natural and Rational*

Method for teaching native and foreign languages entwirft eine Lautschreibung, die auch dem Nichtgebildeten verständlich sein soll und die schwierigen Lautzeichen der *Association phonétique internationale* vermeidet. Das Schriftbild erscheint zunächst unruhig und fremdartig; kleine und grosse Buchstaben, Fett- und Kursivdruck sowie alle Satzzeichen müssen herangezogen und untereinandergemengt werden; die Lautwerte dieser meist aus Verbindungen von Satzzeichen und Buchstaben geformten Lautzeichen sind in einer besonderen Tabelle von Musterwörtern festgelegt. Die Methode will die Hilfe des Lehrers möglichst einschränken; nur für die Einübung der Musterwörter ist die Führung durch einen aus dem Fremdlande stammenden Lehrer nötig. So lernt der Anfänger Sprachklang und Schriftbild zugleich. Das in der zweiten Arbeit für den französischen Unterricht gebotene Schriftbild ist wesentlich einfacher; kursive Buchstaben geben die stummgewordenen Laute wieder, fettgedruckte deuten einen Lautwert an, der von dem abweicht, an den der Lernende seiner Muttersprache gemäss denken würde. Man liest sich schnell in das Schriftbild ein; es macht auf manche Ausspracheeinheit aufmerksam, über die der Schüler hinwegzulesen neigt. In gleicher Schrift ist von demselben Verfasser Daudets Novelle *La Belle-Nivernaise* veröffentlicht (s. *Zeitschr.* 23, 64, auch 179). Es würde sich empfehlen, auch bei uns einmal einen derartigen Text in der Klasse zu versuchen. Für den Selbstunterricht erscheint der Weg recht brauchbar. Der in die zweite Arbeit eingefügte *Conjugateur méchanique* dagegen ist derartig auf mechanische Arbeit eingestellt, dass er für einen erziehenden, in die Sprachgeschichte einführenden Unterricht nicht in Betracht kommt; auch die praktische Verwendbarkeit erscheint mir fraglich; er stellt starke Anforderungen an das Gedächtnis.

Helmut Hatzfeld, Einführung in die Interpretation neufranzösischer Texte. München, Hueber, 22. 115 S.

Die Einführung wendet sich an Neulinge, die sich mit der Erklärung von Literaturabschnitten keinen Rat wissen. Sie verleitet zu schematischen Methoden; doch wird der Anfänger trotz der Weitschweifigkeit, mit der vieles vorgetragen wird, manches daraus über Wortschatzbeobachtungen und stilistische Kunstmittel lernen können. Unangenehm berührt den Leser der ungepflegte Ausdruck und die völlige Verwilderung der Zeichensetzung.[1])

Breslau. Jos. Klapper.

J. Haas, Ueber sprachwissenschaftliche Erklärung. Ein methodischer Beitrag. Halle, Niemeyer, 22. 16 S.

Anknüpfend an die Besprechung, die seine 1916 erschienene französische Syntax durch Meyer-Lübke im *Literaturblatt* (1917, Sp. 166 ff.) gefunden hat, zeigt H., worin der Unterschied ihrer syntaktischen Betrachtungsweisen besteht. Meyer-Lübke denkt morphologisch, nicht syntaktisch, d. h. er vergisst, zusammen mit dem Sprachausdruck seiner Betrachtung die Form der Vorstellungsvorgänge und den Ablauf des Gliederungsprozesses zugrunde zu legen. Also z. B. *la maison mon père, la maison de mon père, la maison à mon père* sind für Meyer-Lübkes morphologische Einstellung verschiedene Ausdrücke, für H. jedoch gleichwertig, da sie alle drei die Korrelate von zwei in Beziehung zueinander gesetzten Gegenstandsvorstellungen sind. Und weiter zeigt H., dass der Philologie noch ganz andere Aufgaben gestellt sind als Analyse und Definition, dass

[1]) Vgl. die Anzeige des entsprechenden englischen Bandes *Zeitschr.* 23, 72.

wir in unserer Erforschung der Laut- und Formenbildung ohne Berücksichtigung des psychologischen Moments nicht weiter kommen, dass insbesondere syntaktische Erklärung nicht möglich ist ohne Berücksichtigung der Grundtatsachen des Sprechvorgangs. „Wie die Phonetik die Lehre vom Laut ist, so ist die Syntax die Lehre der Fügung der Sprachäusserungen; diese ist bedingt durch die Form des Ablaufs des Vorstellungsprozesses, und dieses spielt beim Vorgang des Sprechens die gleiche Rolle wie die Artikulation bei der Lauterzeugung, während der apperzeptive Vorgang mit der Innervation der Sprechmuskeln zu vergleichen ist.“ So sieht er schliesslich als das hohe Ziel der syntaktischen Forschung die Erkenntnis der geistigen Vorgänge beim Sprechen.

Ernst Böklen, Die Entstehung der Sprache im Lichte des Mythos. Mit 27 Abbildungen. Berlin, W. Kohlhammer, 22. 204 S.

B. sucht der Frage nach dem Ursprung der Sprache nicht mit den Ergebnissen der Sprachforschung noch durch philosophische Erwägungen nahe zu kommen, sondern er geht von der vergleichenden Mythenforschung aus, die in den letzten Jahren vor dem Krieg grosse Fortschritte gemacht habe. Die Wurzeln des Mythos und der Sprache sind nach B.s Auffassung dieselben. Ist auch die Sprache seines Erachtens nicht zum Zweck der Verständigung erfunden worden, so nimmt er doch im Gegensatz zu anderen Theorien an, dass bei ihrer Entstehung eine Absicht mit im Spiele war, nämlich durch die Sprache mit Gott oder Göttern zu verkehren. Das älteste Sprechen ist ihm also ein religiöser Akt, und zwar Ausdrucksmittel eines Mondkultes, womit die empiristischen Theorien vom Ursprung der Sprache um eine weitere Abart vermehrt werden. Böklen stützt sich dabei zunächst auf eine Schrift von B. Marrs *Der Baum der Erkenntnis. Eine mythologisch-etymologische Studie* (1904). Ohne Zweifel hat er die dort ausgeführten Gedanken, die ihm wohl erste Anregung boten, wesentlich vertieft. Doch habe ich methodische Bedenken gegen die ungleiche Art von Beispielen und Hinweisen, durch die der Verfasser seine Meinung zu begründen sucht. Es ist unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen, so sehr in ihnen eine Fülle des Interessanten steckt. Ihre Zusammentragung und Durchforschung bleibt aber auch selbst dann wertvoll, wenn man, wie Ref., der Mythentheorie vom Ursprung der Sprache nicht zustimmen kann.

Darmstadt. Albert Streuber.

O. Sieblist, Französisch für die Assistentenprüfung der deutschen Post- und Telegraphenverwaltung und für die Aufnahmeprüfung der Postanwärter. Lpz., Teubner, 22. VIII+101 S.

Der Verfasser ist auf sprachlichem Gebiete kein Fachmann, hat sich aber das für sein Vorhaben nötige Wissen, auch in phonetischen Dingen, in anerkennenswerter Weise angeeignet. Ob er dieses Wissen mit dem richtigen Takt in seinem Büchlein niedergelegt hat, ist eine andere Frage. Nach seinen eigenen Worten wird in der Assistentenprüfung „einige Kenntnis der französischen Sprache“ gefordert, „so dass der Beamte französische Briefaufschriften, Länder- und Ortsnamen zu verstehen und verständlich auszusprechen imstande ist.“ Schon die Ueberzeugung des Verfassers, dass sich an der Hand des Büchleins die Beamten zuverlässig eine richtige und gute Aussprache aneignen können, beruht auf einem Irrtum trotz der sehr umfangreichen Ausspracheregeln,

die er gibt. So wird unnützerweise der Unterschied von hellem und dunklem *a* auseinandergesetzt; in 15 Zeilen wird das Knackgeräusch erwähnt, mit dem natürlich der angehende Postassistent nichts anfangen kann. Manche rein theoretische Anweisung ist überflüssig, so die Unterscheidung von Konkreten und Abstrakten, die Begriffe singulier, pluriel, nombre, nominativ, genetiv usw. Bei „in und nach vor Ländernamen" werden Fälle wie dans la France méridionale, aux Pays-Bas, au Chili, au Japon getreulich aufgezählt; desgleichen le Havre, le Caire, la Havane wegen des Artikels. Unter den zusammengesetzten Verhältniswörtern finden sich so seltene wie en deçà de, au delà de, en dedans de, en dehors de. Ueber die Stellung der Eigenschaftswörter wird auf zwei vollen Seiten gehandelt, über Silbenteilung auf einer halben Seite. Auch dass vier Spalten männliche und ebensoviele weibliche Vornamen mit deutscher Uebersetzung geboten werden, erscheint nicht angemessen. Neben diesen Mängeln weist aber das Werkchen eine ganze Anzahl von Vorzügen auf, die der Stellung des Verfassers als höherer Postbeamter zu verdanken sind. Hierher gehört die Auswahl der Beispiele, die grösstenteils dem Post- und Telegraphenwesen entnommen sind; ferner die Aufzählung bürgerlicher und staatlicher Aemter, Behörden, Titel; Städte, Länder, Plätze, Strassen; posttechnische Ausdrücke; Form der Briefaufschriften und 150 Beispiele von solchen. So kann das Buch in der Hand eines Lehrers, der Wichtiges von Unwichtigem zu scheiden versteht, für seinen Zweck gute Dienste leisten; für den Selbstunterricht ist es nicht unbedingt zu empfehlen.

Breslau. H. Gröhler.

Französische und englische Schullektüre, hrsg. von Mohrbutter u. Neumeister, Kiel, Lipsius u. Tischer.

Bd. 28. Histoires du temps jadis pour la jeunesse, hrsg. von Neumeister, 1921. 57 S.

Wie schon der Titel besagt, ist das Bändchen für die Mittelstufe bestimmt. Es enthält eine Reihe von Erzählungen, 10 im ganzen, und das ist schon ein Vorzug gegenüber andern inhaltlich gleichwertigen Anfängerbändchen, die nur eine Geschichte bieten und dadurch dem anfänglich regen Interesse der Schüler auf die Dauer Abbruch tun. Die ersten 5 sind altfranzösischen Fabliaux entnommen: *Saint Pierre et le Jongleur, La couverture partagée, Le baril enchanté, Le médecin malgré lui, Merlin et le bûcheron.* Die 6. und 7., *Le loup et la chèvre, Le loup gobeur et le renard rusé,* entstammen dem *Roman de Renard;* die 8., gleichfalls auf eine mittelalterliche Quelle zurückgehende, *Le Mensonge et la Vérité,* den *Contes bleus* von Edouard Laboulaye. An 9. Stelle steht ein flämisches Volksmärchen, *Le poirier de Misère,* von Charles Deulin, an 10. ein bretonisches, *La bourse, la serviette et le manteau,* von Luzel. Wie aus dieser kurzen Uebersicht hervorgeht, führen die Herausgeber den Leser mitten in die französische Literatur hinein, und da alle 10 Erzählungen in einfacher Sprache geschrieben sind, werden sie auf unsern höhern Schulen von Knaben und Mädchen gern und mit Nutzen gelesen werden.

Bd. 40. Barrau, Histoire de la Révolution française, hrsg. von Diehn, 1920. 84 S.

Diese Auswahl umfasst die Zeit vom Zusammentritt der Generalstände bis zur Hinrichtung des Königs. Zahlreiche Bilder schmücken den Text, und die deutschen Anmerkungen geben statt sprachlicher fast nur

sachliche Erläuterungen. So erklären sie z. B. den Begriff Parlament im alten Frankreich, geben Aufschluss über die führenden Männer der Zeit u. a. Das Bändchen entspricht mithin den Anforderungen, die man an eine Schulausgabe stellt, und wird auf der Oberstufe teils in der Klasse, teils als häusliche Lektüre mit Nutzen gelesen werden.

Bd. 42. Thiers, Recueil d'épisodes célèbres, hrsg. von Mohrbutter 1922. 102 S.

In diesem Bändchen sind aus Thiers' großer „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" folgende 5 Kapitel ausgewählt: *Le Passage du Saint-Bernard, Marengo, La Bérézina, Seconde abdication de Napoléon I., Napoléon à Sainte-Hélène.* Vom rein historischen und sprachlichen Standpunkt aus betrachtet, eine glänzende Lektüre, besonders im wahlfreien Unterricht mit Schülern, die der Geschichte, zumal der Kriegsgeschichte, besondere Neigung entgegenbringen. Aber da die höhere Schule nicht nur künftige Philologen und Geschichtsforscher heranbilden soll, sind die oben genannten Kapitel mit Ausnahme des letzten und vielleicht noch des dritten als allgemein verbindliche Klassenlektüre weniger zu empfehlen; denn Thiers' militärische und diplomatische Schilderungen enthalten eine Menge für uns weniger wichtige Einzelheiten und ermüden daher den Leser bei längerer Dauer der Lektüre.

Wehlau. Leo Pilch.

Guy of Warwick. Nach Coplands Druck zum ersten Mal hrsg. von Gustav Schleich (= Palaestra, hrsg. v. Brandl u. Roethe, 139). Leipzig, Mayer & Müller, 1923. VII+272 S.

Durch diese neue grosse und sorgfältige Ausgabe wird unsere Kenntnis des mächtigen mittelenglischen Versromans um ein Beträchtliches gefördert. Sie ist im wesentlichen eine getreue Wiedergabe des alten undatierbaren, wohl zwischen 1550 und 1560 anzusetzenden Londoner Druckes von William Copland und zugleich ein Vermächtnis des Altmeisters der Anglistik Julius Zupitza. Nach einer Abschrift von ihm hat Schleich die Ausgabe besorgt. Dem Urtext gegenüber sind nur einige Eigentümlichkeiten der alten Schreibung geändert, und die Zeichensetzung ist neu eingetragen; augenscheinliche Druckfehler sind berichtigt. Alle Aenderungen sind übrigens gewissenhaft in Anmerkungen unter dem Texte verzeichnet. Auf selbständige Textbesserungen, auch wo der mitunter holprige Versbau sie nahezulegen schien, hat der Herausgeber mit vollem Rechte verzichtet. Das Werk umfasst 7976 Verse. Beigegeben sind zu Anfang eine sehr dankenswerte vergleichende Inhaltsübersicht der ausserordentlich handlungsreichen Dichtung nach den wichtigsten englischen Fassungen, am Schluss sprachlich-literarische Anmerkungen und eine ganz kurze Darlegung, dass der Coplanddruck eine ziemlich selbständige Form des Gedichts ist und nicht unmittelbar aus den andern uns bekannten Fassungen herstammt. — Für die weitere Forschung, die noch manche Aufgabe zu lösen hat, ist mit dieser wertvollen Ausgabe eine neue bedeutsame Grundlage geschaffen, und dem unermüdlichen, fleissigen Herausgeber wie dem Verlage gebührt vollste Anerkennung, dass sie dieses Buch in Deutschlands schwerster Notzeit herausgebracht haben; es ist ein Beweis für die ungeschmälerte wissenschaftliche Arbeitskraft unserer Gelehrten und für buchhändlerischen Opfer- und Wagemut.

Shakespeares Werke, englisch u. deutsch. Tempel-Klassiker, Romeo u. Julia. — König Richard III. Lpz., Tempelverlag. o. J. (1923, 24). 136 u. 169 Doppelseiten + 2 u. 4 S. Anmerkungen. Je 5,— Gm.

Die letzten Bände dieser ausgezeichneten doppelsprachigen Shakespeareausgabe, die durch den Krieg leider eine längere Unterbrechung erfahren hatte, habe ich *Zeitschr.* 21, 134, die früheren 18, 178 und 474 besprochen. Heute kann ich auf die beiden jüngst erschienenen hinweisen, die die oben genannten Stücke enthalten. Die Art der Anlage ist dieselbe geblieben: links der englische Text nach der *Arden Edition,* rechts der deutsche in der Uebersetzung A. W. Schlegels in der von Bernays durchgesehenen Form. Beide Bände sind von L. L. Schücking herausgegeben. Die wenigen Anmerkungen bieten nur sprachlich-sachliche Erläuterungen und tragen im *Romeo* auch die von Schlegel weggelassenen unanständigen Stellen in der Uebersetzung Gundolfs nach.

Shakespeares Werke in Einzelausgaben: König Heinrich IV. u. V. — König Johann. — Antonius u. Cleopatra. — Romeo u. Julia. — Troilus u. Cressida. — Die Komödie der Irrungen. Leipzig, Inselverlag, 1922—24.

Seit meiner letzten Anzeige des Insel-Shakespeare *(Zeitschr.* 21, 134) ist die schöne Ausgabe rüstig fortgeschritten und um die oben angeführten Stücke vermehrt worden. Art und Ausstattung sind wie früher und stehen wieder auf voller Höhe. *Heinrich IV.* und *V.* sind auf Grund der Schlegelschen Uebersetzung von Fritz Jung neu bearbeitet; er hat mehrfach unter Benutzung von Schlegels Handschriften und Hermann Conrads Arbeiten Verbesserungen gegenüber dem üblichen Drucktext vorgenommen. *König Johann* ist noch in Conrads Bearbeitung der Schlegelschen Uebertragung von M. J. Wolff herausgegeben. *Antonius und Cleopatra* hat Rud. Imelmann bearbeitet und selbst neu übersetzt, weil ihm die älteren Uebertragungen nicht genügten. Ob freilich die seinige den hohen Ansprüchen genügt, die er selber stellt, erscheint zweifelhaft, wenn man gleich auf den ersten Seiten eine nicht eben geringe Zahl ziemlich holprig klingender Stellen findet. *Romeo* ist von Marie Luise Gothein besorgt; die gute Arbeit von R. Fischer *Shakespeares Quellen,* 2. Bd. *(Zeitschr.* 23, 79) ist leider nicht mehr benutzt worden. *Troilus* und die *Komödien der Irrungen* hat M. J. Wolff in seine Obhut genommen; bei *Troilus* hat er Tiecks, bei der *Komödie* Baudissins Uebersetzung zugrunde gelegt, bei beiden aber viel und gut geändert. Die Beigaben sind die üblichen: Kurze, sachliche Anmerkungen und knappe, literar- und stoffgeschichtlich unterrichtende Nachworte. Es wäre zu hoffen, dass die schöne, äusserst gediegen ausgestattete Ausgabe nunmehr in absehbarer Zeit zu Ende geführt würde.

Shakespeare, Hamlet. Lpz., Feuer-Verlag (1924). 230 S. Gebd. 2,60 Mk.

Der Wert dieser schönen neuen Ausgabe liegt in der Ausstattung. Inhaltlich bringt sie nur den blossen Text des Stückes in der Uebersetzung Schlegels. Es ist ein kleines, aber wohlfeiles Luxusbändchen: Ausgezeichneter, tiefschwarzer Fettdruck in guter Fraktur, die Personennamen rot, sehr geschmackvoller braunroter Ganzleinenband mit feiner Goldumrahmung; ausgezeichnet für Geschenkzwecke geeignet.

Otto Tacke, Der Sprachunterricht muss umkehren! Leipzig, Oldenbourg (1923), 85 S. 1 Mk.

Der Verfasser dieses Büchleins, das das 10. Heft der von Paul Oestreich herausgegebenen Sammlung *Entschiedene Schulreform* bil-

det, stellt sich mit dem Titel seiner Arbeit unmittelbar und bewusst neben Viëtors Streitschrift *Quousque tandem* vom Jahre 1881, die ja tatsächlich eine entscheidende Wendung in der Methodenfrage herbeiführte. Tackes Buch wird dieser Erfolg nicht beschieden sein. Dazu ist es zu verstiegen und — unbedeutend und bringt auch kaum etwas, was nicht andere schon vor ihm gesagt hätten. Ein paar Proben mögen das zeigen. Zuerst verlangt er, dass das Schriftliche als Wertmassstab für fremdsprachliche Leistungen beseitigt werde (S. 31, 66, 67). Das hat u. a. auch schon Richter gewünscht (s. *Zeitschr.* 19, 57 f.). Dann arbeitet er noch immer mit der Vorstellung, dass unsere Schüler in der fremden Sprache denken lernen sollen oder können (S. 36). An den Lyzeen sind nach seiner zweifellos falschen Ansicht mehr aus der Bahn geworfene Akademiker beschäftigt als an den Knabenschulen (S. 40). Den fremdsprachlichen Lektüre- und den deutschen Literaturunterricht erklärt er für „verlogen" (S. 41). Die von ihm als neu angepriesene Methode (S. 47) ist schon recht alt. Die vergleichenden Hinweise auf die Frühreife Lessings und Goethes sind sehr unkritisch (S. 54). Die höhere Schule soll die Arbeit der Berlitzschule übernehmen und auch ihre Lehrer (S. 61, 82), Lektüre, ausser der von Zeitungen, ist unnötig (S. 61). Der vermittelnden Methode von heute (!) wird der Krieg erklärt (S. 65). Die Ausführungen über die Wortliebhaberei der Philologen und das widersinnige Vokabellernen treffen nur längst überwundene Zustände (S. 74/5). In der Literatur darf man nie nach dem Woher, d. h. nach der geschichtlichen Entwicklung fragen — das wird als Historizitis gebrandmarkt —, und die klassischen Toten können wir für unsere Jugend entbehren (S. 77). Die Heranziehung der Etymologie ist verwerflich, weil sie für die Jugend nicht eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung bedeutet (S. 79); dasselbe gilt von der psychologischen Betrachtung der Grammatik. Der Schüler soll einfach lernen, was er an Grammatik wissen muss; denn der junge Mensch verlangt Dogmen (S. 80). Zuletzt erfahren wir noch, was wahre Bildung ist: „Ein ewiges Unruhigsein, ein Von-den-Dingen-besessen-werden, keine Sattheit, sondern ein Hungern nach der Wahrheit und nach sich selbst." (S. 85.)

Das mag genügen, um über Art und Inhalt der Schrift zu unterrichten. Ich möchte sie aber doch empfehlen. Unsere Referendare können in der Ausbildungszeit recht hübsch daran zur Kritik erzogen werden. Sie ist ein neuzeitliches, neuphilologisches Gegenstück zu dem berühmten *Krebsbüchlein* des alten Salzmann.

Festschrift zum XIX. Neuphilologentage in Berlin. 1.—4. X. 1924. Berlin, O. Stollberg, o. J. 90 S.

Diese Festschrift ist eine hocherfreuliche wissenschaftliche Gabe, die der Vorstand des Neuphilologenverbandes nach gutem alten Brauche den Mitgliedern bei der Tagung überreichte. Sie hat folgenden Inhalt: Henry Mackenzie, *Einführungsrede über deutsche Poesie* (= Account of the German Theatre), in einem Neudruck von A. Brandl herausgegeben. Diese Akademierede vom 21. April 1788 ist ein ausserordentlich wichtiges, bisher leider nicht hinreichend beachtetes Denkmal für die literarischen Beziehungen zwischen England und Deutschland; besonders Lessing, Goethe und der junge Schiller werden gewürdigt. — Ernst Gamillscheg bietet eine sehr inhaltreiche Untersuchung über *Die romanischen Ortsnamen des Untervinschgaus.* — Max Kuttner veröffentlicht eine Anzahl *Unbekannte Briefe zur ‚Histoire de Charles XII' von Voltaire,* die sich in den Akten des ehemaligen Grossen

Generalstabs fanden und manches Neue bieten. — Albert Ludwig liefert in seinem Aufsatz *Zur Aufnahme Shakespeares u. Vorbereitung Schillers im deutschen Bühnendrama* einen beachtenswerten Beitrag zur Motivgeschichte, der insbesondere die sonst wenig beachtete Tagesliteratur berücksichtigt. — Friedrich Wiske legt in seinen *Proben aus einer Uebersetzung des ‚Cantar de mio Cid‘* einen sehr gut gelungenen Versuch vor, das altspanische Gedicht in unserer Nibelungenstrophe wiederzugeben. — Max J. Wolff endlich gibt in seinen *Sieben Sonetten* einen neuen Beweis seiner Uebersetzungskunst; es handelt sich um Gedichte von Petrarca, Barnabe Barnes, Drayton, Henry Becque, Baudelaire und Sally Prudhomme.

Neue Wege zur Förderung der Auslandkunde. Den deutschen Neusprachlern zum 19. Allgem. Neuphilologentage gewidmet von B. G. Teubner. Leipzig, Teubner, 1924. 60 S.

Auch dies ist eine Festschrift, eine Gabe des Verlages Teubner. Sie ist ein schönes Zeugnis dafür, mit welchem Eifer und gutem Verständnis für wissenschaftliche und wirtschaftliche Fragen der Verlag bemüht ist, der neueren Philologie, mit der er durch seine Tätigkeit aufs engste verknüpft ist, ihre Lage in unseren bedrängten Zeiten zu erleichtern. Diesem Streben dient zunächst die Einrichtung einer wissenschaftlichen Leihbücherei für englische und nordamerikanische Literaturwerke und dann die Tatsache, dass die Firma in der Lage ist, derartige Bücher auch zu einem erträglichen Preise zum Verkauf zu stellen. Endlich wird in der Schrift noch ein Preisausschreiben für Neusprachler bekannt gegeben; für die beste Lösung der Aufgabe: „Welche Forderungen muss ein modernes neusprachliches Jahrbuch erfüllen? Sind diese bei Riemann-Eckermann *Englisches Unterrichtswerk* erfüllt?“ sind drei Preise von 500, 300 u. 100 G.-M. ausgesetzt. Sonst enthält das Heft noch zahlreiche wertvolle Mitteilungen über die neuesten Erscheinungen des Verlages. Die Firma gibt es übrigens an jeden, der es erbittet, kostenlos ab.

Helmut de Boer, Schwedische Literatur. Breslau, F. Hirt, 1924. 116 S. Gebd. 2,50 *M.*

Die ausgezeichnete Sammlung *Jedermanns Bücherei* bringt auch eine Reihe Literaturgeschichten. Die hier vorliegende schwedische verdient auch an dieser Stelle eine kurze Erwähnung, denn manchen unserer Fachgenossen wird eine so klare, nur die wichtigsten Hauptzüge der Entwicklung berücksichtigende Darstellung recht erwünscht sein, zumal es ja neuere deutsche Behandlungen des Gebietes nicht gibt. Der kurze, aber doch recht brauchbare Abriss in A. Bartels *Einführung in die Weltliteratur* ist allerdings vom Verfasser in seinem kleinen Literaturverzeichnis leider nicht erwähnt. Für den Romanisten ist die starke Abhängigkeit mancher Abschnitte des schwedischen Schrifttums vom Französischen, namentlich im 18. Jahrhundert, beachtenswert. Zur ersten Einführung und für eine allgemeine Uebersicht ist das Büchlein, das auch auf die politisch- und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge eingeht, recht geeignet. Es ist mit 21 guten Abbildungen geschmückt.

Carlo Goldoni, Mein Leben und mein Theater. Neue deutsche Uebersetzung von Lola Lorme. Wien, Rikola-Verlag, 1923. XVI+390 S.

Es war kein schlechter Gedanke, diese Lebenserinnerungen Goldonis von neuem deutschen Lesern zugänglich zu machen. Sie erschienen zuerst 1787 in französischer Sprache in Paris; 1789 folgte eine deutsche

Ausgabe in Augsburg, die aber heute fast verschollen ist. Das Werk ist die beste Quelle für die Kenntnis und Würdigung von Goldonis langem Leben und reichem Schaffen, aber es ist noch erheblich mehr; es ist ein treffliches, ungemein lebensvolles Bild seiner ganzen Zeit, d. h. fast des ganzen 18. Jhdts., auf den Gebieten der Kunst und Literatur, des Theater- und Bühnenwesens, der Gesellschaft, kurz der gesamten Kultur Italiens und Frankreichs. Mit sprühender Lebhaftigkeit schildert er seine Entwicklung vom Jesuitenschüler und Advokaten zum Lustspieldichter, seine Bemühungen um die Erneuerung der italienischen Komödie in Venedig und anderen Landesteilen von der Commedia dell' arte zum Charakter- und Sittenstück, um die Beseitigung der Masken, und erzählt von der Leichtigkeit seines Schaffens und seiner erstaunlichen Fruchtbarkeit, die an die Unerschöpflichkeit der grossen Spanier erinnert; hat er doch im ganzen gegen 300 Werke hervorgebracht, davon einmal auf Grund einer freiwilligen Verpflichtung in einem Jahre 16 Stücke. Nachdem er (1707 geboren) in seinem Vaterlande berühmt geworden war, ging er (1761) nach Paris, wo er in den Dienst des königlichen Hofes trat und noch die Revolution mit erlebte († 1793). Auch die Schilderung der Pariser Lebens- und Theaterverhältnisse sind glänzend und lehrreich; eigenartig ist seine schrankenlose Bewunderung Frankreichs, das ihn durchaus nicht immer gut behandelte. — Die Uebersetzung liest sich im ganzen gut und glatt. Das sehr gediegen ausgestattete Buch ist mit einem schönen Bildnis des Dichters geschmückt.

Karl Justi, Spanische Reisebriefe. Bonn, Friedr. Cohen, 1923. 407 S.

Dieser schön ausgestattete stattliche Band enthält eine sehr grosse Anzahl von Briefen, die der Bonner Professor der Kunstgeschichte Karl Justi († 1912) während seiner neun Reisen nach Spanien in die Heimat an die Mutter, einen Bruder und eine Schwester geschrieben hat. Sie umfassen die Zeit von 1872—1890. Obwohl den Hauptinhalt Bemerkungen und Berichte über seine kunstwissenschaftlichen Forschungen bilden, steckt doch auch eine Fülle von Beobachtungen über Land und Leute, Sitten und Bräuche, politische und geschichtliche Verhältnisse, Theater, Gesellschaft, öffentliche Spiele und Umzüge, die Dinge des alltäglichen Lebens, Klima, Unterkunft, Wohnung, Preise, Unterhaltung u. a. darin, so dass sie für jeden Freund Spaniens eine Quelle reicher Belehrung, Anregung und hohen Genusses sind. Justi war ein sehr scharfer Beobachter und ein kritischer Kopf, dabei stark nervös und oft allerhand Stimmungen unterworfen. So sind seine Schilderungen zwar Augenblicksbilder — die übrigens durchaus nicht im Hinblick auf spätere Veröffentlichung gezeichnet sind —, aber eben darum wertvoll, weil sie ausserordentlich naturwahr wirken. Gerade wer sich in das Studium des heutigen Spanien vertiefen will, wird gut tun, diese Darstellungen aus der Zeit vor 50—30 Jahren zu lesen; sie gewähren sehr reizvolle Einblicke in eine Vergangenheit, die zu einem guten Teil auch heute noch nicht überwunden ist.

Karl Dernehl, Spanisch für Schule, Beruf und Reise und zum Selbstunterricht. 3. Aufl. Lpz., Teubner, 1923. VIII+189 S. Karton. 2,40 Mk.

Die zweite Auflage dieses Buches, das sich im praktischen Gebrauch beim spanischen Unterricht bisher vielfach bewährt hat, ist *Zeitschr.* 21, 299, die Ergänzung dazu *Lectura erpañola* Bd. 22, 75 u. 128 eingehend besprochen worden. Auf das Erscheinen der dritten, unveränderten Auflage sei daher hier nur kurz hingewiesen.

Max Pohl, Ferne Jugend. Kindheitserinnerungen eines Gymnasialdirektors. Wolfenbüttel, Jul. Zwissler, 1923. 146 S.

Das Buch berichtet in fesselnder Form von wirklichen persönlichen Erlebnissen des Verfassers, der i. J. 1869 geboren ist. Er entwirft lebensvolle Bilder seiner Vaterstadt Breslau, wie sie in den siebziger und achtziger Jahren war, und gedenkt besonders eingehend seiner Schulzeit, die er im alten Elisabethgymnasium verlebte. Dabei fällt manche gesunde kritische Bemerkung über die uns heute schon etwas verwunderlich anmutende Pädagogik der sogenannten guten alten Zeit ab, die wir Aelteren doch alle noch am eigenen Leibe erfahren haben. Aber neben den Prügel- und Paukererziehern, die namentlich auf der Unter- und Mittelstufe ihr Wesen trieben, erwähnt er auch manchen recht trefflichen Mann, der als Lehrer und Mensch den reiferen Jahrgängen vieles Gute bot. Die wirklichen Namen sind taktvollerweise nicht genannt, aber alte Breslauer können unschwer die richtigen, noch unvergessenen Persönlichkeiten erraten. Max Pohl wirkt jetzt als Gymnasialdirektor in Guben. Seine Erinnerungen sind nicht nur ein im besten Sinne unterhaltendes, sondern gerade für seine Berufsgenossen auch sehr lehrreiches Buch, das gar manche feinsinnige und kluge Beobachtung über Unterrichts- und Erziehungsfragen bietet.

Breslau. H. Jantzen.

Philipp Aronstein, Englische Stilistik. Lpz., Teubner, 1924. VIII+124 S.

In einer Zeit, die mehr denn je Pflege vaterländischen Denkens und Fühlens erfordert, die tatsächlich auch — aufs Ganze gesehen — mehr denn je Liebe zum eigenen Volkstum mit neu erwachender Kraft und Ursprünglichkeit empfindet, steht dem fremdsprachlichen Unterricht als vornehmste Aufgabe die Erziehung zu vertiefter Erkenntnis deutschen Wesens durch Vergleichung mit dem fremdländischen zu. Wenn Max Deutschbein auf dem letzten Neuphilologentage in Berlin in der Einleitung zu seinem Vortrag hervorhob, dass man über dem „Wahlgeschrei" Kulturkunde den kulturkundlich bildenden Wert der Sprachbetrachtung an sich ganz übersehe, so hat er damit zweifelsohne recht. Wenn aber irgendein Zweig des Sprachunterrichts geeignet ist, dem angedeuteten Ziele zu dienen, so ist es die Stilistik, die ja die Aufgabe hat, den Sprachgeist, die „innere Sprachform" als den Niederschlag völkischer Eigenart zur Darstellung zu bringen. Man muss Aronstein das Zeugnis ausstellen, dass er die Aufgabe, die er sich gesteckt hat, nämlich Einblick zu verschaffen in den „fremden Sprachgeist und damit den Geist des fremden Volkes", in ganz hervorragender Weise gelöst hat, was freilich den nicht wunder nimmt, der A. aus seinen früheren Veröffentlichungen kennt. Er behandelt den Gegenstand in meisterhaft klarer Darstellung und stützt sich dabei auf eine umfassende Kenntnis des sprachlichen Tatsachenmaterials und eine gründliche Vertrautheit mit sprachphilosophischen Problemen. Er geht aus von der Bestimmung der Begriffe Stil und Stilistik (S. 1—11), behandelt dann die englische Sprache in ihrem Ursprung, ihrer Entwicklung und ihrem Charakter (S. 11—25) und schliesst daran die Behandlung der englischen Stilistik, die nach Wortarten (S. 27—108), Wortstellung (S. 108—120), Satzbildung im einfachen Satze (S. 120—138), Satzverknüpfung und Satzerweiterung (S. 138—179), Klarheit und Emphase (S. 179—189) gegliedert ist. Das Inhaltsverzeichnis (S. IV—VIII) ist so ausführlich, dass das sorgfältig ausgearbeitete Sachregister am Schlusse des Buches (S. 192—194) fast entbehrlich er-

scheint. Trotzdem wird man dem Verf. dafür ebenso dankbar sein wie für das Namensregister (S. 190—192).

Es war ein glücklicher Gedanke Aronsteins, deutsche und englische Ausdrucksweise ständig zu vergleichen durch zahlreiche und ausführliche Beispiele, die besten Schriftstellern und ihren Uebersetzern entnommen sind (Frenssen—Delmer, Schiller—Morrison, Goethe—Grove, Hackländer—Howitt, Dickens—Zoozmann, Hauff—Faber).

Zum Schlusse möge mir der verehrte Verf. die eine oder andere Anmerkung gestatten, die ich um so unbedenklicher mache, als sie den Wert und die Bedeutung des Buches, das jeder Fachmann auf seinem Schreibtisch als ständigen Wegweiser und Berater liegen haben sollte, nicht im geringsten zu beeinträchtigen vermögen.

A. ist der Ansicht (S. 110), dass die Endstellung des Verbums im Nebensatze, die das Neuhochdeutsche bewahrt hat und noch im Mittelenglischen begegnet, auf das Prinzip der Satzverschlingung zurückzuführen ist oder „das Bedürfnis und die Macht, das einheitlich Gedachte auch einheitlich zu formen“ (v. d. Gabelentz). Vielleicht empfiehlt sich in diesem Zusammenhang doch der Hinweis auf eine andere Theorie, die dem einen oder andern einleuchtender sein wird und derzufolge die Endstellung der Verbs im Nebensatze durch die eigenartigen Betonungsverhältnisse bedingt ist. „Im Altindischen ist das Verbum des Nebensatzes höher betont als das des Hauptsatzes, und das ist bereits für die Grundsprache anzunehmen. (Bei vorhergehendem Nebensatz verhindert die Spannung auf das Folgende ein Sinkenlassen der Stimme, bei nachfolgendem kommen ursprünglich wohl in erster Linie Finalsätze in Betracht, und hier bildet deren Verbum das Motiv der Handlung für das Subjekt des Hauptsatzes, was eine Auszeichnung durch besondere Tonlage ebenfalls verständlich macht.) War die Endstelle des Nebensatzes mit ihrem Verbum durch auffallende Betonung scharf markiert, und so die Zusammengehörigkeit beider Faktoren dem Bewusstsein der Sprechenden deutlich eingeprägt, so musste jene, Satzmelodie und Rhythmus umwälzende Störung, die ein Vordrängen des Akzentträgers von seiner gewohnheitsmässigen Stelle im Gefolge hatte, naturgemäss Widerstand finden; anders im Hauptsatze, wo das Verbum am Satzende von jeher nicht durch den Akzent hervorgehoben war“ (Sommer, *Vergleichende Syntax der Schulsprachen*, S. 121).

Nach A. kann bei der attributiven Satzbildung von einem Einfluss des Lateinischen nicht gesprochen werden, da sonst dieser Einfluss sich in viel höherem Grade bei den romanischen Sprachen gezeigt haben würde (S. 155). Morsbach[1]) vertritt den entgegengesetzten Standpunkt, und, wie mir scheint, mit Recht. Er hebt hervor, dass z. B. die sogen. absolute Partizipialkonstruktion der germanischen Sprachen unbekannt gewesen ist. „Dass sie dem Geist der englischen Sprache (also der inneren Sprachform) widerstrebt hat und z. T. auch noch widerstrebt, beweist die Tatsache, dass sie in der Umgangssprache, also dem gesprochenen Alltagsenglisch, noch immer ungewöhnlich ist.“ Man vergleiche damit die Feststellung, die Morgan Callaway in seinen *Studies in the Syntax of the Lindisfarne Gospels* gemacht hat: der nordhumbrische Glossator hat den lateinischen abl. abs. in der Regel durch eine finite Verbalform wiedergegeben, was zu dem Schluss berechtigt, dass von ihm die absolute

[1]) Die geschichtlichen, kulturellen und literarischen Grundlagen der neuenglischen Sprachentwicklung (in Fritz Roeder, *Englischer Kulturunterricht*. Lpz., 24, S. 69).



Partizipialkonstruktion als eine fremdartige Ausdrucksweise empfunden wurde.

Vom Partizipium „ohne besonderes Subjekt" (S. 155) und „mit eigenem Subjekt" (S. 158) zu sprechen, halte ich trotz der geheiligten Tradition für falsch. Eine Nominalform mit einem Subjekt ist doch ein Unding. Ich gehe hier nicht näher auf die ganze Frage der sogenannten Partizipialkonstruktion ein, sondern begnüge mich mit dem Hinweis auf meine Ausführungen zu dem Gegenstande in den *Neueren Sprachen*, Bd. 32, 436 ff.

Wie diametral sich bisweilen die Ansichten gegenüberstehen, möge veranschaulicht werden durch die Nebeneinanderstellung zweier Urteile über den Charakter der englischen Sprache. Aronstein schreibt: „Das ursprüngliche Material der Sprache ist in seinem wichtigsten Teil germanisch, aber die Gestaltung desselben im Satze ist vielmehr romanisch. Sprachlich sind die Engländer — von der Lebensauffassung gar nicht zu reden — nur in sehr entferntestem Grade unsere Vettern", und in den *Neueren Sprachen* (Bd. 31, 49) macht Leo Hannauer die Feststellung, „dass die englische Sprache nicht nur ihrer Struktur nach (was die Grammatik nachweist), sondern auch dem tatsächlich verwendeten Wortschatze nach, eine germanische Sprache ist".

Elmshorn. Gustav Humpf.

Max Deutschbein, Grammatik der englischen Sprache für höhere Schulen auf wissenschaftl. Grundlage. Lpz., Quelle & Meyer, 1924. VII + 165 S.

Die Spannung, mit der die Lehrerschaft dieses Werk erwartete, rechtfertigt eine eingehende Anzeige. Im Vorwort gibt D. die Leitsätze seiner Darstellung: Klarheit und Deutlichkeit der Regeln bei strengster Wissenschaftlichkeit, Verwendung der Ergebnisse der Sprachpsychologie, Berücksichtigung des gebildeten Sprachgebrauchs seit dem 18. Jahrh., möglichstes Absehen von Erklärungen der Erscheinungen, die einem besonderen Heft für die Hand des Lehrers vorbehalten sein sollen, Andeutung der Stoffverteilung nach Wichtigkeit und Klassenstufe durch die Druckanordnung. Mir erscheint demgegenüber eine Berücksichtigung des Wichtigsten aus Shakespeares Sprachgebrauch in den Zusätzen für die Oberstufe, wie sie Lincke bietet, als wünschenswert, da Shakespeare zum ständigen Lesestoff der Oberstufe gehört.

Nach einer kurzen Lautlehre, die dankenswerterweise auch Betonung und Satzmelodie, auf Klinkhardt fussend, behandelt, folgen Orthographisches und die Formen des Verbs; darauf die Syntax des Verbs (vollständige Hilfsverben, Zeiten, unvollständige Hilfsverben, Modi, Infinitiv, Gerundium, Partizip), das Nomen (Substantiv: Geschlecht, Zahl, Kasus; Präposition; Artikel; Pronomen; Adjektiv; Adverb) und der Satz (Satzgegenstand und Satzaussage; Subjekt und Objekt mit den Unterabteilungen Aktiv und Passiv, reflexive und reziproke Verben; Wortstellung; Konjunktionen; Interpunktion). Ich habe diese Gliederung deshalb angeführt, um zu zeigen, dass eine neuartige, das System der Syntax nach einheitlichen Gesichtspunkten aufbauende Gestaltung des Ganzen leider fehlt. Wortlehre und Syntax als Beziehungslehre werden nicht auseinandergehalten; rein Lexikalisches mischt sich dazwischen. Da ein Register fehlt, ist es nicht immer leicht, eine Erscheinung beim Nachschlagen aufzufinden.

Im einzelnen findet man oft Neues, das mir bisher in Schulgrammatiken nicht oder kaum begegnet ist, besonders unter den Zusätzen;

ich hebe hervor: 34, Zusatz 2: *I come to understand you now* als Inchoativum; 62, Zus. 2: *for fear* = damit nicht etwa; 181, 1 Anm.: *Rawdon, rascal as the colonel was, had .... She was woman enough;* 181, 3: *He is Irishman first, critic next;* 185: *it is me;* 187, Zus.: *so he did* und *so have I;* 231, Zus. 1, der durch den Satzrhythmus mitunter bedingte Wechsel von französischer und deutscher Steigerungsweise; 232 d Zus.: *the clearest of proofs;* 249—252 Zus. 1 über die Wahl des Subjektworts und Zus. 2 über die Verwendug aktiver Verbalformen im passiven Sinne. Sehr klar ist die Fassung der Regel über den doppelten Akkusativ 119, besonders glücklich die des oben erwähnten Zusatzes zu 187 und die über das Prädikatsadjektiv 237 b.

Anderseits erscheint vieles verbesserungsbedürftig. Ich kann im folgenden nicht jede Einzelheit besprechen, über die man anderer Meinung sein könnte, und hebe nur einiges hervor, wobei ich den Paragraphen des Buches folge. 14, Grundgesetz 4 ist in dieser Fassung nicht zu halten, z. B. *pianos* (vgl. auch Wendt, *Syntax d. heut. Englisch*, I, 83). Die Gruppierung der unregelmässigen Verben in 17 Klassen, z. T. mit Unterabteilungen, ist für eine Schulgrammatik durchaus entbehrlich; übrigens gehören nach der Ueberschrift zu Klasse II (Stämme auf *t, d* mit ursprünglich kurzem Stammvokal) 3 von den vier ersten Verben nicht dort hinein, *to let, to shed, to spread.* 23 ff. wird im Kapitel *Die vollständigen Hilfsverben* die progressive Form behandelt, darauf *to be going to*, dann *to become, to grow, to get, to turn;* dann *to do.* In 32 ff. findet sich die Erklärung für diese recht willkürlich aussehende Zusammenstellung, nämlich die, dass die Hilfsverben insbesondere dazu dienen, die sogenannte Aktionsart auszudrücken. Es wäre klarer und richtiger gewesen, die Verwendung von *to do* als Hilfsmittel zur Bildung des Intensivums auch räumlich von der sachlich ganz verschiedenen in verneinten und fragenden Sätzen zu trennen. So wird hier der Mangel des alten Deutschbein-Willenberg an einem durchdachten Aufbau wieder fühlbar. — D. unterscheidet die kursive, die punktuelle, die intensive und die inchoative Aktionsart. Man wird ihm aber bestreiten müssen, dass eine umgangssprachliche Form wie *he had a smoke after dinner* (33 D.) gelegentlich als Intensivum dient; das könnte nur aus grösserem Zusammenhang sich ergeben und kommt jedenfalls durch die Form der Fügung nicht zum Ausdruck. Ebenso ist es eine Verkennung des Wesens der Aktionsart, wenn behauptet wird, dass Verben wie *to turn, to grow* usw. zur Bildung der inchoativen Aktionsart verwendet werden *(he became an officer);* hier wird der begriffliche Bedeutungsinhalt mit der Beziehungsbedeutung verwechselt. Von der Bildung eines Inchoativums kann nur die Rede sein, wenn andere Verben durch diese Worte als Hilfsverben modifiziert würden. Das liegt aber nur vor in Fällen wie *he got punished,* was D. richtig als Passivbildung ansieht, und *the glass got broken.* Im letzten Falle liegt wohl schon eine Inchoativbildung vor; ebenso kann man *I am going to leave you* als Inchoativum auffassen; hier ist die Eigenbedeutung der finiten Verbalform so verblasst, dass sie nur noch funktionelle Bedeutung hat.

Bei der Behandlung der Zeiten vermisse ich das Präsens; sein Fehlen ist nur vom Standpunkt einer Grammatik zu Uebersetzungszwecken aus verständlich. — Die Behauptung, dass die *defective auxiliary verbs* nur das Präsens und einen Konjunktiv des Präteritums besitzen (42), muss D. sofort durch Feststellung von weitreichenden Ausnahmen (43, 44)

zurücknehmen; das kann leicht verwirren und entspricht auch nicht dem Grundsatz der Wissenschaftlichkeit (vgl. Otto, *Methodik*, 133 ff.). Hierhin gehört auch der innere Widerspruch von 52, 2 und 53, 1/2. — Die Bezeichnung *Erwartungssätze* in 68 ist begrifflich unklar. — 77, 1 fehlt der Hinweis darauf, dass zur Ergänzung relativer Adjektive gewöhnlich der aktive Infinitiv steht, auch bei passivischem Sinn, wie es das angeführte Beispiel *the book is pleasant to read* lehrt; wenigstens wäre auf 249 Zus. 2 und 254, 4 Anm. 2 zu verweisen. — 78 Zus.: In dem Beispiel *to judge, from her appearence, she was very glad* ist der Infinitiv doch nicht unabhängig vom Hauptsatz. — Die Ueberschrift *Das Gerundium an Stelle des Infinitivs* (87) ist schief; in bestimmten, dort behandelten Fällen gibt D. selbst an, dass nur das Gerundium stehen kann, z. B. *it is no use talking about it;* die schiefe Fassung erklärt sich daraus, dass D.'s gedanklicher Ausgangspunkt das Deutsche ist. — Die Behauptung 88, 5, dass die Fügung Akkusativ mit Gerundium sich als Objekt nach *to like, to pardon, to excuse, to mind* finde, letzteres nur, wenn fragend oder verneint, ist zu eng; die Zitate bei Wendt I, 74 f. zeigen sie z. B. auch nach *to ensure* und *to risk*. Zu 88 im ganzen ist jetzt Kruisinga, *An English Grammar for Dutch Students*,[3] I, 334—337 zu vergleichen. Auch fehlt ein Hinweis auf den von Wendt I, 76 ff. ausführlich erörterten Wettbewerb zwischen *of seeing* und *to see* als Attribut bei Substantiven. — Von Verkürzung von Nebensätzen durch Gerundium oder Partizip (89 und 94, 2 Anm. 1) sollte nicht mehr die Rede sein; auch hier geht D. wieder vom Deutschen aus.

Die Behandlung von Geschlecht und Zahl der Substantive gehört nur insoweit zur Syntax, als sie in der Kongruenz in Erscheinung treten; zum mindesten hätten die rein lexikalischen Listen in 96 *(father, mother; count, countess* usw.) wegbleiben sollen. Zu 96, 4b ist zu bemerken, dass England heute wohl immer personifiziert wird. — Verschiedene Einzelheiten in dem ja stets zweifelhaften Kapitel über die Zahl der Substantive sind auf Grund der ausführlichen Sammlungen bei Jespersen, *A modern English Grammar*, II, zu verbessern. — Wenn D. (120) sagt, dass der Dativ im Englischen bezeichnet werde 1. durch die Stellung, 2. durch die Präposition *to*, 3. durch die Präposition *for*, so geht er wieder im Hinblick auf die Hinübersetzung vom Deutschen aus. Beim präpositionalen Dativ (123) erübrigen sich als selbstverständlich die Regeln über die Verwendung von *to* in allen den Fällen, wo ein Stellungsdativ gar nicht möglich ist; hier ist die schwerfällige Fassung des Deutschbein-Willenberg beibehalten. Hier schliessen sich nun, rein okkasionell, die Präpp. *to* und *for* an! — 128 ist im Ausdruck sehr unklar; es müsste heissen: findet er (der sächsische Genitiv) sich in anderen Fällen, z. B. bei Ländernamen oder Kollektiven oder Abstrakten, so liegt eine Art Personifizierung vor. Die Bezeichnung (133/135) *der französische Genitiv* und *der freie Genitiv (die Präposition of)* ist sehr anfechtbar; es geht weder vom deutschen noch vom englischen Standpunkt aus an, z. B. in *the house was made of stones* von einem Genitiv zu sprechen. — 136: Die Grundbedeutung von *from* wird besser als „von einem Punkt weg" (nicht „her") bezeichnet. — Unverständlich ist mir die Regel 178; dass es heisst *he is one of the richest men in England* und *he is a very rich man* liegt doch einfach daran, dass *a* nur attributiv gebraucht wird, wie es schon in 177 steht. In 181 *he took on himself the offence and the punishment* liegt die Wiederholung des Artikels nicht an einer nachdrück-

lichen Hervorhebung der einzelnen Substantive, sondern an der verschiedenen Form des Artikels, ähnlich wie in *an uncle and a nephew*. — 221 gilt nur für Plurale! — 223, Zus. 1 ist wieder von einem verkürzten Relativsatz die Rede in bezug auf *those present!* — 244 ist ungenau; hier ist zwischen das Verbum bestimmenden und den Satz als Ganzes bestimmenden Adverbien zu scheiden (vgl. Sweet, *NEGr*, 358 ff. und Kruisinga a. a. O. 561 ff.). — 247 *Verbale Ausdrücke für deutsche Adverbien* gehört ins Wörterbuch. — 249 Zus. 2a ist mir unverständlich und daher für eine Schulgrammatik wohl ungeeignet. — 268: Es geht nicht an, dass bei der Behandlung der Konjunktionen unter *but* alle Verwendungsmöglichkeiten dieser Partikel aufgeführt werden, auch die als Präposition und als Adverb! — Auf eine Frage, die im Unterricht öfters begegnet und auf die man kaum irgendwo in Grammatiken, auch in grossen, Antwort erhält, gibt auch D. keine Auskunft: wann darf man das attributive Possessivum und wann muss man statt dessen *of* mit dem Pronomen personale verwenden? (vgl. Franz, *Shakespeare-Gramm.* § 322 f. und Sweet, *NEGr* 2105).

So lässt das Buch trotz der anzuerkennenden Bereicherung des grammatischen Stoffes manches zu wünschen übrig.

Heinrich Spies, Die englische Sprache und das neue England. Prolegomena zu ihren Wegen und Problemen (Greifswalder Seminar-Auszug für Forschung und Lehre). — Februar 1921. — Als Ms. gedr. — Julius Beltz, Langensalza. — 15 S.

Dieses nur gleichsam in Stichworten abgefasste Arbeitsprogramm zeigt, welche Wege des Verfassers Forschung einschlägt und zu welchen Ergebnissen er bisher gelangt ist. Stil und Wortschatz stehen im Vordergrund. Von der Syntax sagt Sp. mit Recht, dass der Gesamtcharakter der syntaktischen Veränderungen erst nach vieler Einzelarbeit feststellbar ist.

Reform-Sprachmethode „Mertner“, Englisch für Deutsche. 6 Hefte, 1 Wortbestandsspiegel, 1 Ergänzungsheft (Dickens, Sheridan). Kempten i. B., Gesellsch. z. Verbreit. zeitgemässer Sprachmethod. 1923. 480, 64, 76 S.

Der Grundgedanke dieses Lehrgangs ist „Uebertragung der englischen Sprache auf suggestiv-mechanischem Wege“. Von vornherein wird der Lernende vor zusammenhängende Texte gestellt, die Wort für Wort erklärt und mit ausreichenden Ausspracheangaben versehen sind. Diese Erklärungen wiederholen sich für jedes Wort in einer bestimmten Anzahl von Fällen je nach seiner Schwierigkeit und Häufigkeit, im Durchschnitt 15mal. Ein *Wortbestandsspiegel* stellt rund 4000 Worte zusammen, die auf diese Art in dem Lehrgang zum sicheren Besitz geworden sind; naturgemäss sind das alles wirklich häufige Wörter. Die Erklärungen geben nur das Nötigste zur Aufnahme des Gedankenganges, kein fliessendes Deutsch. Dadurch soll der Lernende sogleich an die besondere englische Ausdrucksweise gewöhnt werden. Die Einführung in die Grammatik erfolgt in kurzen Zusammenfassungen, nachdem die Formen bereits mechanisch erlernt worden sind; sie beschränkt sich auf die Formenlehre. So will diese Methode eine Art „direkten“ Sprachunterrichts bieten. Ich halte sie auch für geeignet, rasch mindestens in das Verständnis des Englischen einzuführen, um so mehr, als die Texte gut gewählt sind; erst kurze Zeitungsausschnitte, dann Erzählungen und kleine Dramen; gerade die Lektüre solcher lebendigen Gespräche bietet ja eine gute Schulung in

idiomatischer Ausdrucksweise. Vielleicht wird dadurch auch eine gewisse selbständige Ausdrucksfähigkeit gewonnen; aber wirkliche Sicherheit in der Handhabung der fremden Sprache lässt sich m. E. nur erreichen, wenn auch die syntaktischen Gesetze zur bewussten Erkenntnis gebracht worden sind. Das geschieht hier nicht. (Vgl. *Zeitschr.* 22, 323 über die franz. Ausgabe.)

Hirschberg Schl. Walther Preusler.

F. S. Brereton, A Hero of Lucknow. A Tale of the Indian Mutiny. Hrsg. von Robert Huppertz. (Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke. Englisch 154). Lpz. Freytag, 1923, 101 S.

Aus der umfangreicheren Jugendschrift des neuzeitlichen Verfassers hat der Herausgeber eine Schulausgabe zusammengestellt, die sicherlich den Beifall der Obertertianer und Untersekundaner finden wird. Die Erlebnisse des jungen Engländers Claude Watson während des grossen indischen Aufstandes im Jahre 1857 bilden in achtzehn kurzen Kapiteln, deren lebhafte Darstellung über den Mangel an Wahrscheinlichkeit hinwegtäuscht, den Inhalt des Büchleins, das vielleicht an Wert gewonnen hätte, wenn unter Kürzung der persönlichen Abenteuer des Helden der geschichtlichen Umrahmung ein breiterer Raum gegeben worden wäre. — Immerhin ist es auch in der vorliegenden Form eine brauchbare Schullektüre, besonders da die Zeit, der die Erzählung entnommen ist, in unseren Lesestoffen bisher wenig beachtet ist, während sie doch eine grosse Rolle in der Entwicklung der englischen Kolonialmacht gespielt hat. — Die Anmerkungen des Herausgebers sind auf ein weises Mass beschränkt.

Neusalz (Oder). W. Grack.

Beatrice Harraden, Patuffa. Leipzig, Tauchnitz, Vol. 4606.

Entwicklungsgeschichte einer Geigenvirtuosin. Sie wird zur Reife geführt durch allerlei äussere und innere Erlebnisse, wie durch den Tod ihres verehrten alten Lehrers, an dem sie sich zum Teil selbst die Schuld beimisst, durch eine unglückliche Liebe zu einem jungen Engländer, den sie in Rom trifft und der sich noch rechtzeitig als Verrückter herausstellt usw. Eine bunte Fülle von Gestalten tritt auf: Künstler, Kunstgönner, Agenten, Nihilisten usw., die alle recht lebendig charakterisiert sind. Etwas unmotiviert wirkt der Schluss: Patuffa geht auf der Rückkehr von einer Amerikareise an der Küste von England mit dem Schiffe unter.

Goldring, Nobody knows. Leipzig, Tauchnitz, Vol. 4609.

Der Grundfrage des Buches gibt der Held, ein junger Schriftsteller, in den Worten Ausdruck: „We have discarded our pre-war stays of conventional morality, and we have also to a large extent discarded the will to live. We need something to pull us together, a religion, a crusade. We are all numbed, and the consciousness that we are numbed drives us on remorsely to experiment and to sensation. We haven't an idea what is to grow out of this present chaos and confusion. Nobody knows." Ehe nach altem Muster, oder freie Liebe? „All the world's evils would disappear, if women would free themselves. No more prostitution, no more stuffy marriages, no more disease and misery, no more pathological symptoms, or unnatural vice," sagt Tobey, der Hauptvertreter der freien Richtung. Schliesslich landen jedoch alle, einschliesslich Tobey, in der Ehe, freilich, wie des Helden Frau sagt: „whether we are right or not, and what is going to happen to us, nobody knows." Inter-

essant für uns Deutsche ist die einem jungen — freilich von einer deutschen Mutter stammenden — Mädchen in den Mund gelegte Aeusserung: „Germany is the country of the young, the country that's alive, vital, splendid. France is a wretched, corrupt old miser, cruel and perfidious, used up, impure to the very bottom of the cash-register it calls its heart. All my generation is pro-German."

Ridge, The Lunch Basket. Leipzig, Tauchnitz, Vol. 4618.

Sammlung von 26 Skizzen mit humoristisch-satirischer Spitze. Z. B.: Ein Mann ärgert sich über einen ihm von seinem Chef gegebenen unverlangten guten Rat in bezug auf die Erziehung seines Sohnes. Eine Viertelstunde später gibt ersterer einem jüngeren Angestellten unaufgefordert den guten Rat, sich von seiner Frau und Schwägerin nicht so beeinflussen und beherrschen zu lassen. Dieser ärgert sich natürlich und gibt auf der Heimfahrt vom Geschäft einem Jungen, der ununterbrochen Zigaretten raucht, den Rat, in seinem Alter nicht soviel zu rauchen. Dieser lässt seinen Aerger darüber an einem Hunde aus, der ihm in den Weg läuft. Der Hund beisst aus Aerger den zufällig des Weges kommenden ersten Ratgeber ins Bein. Titel: Advice gratis.

Breslau. C. Reichel.

Horace Annesley Vachell, Change Partners. — The Yard. Tauchnitz, Ed. Volume 4608 u. 4611. 1923.

I. Zwei Männer, die in der Jugend Freunde waren, treffen sich nach vielen Jahren wieder. Beide sind in recht lebens- und arbeitsunlustiger Stimmung und stellen vor allem fest, dass ihr Verhältnis zu ihren Frauen mit der Zeit sehr langweilig geworden ist. Sie beschliessen kurzerhand, alles eine Zeitlang zu verlassen und, wie vor fünfundzwanzig Jahren, eine gemeinsame längere Reise nach der Bretagne zu machen. Die zurückgelassenen Strohwitwen, die sich bisher nicht kannten, finden sich in ihrer Empörung zusammen und reisen den Männern nach, die sich durch Zufall einige Tage lang an verschiedenen Orten befinden. Da keiner die Frau des anderen kennt, beginnt jede, unter falschem Namen, mit dem Manne der anderen vorsätzlich ein Spiel mit dem Feuer, als dessen Ergebnis sie sich die Beschämung der Männer als Strafe für deren Flucht denken. Doch verbrennen sie sich wider Erwarten selbst etwas die Finger dabei, und nach einigen komischen Verwicklungen finden sich die beiden Paare wieder so zusammen, wie sie zusammengehören.

Der Roman ist nicht mehr als ganz nette Unterhaltungslektüre. Darüber hinaus geht er in der stellenweise ganz stimmungsvollen Zeichnung des bretonischen Volkes und seines Wunderglaubens.

II. In dem andern Bande will George Selwin, der Sohn eines reichen Geschäftsmannes aus der City, die Tochter eines Landedelmannes heiraten. Um sich ihr besser nähern zu können, beginnt er, sich dem ihm bisher unbekannten Jagdsport zuzuwenden, und verliebt sich dabei ganz unvorhergesehenerweise in die Tochter des Pferdehändlers Kinsman. Mit dieser Liebesgeschichte verwoben wird eine Mordgeschichte. Die vor fünfzehn Jahren fortgelaufene Frau des Pferdehändlers wird ermordet aufgefunden, und der Verdacht richtet sich unter höchst erschwerenden Umständen auf den Mann. Der junge Selwin macht den Mörder, einen Zigeuner, ausfindig und fängt ihn — nicht ohne persönliche Gefahr — ein, wobei ihm das junge Mädchen das Leben rettet. Zum Schluss noch als letzte Verwickelung die Enttäuschung und böse Miene des alten Selwin, der mit einer adligen Schwiegertochter gerechnet hat; doch

schliesslich endet alles gut. Der Roman ist weder dem Inhalt noch der Form nach „first-rate"; doch werden Kenner des Weidwerks vielleicht an den umfangreichen, bis ins einzelne gehenden Jagdschilderungen Gefallen finden.

Hirschberg i. Schles. Helene Freundt.

Biblioteca Rhombus, Wien.

Nr. 5. **Hartzenbusch, J. E.,** Los Amantes de Teruel, 1922. — Nr. 14. **Moratín, E. F. de,** El si de las niñas. o. J.

Aus der Sammlung der *Biblioteca Rhombus* liegen jetzt neu vor des Deutsch-Spaniers Hohelied von der unglücklichen Liebe *Los Amantes de Teruel*, eingeleitet durch eine 10 Seiten lange biographische und literarische Würdigung des Dichters aus dem Jahre 1849 (Hartzenbusch starb 1880) und Moratins köstliches Lustspiel *„El si de las niñas"*, dem das kritische Urteil Larras vorhergeht.

Anmerkungen fehlen ganz; die Einleitungen zu diesen beiden Bändchen genügen heute kaum; über die Mängel der alten Akzentsetzung wird man hinwegsehen können. Im übrigen scheint die Sammlung bei den einfachen Nachdrucken älterer spanischer Literaturwerke bleiben zu wollen. Am ausgiebigsten ist der Altmeister Cervantes mit 7 Novellen vertreten, unter den Dramatikern erscheint Lope de Vega mit einem Bändchen, Moratin dagegen mit 3. Der Schelm Lazarillo de Tormes (mit 2 Bändchen) wandert noch als Sohn des Renaissancevertreters Hurtado de Mendoza umher. Die genannten Mängel und Schwächen wiegen nicht schwer, wenn man bedenkt, dass die Sammlung mit ihrem äusserst niedrigen Preise (0,50 Mk. je Nr.) die billigste Lektürereihe darstellt, die wir zurzeit haben.

Friedr. Funck, Lehrbuch der spanischen Sprache. Für den Schul- und Selbstunterricht, neubearbeitet von S. Gräfenberg. I. Praktischer Teil. Mit ein. Wörterbuch. II. Grammatisch-stilistischer Teil. 10. Aufl. Leipzig, O. Holtze. 1922.

Der um die Förderung des spanischen Unterrichts wie der spanischen Sprachwissenschaft in Deutschland so verdiente Gräfenberg hat die 10. Auflage des vorliegenden Lehrbuchs nicht mehr zu Ende bringen können. Wie das Vorwort in recht bedenklichem Deutsch berichtet, hat Eugen Knapp die Arbeit zu Ende gebracht, der dem arbeitsamen Gelehrten auch einen warmen Nachruf widmet.

Im grossen und ganzen liegt noch das alte Funcksche Lehrbuch zugrunde, dessen Vorzüge in der breiten Gründlichkeit bestehen; bildet das Ganze doch einen stattlichen Band von 430 S. Uebungsbuch und 220 S. Grammatik. In 86 Lektionen, bei denen in der Regel von der Vokabel über die grammatischen Erscheinungen zum Satz vorgeschritten wird, ist das Prinzip der alten Konversationsgrammatik — Einübung des Wortschatzes und sichere Beherrschung der Formenlehre — gründlich genug an spanischen und deutschen Einzelsätzen durchgeführt. Recht erschöpfend in zahllosen Beispielen werden auch im grammatisch-stilistischen Teile die Erscheinungen der Formenlehre, wie sie vorwiegend in der Umgangssprache auftreten, zur Einübung dargeboten; dabei erscheint erst die Regel, dann eine Anzahl von Beispielen. Französische oder lateinische Sprachkenntnisse werden nicht ausgenutzt; Parallelerscheinungen dieser Sprachen werden nicht herangezogen. Zu stark wird auch stets vom deutschen Sprachgebrauch ausgegangen; alles erscheint recht kategorisch; entwickelnde Darstellung und psychologische Erklärung sucht

man vergebens. Gräfenberg und sein Nachfolger haben ohne Zweifel aus Ehrfurcht vor dem hohen Alter des Lehrbuches, das noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt, es wohl im ganzen bei einem frischen Neudruck bewenden lassen, und nur in wenigen Fällen — Lautlehre nach Navarro Tomás — grundsätzliche Aenderungen in Anordnung und Aufbau des Ganzen vorgenommen.

Göttingen. Alfred Günther.

Zeitschriftenschau.

Leuvensche Bijdragen. Tijdschrift voor Moderne Philologie onder redactie van L. Groetars. 14. u. 15. Jaargang nebst Bijblad. 's Gravenhage. M. Nijhoff, 1922/23, je 168+154 u. 126 S.

Bd. 14: B. M. Woodbridge, *Le Mélange Coupable* (10—12). — P. Marchot, *L'iditiotisme wallon ,Ci n'est qu' cîr botons' ou, qu' cîr èt botons 'ou, qu' à cîr botons' (se dit d'un arbre tout couvert de boutons à fleur)* (13—14). — J. Mansion, *De huidige stand van het toponymisch onderzoek vooral in Belgie* (15—32). —

Bd. 15: Van Langenhove, *Cockney H in Old and Middle English* (1—50). — A. H. Krappe, *Classical Sources of the Chronicle of Hven* (51—55). — A. Zauner, *Zum Verstummen der Auslautkonsonanten im Französischen* (77—90). — B. M. Woodbridge, *Les Lionnes Pauvres and Les Bijoux* (144). Bijblad 14. Das Beiblatt, früher mit der Zeitschrift verbunden, erscheint seit diesem Jahrgange in besonderen Heften. L. Groetars, *Phonetica, Uitspraakleer en Spreek onderwijs* (25—47). Uebersicht über die jüngste phonetische Literatur. Besprechungen von: Brunner, Dialektliteratur v. Lancashire. — Thimme, *Marlowe's Jew of Malta.* — Thurneysen, *Die irische Helden- und Königssage.* — Adamson, *The Mother Tongue.* — Ten Bruggencate, *Engelsch Wordenboek.* — Baroness Orczy, *The Scarlet Pimpernel.* — Herckenrath, *Fransch Woordenboek.* — Kruisinga, *Handbook of Present Day English.* — Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte.*

Bijbl. 15: L. Groetars, *Internationale Woordgeographie* (1—3); *Romaansch-Zwitsersche Dialectstudie* (8—11); *Modern Humanities Research Association* (12—14). — Carnoy, *Grammaire morphologique: grammaire idéalogique* (81—88; Anz. v. Brunot, *La Pensée et la Langue).* — Besprechungen von: Gallas, *Fransch Woordenboek* u. *Fransch Schoolwoordenboek.* — Kocher, *Reduplikationsbildungen im Französ. u. Italienischen.* — Meillet, *Les langues dans l'Europe nouvelle.* — Nelson. *Galimatias.* — Van Wély, *Engelsch Woordenboek.* — Vendryes, *Le Langage.* — Benjert en Elzinga, *Fransch voor de middelbaare School* u. *Fransche Lecturer v. d. mid. School.* — Günther, *English Synonyms.* — Meillet, *Introduction à l'étude comparative des langues indoeuropéennes.* — Nyrop, *Leerebog i Spansk.* — v. Warburg, *Französ. etymol. Wörterbuch.*

Ausserdem enthalten die *Beiblätter* eine reichhaltige *Kroniek* der wichtigsten Vorgänge in der neuphilologischen Welt, eine umfassende *Zeitschriftenschau* mit besonderer Berücksichtigung der skandinavischen Zeitschriften und eine internationale Bibliographie der einschlägigen Neuerscheinungen.

The Literary Digest. International Book Review. New York, Funk & Wagnalls Co., 1922 ff.

The Literary Digest ist eine neue, monatlich erscheinende amerikanische Zeitschrift, die ihrem Wesen nach unserem *Literarischen Echo* (jetzt *Literatur)* entspricht. Sie zeichnet sich aber durch sehr viel prunkvollere Aufmachung und reichen, meist recht guten Bilderschmuck aus. Sie bringt in jedem Hefte eine grössere Anzahl längerer Aufsätze über bedeutendere Bücher aus allen Gebieten, wobei natürlich die angelsächsische Welt ganz überwiegend berücksichtigt ist; die übrige Literatur kommt zwar auch zu ihrem Rechte, aber in sehr viel bescheidenerem Masse. Für uns ist die Zeitschrift deswegen beachtlich, weil sie uns sehr gründlich vor allem über die amerikanische Literatur unterrichtet, und zwar nicht nur durch kritische, sondern auch bibliographische Berichterstattung. Jedes Heft enthält eine systematische Liste der neu in Amerika erscheinenden Bücher und daneben eine grosse Menge Verlagsanzeigen, so dass man vollkommen auf dem Laufenden bleibt. Jede Nummer von 80 Folioseiten kostet 15 Cents oder der ganze Jahrgang 1½ Dollar.

Revista da Faculdade de Letras da Universidade do Porto. Hrsg. v. Leonardo Coimbra, Hernani Cidade, Mendes Corrêa. I. Jahrg. Nr. 1—6, 542 S. Porto, Tipogr. de A Tribuna. 1920/23.

Erst vor kurzem ist der erste Band dieser ersten wissenschaftlichen portugiesischen Zeitschrift vollendet worden. Sie liegt in drei Doppelheften vor, deren erstes schon 1920 erschien. Es ist eine ausgesprochen gelehrte Zeitschrift, die Forschungen und Untersuchungen der Mitglieder der philosophischen Fakultät der Universität Porto bringt. Philosophie, Geschichte, Erdkunde und besonders Literaturgeschichte sind unter den Beiträgen reich vertreten. Von den literarischen seien folgende erwähnt: H. Cidade behandelt in zwei Aufsätzen *O Individualismo através da Literatura,* und zwar im französischen Mittelalter; der eine behandelt das Rolandslied und den Tristanroman, der andere die provenzalische und altfranzösische Lyrik. Von demselben Verfasser stammt ein Vortrag über Molière, den er bei der Feier des 300. Geburtstages des Dichters in der Universität hielt. Luis Cardim steuert eine Untersuchung über das mittelenglische Gedicht *Torrent of Portyngale* bei, eine zweite über eine in der Stadtbibliothek von Porto befindliche alte Chaucerausgabe (von Stow) und eine dritte über alte portugiesisch-englische und englisch-portugiesische Grammatiken aus der Zeit von 1700—1830. Prof. Dresch von der Universität Bordeaux veröffentlicht seinen Vortrag *L'influence francaise en Allemagne, de 1789 à 1848,* in dem vor allem die politischen Verhältnisse berücksichtigt sind. R. Tamin, ebenfalls aus Bordeaux, bringt einen Auszug aus seinem Vortrage *La question du Latin en France,* gleichfalls mit starkem politischen Einschlage. Die deutsche Literatur ist vertreten durch einen längeren Aufsatz über Walther v. d. Vogelweide *(As trovas de Walther, o mais ilustre dos Minnesinger)* von Angelo Ribeiro. — In ihrem Inhalt ist die Zeitschrift durchaus erst und gediegen, die äussere Ausstattung, Druck, Papier und Bilder, lässt aber sehr viel zu wünschen übrig. Sie erinnert uns in dieser Beziehung lebhaft an unsere schlimmsten Notzeiten während des Krieges.

Breslau. H. Jantzen.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Breslau 5, Brandenburger Straße 52.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstraße 94, zu senden.

Inhalt

Literaturberichte

Zeitschriftenschau

Mit einer Beilage von **Velhagen & Klasing, Verlagsbuchhandlung, Bielefeld.**

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.,
des Umschlages: Brandenburgische Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Mühlenstraße 9.

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht

Mit Berücksichtigung der übrigen neueren Fremdsprachen

Begründet von M. Kaluza, E. Koschwitz, G. Thurau
Herausgegeben von Hermann Jantzen, Breslau



24. Band 1925 2. Heft

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin

Kritisches zur „Schulgrammatik“.

Das Wort Grammatik hat in der Schule keinen guten Klang. Selbst Leute, die ihre Schulzeit längst hinter sich haben und im Leben den Wert manches Wissenszweiges schätzen gelernt haben, den sie als Schüler nicht liebten, — von der „Grammatik“ wollen sie nichts hören. Auch die Nichtsprachler unter den Lehrern machen keine Ausnahme; ja selbst die, die Sprachen studieren, tun es meist der künstlerischen und kulturellen Werte wegen, die in den Literaturen stecken, und betrachten die — leider unvermeidliche — Grammatik nur als Mittel zum Zweck. Diese Abneigung gegen die Grammatik führt sie dazu, mit innerer Unlust dieses Gebiet des Unterrichts zu behandeln. Es sind das nicht die schlechtesten Kräfte unter den Sprachlern die so empfinden; sie sind oft geistig regsamer als die, die die Paragraphen der Grammatik mit Begeisterung pauken. Sie spüren, dass eben dieser Grammatik, wie sie die Lehrbücher und damit auch der Unterricht bieten, eine wirklich bildende Kraft nicht innewohnt, dass sie nur Mittel zur Erschliessung der Texte ist. Der Behauptung, dass sie formallogischen Bildungswert habe, ist schon Paulsen entgegengetreten. Und der moderne wissenschaftliche Grammatiker spottet über „die Eierschalen der Schulgrammatik“, die selbst den meisten Wissenschaftlern noch anhängen.

Diese allgemeine abschätzige Wertung der Schulgrammatik kann nicht unbegründet sein. Allzu bequem wäre es, sie auf trübe Schülererinnerungen zurückzuführen. Den wahren Grund habe ich schon gestreift; es fehlt der Schulgrammatik an einem wirklichen Eigenwert; sie spielt für den Sprachunterricht nur die Rolle eines Hilfsmittels. Sie dient in der Muttersprache zur Erlernung des richtigen Sprachgebrauchs nach Regeln und von dem Augenblick an, wo sie eingehender betrieben wird,

also von Sexta an, zur Grundlegung der fremdsprachlichen Grammatik. Dadurch ist zugleich bedingt, dass das System der Erscheinungen der fremden Sprache die Auswahl veranlasst, die unter den Erscheinungen der Muttersprache getroffen wird. Von sehr vielem, das zur deutschen Grammatik gehört, erfährt der Schüler deshalb nichts. Die Geschichte unseres Unterrichtswesens hat es veranlasst, dass die fremde Sprache, an der und für die Grammatik getrieben wurde, das Lateinische war und zu einem grossen Teile noch ist. Daher ist unsere deutsche Schulgrammatik noch heute im Banne der lateinischen; man vergleiche dazu Wendts Bemerkungen in seiner Didaktik des Deutschen in Baumeisters *Grundriss*[1]) und Sütterlins Vortrag, *Die neuere Sprachwissenschaft und der deutsche Unterricht*, Berlin 1916.

Dieser Einfluss der lateinischen Grammatik hat sich, verstärkt durch den der auf ihr fussenden deutschen, auch auf die grammatische Darstellung der neueren Fremdsprachen erstreckt, die in früherer Zeit allgemein erst auf späteren Schulstufen einsetzten, und er ist ihnen geblieben. Dazu kommt noch, dass die fremdsprachliche Grammatik dem Verständnis der Texte und der Handhabung der fremden Sprache durch deutsche Schüler, besonders bei der Hinübersetzung, dient. Sie ist also nicht aus der Sonderart der fremden Sprache selbst herausgewachsen.

Grammatik im wissenschaftlichen Sinn kann aber nur die Erfassung und Beschreibung des Sprachgebrauchs (zu der sich noch vertiefend die Erklärung gesellt) von der Eigenart der betreffenden Sprache aus sein. Sie hat den Formgebungen nachzuspüren, die den einzelnen seelischen Inhalten, Vorstellungen, Gefühlen, Willenskundgebungen, der Aussage, dem Wunsch, dem Ausruf usw. entsprechen, und so ein Bild des sprachlichen Lebens zu geben, das natürlich für jede Sprache anders ausfallen wird, bei jeder besondere Züge trägt, die in dem Bilde einer anderen nichts Entsprechendes haben, wenn auch bei stammverwandten Sprachen gewisse Familienähnlichkeiten auftauchen.

Soweit das in Frage kommt, was man gemeinhin Formenlehre nennt, geschieht es auch, wenigstens im grossen und ganzen.

---

[1]) Es verdient indes hervorgehoben zu werden, dass W. anerkennt, dass wirkliche Erfassung der grammatischen Grundbegriffe nur an der Muttersprache möglich ist.

Allerdings redet man auch heute noch im Englischen unrichtig von *you* als dem Singular und dem Plural des Fürworts der zweiten Person, während nur von einer Anredeform die Rede sein sollte; so spricht man von deutschen Adverbien im Sinne einer Wortform, wo heute nur die endungslose Adjektivform vorliegt in Sätzen wie *Der Vogel singt schön*; so setzt man oft *il, elle* oder *he, she, it* mit *er, sie, es* gleich und schafft dabei nur Verwirrung in den Köpfen der Schüler, statt ihnen gleich zu sagen, dass hier nur Aehnlichkeit, nicht Gleichheit der Wortbedeutung vorliegt und das Verwendungsbereich dieser Wörtchen ganz verschieden ist.

Schlimmer aber steht es auf dem Gebiete dessen, was man so gewöhnlich Syntax nennt. Hier hat man sich gewöhnt, die Bedeutung und Verwendung der Wortklassen im wesentlichen als Grundlage zu nehmen, weil man ursprünglich (beim Latein) vom glossierenden Uebersetzen aus der fremden Sprache ausging. Die fremden Wörter und Wortformen identifizierte man dann mit den bei der Uebertragung verwandten deutschen Worten; weil im Latein, im Französischen und Englischen an bestimmter Stelle eine besondere Adverbform vorlag, nannte man die im Deutschen gebräuchliche Wortform auch Adverb, obwohl hier von einer besonderen Adverbform nichts zu spüren war, und machte und macht noch jetzt den Schüler unglücklich, der durchaus keinen Unterschied finden kann zwischen den Formen *schön* in *das Lied ist schön* und *der Vogel singt schön*. Es scheint pädagogisch berechtigt, wenn mir gerade an diesem Beispiel entgegengehalten würde: Ja, wie willst du dann dem deutschen Schüler die Anwendung der französischen oder englischen Adverbform beibringen? Nun, sehr einfach; ich zeige das, was hier am Deutschen fälschlich aufgezeigt wird, eben richtig an der fremden Sprache auf, indem ich sage: An dem Beispiel *the bird sings nicely* u. a. seht ihr, dass der Engländer solchen Bestimmungen, die die Beschaffenheit einer Handlung treffen, eine besondere Form gibt, eben die auf -ly. Wir tun das nicht. Der Engländer hat also eine besondere Adverbform, wir nicht. Worauf es ankommt, ist, dass ihr auf die Beziehung achtet, die zwischen den Worten im Satz besteht; für diese Beziehung gibt es oft besondere Formen, und jede dieser Formen hat ihre Bedeutung. Diese Beziehungen erst sind es, was den Satz für uns verständlich macht.

Es kann sein, dass eine Form verschiedene Bedeutungen vereint, verschiedene Beziehungen angibt. *Das Lied ist schön; der Vogel singt schön:* in beiden Fällen wird das Verb mit der unflektierten Form des Abjektivs verbunden, aber in dem ersten wird eine Beziehung zwischen *Lied* und *schön* hergestellt, in dem zweiten zwischen *singt* und *schön.* In diesem Falle ist das Deutsche ärmer an Formen, aber nicht an Beziehungen; es ist also nur scheinbar ärmer, in Wahrheit reicher, da es mit geringeren Mitteln mehr ausdrückt; denn offensichtlich ist trotz des Mangels der Form kein Missverständnis möglich; das merkt schon der Sextaner. Umgekehrt: Das englische *-ing.* Was für eine Fülle von Beziehungen werden durch diese eine Form ausgedrückt, überhaupt wenn man die heute z. T. nur noch willkürlich vorgenommene Trennung von Gerundium und Partizip aufgibt und mit Jespersen einfach von *-ing*-Formen spricht! Dann lässt sich leicht eine substantivische und eine adjektivische, eine Verwendung als *principal* und als *adjunct* (nach Jespersen) scheiden, die dann so ziemlich alles umfasst, was über das *-ing* zu sagen ist. So, vom innerenglischen Standpunkt aus, ist die Verwendung durchaus einfach; will man freilich die Regeln zu Uebersetzungszwecken vom deutschen Standpunkt aus fassen, so kommt man zu Ungeheuern, die das Gedächtnis belasten, ohne haften bleiben zu können, und die in den Kern der Erscheinung, die Nominalisierung des Verbalbegriffs, nicht hineinführen. Ich habe gerade bei diesem Kapitel stets bei einer solchen Einführung in den Gebrauch rasch volles Verständnis der Schüler erreicht. Auch hier wieder zeigt es sich übrigens, dass die englische Sprache nur scheinbar arm ist; der Formenreichtum allein macht's nicht.

Solche Betrachtungsweise ist indes nur möglich, wenn die Betrachtung sich nicht an das Wort klammert, sondern vom Satz ausgeht. Delbrück hat das in seinen *Grundlagen der neuhochdeutschen Satzlehre* gefordert; der nicht hoch genug zu schätzende Sütterlin hat den Aufbau der Syntax vom Satz her in seiner *Deutschen Sprache der Gegenwart* und für Schulzwecke (und vielleicht noch besser) mit Waag gemeinsam in seiner *Deutschen Sprachlehre* unternommen. Rudolf Blümel hat in seiner *Einführung in die Syntax* eine umfassende theoretische Grundlage gegeben. Der Satz und nur der Satz ist der ständige Ausgangspunkt für alle syntaktische Betrachtung; sobald man

das Wort aus seinem Zusammenhange löst, ist es eben nur eine Vokabel. Die Beziehungen im Satz erfühlen und erkennen zu lehren, ist neben der Einprägung der Flexionsformen und ihrer Bedeutung die Aufgabe des grammatischen Unterrichts und ist die alleinige Aufgabe der Syntax.

Dann sieht allerdings eine solche Syntax anders aus als die hergebrachte; man vergleiche z. B. Wendts *Syntax,* die das fürs Englische angebahnt hat, die syntaktischen Beispiele in Ottos *Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts* und besonders Sütterlins Arbeiten. Hier ist die Syntax nicht mehr eine Reihe von Regeln mit Ausnahmen, sondern eine nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnete, also methodische Darstellung und damit Wissenschaft.

Wissenschaftliche Durchdringung eines Stoffes ist aber an sich bildend, ganz abgesehen von den Ergebnissen, die sie bringt. Die Ergebnisse einer solchen wissenschaftlichen Grammatik sind indes auch wertvoll, denn sie, und sie allein, bietet ein getreues Abbild des Innenlebens der Sprache, wie es in den Formen, die es sich schafft, zum Ausdruck kommt. Eine so betriebene Grammatik hat an sich Bildungswert; sie ist zur gleichberechtigten Gefährtin der Literaturkunde geworden. Und sie ist auch fesselnd für den Schüler, weil sie ihn selber zu beobachten veranlasst, besteht sie doch nicht mehr in der Anwendung von gewissermassen a priori (durch den Lehrer) gegebenen Begriffen auf die Sprachformen, sondern in der Beobachtung des Lebens dieser Formen. Solche Grammatik ist durchaus der Biologie in ihrer Methode verwandt, was ja nicht wundernehmen kann, da die Sprache auch Ausdruck des Lebens, etwas Lebendiges, ist. Und da man mit Recht Biologie als eines der fesselndsten Schulfächer ansieht, kann die Grammatik dann mit ihr wetteifern.

Ein neuer Weg ist eingeschlagen, und auf ihn weist auch die neue Forderung des preussischen Ministeriums, die Syntax aus der Lektüre zu erarbeiten. Das kann nur wirklich geschehen, wenn Syntax in der neuen, wissenschaftlichen Form betrieben wird.

Hirschberg i. Schl. Walther Preusler.

Die poésie des Humbles in der französischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung des 19. Jahrhunderts.[1])

I. Einleitung.

Die *poésie des Humbles* ist eine literarische Erscheinung, welche in Frankreich zur Zeit der Romantik und unter dem Einfluss sozialer Ideen entstand und sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer besonderen Gattung der Dichtung entwickelte. Als ihr Begründer ist Sainte-Beuve, als ihr Vollender François Coppée zu bezeichnen. Indem dieser am 28. Februar 1872 die *Les Humbles* betitelte Gedichtsammlung erscheinen liess, hat er der Dichtungsart den Namen gegeben.

Die *poésie des Humbles* im Sinne Coppées ist die Dichtung von wenig beachteten, ja verachteten, sozial niedrigstehenden und im Gegensatz zu den Mächtigen und Reichen gesetzten Personen, welche, ohne Streben und Ehrgeiz zu kennen und oft von unverschuldetem Unglück verfolgt, auf die Erfüllung ihrer Wünsche verzichten müssen und in dumpfer Ergebung dahinleben, sofern nicht eine Katastrophe ihr Leid beendet. Einzelnen unter ihnen ist bestenfalls ein wenn auch bescheidenes Glück beschieden.

Das eine wesentliche Merkmal der Humble-Dichtung ist der Realismus, mit dem die Umwelt dargestellt ist, das zweite nicht weniger charakteristische die Sympathie, welche der Dichter für die „kleinen Leute“, seine Schutzbefohlenen, empfindet und in dem Leser zu erwecken sucht. Wo Spott, Witz und Satire vorherrscht, kann keine Humble-Dichtung bestehen.

Ein Abriss über die Darstellung der Humbles in den früheren Jahrhunderten der französischen Literatur wird die Eigenart der modernen *poésie des Humbles* deutlich erkennen lassen.

Die Humbles in der französischen Literatur bis zur Préface de Cromwell.

Es entspricht dem Geiste des Feudalismus, der nur Herren und Knechte kennt, wenn die Humbles in den Epen und Romanen des Mittelalters höchstens als Staffagefiguren in untergeordneten Rollen und von nebensächlicher Bedeutung zugelassen werden. Der Bedeutungswandel von vilain = Bauer > gemein, hässlich (W. Meyer-Lübke, *Rom. Et. Wtbch,* 1911 Nr. 9331), wofür schon aus dem 12. Jahrhundert Belege vorhanden sind, ist für die Geringschätzung, mit der man auf den Nährstand herabzublicken pflegte, charakteristisch und typisch. Nur ein Fall verdient hervorgehoben zu werden, der eine Ausnahme zu machen scheint. Er betrifft den vilain in der chantefable von Aucassin und Nicolete, welche H. Suchier

[1]) Auszug aus einer Doktordissertation, die von der philosophischen Fakultät der Universität Breslau angenommen wurde.

(2. A. Paderborn, 1881) dem Anfang des 13. Jahrhunderts zuschreibt. Der unbekannte Autor aus der Pikardie hat hier einen hörigen Bauern in die Erzählung eingeführt, welcher in seinem Gespräch mit Aucassin, der sein Liebchen sucht, den sentimentalen Leiden des Grafensohnes sein eigenes wirkliches Elend gegenübergestellt. Der vilain ist seit drei Tagen ohne Obdach und Nahrung und irrt im Walde umher. Er ist seinem Herrn entflohen, dessen Zorn er fürchtet, weil er den besten der vier Ochsen des Gespannes hat entlaufen lassen. Kehrt er zurück, so wird er ins Schuldgefängnis geworfen und, was noch schlimmer ist, ihn quält die Sorge um seine kranke Mutter, die zwar nur eine „keutisele“ besitzt, aber vor der Rache des erbarmungslosen seigneur nicht sicher ist. — Diese Episode ist so detailliert geschildert, dass die Vermutung nahe liegt, es sei des Dichters Absicht gewesen, einen versteckten Vorwurf gegen die Hartherzigkeit der Machthaber hineinzulegen.

Die kirchliche Literatur kommt der Humble-Dichtung überall dort nahe, wo sie volkstümlich sein will, so in einigen Mysterien und Miracles de Notre-Dame.

Erst durch das Profan-Theater erhalten wir ein treues Abbild des Lebens der petites gens. Es entstehen Stücke, welche man mit Petit de Julleville als Vorläufer des Sittendramas des 18. Jhdts. ansehen kann. Moralitäten, Farcen und Sottien des 14. bis 16. Jhdts. lassen erkennen, wie das Volk lebt, wie es sich plagt und bemüht ist, durch die Gefahren, die ihnen von den Seigneurs und den herumziehenden Marodeurs drohen, hindurchzukommen. Die Schauspieler der Puys, welche die Rollen des Peuple pensif, Plat pays, des Laboureur und Pasteur darstellen, sind das Sprachrohr, dessen sich die Humbles bedienen, um ihr Elend zu schildern. Die weltliche Bühne wird der Schauplatz der Kritik, und die Erbitterung, die in den Unterdrückten wie ein gefährlicher Zündstoff schlummert, richtet sich selbst gegen den Landesherrn *(La Croix Faubin)*. Ein freundliches Ohr lieh den Klagen unter den Königen nur Ludwig XII. (1498—1515). Ihm waren solche Mitteilungen von Wert, weil, wie Guillaume Bouchet in den *Sérées* berichtet, auf diese Weise „die Wahrheit bis zu ihm gelangen konnte“. Wie stark um 1500 die revolutionären Anschauungen im Volke waren, zeigt der Umstand, dass die literarischen danses macabres, die sich an dem Meisterwerk auf dem Cimetière des Innocents in Paris inspirierten, als Darstellungen der Bestrafung tyrannischer Grosser ausgelegt wurden (Vgl. *Dit des trois morts et des trois vifs,* zitiert bei Georges Kastner, *Les Danses macabres,* Par. 1852, S. 13, note 1).

Die Kunst bestätigt, was in der Literatur von den Humbles gesagt worden ist. Es würde aber zu weit führen, auf ihre Darstellung in der Miniaturmalerei der mittelalterlichen Handschriften (z. B. die Povreté des Rosenromans, Britisches Museum) oder in den Livres d'heures in Turin, Brüssel und Paris einzugehen. Mit

Rücksicht auf Coppée sei nur noch auf die niederländische Genremalerei hingewiesen. Unternehmen wir einen Gang durch die Säle der Gemäldegalerie Dresdens oder des Palais des Beaux-Arts in Brüssel, so gewinnen wir an den Bildern der alten Meister einen Einblick in die Licht- und Schattenseiten kleinbürgerlichen Lebens. Hier sehen wir, wie Holzhacker, Schmiede, Kärrner, Müllerknechte, Kesselflicker, Bader, wäschebleichende Frauen mit ihrer Arbeit beschäftigt sind, dort, wie dasselbe vlämische Volk sich auf den Kirmessen belustigt. Adriaen Brouwer seinerseits ist unerschöpflich in Darstellungen von zechenden, tanzenden, Karten und Würfel spielenden, rauchenden und sich prügelnden Bauern. Erst seit Millet bekennt sich die Kunst zu einer höheren Auffassung von ihnen.

Kehren wir nach Frankreich zurück! Es wäre verfehlt, wollte man bei den drei grossen Klassikern des 17. Jhdts. ein ernsthaftes Hineindenken und Hineinfühlen in den Seelenzustand des „kleinen Mannes" voraussetzen. Alle drei standen unter dem Banne der Persönlichkeit Ludwigs XIV. und traten in enge Beziehungen zum Hofe. Die Humbles treten bei Corneille und Racine ähnlich wie im altfranzösischen höfischen Roman lediglich in Rollen von Bedienten auf, und dieser Kategorie stehen auch die „Vertrauten" nahe. Die Rolle des Fischers Nugne in *Don Sanche d'Aragon* scheint auf den ersten Blick infolge ihrer Wichtigkeit eine Ausnahme zu bilden, das dénouement bestätigt aber die Tatsache, dass Corneille das konventionelle Vorurteil hinsichtlich der Leute niederen Standes ganz und gar teilt. Auch Molière unterscheidet scharf zwischen hoch und niedrig. Im *Amphitryon* (Prolog) belehrt Merkur die Göttin der Nacht, als diese sich weigert, die Stunden der Dunkelheit zu verlängern, dass es Jupiter selbst sei, der ein verlängertes Glück in den Armen der Alkmene geniessen wolle:

Pour une jeune déesse
Vous êtes bien du bon temps
Un tel emploi n'est bassesse
Que chez les petites gens.
Lorsque dans un haut rang on a l'heur de paraître
Tout ce qu'on fait est toujours bel et bon,
Et suivant ce qu'on peut être,
Les choses changent de nom.

Da Molière hier für eine doppelte, für hoch und niedrig verschiedene Moral eintritt, muss es auffallen, dass der von ihm geschaffene Typ der servante von dieser Auffassung völlig abweicht. Lisette in der *Ecole des maris,* Dorine im *Tartuffe,* Lisette in *L'Amour médicin,* Nicole in *Bourgeois Gentilhomme,* Martine in den *Femmes Savantes* und Toinette im *Malade imaginaire* erheben sich durch ihr natürliches Wesen, ihre Aufrichtigkeit und Geradheit, durch ihren gesunden, derben Mutterwitz und praktische Klugheit über die Mehrzahl der übrigen Personen.

La Fontaine hat, wie La Bruyère in den *Caractères,* in den Fabeln den Mut, an die Schattenseiten des ancien régime zu rühren. Die Jahrhunderte alten Klagen des niederen Volkes über die schweren Frondienste und den harten Steuerdruck wollten nicht verstummen. In *La Mort et le bûcheron* (I, 16) erwähnt unser Fabeldichter den Tod eines Tagelöhners, der von seinen Gläubigern bedrängt wird und sich Zeit seines Lebens plagt und quält. In *Le Paysan du Danube* (XI,7) aus der späteren Zeit scheint La Fontaine eine tiefer begründete Stellung zu den Niedrigstehenden einzunehmen. Im übrigen aber ist er schwankend und inkonsequent (vergl. III, 4; II, 9; V, 6; VII, 10). Nicht uninteressant ist eine Uebereinstimmung mit Coppée in der psychologischen Auffassung der Humbles. Der homme-affiche in den *Contes en vers* ergibt sich resigniert in sein Schicksal und wünscht trotz alles Elends zu leben, auch wenn es nur ein von Tag zu Tag verlängertes Dahinleben ist. Ganz ähnlich bei La Fontaine: Der bûcheron ruft in einem Augenblick des Verzweifelns den Tod an, und dieser eilt herbei, um den Lebensmüden zu holen. Da aber schreckt der Unglückliche in der Krisis doch vor dem raschen Ende zurück und bittet, ihm das Bündel Holz erneut aufzupacken.

> Plutôt souffrir que mourir,
> C'est la devise des hommes,

schliesst La Fontaine seine Betrachtung.

Um 1700 war eine Entwicklung der Humble-Dichtung in einem bestimmten Sinne nicht abzusehen. Da drang zu Beginn des 18. Jhdts. von England her die neue lehrhafte Richtung ein. Der Vermittler der Ideen ist Destouches, der mehrere Jahre in London geweilt hatte. Die Dienstboten in seinen Komödien werden empfindsam und moralisch. Was sie — fünfzig Jahre nach Molière — an Witz und Komik verlieren, gewinnen sie an Tugend und Edelmut (*Le Glorieux,* 1732). Die Empfindsamkeit steigert sich in der comédie larmoyante des Nivelle de la Chaussée und Diderot. „Pauvre“ und „vertueux“ (*Père de famille,* 1758) werden als identische Begriffe aufgefasst. Die Malkunst unter Führung des Greuze hält mit der Entwicklung der sentimentalen Komödie gleichen Schritt.

Parallel geht die soziale Komödie. In ihr zeigt sich zuerst fast unmerklich, später in immer wachsendem Masse, wie der tiers état nach Anerkennung und Einfluss strebt. In Marivaux' *L'Ile des esclaves* (1725) werden auf Befehl des Präfekten des Kantons die Herren zu Dienern, die Diener zu Herren erklärt. So verlangt es, wie er meint, die ausgleichende Gerechtigkeit. Man könnte Marivaux' Einakter einen kühnen Wurf nennen, mit dem der Autor der Entwicklung um Jahrzehnte vorausgreift, wenn er nicht den Schluss (Szene 9 bis 11) mit Reue und Versöhnung enden liesse und so den eigenen Worten die Spitze abbräche. Marivaux war keine Kämpfernatur wie später Beaumarchais. Erst dieser hat mit scharfen

packenden Worten auszusprechen gewagt, was Marivaux nur schüchtern angedeutet wissen wollte. In *Mariage de Figaro* (1784) ist der Diener, ein Findelkind (V, 3), der unbestrittene Sieger über den Grafen. Der Figaro triumphiert über ihn nicht bloss durch seine Ueberlegenheit an Geschicklichkeit und Geist, sondern auch in moralischer Hinsicht: „Monsieur le comte, parce que vous êtes un grand seigneur, vous vous croyez un grand génie! Noblesse, fortune, un rang, des places; tout cela rend si fier! Qu'avez-vous fait pour tant de biens? vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus: du reste, homme assez ordinaire . . . .“ (V, 3). Wiederum wird die Bühne zum Schauplatz der Kritik, welche der dritte Stand an den bestehenden Verhältnissen ausübt.

Jean-Jacques Rousseau hat für die poésie des Humbles die grosse Bedeutung, dass er ihr von seinem Geiste die Vorliebe für das Einfache, Naive und Ursprüngliche eingegeben hat. Seit der Plejade hatte die Lyrik so gut wie nichts hervorgebracht. Nunmehr bildete sich, durch die Rousseausche Idee vom idyllischen Leben des primitiven Menschen angeregt, gegen Ende des ancien régime eine poésie champêtre heraus, welche sehr wohl hätte entwicklungsfähig sein können. Leider verfiel sie der Mode und wurde der Niederschlag der gezierten Empfindungen, welche die elegante Welt des Rokoko beherrschten. Es war, um einen Ausdruck Gustave Lansons zu gebrauchen, eine poésie sans poésie.

Zweifellos bildet auch André Chénier mit *L'Aveugle* und *Le Mendiant* eine Etappe in der Entwicklung zur poésie des Humbles, nicht zu vergessen auch Goethe, dessen *Hermann und Dorothea*, bereits 1800 von Bitaubé übersetzt, eine in Frankreich bisher unbekannte poésie familière et domestique eingeführt hat. Volkstümlich, so forderte ferner Mme. de Staël, sollte die Poesie in erster Linie sein. Nichts jedoch kommt der Bedeutung gleich, die die *Préface de Cromwell* vom Dezember 1827 für die Humble-Dichtung erlangt hat. Erst jenes programmatische Manifest hat ihr den Weg bereitet: „La muse moderne . . . se mettra à faire comme la nature, à mêler dans ses créations, sans pourtant les confondre, l'ombre à la lumière, le grotesque au sublime, en d'autres termes, le corps à l'âme, la bête à l'esprit . . .“

Neben das Hässliche der Realistik (le corps, la bête), tritt versöhnend und verschönend das Erhabene der Empfindung (l'âme, l'esprit). So enthält die *Préface* die beiden Elemente, welche — nach unserer Einleitung — das Wesen der poésie des Humbles (im Sinne Coppées) ausmachen.

Die poésie des Humbles im 19. Jahrhundert.

Von vereinzelten Dichtern (Soumet, Guiraud) der Vorromantik abgesehen, ist Pierre-Jean Béranger (1780—1875)[1])

[1]) Béranger, *Chansons*, édition complète, Bruxelles 1854.

in seinen Chansons der erste, der, wie es später Coppée getan hat, die Armut und niedere Stellung der kleinen Leute scharf hervorhebt.

Aus den einfachsten Verhältnissen stammend, war Béranger kein Kind des Glückes wie V. Hugo. Trotz Verfolgung und Gefängnisstrafen beseelte ihn der zuversichtliche Glaube an den Sieg des Ideals, das sich ihm in dem Begriff Humanité verkörperte. In *Émile Debraux* schildert er das entbehrungsreiche Leben eines Habenichts, in *Jacques* die Not eines armen Teufels, der sich sein Leben lang plagt und den Tod als Erlösung begrüsst, in *Jeanne la rousse* das Schicksal der Frau eines Wilddiebes, die kein anderer mochte, weil sie rotes Haar hat, in *L'Aveugle du Bagnolet* das Elend eines Blinden, der, von einem Mädchen geführt, an der Tür der Schenken bettelt, in *Le vieux Vagabond* das Ende eines Unglücklichen, welcher, von Hass gegen die Menschen erfüllt, auf der Strasse stirbt.

Béranger, der sich selbst am wohlsten fühlt, wenn er abseits der grossen Welt in seinem petit coin in Fontainebleau oder Passy still beschaulich leben kann, sieht die wahrhaft Glücklichen in denjenigen seiner Mitmenschen, die von den Sorgen um Gut und Geld nicht geplagt werden, weil sie keins besitzen:

Les gueux, les gueux
Sont les gens heureux.

Die Philosophie der „Gueux" gleicht der des savetier bei La Fontaine, in dessen Fabeln Béranger schon als Knabe gelesen hatte.

Indes ist nicht Béranger der eigentliche Begründer der poésie des Humbles im 19. Jhdt. geworden, sondern Sainte-Beuve. Nur einen einzigen Dichter hat die Folgezeit hervorgebracht, den man einen wirklichen Schüler Bérangers nennen kann, nämlich den chansonnier Gustave Nadaud (dessen *Chansons populaires* 1867 mit dem bemerkenswerten Gedicht *La vieille Servante*). Sainte-Beuve aber hat die Humble-Dichtung mit der literarischen Bewegung der Zeit aufs engste verknüpft und von ihm aus geht der Einfluss, der bei den Humbles-Dichtern der Folgezeit einschliesslich Coppée erkennbar ist.

Sainte-Beuve (1804—1869).[1] Die erste Gedichtsammlung, mit der Sainte-Beuve vor das Publikum trat, erschien anonym am 4. April 1829 unter dem Titel *Vie, poésies et pensées de Joseph Delorme*. Delorme ist ein Jüngling von zwanzig Jahren. Er studiert in Paris Medizin, fühlt sich aber zum Dichter berufen. Jedoch ist er zu schwach und energielos, um sich durchzusetzen. Er verzweifelt an sich und der Welt. Materielle Sorgen kommen hinzu, um ihm einen frühzeitigen Untergang zu bereiten. Seine Wohnung befindet sich in einer Mansarde der Vorstadt. Infolge der Entbehrungen stirbt er an einer phthisie pulmonaire.

Zweifellos ist der *Joseph Delorme* von antiklassischem Geiste erfüllt. Boileaus Forderung vom sublime und agréable gilt dem Verfasser wenig. Die Romantiker, die das Werk für ihre Partei in

[1]) Sainte-Beuve, *Poésies*, Par. 1910 (Charpentier).

Anspruch nahmen, bemerkten darin mit Genugtuung die Empfindsamkeit, den bis zur Verzweiflung und zu Selbstmordgedanken treibenden seelischen Kampf, die Neigung zur Rührung, den Hang zur Träumerei und Einsamkeit, alles Merkmale, die den *Delorme* als frère de Werther kennzeichnen. Unter den Kritikern gab es aber auch Unzufriedene. Guizot erklärte: „C'est du Werther carabin et jacobin." Jakobiner, Revolutionär auf dem Gebiete der hochästhetischen Dichtung und Freund der Humbles, das ist Sainte-Beuve in der Tat. Was Leute wie Guizot 1829 als ungeheuerliche Neuerung empfanden, liegt in dem Lebensschicksal, dem sozialen Milieu und dem Geschmack des Delorme begründet, welcher damit der erste Humble im eigentlich literarischen Sinne des Wortes geworden ist.

Die Armut ist es, die schwer auf Delorme lastet und sein Gemüt bedrückt (*La Contredanse*). Die Armut treibt ihn zu Selbstmordgedanken (Sonnet I) und lähmt die Schwingen seiner Phantasie. Mag Chateaubriand fremde Weltteile besuchen, Lamartine oder Nodier den Jura geniessen und Hugo pittoreske Bilder vom Rhein entwerfen (*Promenade*), Delormes Geist ist niedergedrückt und vermag sich nicht zu den hohen Zielen der illustren Poeten zu erheben. Er ist bescheiden und ohne Ehrgeiz. Seinem Geschmack genügt die médiocrité, das Alltägliche. Seine oft ins Krankhafte abirrende Phantasie sucht Ablenkung und Erholung auf den Gassen des faubourg, wo er die heimkehrenden bourgeois, marchands und ouvriers en habit de fête beobachtet (*Rayons jaunes*).

Der Dichter schreitet weiter. Auch fremde Humbles-Schicksale erscheinen in seiner Dichtung (*Toujours je la connus* . . . . der *Poes. de Jos. Delorme* und die Anekdote von John Kirkby der *Consolations*). Offenbar ist er durch seinen Umgang mit Pierre Leroux, dem zweiten Hauptredakteur des *Globe*, für die Humanitätsideen der Zeit begeistert worden. Auch stand er den Saint-Simonisten nahe, deren Bureau sich in demselben Hause befand wie die Redaktion des *Globe*. In einer Anmerkung zu *Dévouement* im *Jos. Delorme* sagt der Dichter selbst, er trage in diesem Gedicht „un demi-masque saint-simonien". (Die Note befindet sich nur in der Ausgabe von 1863, 2 Bde.) Als aber der Saint-Simonismus unter Führung des Enfantin nach 1830 in politisch-radikales Fahrwasser geriet, wandte sich Sainte-Beuve enttäuscht ab. Das rajeunissement moral, das er suchte, fand er endlich, als er sich mehr und mehr in das Studium der solitaires von Port-Royal vertiefte.

Zehn Jahre beschäftigte sich Sainte-Beuve mit der Geschichte und Bedeutung des berühmten Klosters, als er seinen Vorlesungskursus in Lausanne hielt (1837—38). Die ersten jansenistischen Spuren bei Sainte-Beuve, die G. Michaut, *S.-B. av. les Lundis*, Par. 1903, S. 377 in *Les Larmes de Racine* und L. Séché, *S.-B.*, Par. 1904, Bd. 1, S. 140 in den *Rayons jaunes* zu entdecken glauben, sehe ich in

Toujours je la connus . . . (*Poés. de Jos. Delorme*) dem Gedicht von der ernsten, musterhaften Hausfrau.

Die poésie des Humbles in den *Pensées d'août*, welche am 30. September 1837 erschienen, erhält nunmehr ihre besondere Nüance. Eine ganze „élite obscure“ von überpeinlichen, empfindsamen Figuren präsentiert sich uns: Marèze, Doudun, Ramon den Santa-Cruz, Monsieur Jean. Gewissenhafte Pflichterfüllung ist das Leitmotiv ihres Lebens. Doudun ist der treue Sohn seiner Mutter, die er pflegt, um derentwillen er sich in Schulden stürzt. Nach ihrem Tode verehrt er innig die Gegenstände, die ihr teuer gewesen sind, den Lehnstuhl, die Porzellantasse, das Gebetbuch, die Blumenvase, die alte Katze. Das Thema wird von V. Hugo im *Maître d'études* variiert und von Coppée in *Un fils* wieder aufgenommen. Die „perle janséniste“ hat Léon Séché (*S.-B.*, I. 189) das Gedicht von Monsieur Jean genannt. Gewisse Uebereinstimmungen (Sohn Rousseaus, Reise nach Ermenonville) lassen die Annahme gerechtfertigt erscheinen, dass Sainte-Beuve die Anregung zu seinem Gedicht durch Millevoye (*L'Orphelin*) empfangen hat.

Liebeslyrik oder die Dichtung von der Kurtisane nach Art des V. Hugo in den *Feuilles d'automne* oder *Chants du Crépuscule* hat in den *Pensées d'août* keinen Raum. Die Witwe in *La voilà, pauvre mère . . .* ist keusch und sittenstreng.

Noch ein Wort über *Le Joueur d'orgue.* Dieses Humble-Gedicht gehört zwar nicht unter die Zahl der 22 direkten Uebertragungen Sainte-Beuves aus fremden Sprachen, aber es weist bei näherer Untersuchung in einigen entscheidenden Zügen auf Wordsworths *Excursion* hin. Der Held des englischen Gedichtes, der ehedem Pedlar war, sowie der joueur verehren beide die Natur, die sie durchwandern, man kann sagen, in philosophischer Weise, und auf ihr Gemüt übt der Sonnenaufgang mächtige Wirkung aus.

Nicht nur die Dichtung Sainte-Beuves überhaupt, sondern auch seine poésie des Humbles bewegt sich „auf der undeutlichen Spur der Lakistes“ (H. Morf, *Die romanischen Literaturen* in Hinnebergs Kult*ur der Gegenwart,* S. 319).

Sainte-Beuve wäre nicht der Schöpfer der poésie des Humbles geworden, wenn er nicht den Plan verfolgt hätte, die „sentiments moyens“ (Préf. der *Consolations*) zum Gegenstande der Poesie zu machen und ein „genre moyen“ zu begründen (Postscriptum des Avertissement der *Pensées d'août*).

Schon unter den Zeitgenossen hat Sainte-Beuve Schule gemacht. In einem entlegenen Winkel der Bretagne waren seine Dichtungen die Lieblingslektüre des petit Cénacle du Val d'Arguenon, eines Dichterkreises, an dessen Spitze Hippolyte de la Morvonnais[1]) und

---

[1]) Hippolyte de la Morvonnais, *La Thebaîde des Grèves,* p. p. Amédée Duquesnel, Par. 1864 (Didier).



Maurice de Guérin[1]) standen. Die Humble-Dichtung des ersteren hat sich von einer störenden Beigabe melodramatischer Schauerromantik nicht freimachen können.

Victor Hugo.[2]) V. Hugos poésie des Humbles beginnt in den *Feuilles d'automne,* die am 24. November 1831 erschienen. Der Dichter wählt hier als Ausgangspunkt die christliche Barmherzigkeit und betritt damit einen Weg, den Sainte-Beuve noch nicht beschritten hatte.

Ihr Reichen, spendet den Armen! Das ist die Mahnung, welche Hugo den Begüterten, den „Glücklichen der Welt" *(Feuill. d'aut.* XXXII) und den „puissants" (*Chants du Crép.* VI) zuruft. Der indigent steht in Gottes Schutz und ist „auguste" (*Voix intér.* V). Solche Gedanken auf kirchlich-humaner Grundlage verkündet unser Dichter als „penseur" (*Voix intér.* XXVIII), als „rêveur" (*Ray. et Omb.* I) und will damit eine „fonction sérieuse" (*Voix intér.* Préf.) und eine „mission" (ebd.) erfüllen, welche in der „charge d'âmes" (*Lucr. Borgia,* Préf.) bestehe. In seiner Dichtung verbindet sich das Aesthetische mit dem Ethischen, eine Eigentümlichkeit, auf welche Ch. Renouvier, *V. Hugo le philosophe,* Par. 1910, S. 24 aufmerksam macht.

Von 1840 an treten in Hugos Humble-Dichtung, die bereits in *Pan* (*Feuill. d'aut.*) und in *La Vache* (*Voix intér.*) geäusserten lakistischen Gedanken ein. In *Sagesse* (*Ray. et Omb.* XLIV, April 1840) ruft der Dichter aus:

Rien n'est petit dans la création.

In *J'aime l'araignée . . .* (*Contempl.* I, III, XXVII) — das zu den Dichtungen gehört, die nach E. Rigals Untersuchungen im *Arch. f. d. Std. d. n. Spr.,* Bd. 116, 327 ff. schon um 1840 entstanden sind, obwohl sie viel später veröffentlicht wurden — verkündet Hugo ferner: Jedes Geschöpf, auch das schlechte und hässliche, erzählt von der Liebe des Schöpfers, und in *Magnitudo Parvi* (*Contempl.* I, III, XXX, z. T. 1836 entstanden) fügt er hinzu: Der hässlichste und zerlumpteste Mensch ist immer ein esprit de l'immensité. Das heisst mit anderen Worten: Alle Stände, hoch und niedrig, ohne Ausnahme und Unterschied, haben teil an dem Geiste des Göttlichen, und auch der geringste unter den Menschen verdient unsere Achtung. Er ist ein dichterischer Pantheismus, der auf das Gebiet des Sozialen übergreift.

Aus diesen Jahren stammt eine weitaus grössere Anzahl von Humbles-Gedichten, als Hugo bisher geliefert hat. Da ist ein Bettler, der, an einer alten Brücke stehend, sein Lied singt (*Ray. et Omb.* XLII), eine bleiche, abgehärmte Frau mit einem Kind auf dem Arm klagt auf der Strasse ihr Unglück (*Contempl.* I, II, III, z. grösst.

---

[1]) Maurice de Guérin, ***Journal, Lettres, Poèmes et Fragments,*** hrsg. von F. Ed. Schneegans, ***Bibliotheca Romanica,*** no. 132—136, Strassburg 1912.

[2]) Victor Hugo, *Œuvres,* Edit. défin., Par. o. J. (Hetzel et Quantin).

Teil 1838), ein hungerndes Mädchen wird durch die Not zur Schande getrieben (ebd.), ein Armer stiehlt vor Hunger (ebd.), vier Waisenkinder singen vor einer Schenke, um Almosen zu sammeln (*Ray. et Omb.* XXXI), ein „mauvais ouvrier“ aus der Hefe des Volkes lebt mit seiner Frau in Unfrieden, und das Kind verkommt im Schmutz (*Contempl.* I, III, XVIII, Sept. 1841). Nur gering ist die Zahl derer, welche sich das Leben durch Mühe und Arbeit sauer werden lassen. Zu ihnen gehört der maître d'études, welcher seinen Verdienst dazu verwendet, um heimlich seine Eltern zu unterstützen (*Contempl.* I, III, XVI, Juni 1842), sowie die in Armut lebende Witwe, welche, um ihre Kinder am Leben zu erhalten, gedarbt und sich aufgeopfert hat (*Contempl.* I, III, XVII, April 1840).

In einigen dieser Skizzen, besonders in *Contempl.* I, III, XVIII (*Intérieur*), hat Hugo den sittlichen Tiefstand in romantischer Weise recht grauenhaft ausgemalt. Eine Beeinflussung von seiten des doktrinären Realismus her kommt kaum in Frage, da Hugo aus seiner Abneigung gegen Balzac kein Hehl machte. Er erklärt ihn für einen „mauvais écrivain sans style, nullement artiste“ (Ch. Renouvier, *V. Hugo le poète,* 1907, S. 160). Vielleicht darf man sie eher als „soziale“ Studien auffassen. Die Literatur, durch den theoretischen Sozialismus angeregt, hatte sich damals der „sozialen“ Stoffe bemächtigt. Nicht nur G. Sand schrieb von 1840—1848 ihre sozialen Romane, es entstand damals auch eine soziale Poesie: Pierre Lachambaudie bekämpfte in den *Fables populaires* von 1839 (Par. 1854, Paguerre) die gesellschaftlichen Vorurteile, 1841 sammelte Olivier Rodrigues die *Poésies sociales des ouvriers,* und Pierre Dupont liess 1846 die *Chants des ouvriers* erscheinen.

Das Unrecht, das Hugo sich durch Napoleon zugefügt glaubte, als dieser nach dem Staatsstreich ihn aus Frankreich verbannte, ruft in ihm Misstrauen und Zorn gegen die bestehende Weltordnung hervor. Solche Empfindungen haben sich seiner Humble-Dichtung mitgeteilt. Die Könige werden fortan als Verbrecher, die Reichen als rücksichtslos, Papst und Kirche als selbstsüchtig gebrandmarkt (*Légende des siècles, Chans. des rues, Le Pape*). Wohl dem andrerseits, der sich wie der Cid selbst erniedrigt (*Bivar*) und sich als „auguste ami du chaume et du grabat“ erweist (*Le Cid exilé*). Sehr glücklich hat ihn in diesen Jahren Charles Lafont inspiriert. Unter dem Einfluss der Lektüre der *Enfants de la morte* entstand das Gedicht *Pauvres Gens.* Die Tatsache, dass es eine Nachdichtung ist (Paul Berret in *Rev. d'Hist. litt.* V und Jos. Vianey in *Rev. des langu. rom.* 5. Ser. IV) kann den Ruhm Hugos nicht beeinträchtigen, mit den *Pauvres Gens* eine der ergreifendsten und menschlich schönsten Humbles-Dichtungen geschaffen zu haben.

Nachdem Hugo nach Ausrufung der dritten Republik noch vor der Belagerung nach Paris zurückgekehrt ist, beginnt für seine

poésie des Humbles ein neuer und letzter Abschnitt. Auf Schilderung der Wirklichkeit legt der Dichter keinen Wert mehr. Seine Ideen wachsen über die Betrachtung des Einzelwesens hinaus und suchen das Typenhafte zu erfassen. So wird V. Hugos Humble-Dichtung immer abstrakter, aber auch immer weniger volkstümlich. In den *Voix dans le grenier* (*Qu. Vents*) lobt der abgeschabte Rock die Seidenstrümpfe und Lackschuhe, der schadhafte Stuhl beneidet den Lehnsessel, der kalte Ofen den prasselnden Kamin, und so geht es weiter durch ein Dutzend ähnlicher Gegenüberstellungen, in denen das Armselige das Prächtige bewundert und glücklich preist. Schliesslich mischt sich der blaue Himmel ein und ruft, das kostbarste Gut sei die Seelenruhe und das Bewusstsein: Ich esse zwar Schwarzbrot, bin aber ein ehrlicher Mensch. Bild reiht sich an Bild, die Gegenstände werden zu Symbolen, der schlechte Rock, der wacklige Stuhl zu Sinnbildern der Armut. Hugo ist der Visionär, dessen Phantasie keine Beschränkung kennt.

Mit Charles Baudelaire (1821—1867)[1]) lenkt die Humble-Dichtung wieder in die Bahnen Sainte-Beuves. Dessen *Joueur d'orgue* gehört zu seinen Lieblingsdichtungen (Gonzague de Reynold, *Ch. Baudelaire,* Paris-Genf, 1920, S. 242 f.). Mehr als in den *Tableaux parisiens* der *Fleurs du mal,* welche die rechte Sympathie mit den kleinen Leuten vermissen lassen, ist in seinen *Poèmes en prose* eine wirkliche poésie des Humbles enthalten. Den von Reynold (S. 150) in diesem Zusammenhang genannten Stücken möchte ich *Les Fenêtres* hinzufügen: Als sein Gegenüber bemerkt Baudelaire „une femme mûre, ridée, déjà, pauvre, toujours penchée sur quelque chose, et qui ne sort jamais". Ihre unglückliche Lebensgeschichte stellt sich dem Geiste des Dichters so lebhaft dar, dass er darüber weinen muss.

Unter Sainte-Beuves Auspizien trat auch André Theuriet (1833—1907)[2]) mit *Le Chemin des bois* in die Reihe der Humbles-Dichter ein. Geschah es doch „par l'intervention de Sainte-Beuve" (Lescure, *Fr. Coppée,* S. 52), dass die Académie française die Gedichtsammlung 1868 mit einem Preise krönte. Das erste, *Le Tisserand* betitelte Gedicht des Zyklus *Les Araignées* zeigt einen Weber, der, von der Arbeit ermattet, einen Augenblick die Arme sinken lässt, aber aus der Beobachtung des Treibens einer Spinne die Kraft zu erneuter Anstrengung findet.

Eugène Manuel (1823—1901)[3]) hat seine Humbles-Gedichte in den *Poèmes populaires* zusammengefasst. Das second Empire war der Entwicklung der Dichtung nicht günstig. Manuel

---

[1]) Charles Baudelaire, ***Œuvres complètes***, Par. 1910 (Lemerre).

[2]) André Theuriet, ***Œuvres, Poésies*** (1860—1874), Par. 1879 (Lemerre).

[3]) Eugène Manuel, ***Poésies, augmentées de poésies inédites***, Par. 1899 (Calmann-Lévy).

veröffentlichte seine Sammlung erst 1871, obwohl er sie bedeutend früher verfasst hatte. Seinen poetischen Werdegang können wir an den Jahreszahlen beobachten, die der Autor selbst an den Schluss seiner Gedichte gesetzt hat. An der Richtigkeit der angegebenen Daten haben wir keinen Grund zu zweifeln. Politische Gründe, eine Vordatierung vorzunehmen, wie V. Hugo, hatte Manuel nicht.

Jedoch nicht von der Methode, sondern von Resultaten soll hier die Rede sein. Von Hugo hat Manuel nicht nur die Anschauung von dem frommen und Gott dankbaren indigent (*Voix intér.* V) in *Le Crédo du pauvre homme* (*Poèmes pop.* XLIX, 1848) zum Ausdruck gebracht, er hat auch das Thema von dem blinden Bettler an der Brücke (bei Hugo in *Ray. et Omb.* XLII) wieder aufgenommen. Es ist interessant zu beobachten, dass Manuel die Details vermehrt, indem er seinen Bettler in *L'Aveugle* (*Poèmes pop.* II, von 1852) mit einem Flageolett versieht und ihn ein Lied nach einer Bérangerschen Melodie spielen lässt.

Dem Gedicht *Le Crime des servantes* (*Poèmes pop.* XLVIII, 1867) ist eine Widmung an Dumas fils vorangestellt. Das lässt vermuten, dass hier Manuel unter dem Einfluss der pièces à thèse des von ihm genannten Dichters gestanden hat. Jedenfalls ist Manuel der erste, der in der Poesie wie Dumas fils im Drama eine genau präzisierte soziale Forderung — Besserung der rechtlichen Lage des unehelichen Kindes und seiner Mutter durch das Gesetz — vor dem Forum der Oeffentlichkeit zur Debatte gestellt hat. In dieser Art der Propaganda war Hugo im Roman vorangegangen, als er für die Abschaffung der Todesstrafe eintrat.

Als sein Vorbild — nicht in der Diktion, aber dem Inhalt nach — hat Manuel aber sicherlich Sainte-Beuves Dichtung vorgeschwebt. Denn er hat wie keiner von den Nachfolgern des Altmeisters vor ihm die Stimmung der „mittleren Linie" wiedergegeben. In *La Bien-Aimée de l'ouvrier* ist dem Arbeiter die Braut durch den Tod entrissen worden. Kein lautes Klagen kommt über seine Lippen, nur in stiller Wehmut drückt er in dem Gespräch mit dem Dichter seinen Schmerz aus. — *Le Comptoir* schildert in der Bureaudame einen Menschen, der jede Ueberschwenglichkeit des Gefühls vermeidet und Zeit seines Lebens, auch in der Trauer, stets gleich bleibt. Manuel hat verstanden, was Sainte-Beuve mit den „sentiments moyens" in der Préface der *Consolations* gemeint hat. Auch die moralische Tendenz, die Manuel eigen ist (*Poèmes pop.* XXVII, LVII), weist auf den Dichter der *Pensées d'août.* Dasselbe lässt sich von der Empfindsamkeit der Humbles sagen. Wie nahe sind ihnen die Tränen! Sie weinen vor Kummer oder Rührung, sowohl bei Sainte-Beuve der Joseph Delorme (Stck. XIV), Marèze, die Witwe, als auch bei Manuel die Eltern in *La Robe,* die Kinder des saltimbanque, die betrügerische Bettlerin in *La Mère et l'enfant,* der poète des cafés, die ouvrière in *La Rupture.*

Noch ein Wort über die Form der Humbles-Gedichte. Das Sonett, das Sainte-Beuve in die moderne französische Lyrik wieder-eingeführt hat, erfreut sich der Gunst Manuels. Während Hugo in den 20 Bänden seiner Gedichte nur einmal das Zugeständnis eines Sonetts (*Qu. Vents* XVIII; *Jolies Femmes*) gemacht hat, ist bei Manuel das Verhältnis der Sonette zur Gesamtzahl der Dichtungen 31 : 86 in den *Pages intimes,* 9 : 57 in den *Poèmes populaires,* 10 : 47 in *En Voyage.*

Zu den Grossen des Parnasse, seinen Zeitgenossen, steht Manuel in einem ähnlichen Gegensatz wie Sainte-Beuve als Joseph Delorme zu Chateaubriand, Lamartine und Hugo (siehe S. 108). Seine Phantasie schweift nicht in ferne Länder, er bleibt am heimischen Herd und findet die Poesie im Alltag, in der Umgebung, in der er lebt, in dem Getriebe der Grossstadt. Ohne ägyptische, persische, indische und skandinavische Themen zu wählen, vermag er auch so den Leser oder Hörer in die Welt des Gefühls und der Stimmung zu versetzen. Unser Dichter ist nicht impassible wie Leconte de Lisle, sondern er versteht und verzeiht. Er ruft seinem Freunde Ulbach in den *Pages intimes* XV zu:

Sur trois pardons, j'en ai deux pour la femme.

Der Lyrismus bei Manuel mildert den mitunter krassen Naturalismus. Von 1860 an ist der Dichter deutlich bemüht, die dürftigen Verhältnisse, in denen die Humbles leben, recht exakt d'après nature darzustellen. Er lenkt unseren Blick in enge Mansardenzimmer (*La Robe, Mythologie*), oder in ein taudis, das von Schmutz starrt (*L'enfant martyr*), oder in einen armseligen Wohnwagen, in welchem ein saltimbanque von Stadt zu Stadt zieht. Auch von dem Tagwerk und dem Beruf der Humbles ist die Rede. Da ist eine Verkäuferin in einem Geschäft dritten, vierten Ranges, das sich in einer abgelegenen, schmalen Strasse befindet (*Le Comptoir*), dort eine Jüdin, die den rapins als Modell dient (*Le Modèle*), dort Männer, Weiber und Kinder, welche mit Tragkörben auf dem Rücken und mit Fackeln in der Hand aus der Vorstadt nach dem Zentrum der Stadt ziehen, um sich wie die Raubmöwen auf die Abfälle der Kehrichthaufen zu stürzen und sie zu durchstöbern (*La Part de l'amour*). In harten Ausdrücken, die an Schärfe denen Taines über die Revolutionsmänner von 1789 nicht nachstehen, brandmarkt Manuel in *La Lie* den Abschaum des Volkes. Er rechnet dazu die Müssiggänger der „tribus faméliques" von Paris, die Bettler, Taschenspieler, die rôdeurs de nuit, die bettelnden Sänger und Harfenspieler, Wahrsager, Vagabunden, die zerlumpten Weiber und Kinder, die Einarmigen, Einbeinigen, Blinden und Krüppel. Eine ganze Cour de miracles zieht vor dem Auge des Lesers vorüber. Wie die Würmer und Insekten nach einem fruchtbaren Regen kriechen jene Wesen aus ihren Schlupfwinkeln. Aus den Pariser tribus faméliques sehen wir hier eine Frau, die mit der Drehorgel von Hof zu Hof zieht

(*Orgue de Barbarie*), da eine andere Frau, die zum Betrug greift und den Passanten durch ein Bündel, das sie auf den Armen hält, vorzutäuschen sucht, sie trage ein hungerndes Kind darin (*La Mère et l'enfant*). Elend der Grossstadt! Die ouvrière geht leichtsinnig eine Liaison mit einem commis ein (*La Rupture*), das Landmädchen, das nach Paris gezogen ist, wird zur Dirne (*Vilanelle*), die fille aux bobines ist der Schande anheimgefallen (*La Fille aux bobines*).

Eine gesteigerte Entwicklung im Sinne des Naturalismus hat stattgefunden. Die Gedichte nämlich, in denen besonders grelle Farben aufgetragen werden, *la Lie, la Part de l'amour, l'Enfant martyr*, stammen aus den Jahren 1868—69, die der Veröffentlichung der *Poèmes populaires* unmittelbar vorhergingen.

Die Beziehungen von Manuels Dichtung zum zeitgenössischen Roman von *Mme Bovary* (1857) angefangen über *Sœur Philomène* und *Germinie Lacerteux* bis zum ersten Bande der *Rougon-Macquart* (1871) sind nur allgemeiner Art. Seit 1862 (*Le Comptoir*) nehmen bei Manuel die realistisch-naturalistischen Schöpfungen in demselben Masse zu wie im Roman.

Enger waren des Dichters Beziehungen zur Kritik. Schon 1850 war er (vgl. *Pag. int.* XV) mit Louis Ulbach persönlich bekannt. Der letztere ist nach H. Morfs Darstellung in den *Romanischen Literaturen* (Hinnebergs *K. d. G.*, S. 382) einer der bahnbrechenden Kritiker gewesen, indem er 1853 einen *La Liquidation littéraire* betitelten Artikel gebracht hatte, des Inhaltes, dass die Literatur von nun an entschlossen das Erbe Balzacs anzutreten habe. Diesem Ulbach widmet Manuel 1868 das Gedicht *Voyage* (*Poèmes pop.* LVI), in welchem er in realistischem Sinne ein ganzes Programm über die Themen aufstellt, die er sich vorgenommen hat in seiner Dichtung zu besingen, ein Programm, das freilich unausgeführt geblieben ist.

François Coppée (1842—1908)[1]) ist 19 Jahre jünger als Manuel und gehört einer neuen Generation an. Als Ganzes betrachtet, muss als der Ausganspunkt seiner Dichtung die Poesie der Parnassiens gelten, in deren Kreis er durch Vermittlung des Emanuel Glaser und des Catulle Mendès, des Schwiegersohnes des Théophile Gautier, eingeführt worden war. Als Humble-Dichter aber trat Copée zu ihnen in Gegensatz. Mendès erzählt, dass das Gedicht *le petit Épicier* unter den Mitgliedern des Parnasse einen Sturm der Entrüstung hervorrief (*Rapport sur le mouvement romantique*, 1902, II. Teil, S. 56 ff.). Coppée kann fortan nicht mehr als einer der ihrigen angesehen werden.

Die am 28. Februar 1872 erschienenen *Humbles* bezeichnen also den Wendepunkt, Coppée hat seinen Weg endgültig gefunden. Das Thema der Humbles wird in den folgenden Gedichtsammlungen

---

[1]) *Œuvres* de François Coppée, I. *Théâtre* 4 Bde., II. *Poésies* 5 Bde., III. *Prose* 5 Bde., Paris (Lemerre) o. J.

vom *Cahier rouge* bis zu den *Paroles sincères* immer wieder neu variiert.

Coppée ist ein echter Pariser, ein „Parisien parisiennant". Er sieht das moderne Verkehrsleben mit den rangierenden Lokomotiven, den raschen Dampfbooten, dem Omnibus, dem Zeitungskiosk, den café-concerts und propagandamachenden Wahlplakaten. Er kennt auch die Umgebung. „J'adore la banlieue", ruft er aus und gedenkt des Pariser Kleinbürgers, der in ihr des Sonntags eine Erholung sucht (*Croquis de banlieue*).

Die Stadt und ihre Umgebung bilden den Schauplatz, auf dem sich die Humbles-Figuren bewegen: Kleinkaufmann, Kleinrentner, Bureauangestellte, Lokomotivführer, Bahnwärter, Tischler, Schmied, Arbeiter, Soldaten der untersten Rangstufen, Kutscher, Drehorgelspieler, Angler, Reklameträger, Bettler, Strassenjungen, Dienstboten, Näherinnen, Stickerinnen, Zeichnerinnen, Waschfrau, Blumenmädchen, Zeitungsverkäuferin, Obdachlose, Auswanderer.

Die genaue Beobachtung und detaillierte Wiedergabe der Umwelt — in der Beschreibung des Kramladens des épicier, der altmodischen Möbel der petits bourgeois, des Wartesaals der émigrants, des club socialiste, des café-concert — kennzeichnet Coppée als Realisten. Unser Dichter liebt aber nicht die Weitschweifigkeit eines Balzac. Auf zehn Zeilen beschränkt er in den *Promenades et Intérieurs* und in *Le Cahier rouge* seine Skizzen, deren scharfe Ausprägung in Einzelheiten photographischer Genauigkeit gleichkommt. Es sind Genrebilder in der Poesie. Die Genremalerei erlebte damals in allen Ländern Europas eine neue Blütezeit. In Frankreich war Millet im ländlichen Genrebild der Entwicklung vorangegangen. Es gehört zu der Methode des Realismus, zu spezialisieren und sich nicht mit einem allgemeinen Ausdruck zu begnügen. Coppée hat dieselbe Tendenz. Bei ihm ist das Klavier ein piano Erard, die Zylinderhüte, für welche der home-affiche Reklame macht, kosten 8 fr. 50, Firmenschilder zeigen einen Béranger, einen Jean Bart oder

Un lapin mort, avec trois billes de billard.

Wie Coppées Humbles ihr besonderes Milieu haben, so haben sie auch ihre besondere Psyche. „Ce que . . . le poète peint de préference, ce sont les sentiments les plus ordinaires et les mœurs les plus modestes", urteilt Anatole France (*La Vie littéraire,* bei E. Gaubert, *Fr. Coppée,* Par. 1906, S. 48), d. h. die lyrische Stimmung bewegt sich auch hier auf einer mittleren Linie. Die Freuden des armen Musikers in *Simple Ambition* und der petits bourgeois sind ein stilles Glück, das Glück im Winkel, und das Unglück ertragen die meisten (vgl. *La Grève des forgerons, L'Attente, La Marchande de journaux, L'Homme-affiche*) mit der Gelassenheit von Fatalisten. Die Schule des Lebens ist hart für sie. Die Familie in *le Raisin* verliert ihren Ernährer, der Schauspielertruppe in *l'Enfant de la balle* wird ihre Stütze und Hoffnung, die kleine Adèle,

durch den Tod entrissen, der père Eloi muss erleben, dass sein Sohn füsiliert wird. Die Humbles sind gross und standhaft im Dulden. Die auf ihnen lastende seelische Depression macht sie traurig und schwermütig. Sie lernen verzichten. So ergeht es dem Sandwich-Mann. Nirgends sieht er die Möglichkeit eines Aufstieges. Die Hoffnung darauf hat er längst aufgegeben. „L'on vit, espérant qu'on crèvera demain“, ist sein Standpunkt. Ehrgeiz, Streben, Ziel, Ideal sind ihm fremde Begriffe. Sein Geist ist abgestumpft, er fühlt nicht den inneren Drang zu arbeiten, um aus dem Elend herauszukommen. „Trois francs par jour, la niche et la pâtée“ ist sein Verdienst, und dabei wird es bleiben, so lange er zwischen der Madeleinekirche und dem Bastillenplatz hin- und herpendelt.

Coppées Humbles sind weder Verstandes- noch Tatenmenschen, sondern Gefühlsmenschen. Sie sind empfindsam, wie es die Humbles des Sainte-Beuve und Manuel waren, und in ihre Empfindsamkeit mischen sich — wie auch dort — larmoyante Züge.

Coppée ist kein Psychologe wie Stendhal oder Paul Bourget, welche die Seelenregungen eines Julien Sorel in *Le Rouge et le noir* (1831) und eines Robert Greslou in *Le Disciple* (1889) bis ins kleinste zergliedern. Auch Sainte-Beuve ist in dieser Hinsicht in den *Rayons jaunes* und in dem *Joueur d'orgue* dem Dichter der *Humbles* überlegen. Immerhin ist auch bei Coppée eine psychologische Motivierung vorhanden: Dem tragischen dénouement in *La Grève des forgerons* und in *Le Coup de tampon* geht ein innerer Konflikt voraus. Aber die Motivierung besteht nicht in tiefgehenden Ueberlegungen und Erwägungen wie bei jenen beiden Meistern des psychologischen Romans. Coppées Humbles handeln wie Naturkinder aus dem Gefühl und der Stimmnug heraus, wie sie ihnen der Instinkt eingibt. Père Jean hat seinen Entschluss, mit dem Gegner abzurechnen, im Augenblick rasch gefasst, nicht nur um die persönliche Beleidigung zu rächen, sondern auch weil er instinktmässig fühlt, dass er das moralische Recht hat, Vergeltung an demjenigen zu üben, dessen gewissenloser Leichtsinn durch Verkündigung des Streikes den Ruin seiner Familie verschuldet hat.

Fehlt den Humbles die Zielbewusstheit, das zuversichtliche Arbeiten und Nichtverzweifeln, so entbehren sie anderseits nicht der ethischen Grösse. Die aufopfernde Liebe, die einem edlen Herzen entspringt, ist bei vielen von ihnen (vgl. *Une Sainte, Un Fils, la Nourrice, la Marchande de journaux, les Boucles d'oreilles*) ein Charakterzug, der auch den Niedrigsten adelt. Aber von der selbstlosen Moral der Einzelpersonen unterscheidet sich die Moral der Menge. Deren Moral ist eher sensualistisch zu nennen. Die grosse Masse geht ihren Vergnügungen nach, sie wohnt bald einem Feuerwerk, bald einer Ruderregatta bei, oder besucht die Wirtshäuser und den Tanzplatz. Leichtsinnig ist die Liebe der Grisetten, der „Blanchis-

seuses de fin, piqueuses de bottines, Filles de Montparnasse et de Ménilmontant".

Trotz aller ihrer Schwächen und Fehler, von denen die Trunksucht der Männer am verhängnisvollsten ist (*le Père, la Nourrice, les Boucles d'oreilles*), ist Coppée dennoch der Freund der Humbles:

Les humbles, les vaincus résignés de la vie
Restent mes préférés toujours. (*Poésies* Bd. IV, S. 53, i. J. 1886.)

Er wird ihr Anwalt, um sie zu verteidigen. Der père Jean in *la Grève des forgerons* ist ein Mörder, aber der Dichter lässt nicht zu, dass dem Verbrecher der Mantel des Gemeinen und Niedrigen angeheftet wird. Er macht vielmehr zu seinen Gunsten das moralische Recht der persönlichen Ueberzeugung geltend, das in dem vorliegenden Falle über die Paragraphen und Klauseln des geschriebenen Gesetzes zu stellen sei. Der Dichter plädiert nicht für mildernde Umstände, sondern für Freisprechung. — In Schutz gegen ungerechte Beschuldigung nimmt Coppée die Näherin der *Boucles d'oreilles*. Die Herzogin beklagt sich über ihre Undankbarkeit. Sie kann es sich nicht denken, dass jene, als sie nicht mehr zur Arbeit erscheint, aus Stolz so gehandelt hat, nämlich dem Stolz der Armut, um nicht verraten zu müssen, dass sie die Ohrringe, das Geschenk der Herzogin, aufs Pfandleihamt getragen hat. In der Rolle des Anwalts spart Coppée anderseits nicht mit Vorwürfen gegen die andere Partei. Als der Lokomotivführer Lefort im Dienst in treuester Pflichterfüllung den Tod gefunden hat, geisselt er die innere Gleichgültigkeit der mitreisenden bourgeois, welche für das Heldentum des Getöteten nur ein billiges Wort des Bedauerns übrig haben: „C'était un brave".

Henri Schoen, *Fr. Coppée,* 1908, S. 95, nennt unseren Dichter einen „ardent défenseur du prolétariat". Das trifft für die Jahre der *Paroles sincères* zu. Man lese die drohende Philippika gegen die Besitzenden, die „Sybarites" und „Pompéiens", in *Le Coup de tampon.* In der Praxis aber ist die Quintessenz der Forderungen, die Coppée aufstellt, die Ausübung christlicher Nächstenliebe. Zum Jubiläum der Société philanthropique am 9. Mai 1880 verfasst er *l'Asile de nuit,* einen warmherzigen Appell an die Mildtätigkeit derer, welche die Mittel haben, den Besitzlosen eine warme Suppe zu reichen und eine Lagerstatt zu bereiten.

Coppée hält in der Darstellung der Humbles die rechte Mitte zwischen den beiden extremen Typen, dem idealisierten nach Art des Jean Valjean der *Misérables* und dem rein naturalistischen nach Art des Macquart in *La Fortune des Rougon.*

Zu seinen Vorgängern steht der Dichter der *Humbles* in verschiedenartigem Verhältnis. Mit V. Hugo und Sainte-Beuve ist seine Dichtung enger verbunden als mit Manuel.

Vergleicht man Coppée mit dem letzteren, bemerkt man folgende Gegensätze: Während Manuels Personen überwiegend den alleruntersten Volksschichten entnommen sind, hungernde Bettler,

Lumpensammler, Bettlerinnen, Fabrikarbeiterinnen, hat Coppée den Kreis erweitert und, die soziale Skala höher hinaufsteigend, auch Kleinrentner, Handwerker und kleine Beamte in die Schar der Humbles eingereiht. Auch den Schauplatz der Gedichte hat Coppée erweitert und den faubourg und die banlieue in das Reich der Humbles einbezogen. Ferner sind, psychologisch betrachtet, die seelischen Kräfte, welche die Humbles Coppées antreiben, ungleich höher und edler als die, von denen sich Manuels Personen leiten lassen. Hier Streitsucht, Egoismus, Gier und Hass, dort Pflicht, Liebe, Uneigennützigkeit und Opfersinn. Gemeinsam ist Coppée und Manuel der realistische Grund, auf dem beide ihre Humble-Dichtung erbauen.

Von Sainte-Beuve haben fast alle Gedichte seiner poésie des Humbles einen Widerhall gefunden. G. Michaut weist in seiner These *Sainte-Beuve avant les Lundis* (S. 356) auf die Parallelen hin, die sich zwischen *Monsieur Jean* und dem *petit Épicier* einerseits und zwischen Doudun und *Un Fils* anderseits ziehen lassen. Hier sei hinzugefügt, dass die Begegnung von Dichter und Blumenmädchen (Sainte-Beuve, Ausg. 1863, Bd. I, S. 268) ein bei Coppée *Intimités* XIII wiederkehrendes Motiv ist, dass ferner in *Intimités* XVI von einer Hausfrau die Rede ist, die an *Toujours je la connus . . .* des *Joseph Delorme* erinnert, dass endlich die Situation von *Le voilà, pauvre mère . . .* der *Pensées d'août* sich in *le Roman de Jeanne* Vs. 169—176 wiederholt. Die Bureauangestellte Marèze, der Kutscher in *Dans ce cabriolet . . .*, der Drehorgelspieler sind Figuren aus dem Repertoire Sainte-Beuves, welche bei Coppée in ähnlicher Weise in *Un Fils,* in *Promenades et Intérieurs* XIII und XXIII auftreten.

Was die Form anbetrifft, so folgt Coppée auch darin dem Vorbild Sainte-Beuves. Nach dem Muster von *A la Rime* ist *le Printemps* in *le Cahier rouge gebildet,* die Form der Sonette ist den kürzeren, mehr lyrischen, die Form der Alexandriner-Reimpaare den längeren Verserzählungen vorbehalten.

V. Hugo geniesst von seiten Coppées in Wort und Schrift, in Rede und Dichtung die höchste Bewunderung und Verehrung. Er folgt ihm darin, dass er die Kleinen gross und die Grossen klein darstellt. Auch sieht Coppée wie Hugo an seinen Humbles die e d l e n Charakterzüge. Mit Hugos Dichtung ist Coppées Poesie ferner durch die starke Hervorkehrung der pitié verbunden. Das Gefühl des Mitleids wird von Hugo in *Sultan Mourad* (*Légende des siècles,* Bd. II) geradezu zum Evangelium erhoben. Zwar ist in Coppées erstem Humble-Gedicht, dem rein realistischen Sonett *le Cabaret* (*Le Reliquaire*) keine Spur von Mitleid vorhanden, aber späterhin, und je später, desto stärker, wird die pitié die Grundstimmung der Verserzählungen in *Les Humbles, Les Contes en vers* und *Les Paroles sincères.*

Hand in Hand mit der pitié geht die charité. Hugo richtet seinen Appell an die Mildtätigkeit der Damen auf dem Ball im Rathaus (*Chants du Crép.* VI), Coppée an die Femmes de Lyon (*Contes en vers*). In der charité sieht Coppée um 1890, d. h. vor seiner „Bekehrung“, den einzigen Ausweg, die Bedürftigen aus der Not zu retten. Denn weder Kirche noch soziale Theorien bringen Linderung (*Une mauvaise Soirée*), und der Dichter ist nahe daran, ganz der Hoffnungslosigkeit zu verfallen, die ihn quält (*Pessimisme*).

Auf Parallelen im einzelnen kann hier nicht eingegangen werden. Sie sind vorhanden und tragen mit bei zu dem Beweise, dass Coppée dem Dichterheros Hugo nicht weniger verdankt als Sainte-Beuve, dem Begründer der poésie des Humbles, wenn auch in verschiedener Weise: Die Sujets im einzelnen, die Kleinmalerei bei Coppée haben in Sainte-Beuve, der grosse humane Zug, der Coppées Dichtung durchweht, in Hugo ihren Ursprung.

Zola hat versucht, Coppées Dichtung für die Schule des Naturalismus in Anspruch zu nehmen, indem er in bezug auf *le petit Épicier* ausrief: „Cette pièce . . . est restée jusqu'à ce jour le drapeau du naturalisme en poésie“ (Catulle Mendès, a. a. O., S. 57). Er übersah, dass sich die Bestrebungen in naturalistischem Sinne bei Coppée vielfach mit der Vorliebe Baudelaires für das Seltsame und Aussergewöhnliche berühren. Coppée liebt mitunter, wenn auch verhältnismässig selten, schreiende oder zum mindesten auffällige Farben (an Fensterläden, in der Haarfarbe) — wie Baudelaire; Coppée hebt gern die Wirkung auf die Geruchsnerven hervor (Vorstadt „aux rudes odeurs“, verlöschende Lampions, Geruch des Kramladens) — ähnlich wie Baudelaire. Es dürfte kaum zu unterscheiden sein, ob in den ersten Gedichtsammlungen Coppées die bewusste Hervorkehrung des Hässlichen, Abstossenden auf das Konto Baudelaires oder der Brüder Goncourt zu setzen ist. Hat Coppée in *le Cabaret* (*Le Reliquaire*), der Devise des ersten folgend, *l'Ame du vin* der *Fleurs du mal* an einem Beispiel illustriert, indem er das Bild eines Trunkenboldes entwarf, oder ist sein Gedicht eine ins niedrigste Milieu übertragene Studie über den *attrait de l'absinthe* aus *Sœur Philomène* (1861) oder aus *Germinie Lacerteux* (1865)?

Dagegen weist eine Stelle in *le Coup de tampon* eindeutig auf die Einwirkung der theoretischen Erörterungen H. Taines hin. Dieser schreibt in einem Briefe an J.-J. Weiss (1859): Je fais de la physiologie en matières morales, rien de plus.“ Nichts anderes will Coppée, wenn er in V. 9—19 des genannten Gedichtes den Versuch macht, das Laster des Trunkes aus dem Beruf des Marc Lefort „physiologisch“ zu erklären.

Coppée ist nicht einseitig auf die Doktrin des Naturalismus eingeschworen, aber literarische Beziehungen zwischen ihm und Zola lassen sich nicht abweisen. Jedoch lässt ein Vergleich der beiden

sogleich den Unterschied zwischen ihnen erkennen: Die Fähigkeit, den Kampf des vierten Standes als Klassenkampf darzustellen, wie es Zola in *Germinal* (1885) getan hat, war Coppée nicht gegeben. Er schildert lieber den Kampf, den das Individuum ums Dasein zu führen hat, und nähert sich der Art und Weise, wie Alphonse Daudet seine Aufgabe in dem Arbeiterroman *Jack* (1876) aufgefasst hat. Coppée war keine Kämpfernatur, sondern besass das weiche Gemüt eines rêveur.

Zum Schluss erhebt sich die Frage, inwiefern die poésie des Humbles ihre Berechtigung hat. Mögen die Dichter die „Enterbten des Glückes", die „Parias der Menschheit" immerhin ihre Schützlinge genannt haben, es liegt dennoch etwas Gönnerhaftes und Herablassendes in dieser Art der Poesie. Wohl ist anerkennenswert, dass diese Dichter, vom Gefühl des Mitleids und der Sympathie durchdrungen, auf den Leser und das Publikum dahin wirken möchten, in ihnen gleiche Gefühle der Menschlichkeit und des Wohlwollens auszulösen. Bei Ausführung ihres Vorhabens erheben sich aber Schwierigkeiten über die Wahl des rechten Weges, und die Klippen, die zu umschiffen sind, werden nicht immer glücklich überwunden. Die charakteristischen Merkmale der poésie des Humbles sind nach unserer Einleitung die Realistik der Schilderung und die Hervorkehrung des Mitleids. Wird die Wiedergabe der Wirklichkeit ins Uebermass gesteigert, fällt die Dichtungsart in das naturalistisch Hässliche, Rohe und Gemeine, wird anderseits das mitleiderweckende Element übertrieben und vergiesst der Dichter, von der Stärke der Empfindung überwältigt, Tränen der Rührung, wird die Dichtung zur poésie larmoyante.

Wie verhalten sich die Humbles selbst zu den edlen und wohlmeinenden Absichten der Dichter? Sie leben in einer von Tag zu Tag gleichbleibenden Gleichförmigkeit dahin. Was ihnen das Schicksal beschert, tragen sie mit Ergebung. Mitunter beklagen sie sich wohl über das Unglück, das sie betroffen hat, aber sie haben eine ängstliche Scheu, in eine höhere geistige Sphäre versetzt zu werden. Nirgends zeigt sich bei ihnen der Trieb, an sich selber zu arbeiten und nach Vervollkommnung zu streben, nirgends treffen wir den Ehrgeiz, sich aus eigener Kraft emporzuraffen. Anderseits darf das Gute an der Dichtungsart keineswegs verkannt werden. Béranger, Sainte-Beuve, Hugo, Manuel und besonders Coppée haben bewiesen, dass auch der Alltag nicht ohne Poesie ist, und dass es der Mühe lohnt, sich darin umzusehen. Mancher stille Heldenmut, manche bittere Entsagung, manches bescheidene „Glück im Winkel" ist durch die poésie des Humbles der Verborgenheit entrissen und der Dichtung zugeführt worden.

Freiburg i. Schles. Otto Anders.

Ueber Entstehung und Quellen der Novellen Alfred de Mussets.

(Schluss von *Zeitschr.* 24, 15 ff.)

12. *Denise.*

Noch eine dritte Novelle brachte 1844, die unter dem Titel *Denise* in der *Revue Pittoresque* erschien. Sie war lange verschollen, und man hörte zuerst wieder von ihr in *Revue polit. et littér.* (*Revue bleue*) 1897 (I, 822—24), wo Xavier Roux sie beschreibt und ihren Inhalt kurz angibt. Die Novelle, sagt er, sei kürzer als die andern und eine gute Seelenstudie wie etwa *Margot.* Sie sei nicht überladen mit Ereignissen und nicht autobiographisch, auch frei von romantischem und byronischem Einflusse. Der Aufbau sei einfach und klar, der Ton zart, anmutig und leicht ironisch. Die Novelle müsse M.s besten zugezählt werden.

Eine Neuausgabe liegt meines Wissens nicht vor, wie denn auch die seitherige Mussetliteratur von dieser Novelle schweigt. Nur M. Clouard erwähnt sie beiläufig in seiner *Bibliographie des œuvres d'A. de M.*, Paris 1883, S. XVI.

13. *Mimi Pinson.*

1845 erschien M.s humorvolles von Mitgefühl getragenes Sittenbild (*profil de grisette*) *Mimi Pinson.* Es führt die Grisettenschilderungen fort und weiter aus, die M. schon mit *FB* und *J.* gegeben hatte, und gibt uns eine reich dokumentierte, etwas romantische Schilderung aus dem *Quartier latin*, wie sie sechs Jahre später von H. Murger (*Pays latin, Scènes de la vie de Bohême*) umfassender erneuert werden sollte.

Paul erwähnt nur, dass die Grisette Louise das Vorbild wie zu Bernerette so auch zu Mimi ist (S. 171). In der Tat erkennen wir sie an ähnlichen Zügen (dem Niedlichen, Lustigen, vornehm Denkenden, Gewandten) und Erlebnissen bald wieder.

Für Marcel nahm M. wieder sich selbst (und vielleicht Balzacs Eugène de Rastignac, *Peau* u. sonst) zum Vorbild, indem er sich in seine Studienzeit an der Ecole de Médecine zurückversetzte, doch ist er auch seinem Eugène nicht völlig wesensfremd. Im übrigen ist dieser menschenfreundliche Eugène dem in Balzacs *Père Goriot* (1835) nachgebildet. Ich weise nur hin auf die überraschende Aehnlichkeit von *PG* 181: „Il n'y a peut-être que ceux qui croient en Dieu qui font le bien en secret, et Eugène croyait en Dieu" mit *Mimi* 645 [a]: „mais Eugène croyait en Dieu: toute bonne action lui semblait nécessaire."

In Mimis schwarzem Kleide scheint M.s *Andalouse* (1829), die ihrerzeit das Quartier latin so begeisterte, noch fortzuleben, denn es heisst, dass dieses Kleid ihr eine Art von „petit air espagnol" gab, „dont elle se montrait fort jalouse" (640 b).

Mimis Lied zeigt deutlichen Einfluss von Béranger. Man vgl. z. B. Frétillon, die nur ihren „cotillon" hat, und besonders *Mon habit*, vor allem wachgerufen durch Mimis Worte: „voilà déjà longtemps que nous vivons tous les deux ensemble, et je m'y suis attachée insensiblement" (647 a).

Die Namenstagsfeier Marcels erinnert mit ihrer lärmenden Ausgelassenheit, besonders aber dem entfesselten Kehrreim an Auerbachs Keller im *Faust*.

Die Erwähnung des Agamemnon [des Timanthes] (647 b) lässt sich auf V. Hugos *Notre Dame* (1830) zurückführen (I, Ende v. Kap. 4).

Die geschmacklosen Vergleiche Marcels zwischen Mimi und dem guten König Robert sowie zwischen Rougette und Mucius Scaevola, die sich am Ende der Erzählung vordrängen, lassen sich auf die Melodramen Pixérécourts zurückführen. So z. B. wird in *La femme à deux Maris* der Schlossherr mit Alexander dem Grossen nach der Schlacht bei Cannae und dann mit Romulus nach der Einnahme von Carthago verglichen.[1]) Etwas ernsthafter sind die Vergleiche bei M. allerdings gehalten, und daher mögen ihm auch Plutarchs *Parallelleben*, die er in seiner Bibliothek hatte vorgeschwebt haben. [Ein kleiner Ansatz ist schon in *Il ne faut jurer de rien* (1836) II, 1 zu bemerken, wo es heisst: „Vous avez tenu votre promesse comme Régulus ou Hernani." —

Im grossen und ganzen konnte M. bei dieser Skizze aus persönlichem Erleben, das grossenteils auf seine Studentenzeit zurückgeht, und damit aus dem Vollen schöpfen. Dass er einen solchen Stoff noch einmal in höherem Alter mit soviel Feuer behandelte, ist bezeichnend für den Dichter der Jugend und Liebe. Ausser in den schon genannten Novellen *FB* und *J.* wird auch schon in der *Confession* die Grisette behandelt, wo ihr (448 b) ein längerer Abschnitt gewidmet ist, in dem sich M. wie in *Mimi* gewissermassen zum Anwalt dieser armen Geschöpfe macht, nach dem Satze, alles verstehen heisst alles verzeihen. Da nun aber doch in *Mimi* der Ton, wenn schon im allgemeinen mitfühlend, manchmal ans Rohe und Abgestumpfte streift, so wird man den Antrieb zu dieser Skizze in erster Linie nicht in dem humanitären, sondern in dem dankbaren romantischen Stoff zu suchen haben, in dem Reiz der guten alten Grisettenzeit, dem Zauber, der dem jugendlich sorglosen Treiben der Studenten und Grisetten des La-

---

[1]) Lafoscade, *Théâtre* . . ., 27. Recht Aehnliches liest man aber auch in Heines *Mémoiren des Herrn v. Schnabelewopski* (1831), und Marius auf den Trümmern Karthagos findet sich ausser hier schon Byron, *Don Juan* 12, 78 und dann in Balzac, *Père Goriot*, 260.



teinischen Viertels nun einmal anhaftete. Ihn suchte M. im Bilde festzuhalten, da er dem Untergange geweiht schien.[1])

Gewiss lässt uns M. auch die Schattenseiten sehen, aber was ihn inspiriert, ist das bunte, fröhliche Treiben, „quorum pars magna fui“, wie er in Mimis[2]) Latein (641 a) sagen könnte. Als Teilnehmer und Kenner schrieb er menschlich-vielseitig mit Mitgefühl und Scherz, aber zunächst als Poet sein ansprechendes Kulturbild, das, wie früher seine künstliche *Andalusierin,* besonders mit H. Murger Schule machen sollte.

14. *La Mouche.*

Acht Jahre liegen zwischen *Mimi* und der nächsten Erzählung. Diese Zeit war zunächst recht arbeitsarm. Wenn auch M. 1848 seinen schönen Posten als Bibliothekar des Ministeriums des Innern verlor, so brauchte er drum doch nicht zur Feder zu greifen, da er seit 1847 mit *Caprice* plötzlich das Theater erobert hatte. Erst als 1850 seine Mutter zu ihrer Tochter nach Angers zog und jeder der beiden Brüder eine gesonderte Wohnung bezog, Alfred sich also auf sich selbst gestellt sah, erwachte in dem vierzigjährigen plötzlich die Arbeitslust, „goût du travail“, wie Paul (S. 312) so kühn sagt. Ihr verdanken wir an Dramen besonders die liebliche, zarte und duftige *Carmosine* (1850) und als letzte Novelle *La Mouche* (1853).

Das erstere Kleinod schildert die reine und sinnige Liebe eines herrlichen Mädchens der Trobadorzeit, das zweite, einem zierlichen Porzellankunstwerk vergleichlich und die beste französische Tradition an Esprit und Schliff fortsetzend, das erfolgreiche Bemühen eines hochgesinnten jungen Glücksritters der Watteauzeit um seine Braut. Man sieht deutlich, wo noch des gealterten Dichters Heimat ist: in jenen Landen, wo sich ungestört der verklärte Liebestraum austräumen lässt, mögen sie Palermo oder Versailles heissen. Es sind die ewig imaginären Lande der Lustspiele Shakespeares, wie es M. schon 1832 hübsch ausdrückt, indem er seinem Lustspiel *A quoi rêvent les jeunes filles* vorausschickt: „La scène est où l'on voudra.“

Es muss aber doch betont werden, dass M. gerade der Zeit, in der *M.* spielt, in gewisser Hinsicht innerlich nahestand. Er, dessen Hauptthema stets Jugend und Liebe gewesen war, fand hier eine Gesellschaft, welche, das alte französische Erbgut der vornehmen, zierlichen und glanzvollen Geselligkeit pflegend, nichts mehr scheute als zu altern und der Liebe entsagen zu müssen

---

[1]) Vgl. *Confession* 424 a: „Les mœurs des étudiants“ usw. und *FB* 542 a: „Si la police“ usw.

[2]) Es steht *Aeneis* II, 6.

und die zugleich die Unzuträglichkeiten des Lebens von sich fernzuhalten suchte. Mit Verständnis und Neigung für all dies ausgerüstet, hat nun M. eine wirklich prickelnde Schilderung der Welt um die Pompadour geliefert.

Dass er sich gerade jetzt mit einem solchen Stoffe beschäftigte, könnte auch daran liegen, dass seine Aufnahme in die Académie française (1852), die gewiss nicht wenig seinem Range eines Vicomte zuliebe erfolgte, in ihm die Traditionen dieser reizvollen, wenn schon ungesunden Zeit echten Franzosentums, wachwerden liess und ihn veranlasste, wieder einmal zu zeigen, was er in der klassizistischen Geschmacksrichtung zu leisten vermöge. Diese war ihm ja nie wesensfremd, und wenn auch Paul zu L. Séché sagte: „Alfred avait le masque et l'âme d'un Italien de la Renaissance,“[1]) so setzt derselbe Séché hinzu: „qui se serait réveillé à Versailles sous le règne de Louis XV.“ Ebenso findet M. Werner,[2]) dass „der M. der Spätzeit auch rein stofflich sich dem Ancien régime zuwendet“ und erinnert an das Gedicht auf Versailles *Sur trois Marches de Marbre rose* (1849), das in der Tat eine Art Vorläufer zu *M.* ist und wie die Novelle genaue Kenntnis der Zeit der *talons rouges* verrät. Als solcher hat sich übrigens M. selbst gern aufgefasst. So heisst es in den *DM* (521 a) von Valentin: „Vous l'eussiez pris . . . pour un petit-maître de la Régence“, und in *Mimi* von Marcel: „Marcel passait . . . pour un des talons rouges du quartier Latin“ (640 a).

Nun ist es ein recht auffälliges Zusammentreffen, dass Paul um die gleiche Zeit ein vieraktiges Lustspiel schrieb, das einen ähnlichen Stoff aus ähnlicher Zeit, der Zeit der Régence, behandelt, und bezeichnenderweise spricht Paul in seiner Vorrede zu diesem Stück[3]) von einer von ihm gegebenen „peinture idéale d'un monde gai, poli et élégant, dont j'ai fait semblant de ne point connaître les vices,“ was alles auf Alfreds *Mouche* ausgezeichnet passt, wo erst die Pompadour als Landesplage geschildert wird, um dann in ihrer vollen Glorie zu erscheinen.

Es erhebt sich nun die Frage, welche Zusammenhänge hier vorliegen, und es scheint mir, dass Paul zuerst den Stoff aufgriff, das Alfred sich für ihn begeisterte und eine ähnliche Fabel für seine Novelle erfand. Dass Alfred ein Verehrer Lauzuns war, verriet er schon in seinen *DM*, wo Valentin-Musset die Versuchung spürt, nach Art Lauzuns als Postillion verkleidet der Marqu. de Parnes nachzureisen (539 b).[4])

---

[1]) *A. de M.*, I, 36.

[2]) „Kleine Beiträge zur Würdigung A. de M.s.“ Berlin 1894.

[3]) *La Revanche de Lauzun*, Paris, 1856: Nach der Vorrede ist das Stück drei Jahre vorher geschrieben, und bereits 1835 erschien ein Roman *Lauzun* Paul de M.s, der mir nicht zugänglich war.

[4]) Hier könnte der oben genannte Roman eingewirkt haben.

Dass nun auch in Einzelheiten mancherlei Berührungen zwischen *M.* und Pauls Lustspiel vorliegen, ist trotz der nahen Beziehungen der beiden Brüder insofern überraschend, als sie es doch vermeiden mussten, sich in den Verdacht der Abhängigkeit zu bringen. Ausser Uebereinstimmung in der Hauptfabel (erstes Auftreten eines jungen Glücksritters bei Hofe und erfolgreiches Werben um eine junge Dame) ist noch zu nennen: In beiden Stücken erfolgreiche Bewerbung um ein Offizierspatent, ein sehr gelegenes Gewitter, ähnliche Verwendung eines Fächers. All dies könnte[1]) Alfred seinem Bruder verdanken, indem man annimmt, dass dieser von Saint-Simons Memoiren, die er in der Vorrede als seine Quelle angibt, angeregt, zuerst an die Arbeit ging. Die Verleihung der lieutenance einer Gardekompanie findet sich auch tatsächlich schon bei Saint-Simon,[2]) und so wird dieses Motiv über Paul an Alfred gelangt sein.

Dass Alfred auch an der Hauptfabel Gefallen fand, kann nicht überraschen, da er gern den jungen étourdi schildert. Dass sodann *PB M.* nicht erwähnt, könnte darauf beruhen, dass er sich von seinem Bruder auf seinem eigensten Gebiete,[3]) dem 18. Jahrhundert, eingeholt oder geschlagen sah, und dabei nicht einmal verraten durfte, wie weit er für Alfreds Ruhm die Kosten bestritt. Allerdings erwähnt er auch andere von den letzten Novellen seines Bruders nicht, aber *M.* verdiente solche Missachtung am wenigsten; denn soviel Leichtigkeit und Schliff der Darstellung, soviel Esprit in Rede und Gegenrede ist auch in Frankreich nicht oft erreicht worden.

Als ein guter Kenner der geschilderten Zeit erweist sich auch Alfred. Dies zeigt das sichere Treffen des Zeitgeistes und eine

---

[1]) Bis auf das Gewitter? Ein solches verwendet nämlich M. auch in „Denise“ (1844).

[2]) Ausg. des Marquis de Saint-Simon, Paris 1829, XIII, 364.

[3]) Paul setzte seinen Stolz darein, als ein ausgezeichneter Kenner des 18. Jahrh. zu gelten, dem mehrere seiner Werke gewidmet sind.

Dies hindert aber nicht, dass er an einigen Stellen seines Lustspiels auf frühere Werke Alfreds zurückgreift. So scheint mir der Gardehauptmann der *Rev.* sich an Irus in *A quoi rêvent* . . . anzulehnen, nur dass er bei Paul in die übliche Marquisrolle einrücken muss. Aber auch der Garde leutnant lehnt sich insofern an Irus an, als seine Herausforderung Rioms die gleichen Züge zeigt. (Vgl. *A quoi* . . . II, 3 mit *Rev.* II, 9.) Eine Nachahmung einer Stelle von Alfreds *Caprice* (339 b), an der es sich um das Erraten einer interessierenden Dame nach der Haarfarbe, dem Anfangsbuchstaben des Namens usw. handelt, ist *Rev.* II, 12 und 19 nachzuweisen (vgl. oben 23, S. 244). Von geringerem Belang und doch erwähnenswert ist, dass wie in Alfreds *Fils* 562 a („car, selon l'expression de Napoléon, elle est femme“) und *Jav.* 631 a auch in *Rev.* I, 6 daran erinnert wird, dass das Glück eine Frau ist. Schon Byron war dieser Gedanke teuer; vgl. *Marino Faliero* V, I, („Fortune is female“) und *Don Juan* V, 17 („Fortune . . . . Although a female“). Vgl. auch Heine, *Engl. Fragm.* (1828) S. 135.

Anzahl von Einzelheiten. Dass z. B. die Pompadour die Colette spielte, ist verbürgt. Doch ist es nicht etwa die von Rousseaus *Devin*, in dem sie vielmehr den Colin spielte, sondern es ist Dancourts Lustspiel *Les Trois Cousines* gemeint, das von der „Comédie française“ am 17. Okt. 1700 und vom Theater der Pompadour am 27. Febr. 1747 gespielt wurde[1]).

An *M.* scheinen mir zwei Proverbes Carmontelles beteiligt zu sein. In *L'Officier du Gobelet* nämlich[2]) liebt ein Offizier schwärmerisch eine Dame. Seine bisherigen Bemühungen um sie waren vergeblich; daher ist er nach Versailles gekommen, um sein Ziel zu erreichen. Er reicht ein Gesuch ein. Nur wenn dies Erfolg hat, wird die Geliebte sein. Eine Dienerin ist in seinem Gasthof zu Versailles um ihn beschäftigt: alles Züge, die auch in *M.* vorkommen. Vauvert, der Name des Liebhabers in *M.*, könnte aus Carm. *Chien Jupiter* stammen (eb. 82). Hier kommt der erfolgreiche Freier de Valbert[3]) vor, dem M.s Liebhaber darin gleicht, dass er unbesonnen und zerstreut ist und — was die Grundidee der beiden Dichtungen berührt — dass er mehr Glück als Verstand hat. Denn *M.* ist nun einmal das hohe Lied des verliebten Glückskindes, das wie im Märchen in die Welt hinauszieht, und damit ein passender Schwanengesang des Dichters der Jugend und Liebe.

M.s letzte Novelle ist überhaupt für ihn besonders bezeichnend und zeigt, was er als Novellist gekonnt hat. Sie ist wie der *Fils* eine geschichtliche Novelle, insofern als ein geschichtlicher Hintergrund, hier mehr noch wie dort, sprechend und wirksam gezeichnet ist, aus dem die romantische Liebesgeschichte ungezwungen herauswächst. Gewiss sind auch hier Entlehnungen nicht vermieden, aber es war leicht, M. auf einem Gebiete zu inspirieren, das ihm vorzüglich lag, und alles ist mit seinem Geiste durchtränkt und von seiner Kunst gestaltet. Dabei tut der subjektive Gehalt dem Objekte keinen Eintrag. Dramatisch ist der Aufbau, prickelnd der Vortrag. Die Stilkunst, die vor allem im Dialog glänzt, hat alle Unebenheiten aufgezehrt. Begeisterung glüht noch im Herzen, und jugendlicher Optimismus führt die Feder; blosse Flucht aus unbefriedigender Wirklichkeit kann diese Geschichte, in der noch Wunder geschehen, nicht erklären.

Schluss.

M.s Novellen häufen sich zwar um die Jahre 1838 und 1844, umfassen aber doch vom *RpL* bis *M.* einen Zeitraum von zwanzig

---

1) Ad. Jullien, *Hist. du théâtre de Mme de Pompadour*, Paris 1874, S. 11.

2) Carmontelle, *Prov. dram.* Paris 1822, III, 6 ff.

3) Neauphlette (in *M.* Nauflette) ist ein Ort im Dep. Seine et Oise und Annebault eine altberühmte Familie. Die übrigen Namen sind durchgehends geschichtlich.

Jahren. Der *RpL* fällt kurz vor das Erlebnis mit G. Sand und gehört noch der ersten Schaffenszeit des Dichters an. Er ist unausgeglichen, voll von Sturm und Drang, von Skepsis und Begeisterung, von Ueberhebung und Verachtung, aber Pose und Phrase ersetzen noch vielfach Reife und Tiefe. Die Liebe ist noch ein Rausch und ein Sehnen, kein köstlicher Schmerz und wehmütiges Entsagen. In dem bunten Vielerlei fehlt die einfache klassische Linie des Erlebens.

Dies wird anders nach dem Erlebnis von Venedig, nach der *Confession* und den *Nächten*, wo M. in seiner Reifezeit steht. Sind nun zwar *Emm.* und *FB* schon gute Ansätze zur Schilderung einer grossen Leidenschaft und ihrer Peripetien, so zeigen sie doch noch manches Tastende und Unausgeglichene im Aufbau und knüpfen wie die *DM* noch vielfach an Erlebnisse der vorsandschen Zeit an, nicht ohne sich reichlich an literarische Vorbilder anzuschliessen.

Erst mit dem *Fils* gelingt M. der grosse Wurf. Inhalt und Form zeigen volles Ebenmass und geben uns nebst einem grossen Problem wie eigenstes Fühlen so auch stolzestes Können. Auch *Margot* zeigt reife, selbständige, objektive Kunst an einem einfachen Vorwurf, während *Crois.* reichlich spielerisch (wie schon die *DM*) und ein jäher Abstieg ist.

Die Gruppe um 1844 ist bei solchen einzigartigen Stücken wie *Frères*, *Merle* und *Mimi* recht vielgestaltig, zeigt aber keinerlei geradlinigen Fortschritt. Mit den drei genannten Stücken greift M. wieder in seine Vergangenheit zurück. *PC* vor allem hat humanitären Einschlag und ist objektive Dichtung. *Jav.* besonders ist stark autobiographisch und daher auch am flottesten vorgetragen. In der ganzen Gruppe treten literarische Quellen weiter stark zurück.

Eine nach Inhalt und Form reife Leistung ist der Spätling *La Mouche*, in welchem M.s Verhältnis zu der Lebensfreude und Zierlichkeit des „ancien régime" seinen besten Ausdruck gefunden hat. —

Objektive Dichtungen (besonders *Margot* und *PC*) sind unter M.s Novellen selten, wenngleich zuzugeben ist, dass im allgemeinen das Subjektive sich nicht vordrängt und geschickt verschleiert ist. So erscheint der *Fils* auf den ersten Blick als eine ausgesprochen geschichtliche Novelle, für welche Gattung M. (vgl. die *Frères* mit dem vorausgehenden Brief) nicht einmal Neigung hat.

M.s „steigender Hang, das geistig Schöne und sittlich Reine darzustellen",[1]) ist in seinen Novellen gut wahrzunehmen. Dazu tritt, ohne ins Tendenzhafte auszuarten, der steigende Ausdruck der

---

[1]) G. Brandes, *Romant. Schule in Frankr.*, 134.

Menschenliebe und gesellt sich mit ihm zu dem Bedürfnis nach Echtem und Wahrem. Und eben dieses fand M. in dem (auch fremden) Erlebten, das für ihn dokumentarischen Wert hat. Auch nimmt er sich überall das Recht, uns in aphoristischer Plauderei seine Meinung zu sagen, während alle Phantasterei und alles Blendwerk ihm fernliegt.

Da versöhnt es uns, dass er sich an das hielt, was er bei Meistern der Literatur als gut und wertvoll erkannt, was ihn begeistert hatte und was ihm daher zu echter und rechter Fortentfaltung verhalf, wenn er schon in den ersten Novellen in seinen Entlehnungen beängstigend weitgeht.

Die Quellen aber seiner Inspiration und seines Stoffes aufzufinden, musste die nächstliegende Aufgabe bei Erforschung von M.s Novellen sein. Erst damit ist für die künstlerische Beurteilung die rechte Grundlage geschaffen.

Breslau. H. Breuer.

Der Humor bei A. Daudet in den Tartaringeschichten und bei Dickens in den *Pickwickiern*.

Die französische Literatur ist reich an komischen und satirischen Schriftstellern, aber sie hat wenige wirkliche Humoristen aufzuweisen. Das 19. Jahrhundert hat jedoch einen Künstler hervorgebracht, den man ohne Bedenken als Humoristen anerkannt hat: Alphonse Daudet. Und die Gestalt, in der Kern und Wesen seines Humors am meisten ausgeprägt zu sein scheint, ist Tartarin von Tarascon, der Held der *Wunderbaren Abenteuer Tartarins von Tarascon,* von *Tartarin in den Alpen* und von *Port-Tarascon.* Diese Verkörperung südfranzösischen Wesens ist so volkstümlich geworden, dass die französische Sprache um die Wörter *tartarinade, tarasconnade* und *tarasconner* bereichert worden ist. Diese Wörter betonen zwar das Komische, trotzdem erscheint nach dem unbefangenen Eindruck in Tartarin gerade der Humor verkörpert. Tartarin scheint uns in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts dieselbe Rolle zu spielen wie Pickwick oder vielmehr die Pickwickier in der englischen Literatur derselben Zeit.

Obgleich die Engländer an humoristischen Werken reicher sind als die Franzosen, nehmen doch Pickwick und seine Freunde einen hervorragenden Platz in ihrer Literatur ein, und das Wort *pickwickian* ist als eine wesentlich humoristische Bezeichnung in den englischen Wortschatz übergegangen.

Diese Bedeutung der Tartaringeschichten und der *Posthumous Papers of the Pickwick Club* für die französische und englische Literatur berechtigen zu dem Versuche, diese beiden humoristischen Werke miteinander zu vergleichen, um so mehr als man in ihnen sehr viele

Aehnlichkeiten findet. Dazu kommt noch, dass es in anderen Werken Daudets auffallende Beziehungen zu Dickens gibt, die den Gedanken eines von Dickens auf Daudet ausgeübten Einflusses nahe legen, und dass Kritiker wie Ferdinand Brunetière dem Dichter sogar geraten haben, in der Nachahmung von Dickens nicht zu weit zu gehen (*Revue des deux mondes,* 1. 4. 1875).

Bevor aber der Humor des Franzosen und des Engländers auf Uebereinstimmung und Abweichungen hin verglichen und die Frage der Beeinflussung Daudets beantwortet werden kann, ist ein kurzer Blick auf die Entstehung der in Frage kommenden Werke sowie eine Bestimmung des Begriffes *Humor* und ein Ueberblick über seine Geschichte notwendig.

Als A. Daudet nach einer freudlosen Jugend Sekretär beim Herzog von Morny geworden war und im Winter 1861/62 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise nach Algier hatte machen können, veröffentlichte er 1869 die *Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon* zuerst im *Petit Moniteur Universel,* mit hübschen Zeichnungen von Emile Benassit, und darauf mit mehr Erfolg im *Figaro.* Die Buchausgabe erschien 1872. Erst 1885 und 1890, nach Reisen in die Schweiz und nach Italien, erschienen die Fortsetzung und der Schluss der Geschichte des „Helden“: *Tartarin sur les Alpes* und *Port-Tarascon*; letzteres war schon im vorhergehenden (Kap. 7) angekündigt. Der Held, der der Typus des Südfranzosen geworden ist, hiess zuerst Barbarin. Nun gab es aber in Tarascon gerade eine Familie Barbarin, die dem Schriftsteller mit einer Klage drohte, wenn er ihren Namen nicht aus dieser beleidigenden Narrengeschichte entferne. Da er vor den Gerichten und der Justiz eine heilige Angst hatte, verstand er sich dazu, Barbarin durch Tartarin zu ersetzen (A. Daudet, *Trente ans de Paris,* S. 154). Diese Aenderung besänftigte aber den Zorn der anderen Tarasconer nicht, die es Daudet sehr übel nahmen, dass er ihre brave Stadt lächerlich gemacht hatte. Indessen war es gar nicht die Absicht des Dichters gewesen, gerade diese Stadt zu schildern. „Tarascon,“ sagt er, „ist für mich nur ein Deckname gewesen, den ich auf der Strecke von Paris nach Marseille aufgegriffen hatte, weil er beim Ausrufen der Stationen in der südlichen Aussprache so schön und triumphierend schnarrte wie der Kriegsruf eines Apachen. In Wirklichkeit liegt die Heimat Tartarins etwa fünf bis sechs Meilen weiter, auf der andern Seite der Rhone. Dort habe ich als kleines Kind den Riesenbrotfruchtbaum (*baobab*) in seinem Resedatöpfchen verkümmern sehen, ein Bild meines Helden in seiner Villa, dort sangen die Rebuffa das Duett von Robert dem Teufel; von dort brachen schliesslich an einem Novembertage des Jahres 1861 Tartarin und ich, bis an die Zähne bewaffnet und die *chechia* auf dem Kopfe, zur Löwenjagd nach Algier auf“ (*30 ans,* S. 142). Wenn die Tarasconer unter diesem ziemlich aufs Geratewohl gewählten Namen dennoch ihr Abbild zu finden glaubten, so

war das nur möglich, weil Daudet das wirkliche Leben der Südfranzosen, wie er es selbst erfahren hatte, ganz getreu zu schildern verstanden hatte.

Durch diese genaue und charakteristische, für einen ganzen Menschenschlag gültige Schilderung der Wirklichkeit gehört er eng mit Dickens zusammen. Auch Dickens hatte ein Menschenalter vor ihm einen bitteren und schweren Eintritt ins Leben gehabt. Wie der französische Romanschriftsteller hatte er schon als kleines Kind sein Brot verdienen müssen, wie dieser war er Zeitungsschreiber geworden. Nach Veröffentlichung seiner *Skizzen* wurde er aufgefordert, zu Zeichnungen des Illustrators Seymour einen Text zu schreiben. Gegenstand dieser Skizzen waren die komischen Abenteuer eines Jäger- und Anglerklubs. (S. das Titelbild der 1. Ausgabe in Wülckers *Gesch. d. engl. Lit.*[2], II, 239.) Nach dem Tode Seymours gab Dickens den ihn hemmenden Rahmen eines Sportvereins auf und gab dem Klub der Pickwickier einen ausgedehnteren Bereich. Der Text spielte die Hauptrolle, die von mehreren Künstlern gelieferten Illustrationen wurden auf den zweiten Rang herabgedrückt, und die *Nachgelassenen Schriften des Pickwick-Klubs* wurden von April 1836 bis November 1837 in monatlichen Lieferungen veröffentlicht, nachdem sie immer erst kurz vorher nach den Erfordernissen der Veröffentlichung verfasst worden waren. Ihr Erfolg war ungeheuer.

Bevor über den Inhalt der Tartarin- wie der Pickwickgeschichten näher gesprochen wird, soll zunächst eine Untersuchung über das Wesen des Humors erfolgen.

Das französische Wort *humour,* desselben lateinischen Ursprungs wie *humeur,* war in das Englische übergegangen, und „in seiner englischen Form *humour* wie in seiner deutschen Form *Humor* hat es eine besondere Bedeutung angenommen, von der man etwas wiederfindet in dem achten Sinne von *humeur* nach Littrés *Wörterbuch*: „Penchant à la plaisanterie, originalité facétieuse.“ . . . Nur in einem ganz unbestimmten und gleichgültigen Sinne ist *humeur* und *humour* dasselbe.“ (Stapfer, *Molière et Shakespeare,* Kap. VI, S. 222.) Es ist „ein unübersetzbares Wort, denn die Sache fehlt uns“, sagt H. Taine (*Hist. de la litt. angl.* 1864, 2. A., Bd. V, S. 238), und auch Paul Stapfer gesteht, „dass wir in Frankreich nicht wissen, was Humor ist.“

In England ist der Humor im 18. Jahrhundert bei den Romanschriftstellern Fielding, Smollet, Sterne, Swift, Goldsmith ein fester Begriff in der Literatur geworden, und gegen Ende des Jahrhunderts hat er seinen ersten grossen Vertreter in Deutschland gehabt: Jean Paul. Dieser hat auch zuallererst eine Theorie des Humors aufgestellt (in der *Vorschule d. Aesthetik,* 1804), auf der bis auf die Gegenwart alle Theoretiker des Humors in Deutschland, Frankreich und England fussen. Es ist nicht sonderlich erstaunlich, dass die Franzosen keine eigene Theorie des Humors haben, da sie ja den Humor

selbst nicht kennen. Aber sehr verwunderlich ist es, dass die Engländer, die den Humor als literarische Gattung geschaffen und ihn so gut zu handhaben verstanden haben, sich so wenig Gedanken über das Wesen des Humors gemacht haben. Abgesehen von einigen Bemerkungen Carlyles und Thackerays sowie von denjenigen, die Georg Meredith (*Essay on Comedy,* 1877; übs. in E. Dick, G. M., drei Versuche, Berlin 1910) über den Humor macht und die ganz und gar auf Jean Paul zurückgehen (vgl. Bernh. Fehr, *Quellenstudien zu G. M.*, in *Herrigs Archiv* 127, N. F. 27, (1911) S. 85), haben sich die Engländer wenig um die Begriffsbestimmung des Humors gekümmert. Wir müssen uns also an die Deutschen halten und sehen, welche Vorstellung sich die Franzosen von dem Humor, den sie bei den Ausländern fanden, in Beziehung auf ihren eigenen Volkscharakter gemacht haben.

In Deutschland hat Jean Paul viele Nachfolger gehabt, deren Theorien beträchtlich voneinander abweichen. Alle früheren Ansichten zusammengefasst und den Gegenstand am gründlichsten durchdacht hat wohl Johannes Volkelt in seinem *System der Aesthetik,* Bd. 2: *Die ästhetischen Grundgestalten.* München 1910. Nach ihm wollen wir eine kurze Bestimmung des Humors geben (Kap. 21), ohne ihm jedoch gänzlich zu folgen, da wir uns etwas mehr als er an Eduard von Hartmann anschliessen wollen (*Die deutsche Aesthetik seit Kant,* 1886, S. 451 ff., und *Philosophie des Schönen,* 1887, S. 391 ff.).

Nach Volkelt ist „der Humor die reichste, tiefste, verwickeltste Gestaltung der subjektiven Komik und der Komik überhaupt. Durch den Humor erhebt sich das Komische zu einem dem Tragischen an gehaltvoller Menschlichkeit ebenbürtigen Typus“ (S. 529). Das Komische ist also ein wesentliches Element des Humors. Darüber sind sich alle einig. Volkelt nennt komisch „das Umschlagen des Ernstnehmens eines Scheinwertes ins Nichternstnehmen, vorausgesetzt, dass wir diesem Umschlagen mit spielender Ueberlegenheit gegenüberstehen. Das subjektiv Komische besteht darin, dass man auf dem Boden grosser Geistesfreiheit und ausgesprochener Individualität bewusst komische Gedankenzusammenhänge hervorbringt.“ Indem er mit diesen Eigenschaften das Streben verbindet, in Leben, Menschheit und Welt erkennend einzudringen, eine Erkenntnisweise, die er Betrachtung nennt, und indem er mit ihnen ferner ein reiches und starkes Gefühl verbindet, kommt er zu dem, was er unter Humor versteht. Auf das Rührende legt er weniger Wert als Eduard von Hartmann, weil er es dem Komischen überhaupt zuschreibt: „Die wehmütige Komik,“ sagt er (S. 427), „spitzt sich häufig zur rührenden Komik zu. Die Verbindung des Komischen und des Rührenden ist eine überaus verbreitete Erscheinung.“ Jedenfalls bedarf der Humorist einer tiefen Empfindung, eines herzlichen Mitgefühls mit den Menschen, die er schildert, mit ihren Schwächen und ihren Sonder-

lichkeiten. Dieses Mitgefühl und infolgedessen auch der Humor kann nur aus einer hochstehenden und ausgeprägten, wenn auch nicht in ein wissenschaftliches System gebrachten Lebensanschauung hervorgehen. Der Humorist sieht sehr wohl alle Absonderlichkeiten des Lebens. Die Welt erscheint ihm voll von Hohem, das sich in Niedriges auflöst, voll von Würdevollem, das nur aufgeblähte Trivialität ist, voll von Unendlichem, hinter dem doch nur kläglich Endliches steckt, kurz voll von widerspruchsvollen Werten. Der Humorist „hat alles gesehen, alles verstanden, und er ist zu dem Urteil gekommen, dass alles nur ein Possenspiel ist. Die Vorstellung von der allgemeinen Nichtigkeit ist die Grundlage seiner Lebensanschauung. Er verachtet alles, oder vielmehr er lacht über alles, ohne Zorn, ohne Bitterkeit und ohne Leidenschaft. In seinen Augen verdient nichts die Ehre, in dem grossen Haufen von Nichtigkeiten, der die sittliche Welt bildet, ausgezeichnet zu werden; vor allem macht er keinen Unterschied zwischen Torheit und Weisheit. Es gibt keine besonderen Weisen und keine besonderen Narren.“ (Stapfer, über Jean Paul.) „Die Ironie macht sich über den Menschen lustig und hasst ihn; der Humor macht sich auch über den Menschen lustig; aber er liebt ihn.“ Das unterscheidet den Humor von der Satire. „Der Satiriker geisselt die Laster oder züchtigt die Lächerlichen mit dem rauhen und beissenden Tone des Menschen, der seiner Meinung nach selbst von den Schwächen frei ist, die er schildert.“ Der Humorist dagegen „nimmt nichts ernst, weder die Menschen noch die Dinge noch sich selbst. Der wahre Humor hat seine Quelle mehr im Herzen als im Kopfe. Deshalb liebt der Humorist das Exzentrische, deshalb freut es ihn, Logik und Vernunft über den Haufen zu werfen, deshalb verleiht er seinen grotesken Gestalten sittliche Eigenschaften, die sie uns lieb und unseres Mitgefühls würdig machen, deshalb hat er eine herzliche Vorliebe für die Armen, die Narren, die Unwissenden, die Toren, für alle Enterbten der Natur, deshalb liebt er die Widersprüche zwischen den Dingen, die er sagt, und der Art, in der er sie sagt.“ Wenn die Vorstellung von der allgemeinen Nichtigkeit, die Ueberzeugung, dass es nichts Erhabenes ohne Schwächen und Trivialitäten gibt und nichts Triviales und Niedriges, das nicht wenigstens vom Erhabenen berührt wäre, — wenn diese Vorstellung sich nicht mit bloss rührenden Widersprüchen begnügt, wenn sie im Gegenteil noch stärkere Widersprüche hervorbringt und darstellt, dann bekommt der Humor einen tragischen Einschlag. Diesen Humor nennt Taine (*Notes sur l'Angleterre*, Kap. 8) „un esprit à la vérité peu aimable, mais tout à fait original, de saveur puissante, poignante et même un peu amère . . . et qui se plaît aux contrastes heurtés, aux travestissements imprévus.“

Der Humor lässt also Abarten zu. Man kann ihn unter verschiedenen Gesichtspunkten einteilen. Er zeigt sich als feiner oder derber Humor, der bis zum Burlesken oder Grotesken geht; wir

können auch von einem heiteren, rührenden oder tragischen Humor sprechen; oder man kann schliesslich zwischen pessimistischem und optimistischem Humor unterscheiden, je nach der vorherrschenden Lebensanschauung. Bei diesen möglichen Unterschieden wird man also nicht sagen können, dass ein Schriftsteller oder ein Buch keinen Humor hat, wenn er nicht ganz dem entspricht, was Jean Paul, Carlyle, Taine unter Humor verstehen; denn sie beschränken sich in ihren Bestimmungen fast allein auf den englischen Humor.

Aber trotz dieses Vorbehaltes ist der Humor etwas dem französischen Geist Fremdes. Der Humor ist, wie wir gesehen haben, mehr eine Sache des Herzens als des Verstandes. Gefällt er sich doch darin, gerade gegen Vernunft und Logik zu verstossen. „Ein kalter Rationalismus," sagt Volkelt (S. 538), „macht den Humor unmöglich." Der Rationalismus aber ist der beherrschende Zug des französischen Geistes; er ist auf Kosten des Gefühls ausgebildet worden. Das ist nicht bloss ein Vorurteil der Nichtfranzosen und besonders von uns Deutschen. Die Franzosen wissen es selbst sehr wohl — und sind stolz darauf. „Der Franzose," sagt Stapfer (Kap. 7), „ist zu logisch und nimmt sich selbst zu ernst, als dass er nach Art des Humors lustig sein könnte; er fürchtet sich ausserordentlich davor, Gegenstand des Gelächters zu sein."

Ein anderer für den Humor wichtiger Zug ist die scharf ausgeprägte Individualität. Deshalb ist „der französische Geist, der Geist der Geselligkeit und der natürliche Feind persönlicher Ueberspanntheit und Ueberschwenglichkeit, das dem Humor Allerentgegengesetzteste. Der geringste Verstoss gegen den Brauch und die allgemein anerkannte Sitte gilt bei uns für eine Ungehörigkeit, und die Verpflichtung, jedermann gleich zu sein, erstickt das Aufkommen der Originale im Keime. Man wird lächerlich, sobald man sich auch nur ein wenig unterscheidet; in Frankreich lässt die Furcht vor der Lächerlichkeit, nach den Worten Stendhals, alles erstarren." (Stapfer, Kap. 6.) Deshalb kann man auch von den französischen Kritikern, deren Bildung zu ausschliesslich klassisch gerichtet ist, keine gute Bestimmung des Humors verlangen. Welch ein Unterschied zwischen französischem und englischem Wesen! „Es ist also ein wahrer humoristischer Scherz des Schicksals, dass der grösste Humorist in Frankreich geboren ist, dem Lande, in dem der Humor so selten ist." (Stapfer, Kap. 7.) Obgleich wir Rabelais, von dem Stapfer spricht, nicht als grössten Humoristen der Welt anerkennen können, so bleibt Rabelais immerhin eine ganz einzigartige und sehr erstaunliche Erscheinung in der französischen Literatur. Er hat, abgesehen vielleicht von Villon, fast keine Vorgänger und Nachfolger gehabt. Nach Rabelais kann man erst Daudet wieder zu den Humoristen rechnen. Benno Diederich (*A. D., sein Leben und seine Werke,* 1900, S. 334) will ihn nicht zu den humoristischen Dichtern zählen, und er hat insofern recht, als Daudet nicht ausschliesslich humoristischer Dichter

ist und als er nicht immer die Art des Humors, die sich in den Tartaringeschichten zeigt, beibehalten hat. Diese Einschränkung hindert uns aber nicht, Daudet als Humoristen zu betrachten und ihn mit Rabelais zu vergleichen. Man sieht auf den ersten Blick den grossen Unterschied zwischen dem Humor Rabelais' und Daudets. Eine genauere Bestimmung dieses Unterschiedes wird sich erst nach einer eingehenden Untersuchung des Humors in den Tartaringeschichten geben lassen. Um, der Aufgabe entsprechend, zu einem Vergleiche mit den Pickwickiern zu kommen, ist zunächst ein Eingehen auf den Dickensschen Romann notwendig.

Der Humor hat, wie wir gesehen haben, das Komische zur Voraussetzung, und das Komische besteht in Widersprüchen zwischen Scheinwerten und wirklichen Werten, vorausgesetzt, dass wir sie mit vollkommener geistiger Freiheit betrachten können und dass der Schriftsteller sie absichtlich hervorbringt. Die *Pickwickier* sind von Anfang bis zu Ende voll von komischen Widersprüchen. Die Idee des Ganzen — nicht so, wie sie anfangs gefasst worden war, sondern so, wie sie sich dem Leser des vollständigen Werkes darbietet — ist das erste Beispiel dafür. Ein Klub kleiner Londoner Rentner, die wenig Kenntnisse und noch weniger Welterfahrung haben, aber um so grössere gelehrte Ansprüche erheben, wird in feierlicher Sitzung begründet, um wissenschaftliche Ausflüge durch die Gegend zu unternehmen und alle ihre Erfahrungen zum Nutzen der ganzen Menschheit zu sammeln. Bei der Verwirklichung ihres Planes erleben diese selben Leute unzählige lächerliche Abenteuer und werden die Opfer ihrer Unerfahrenheit. Ihre gelehrten Ansprüche, das Buch ihres „Präsidenten“ Pickwick mit dem Titel *Betrachtungen über die Quelle der Teiche von Hampstead, mit einigen Bemerkungen über die ‚tittlebats‘,“* ihre Sitzungen werden mit einer Wichtigkeit behandelt, wie wenn es sich um die französische Akademie handelte, und dieser Widerspruch bringt eine sehr komische Wirkung hervor. Dieselben Widersprüche offenbaren sich in den Einzelzügen des Romans: in den Personen, ihrem Aeusseren, ihrem Charakter und in den Lagen, in die sie gebracht werden. Pickwick, der Präsident eines Sportklubs, der sich dem Dienste der Wissenschaft, dem unruhigen Leben eines gelehrten Forschers weiht, ist ein friedlicher und wohlgenährter Rentner, der im Grunde seines Herzens nur das bequeme Leben liebt; und dieser wackere Mann zeigt sich uns fast immer in Gamaschen. Sein Freund Tupman, der Don Juan, hat so gut gelebt, dass er seine Uhrkette, die sich unter seinem Bauche versteckt, nicht mehr sehen kann. Man denke auch an Frau Bardell, an Samuel Weller, an seinen Vater, an Joe, „den fetten Jungen“, und an die grosse Zahl der anderen Personen!

Und dieser wackere Mr. Pickwick begnügt sich nicht damit, seine wichtige Abhandlung über die Teiche von Hampstead zu schrei-

ben, er ist so begeistert für die Wissenschaft, dass er einen elenden Droschkengaul der Beschreibung in seinem Tagebuche für wert hält. (Kap. 2.) Leider hält ihn der Kutscher für einen Denunzianten und verprügelt ihn. Es wäre dem armen Mann sehr schlecht gegangen, hätte er nicht Hilfe bekommen von Jingle, einem gerissenen Gauner, von dem sich der gelehrte Pickwick mitsamt seinen Freunden zum Narren halten lässt. Der Triumph seiner gelehrten Arbeiten ist für ihn die Entdeckung eines „antiken“ Steines, der in Wirklichkeit leider nur ein einfacher Grenzstein ist. (Kap. 11.) Obwohl er ein fanatischer Junggeselle ist, wird Pickwick doch das Opfer der Frau Bardell, einer Witwe, die den sehnlichsten Wunsch hat, sich wieder zu verheiraten, und ihrer gerissenen Anwälte (z. B. Kap. 12, 34). Er, der so stolz ist auf seine Ehrbarkeit und Tugend, wird in zweideutige Lagen gebracht mit Frau Bardell (Kap. 12) und der „Dame mit den gelben Haarwickeln“ (Kap. 22) und nachts im Garten des Mädchenpensionats (Kap. 16). Stolz auf seine Erfahrung in Sportsachen, kommt er in grosse Verlegenheit, als er seine Freunde nach Manor Farm fahren muss (Kap. 5) und als er zu einer Jagd- und einer Eislaufpartie (Kap. 19; 30) eingeladen wird. Wir sehen diesen braven und recht wohlhabenden Bürger schuldenhalber im Gefängnis (Kap. 41/42) und unter dem Verdacht des verbotenen Zweikampfes verhaftet (Kap. 24).

Neben Pickwick stehen Tupman mit seiner Schwäche für die Frauen und den daraus hervorgehenden Abenteuern, Winkle, der sich rühmt, ein grosser Jäger zu sein, und der bei einer Jagdpartie eine sehr lächerliche Rolle spielt (Kap. 19), ferner, besonders im zweiten Teil des Buches, Samuel Weller, Pickwicks treuer Diener, mit seinem Vater und den anderen Personen, die er einführt. Nicht zu vergessen ist auch Frau Bardell, die, nachdem sie Pickwick durch ihre Anwälte hat gefangen setzen lassen, von ihnen selbst ins Gefängnis gebracht und erst durch Pickwick wieder befreit wird, oder Bob Sawyer oder die grosse Zahl der anderen Personen und ihrer Abenteuer: die Advokaten werden ebensogut lächerlich gemacht wie die Richter, die Gefängnisse wie die politischen Wahlen, die streitsüchtigen Frauen wie die heiratswütigen alten Jungfern, die Wirte wie die schlauen, betrügerischen und faulen Diener. Fast alle diese Charaktere und Züge sind stehende Figuren in der komischen und humoristischen Literatur.

Aber dieselben Menschen, die uns zum Lachen bringen, haben Eigenschaften, die unser volles Mitgefühl verdienen. Pickwick ist von einer rührenden Herzensgüte gegen seine Freunde, gegen die Armen, gegen alle Unglücklichen, gegen seinen Diener und sogar gegen seine Feinde: Frau Bardell und Jingle. Als er selbst gefangen sitzt, erweist er den Unglücklichen, die er im Gefängnis findet, so viel Gutes wie möglich. Seiner Güte entspricht sein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl. Er duldet es nicht, dass ein Gauner wie Jingle andere in derselben Weise betrügt, wie er Pickwick betrogen hat. Er liebt die Gerechtigkeit so sehr, dass er sich lieber einkerkern lässt, als dass er

sich einem Urteil unterwirft, das er für ungerecht hält. Und da er nun gerade durch seine Güte und seine Gerechtigkeitsliebe in viele lächerliche Lagen gebracht wird, erscheint er uns nicht als lächerlich oder komisch, sondern als humoristisch. Sobald Frau Bardell und Jingle ins Unglück geraten sind, betrachtet er sie nicht mehr als seine Gegner. Andererseits haben auch sie Eigenschaften, die sie uns sympathisch machen. Frau Bardell sieht sehr wohl das Unrecht ein, das sie Pickwick getan hat, und bittet ihn um Verzeihung, und Jingle bemüht sich, nachdem er von Pickwick gerettet worden ist, ein anständiger Mensch zu werden. Samuel Weller, ein Mann des Volkes, ein schlauer und gerissener Diener, ist seinem Herrn gegenüber von einer rührenden Anhänglichkeit; er folgt ihm sogar ins Gefängnis. Kurz, es gibt niemand, der nicht bei allen seinen niedrigen Eigenschaften wenigstens einen edleren Zug aufwiese, der unser Mitgefühl verdient. Denn es fehlt nicht an tragischen Widersprüchen. Die Szene zwischen dem Gespenst und dem Totengräber (Kap. 29) geht über das Komische hinaus, noch mehr die Geschichte von dem geheimnisvollen Klienten, die von dem alten Schreiber erzählt wird (Kap. 21), oder das Manuskript des Wahnsinnigen (Kap. 11). Der grösste und wahrhaft tragische Widerspruch in diesem humoristischen Buche ist die Geschichte des sterbenden Narren (Kap. 3).

Indem der Verfasser so seine Personen zugleich einerseits mit komischen, lächerlichen oder niedrigen Zügen, anderseits mit sympathischen, rührenden und selbst tragischen Zügen ausstattet, indem er sie in Lagen bringt, die uns ebensosehr zum Lachen über sie bringen, wie sie sie uns liebenswert machen, zeigt er seinen Humor, bringt er seine humoristische Lebensanschauung zum Ausdruck. Aber Dickens' Humor begnügt sich damit noch nicht. Als echter Humorist führt er sein Ich, seine Individualität unmittelbar in sein Werk ein. Wie oft wendet er sich nicht an den Leser, wie oft setzt er ihm nicht seine eigene Meinung über die Menschen und Dinge auseinander! Bald redet er mit drolliger Wichtigkeit über die angeblichen „Papiere Pickwicks", die nach seiner Behauptung die Quelle seines Buches gewesen sind (Kap. 3, 4, 13), bald mischt er allgemeine Betrachtungen und Bemerkungen in seine Erzählung. Man denke etwa an die Abschweifung bei der Jagd auf den fortgeflogenen Hut (Kap. 4): „Es gibt wenige Augenblicke im Leben des Menschen, in denen er so grosses Missgeschick erfährt und so wenig Mitgefühl findet, wie wenn er seinem Hute nachläuft." Oder er unterhält den Leser über die alten Wirtshäuser in London (Kap. 10, Anfang), er sagt, wie schmerzlich es sei, über die Treulosigkeit des Menschengeschlechts nachzudenken (Kap. 10, Mitte), er nennt die Philosophen „nur Menschen in Rüstung" (Kap. 10, Ende). Er spottet über die Streitigkeiten und Anmassungen der Gelehrten, indem er mit komischer Wichtigkeit Pickwick, der einen antiken Stein gefunden zu haben glaubt, gegen Blotton verteidigt, der ihn mit Recht ganz einfach für einen Grenz-

stein erklärt, dessen Inschrift von einem in der Rechtschreibung nicht gerade sehr sicheren Bauern eingehauen worden sei (Kap. 11). Er verbessert und kritisiert sich selbst, indem er z. B. sagt (Kap. 19): „Aber wir sind auf dem besten Wege, sentimental zu werden; fahren wir lieber in unserer Erzählung fort!“ Gelegentlich des Weihnachtsfestes, welches immer sein Lieblingsthema gewesen ist, gibt er sich tiefsinnigen Betrachtungen, glücklichen persönlichen Erinnerungen hin (Kap. 28).

Infolge dieses selben Hervorkehrens seiner Persönlichkeit und dieser Unabhängigkeit des Humoristen, der sich seinem Werke und den Kunstregeln nicht unterordnet, erlaubt er sich oft die Freiheit, den Gang seines Romans durch Episoden zu unterbrechen, die keine Beziehung zum Gegenstand und zur Handlung des Werkes haben, ja hat er nicht einmal einen festen Plan für den Aufbau der Erzählung entworfen. Diese bietet eher eine Fülle von Abenteuern, die Pickwick und die um ihn gruppierten Personen zum Gegenstande haben, als einen sorgfältig aufgebauten Roman. Aber diese Szenen genügen ihm immerhin, um uns zu zeigen, wie er die Welt sieht. Da er darin viel Böses und Verkehrtes sieht, ist es natürlich, dass er auch manchmal satirisch wird, z. B. gegen die Richter, die Advokaten, die Gefängnisse, die Wahlen, gegen den Hang der Engländer zu üppigen Mahlzeiten, gegen die Trunksucht. Aber es ist nicht die beissende Satire eines Menschen, der gegen das Schlechte und Verkehrte in der Welt erbittert ist, es sind vielmehr die satirischen Nadelstiche eines Menschen, der eher darüber spottet, als dass er sich darüber entrüstet, weil er weiss, dass es ihm durch Erbitterung gegen das Böse nicht besser gelingen würde, es abzuschaffen, als durch leidenschaftslosen Spott.

Im Stil sind die dem humoristischen Stil überhaupt eigentümlichen Mittel zu bemerken: die Hyperbeln und Uebertreibungen, z. B. „der Blick, der mehr als ganze Enzyklopädien enthielt“ (Kap. 24), oder der Blick, der so feurig war, dass man sich nicht gewundert hätte, wenn er die Brillengläser geschmolzen hätte (Kap. 10, Ende); die seltsamen Aufzählungen, z. B. die Beschreibung der Städte Stroud, Rochester, Chatan und Brompton (Kap. 2): „Die Haupterzeugnisse dieser Städte scheinen Soldaten, Matrosen, Juden, Kreide, Seekrebse, Beamte und Werftarbeiter zu sein.“ Eine andere Eigentümlichkeit des humoristischen Stils besteht darin, ganz unbedeutende Dinge mit einem Ernst zu behandeln, wie wenn es sich um hochwichtige Dinge handelte. Die Beispiele sind zahlreich, erwähnt sei nur das *P. (M.) P. C.* (President (and Member) of the Pickwick Club), das immer gewissenhaft hinter den Namen Pickwicks und seiner Freunde gesetzt wird und sogar ihren Rockknöpfen aufgeprägt ist (Kap. 2). Bemerkenswert ist, dass Dickens sich fast gar nicht des Mittels bedient hat, die Personen durch ihren Namen zu charakterisieren.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Dickens in den *Pickwickiern* den humoristischen Vorbildern, die er vorfand, Cervantes und den englischen Humoristen, gefolgt ist, dass er aber die Ueberspanntheiten der Engländer bis zu einem Grade abgeschwächt hat, der seinem Werke zwar immer noch den Charakter des typischen englischen Humors lässt, ihm aber ein ausgesprochen persönliches Gepräge gibt und es um Empfindungen bereichert hat, die viel tiefer sind als bei seinen Vorgängern. Humoristische Schriftsteller des eigenen Volkes haben Daudet als Vorbilder vollständig gefehlt. Seinen Tartaringeschichten wollen wir uns jetzt zuwenden.

(Schluss folgt.)

Landeshut i. Schles. Kurt Böhm.

Moderne amerikanische Dichter.

Das 20. Jahrhundert scheint, besonders was England betrifft, wie das 16. ein Jahrhundert der Anthologien zu sein. Sammlungen zeitgenössischer englischer Lyrik aus berufener wie unberufener Hand sind gerade in den letzten Jahren in überraschend grosser Zahl kurz hintereinander herausgekommen. Erwähnt seien nur A. M., *An Anthology of Modern Verse. With an Introduction* by Robert Lynd (London, Methuen 1921), I. C. Squire, *Selections from Modern Poets* (London, Secker 1921), W. H. Davies, *Shorter Lyrics of the Twentieth Century* (London, Poetry Bookshop 1922), William Kean Seymour, *A Miscellany of Poetry 1920—1922* (London, John G. Wilson 1922), Thomas Caldwell, *The Golden Book of Modern English Poetry 1870—1920* (London, Dent. 1922),[1]) A. Methuen, *Shakespeare to Hardy: An Anthology of English Lyrics* (Methuen

[1]) Die beiden ersten besprach B. Fehr in den *Engl. Stud.* 56,1, die anderen P. Selver im *Lit. Echo,* 1. April 1923, zum Folgenden vergl. auch Fehr, *Beibl. z. Anglia,* August 1921, und Selver in der Einleitung zu meiner Sammlung *Britanniens neue Dichtung* (Münster, Greve, 1923). Hier habe ich eine Auswahl moderner englischer Lyrik in deutschen Nachdichtungen zu geben versucht. Die moderne deutsche Lyrik in englische Verse zu bringen, wäre vielleicht G. L. Barrett berufen, der meisterhafte Uebersetzer von Rainer Maria Rilkes *Marienleben* (vgl. *Lit. Echo,* 1. Januar 1923) oder Paul Selver, der bekannte Londoner Berichterstatter des *Lit. Echos,* der seinen Landsleuten schon so manches aus der slawischen Literatur vermittelt hat. Die jüngste amerikanische Lyrik hat Claire Goll, *Die neue Welt* (s. *Zeitschr.* 22, 145) uns in deutschen Uebersetzungen zugänglich zu machen versucht. Die deutsche Lyrik der letzten vier Jahrzehnte in amerikanischer Uebertragung ist 1923 erschienen: *Contemporary German Poetry, An Anthology. Chosen and translated* by Babette Deutsch and Abraham Yarmolinski (New York, Harcourt, Brace and Co.), in der Auswahl fast ebenso einseitig wie die Gollsche Sammlung, aber als Uebersetzung philologisch getreuer und künstlerisch reizvoller.

1922), *Poems of To-Day. Second Series* (The English Association). London, Sidgwick and Jackson 1922), neben den alle paar Jahre regelmässig erscheinenden Publikationen der Oxforder, der Georgianer und der Wheels-Gruppe. Die amerikanische zeitgenössische Lyrik auch englischen Lesern zugänglich zu machen, bemühte sich Louis Untermeyer (London, Jonathan Cape) und kurz nach ihm, anscheinend mit grösserem Erfolge und Geschick, ein anderer amerikanischer Dichter Conrad Aiken, *Modern American Poets* (London, Secker 1922). Aikens Anthologie darf wie jedes Wörterbuch das Recht für sich in Anspruch nehmen, unvollständig zu sein. In kurzer Auswahl bringt er nur die bedeutendsten Dichter, von den lebenden nur vierzehn, ohne ihnen allen das Prädikat „gross" beilegen zu wollen. Die englische Kritik (z. B. *Observer,* 5. November 1922, *The Spectator,* 18. November 1922, *The New Statesman,* 6. Januar 1923) hat die Sammlung recht ungleichartig beurteilt. Der Meinung Aikens, die moderne amerikanische Lyrik sei im Sehen, Fühlen, Denken, in der Atmosphäre und im Milieu dem englischen Geiste fremd und nicht recht verständlich, glaubt sie jedoch energisch widersprechen zu müssen. Vielleicht, aber uneingestandenermassen aus Gründen des angelsächsischen Gemeinschaftsgefühls heraus. Tatsache ist jedenfalls, dass die modernste amerikanische Gruppe der *Imaginisten* die Engländer auf den von ihnen eingeschlagenen neuen Wegen in ungestümer Eile überholt hat, dass diese Bewegung in England jetzt so gut wie verstummt ist, dass die mit reichen, wenn auch oft krassen und grellen dichterischen Mitteln arbeitende Wheels-Gruppe noch nicht recht salonfähig ist und dass, wie auch aus dem kürzlich erschienenen fünften Bande der *Georgian Poetry* (London, Poetry Bookshop) hervorzugehen scheint, die jüngste englische Lyrik zu nicht geringem Teile sich als korrekte, temperamentlose, keinem inneren Drange entsprungene Epigonenpoesie darstellt. Demgegenüber erweist die Aikensche Sammlung, mag sie auch keineswegs erschöpfend sein können und wollen und mag sie auch wohl in der Hauptsache als eine Art proamerikanischer Propaganda in England gedacht sein, dass in die erst seit dem 19. Jahrhundert bestehende amerikanische Lyrik ein neues, frisches Leben eingezogen ist, und dass die zumeist noch jungen Dichter für die Zukunft noch manches Gute und Grosse erhoffen lassen. Aiken hat sich bei seiner Auswahl eingestandenermassen von seinem persönlichen Geschmacke leiten lassen, mitunter wohl auch von dem Gesichtspunkte aus, dass er manches als seinen englischen Lesern bekannt voraussetzen durfte. Dadurch sind manche Mängel und Lücken erklärt, aber nicht gerechtfertigt!

So sind leider Eunice Tietjens und Harriet Monroe nicht vertreten, bei denen die für den Geist der neuesten Lyrik (auch der englischen!) typische demokratische Note am lautesten klingt und die

sich berauschen an der sichtbaren Stofflichkeit, die der demokratische Schöpfungsgeist erzeugt, an Maschinen, Turbinen, Kanälen und Fabriken.[1]) Von Robert Frost, von dessen Poesie Amerikaner (zu Unrecht!) behaupten, sie könne nur von dem verstanden werden, der in Neu-England gelebt habe, hätte Aiken ausser den acht Gedichten noch *The Death of the Hired Man* und *Mending Wall* bringen können, wie die englische Kritik verlangte. Frost ist neben Vachel Lindsay der den Stil der zeitgenössischen Lyrik kennzeichnende Dichter, da er die höchste Forderung der Angemessenheit der poetischen Diktion erfüllt und Stil und Ton sich auf den Geist des Gedichtes, den Charakter des Sprechers und Ort und Moment einstellen lässt, wie M. Wilkinson (a. a. O.) ausführt. Seine Dichtung mutet uns allerdings manchmal nüchtern, glatt, konventionell an, wie etwa die erste Strophe von *The Road not Taken:*

> Two roads diverged in a yellow wood,
> And sorry I could not travel both
> And be one traveller, long I stood
> And looked down one as far as I could
> To where it bent in the undergrowth.

Emily Dickinson ist die einzige nicht lebende Dichterin in dieser Sammlung; Aiken glaubt uns (oder vielmehr den Engländern, für die er seine Anthologie bestimmt hat) eine Auswahl ihrer Dichtung nicht vorenthalten zu dürfen, weil diese Zeitgenossin Walt Whitmans ausserhalb Amerikas noch nicht genügend bekannt sei, weil ihre Poesie zur modernen einen wirksamen Gegensatz bilde, weil E. D. eine der beachtenswertesten amerikanischen Dichterinnen und ihre Poesie vielleicht die feinste, von einer Frau in englischer Sprache geschriebene sei. Wie es damit aussieht, zeige der Anfang ihres Gedichtes *In the Garden*:

> A bird came down the walk:
> He did not know I saw;
> He bit an angle-worm in halves
> And ate the fellow, raw.
>
> And then he drank a dew
> From a convenient grass,
> And then hopped sidewise to the wall
> To let a beetle pass.

Solche *powerful gnomic verses* sind bei ihr durchaus nicht vereinzelt zu finden. Man hat sie mit ihrer „leidenschaftlichen Gedrungenheit" als eine weniger deklamatorische Emily Brontë gerühmt, als die Heroldin der Rückkehr zum Realismus in der amerikanischen Dichtung!

Dankenswert sind die Proben, die Aiken von den *vers librists* und *Imagists* gibt; zu ihnen gehören, wie er in der Einleitung, die freilich auf jeden *comment* verzichten will, hätte hervorheben können, ausser Vachel Lindsay noch John Gould Fletcher, Amy Lo-

[1]) Vergl. Marguerite Wilkinson, *New Voices. An Introduction to Contemporary Poetry.* (New York, Macmillan, 1920), besprochen von Fehr in *Engl. Stud.* 56,1.

well, H. D. (Helen Doolittle), Maxwell Bodenheim, T. S. Eliot. Sie entsagen gern Reim und Rhythmus, pflegen zumeist eine unregelmässige Rhythmik zugunsten sinnlicher Sonderwirkungen; alle Dichtung ist diesen „Neutönern“ nur eine Aneinanderreihung von Bildern im Klang, ihre Dichtung ist nicht selten voll Licht und Farbe, sie sucht äusserliche Eindrücke festzuhalten und in scharfen Umrissen wiederzugeben unter Anstrebung eines möglichst knappen Ausdruckes. Zu den Perlen modernster amerikanischer Lyrik trotz des (bei H. D. eine Seltenheit!) wenig ansprechenden Rhythmus zählt man H. D.s Impression von einer Naturgottheit *Evadne:*

I have tasted upon Apollo's lips
Love and love sweetness,
I, Evadne,
My hair is made of crisp violets,
Or hyacinths which the wind combs back
Across some rock shelf,
I, Evadne,
Was mate of the god of light.

His hair was crisp to my mouth,
As the flower of the crocus,
Across my cheek,
Cool as the silver cress.
On Erotos bank;
Between my chin and throat
His mouth slipped over and over.

Still between my arm and shoulder,
I feel the brush of his hair,
And my hands keep the gold they took.
As they wandered over and over
That great armful of yellow flowers.

H. D. ist vielleicht die begabteste der Imaginisten; im Gegensatz zu dem wortreichen Fletcher und der dekorativen Amy Lowell verbindet sie echten Formsinn und klassische Wortökonomie mit romantischer Leidenschaft und romantischem Kolorit.

Wie man sich zu anderen Imaginisten stellt, ist Gefühlssache. Die spitzfindigen dunklen Verse eines T. S. Eliot sind ebensowenig nach unserem Geschmack wie die krause formlose Dichterei mancher anderer Imaginisten. Kalte Gehirnarbeit ist z. B. der Anfang von Eliots *Rhapsody on a Windy Night* mit den ganz unpoetischen Abstrakten:

Twelve o'clock.
Along the reaches of the street
Held in a lunar synthesis,
Whispering lunar incantations
Dissolve the floors of memory
And all its clear relations,
Its divisions and precisions,

Every street lamp that I pass
Beats like a fantastic drum,
And through the spaces of the dark
Midnight shakes the memory
As a madman shades a dead geranium.

Das gilt nicht von allen Imaginisten, nicht von Maxwell Bodenheim, sicher nicht von Vachel Lindsay, der aber als Dichter des armen schaffenden Volkes, mit dem er gelebt und gelitten hat, hier nicht eindringlich genug zu uns spricht, mögen auch die beiden mitgeteilten Proben hinreichend für die wahrhaft grandiose Phantasiestärke dieses Dichters mit der Urweltseele zeugen. Von Lindsay bietet Aiken nämlich nur die hübschen Gedichtchen über den Mond und

The Chinese Nightingale, die Phantasie in der chinesischen Wäscherei, die M. Wilkinson allerdings als sein grösstes Gedicht schätzt. Aber ich vermisse die für die Art dieses Neutöners und Neusehers typischen Gedichte *The Santa Fé Trail,* wo er als Schallplastiker, Rhythmus, Klang und Stimmung in eins verwebend, hart an die Grenze des Erlaubten geht, und besonders seine Negerstudie *The Congo,* wo sich zu der Schallplastik die laute, in grossartigen konkreten Bildern sichtbare Vision gesellt. Um aber Lindsays wuchtige Lauteffekte in deutschen Wortklang umzusetzen, bedarf es tieferer Einfühlungskraft und grösserer Mühe, als Claire Goll (a. a. O.) sie anwendet, welche z. B. die prachtvollen Originalverse

> Then I had religion, Then I had a vision,
> I could not turn from their revel in derision.
> Then I saw the Congo, creeping through the black,
> Cutting through the forest with a golden track

zu einer saftlosen Prosa verwässert:

> Da hatte ich eine Vision,
> Ich konnte ihr Gelage nicht belachen.
> Durch schwarzen Pöbel sah ich das Gold des Kongo
> Sich in das dunkle Dschungel ätzen.

Leider hat Ezra Pound, der jetzt in Paris lebende Begründer dieser für uns interessantesten Dichtergruppe, für deren poetische Grundsätze er selbst wiederholt seinen Zweizeiler *In a Station of the Metro*

> The apparition of these faces in the crowd
> Petals on a wet, black bough.

angeführt hat, hat Aiken die Erlaubnis zu einer Auswahl aus seiner Dichtung versagt wie auch Edgar Lee Masters. Von Pound wäre sicherlich seine schwungvolle tiefempfundene, ganz und gar „unmoderne" Elegie auf Swinburne, *Salve Pontifex,* dem einzig schönen Gedichte seiner *Ripostes* ebenso willkommen gewesen wie einiges aus Masters' gefeierter *Spoon River Anthology,* deren 240 nackt realistische psychologische Analysen mit Balzacs *Comédie humaine* verglichen worden sind. Dass Aiken Carl Sandburg mit seiner kraftvollen Poesie nicht zu Worte kommen lässt, rechtfertigt er mit seinem persönlichen Geschmack. Er ist eben mehr Dichter als Kritiker. Sandburg, der schwedischer Abstammung ist und, wie C. Goll ihn nicht unzutreffend charakterisiert, die weite Mystik nordländischer Dichter, wie Hamsun und Lagerlöf, mit dem Dynamismus seines stählernen Vaterlandes verbindet, hätte wenigstens mit einer Probe aus seinem Krieg und Kultur anklagenden Buche *Chicago* (1916) vertreten sein müssen. Bescheiden, wie er ist, tritt Aiken als Dichter ganz in der Sammlung zurück. Das ist bedauerlich, denn er weiss ganz wundervoll das Milieu der *strangeness* zu schaffen, die er an dem dichterischen Schaffen seiner amerikanischen Zeitgenossen so schätzt, er weiss ganz eigenartige atmosphärische Wirkungen zu erreichen, wie seine beiden auch technisch interessanten Bücher *Punch the Immortal Liar* und *The Jig of Forslin* beweisen. Diese Qualitäten kommen nach

dem Urteil eines Kenners A. Williams Ellis (*Spectator,* 24. Februar 1923) nicht allen Gedichten seiner jüngst zum ersten Male in England erschienenen *Nocturne of Remembered Spring* (London, Secker) zu, aber auch sie legen Zeugnis ab von seinem echten Dichtertum, wie etwa seine an Browningsche Art erinnernde, aber mit modernem Geiste erfüllte *Episode in Grey*:

And now you say, you cannot move apart . . .
The minutes, the hours, the days we wove together
In a mesh of pain have bound us, heart to heart:
We strain in a tender hatred, wondering whether
The hurt we do will hurt the other more
Or more ourselves . . .

Leider hat Aiken auch die *one-poem poets* gänzlich ausgeschlossen. Warum, ist nicht klar. Mindestens hätte er von dem in Frankreich gefallenen Alan Seeger das bekannte originelle *Rendez-vous with Death* einschliessen dürfen, das man in deutscher Uebertragung in meiner Sammlung *Das Herz des Feindes* (Leipzig, Xenien-Verlag 1920) findet. Anerkannt sei aber, dass er Edwin Arlington Robinson, dessen *Collected Poems* jüngst mit einer Einleitung von John Drinkwater erschienen sind (London, Palmer), in wirklich guter Auswahl bringt. Die meisten amerikanischen Literaten haben ihn als den feinsten amerikanischen Dichter bezeichnet, die englische Kritik hat ihm bisher zumeist verständnislos und ablehnend gegenüber gestanden. Erst in letzter Zeit hat man ihn in massgebenden englischen Zeitschriften (*Spectator,* 10. Februar 1923 und *Nation and Athenaeum,* 18. November 1922) gewürdigt. Virtuos ist seine Verstechnik. Mit besonderem Erfolge weiss er die achtsilbige Stanze zu meistern wie auch den Blankvers; man vergleiche

The Poor Relation

No longer torn by what she knows
And sees within the eyes of others,
Her doubts are when the daylight goes,
Her fears are for the few she bothers.
She tells them it is wholly wrong
Of her to stay alive so long;
And when she smiles her forehead shows
A crinkle that had been her mother's

und *Ben Jonson entertains a Man from Stratford*

You are a friend then, as I make it out,
Of our man Shakespeare, who alone of us
Will put an ass's head in Faeryland
As he would add a shilling to more shillings,
All most harmonious — and out of his
Miraculous inviolable increase
Fills Ilion, Rome or any town you like
Of olden times with timeless Englishmen.

In der präzisen Technik wie in dem realistischen Geiste seiner Dichtung ist er ein Antipode Walt Whitmans. Er ist alles andere als

Idealist, er ist leidenschaftslos und weltmüde, ironisch und skeptisch, ein scharfer Intellekt und ein tiefer Psychologe, eine in der neuen Welt seltsam alt anmutende Erscheinung. Charakteristisch für seine geistige Haltung ist eins seiner besten Gedichte *The Man against the Sky,* wo er symbolisch die Geschicke der Menschheit zeigt an der Gestalt eines Mannes, den man in der Ferne auf einem leuchtenden Hügel gen Himmel steigen sieht:

Where was he going, this man against the sky?
You know not, nor do I.
But this we know, if we know anything:
That we may laugh and fight and sing,
And of our transience here make offering
To an orient World that will not be erased,
Or, save in incommunicable gleams
Too permanent for dreams,
Be found or known.

und wo er selbst durch eine seiner Personen zu uns spricht: *I have not failed; I've merely not achieved.*

Mit der Aufnahme von Anna Hempstead Branch, Edna St. Vincent Millay, Alfred Kreymbourg in die Anthologie mag man noch einverstanden sein, aber Kreymbourgs alberne *Vista,* die allerdings auch eine Parodie auf die Zeitgenossen sein könnte, gehört in keine vernünftige lyrische Sammlung und verdient höchstens als Kuriosum Beachtung:

The snow,
Ah, yes; ah, yes, indeed,
Is white and beautiful, white and beautiful,
Verily beautiful —
From my window.
The sea,
Ah, yes; ah, yes, indeed,
Is green and alluring, green and alluring,
Verily alluring —
From the shore.
Love? —
Ah, yes; ah, yes; ah, yes, indeed,
Verily yes, ah, yes, indeed!

Auch auf die Erzeugnisse anderer mehr oder minder unbekannter Dichter würde man gerne verzichten und statt ihrer lieber mit J. C. Squire (*Observer* a. a. O.) T. A. Daley, Sara Teesdale, Adelaide Crapsey oder auch Louis Untermeyer sehen. Aber als Ganzes ist das Buch eine vollkommene Rechtfertigung für den Anspruch Amerikas auf eine eigene neue ursprüngliche Lyrik, so unvollständig es im einzelnen sein mag wie unsere Ausführungen.

Bochum. Karl Arns.

Die Berliner Leitsätze zur Reform des neusprachlichen Unterrichts und die Praxis.

Die Leitsätze des Oberschulrats Hübner sind in Berlin mit Ausnahme eines Satzes („Trennung von Lektüre- und Grammatikstunden sowie ein besonderes Uebungsbuch für die Mittel- und Oberstufe sind unnötig") einstimmig angenommen worden. Diese

Einstimmigkeit steht in sonderbarem Gegensatze dazu, dass der neusprachliche Unterricht in den weitaus meisten Fällen bisher sicherlich nicht in der geforderten Weise gegeben wurde. Sicherlich hätten auch viele Anwesende nicht zugestimmt, wenn sie die Forderungen als unbedingt verpflichtend aufgefasst hätten. Man kann als Ideal etwas gelten lassen, von dessen Undurchführbarkeit oder Unzweckmässigkeit in der eigenen Praxis man völlig überzeugt ist. Zum Teil lassen ja die Hübnerschen Leitsätze genügend Spielraum, zum Teil aber sind sie auch so bestimmt und einseitig, dass sie zum Widerspruch herausfordern.

Nachdem man jahrzehntelang über die direkte Methode gestritten hat, tritt sie nun in den Hübnerschen Leitsätzen wieder einmal theoretisch mit dem Anspruch auf Alleingeltung auf, während doch die Praxis immer noch weit mehr reflektierend-grammatisch eingestellt ist. Das offenbarte in Berlin ja auch die Ablehnung des oben angeführten Satzes über Grammatikstunden und Uebungsbücher, auf den Hübner so grossen Wert legte. Soll man nun dieses Missverhältnis von Theorie und Praxis so auffassen, als wenn die Reformideen im Kampfe gegen Rückständigkeit und Schwerfälligkeit nur noch nicht genügend durchgedrungen wären? Das hiesse m. E. vielen Kollegen bitter Unrecht tun. Gewiss ist es ein Ideal, nur die fremde Sprache im Unterricht zu gebrauchen. Zweifellos bietet diese Methode den Schülern sehr viel, dafür stellt sie aber auch ausserordentlich hohe Anforderungen. Daher werden in einer Klasse mit geringer geistiger Regsamkeit die Nachteile grösser sein als die Vorteile, denn die meisten Schüler werden nach vergeblichen Versuchen sich gar nicht mehr bemühen, den Worten des Lehrers zu folgen, und es wird unmöglich sein, sie zur Aufmerksamkeit zu zwingen, zumal wenn die Klasse sehr stark ist (ich unterrichte jetzt in einer Quinta mit 50 Schülern). Darum erscheint es mir verfehlt, eine so entscheidende Forderung wie die des fremdsprachigen Unterrichtens ganz allgemein, ohne Rücksicht auf die Art der Schule — was für ein Unterschied zwischen einem Grossstadtrealgymnasium und einer Kleinstadtrealschule! — das Alter und die Befähigung der Schüler und die Grösse der Klasse aufzustellen. Auch die Wochenstundenzahl wird für die Methode bestimmend sein müssen. Ich kenne einen sprachlich sehr begabten Menschen, der an einem Gymnasium bei einem hervorragenden Lehrer wahlfreien englischen Unterricht nach der direkten Methode gehabt hat und mit dem Erfolg durchaus unzufrieden ist. Schliesslich sind noch die Unterschiede der Begabungsrichtungen (visuelle oder akustische, praktisch-imitative oder reflektierend-logische) sowohl bei den Schülern wie auch bei den Lehrern zu berücksichtigen. So sind die realen Unterrichtsaufgaben,

die dem einzelnen Neuphilologen gestellt sind, viel zu mannigfach bedingt, als dass sich eine einseitige Forderung überall erfüllen liesse. Wichtiger als der Glaube an eine allein seligmachende Methode erscheint mir die Fähigkeit des Lehrers, unter den jeweils gegebenen Umständen den Weg zu finden, der am weitesten führt. Zwischen der ideal direkten Methode und der rein grammatischen gibt es 10 individuelle Methoden, die man wird gelten lassen müssen wenn sie von einem strebenden Bemühen beseelt sind. Derselbe Lehrer wird an derselben Schule sein Unterrichtsverfahren von Klasse zu Klasse modifizieren müssen.

Das Suchen nach der besten Methode wird noch dadurch erschwert, dass der Lehrer nicht nur die Aufgabe hat zu unterrichten, sondern auch die zu erziehen. Die Anforderungen, die die grammatische Methode an die Schüler stellt, haben den Vorzug, bestimmter zu sein, und fördern daher mehr die Erziehung zur Ordnung und Gewissenhaftigkeit. Freie Hausaufgaben gestatten nicht eine so genaue Kontrolle der Sorgfalt und können auch nicht so reinlich von Fehlern gesäubert werden wie Uebersetzungsaufgaben. Ich halte es daher auch nicht für richtig, einsprachige Umformungen für wertvoller zu erklären als „Hinübersetzung von Beispielsätzen". Beides hat seine Vorzüge und Nachteile. Umformungen sind in der Regel leichter und angenehmer für die Schüler, die Uebersetzung macht mehr Kopfzerbrechen und erfordert mehr Konzentration, schult aber dementsprechend den Geist auch intensiver. Die rechte Kunst des Lehrers wird darin bestehen, den Unterricht möglichst abwechslungsreich zu gestalten und aus der Fülle der Hilfsmittel, über die er verfügt, immer das zweckmässigste auszuwählen. Während man früher zu wenig darauf bedacht war, beim Schüler Lust und Liebe zum Unterricht zu wecken, scheint man mir jetzt etwas zuviel Rücksicht darauf nehmen zu wollen. Das Uebersetzen ist gewiss sehr trocken, es bietet aber auch dem Schüler das angenehme Gefühl, festen Boden unter den Füssen zu haben. Beim Unterricht in einem englischen Sprachverein erlebte ich es zu meiner Ueberraschung, dass man das Lehrbuch von Linke einem Lehrbuch der direkten Methode entschieden vorzog.

Es ist zu begrüssen, dass sich der grammatische Unterricht nur an das „Grundsätzliche und in der Sprache wirklich Lebendige" halten soll. Eine Unterschätzung der darin liegenden Schwierigkeiten aber und des bildenden Wertes der Grammatik scheint es mir zu verraten, wenn man besondere Grammatikstunden ablehnen will. Allerdings ist die Schulgrammatik ein Konglomerat, bei dem das Wesentliche so sehr mit nebensächlichen Einzelheiten vermischt ist, dass das Wort Grammatik zwei ganz verschieden gefühlsbetonte Vorstellungen erwecken kann: die einer verwirrenden Fülle von

kleinlichem Regel- und Ausnahmekram und die der bedeutungsvollen Grundlinien der Sprache. Zu wünschen wäre eine Scheidung des Grundlegenden, dessen Verständnis erarbeitet werden muss, und das logisch-psychologischen Wert hat, von den vielen einzelnen Besonderheiten, die einfach answendig zu lernen sind. Vieles, was jetzt in der Grammatik steht, könnte in die Bedeutungslehre aufgenommen werden, die ich als ein zeitgemässes Erfordernis empfinde. Eine spezielle Beschäftigung mit den Wortbedeutungen, die über das mechanische Vokabellernen und auch über die jetzt übliche Art der Synonymik hinausführen würde, ohne doch die Muttersprache überspringen zu wollen, würde den Unterschied zwischen deutschem und fremdsprachigem Ausdruck immer auf Grund des Ausgedrückten, des Sachverhalts und der Sprachindividualität erklären und dadurch tieferes Verständnis der Sprache überhaupt, also auch der Muttersprache, erwecken.

Was den „Kulturunterricht" angeht, so ist gegen die massvolle Formulierung, die dieser Gedanke in den Leitsätzen gefunden hat, nichts einzuwenden. Auch der Einschränkung der statarischen Lektüre zugunsten von Auswahlsammlungen, wie sie die kulturkundliche Einstellung erfordert, ist zuzustimmen, wobei man sich jedoch darüber klar sein muss, dass, besonders im Englischen, wo der Wortreichtum so gross ist und die einzelnen Schriftsteller sich so sehr in der Wortwahl unterscheiden, eine einheitlichere Lektüre für die Spracherlernung entschieden günstiger ist. Es werden eben immer, wenn ein Ziel stärker betont wird, andere Ziele darunter zu leiden haben. Voriges Jahr wurde in Leipzig vor den sächsischen Neuphilologen von Dr. Ullrich der Gedanke einer universalen Grenzerweiterung des neusprachlichen Unterrichts so begeistert vertreten, dass es zum Widerspruch herausforderte. Man kann aus Sprache und schöner Literatur viel Kenntnis des fremden Volkstums und Landes gewinnen, es scheint aber, als wenn man diese Quellen, aus denen man bisher geschöpft hat, und die für uns Neuphilologen doch immer die wichtigsten bleiben müssen, nicht mehr für recht ergiebig hält. Der Zeitgeist will nicht mehr Vertiefung in geistige Werte, sondern eine anregende Fülle von Tatsachen des äusseren Lebens. Ist es aber richtig, wenn wir als Lehrer und Erzieher diesem Zuge der Zeit so leicht nachgeben? Man kann die Zurückstellung der antiken Kultur und die zuversichtliche Bejahung der modernen, die zur Dezimierung der humanistischen Gymnasien geführt hat, für notwendig und gesund halten und dabei doch das Ideal der Humanität hochhalten und die Gymnasien alten Stils in der Konzentration ihrer Bildungsarbeit als vorbildlich betrachten. Sollte man nun nicht die bildenden Kräfte der modernen Sprachen ebenso intensiv auswerten wie die

der alten? Schon aber scheint es, als wenn allmählich die Sprachen überhaupt zurückgedrängt werden sollten. Zwar ist der Kampf um die deutsche Oberschule und der Streit um die Stundenzahl unserer Fächer bisher für uns Neusprachler nicht ungünstig verlaufen. Wenn uns aber auch an Qualität nichts genommen worden ist, so scheint mir doch in der Intensität ein langsames Nachlassen feststellbar zu sein. Der leidige Fachehrgeiz, der seit dem Kriege eifrig und erfolgreich daran arbeitet, den Unterschied zwischen Haupt- und Nebenfächern zu verwischen, bildet für uns Neusprachler eine ernste Gefahr. Gewiss leiden unsere Schüler noch an den Folgen des Krieges, zum Teil sind aber doch die unbefriedigenden Leistungen in den Sprachen aus anderen Ursachen zu erklären. Das Zuviel an Fächern und Unterrichtsstunden, das ja auch in der preussischen Denkschrift als Uebelstand erkannt worden ist, die zu hohen Anforderungen in den mündlichen Fächern, besonders aber auch die starke Ablenkung und Zerstreuung der Jugend durch Beteiligung an Vereinen und allerhand Darbietungen und festlichen Veranstaltungen raubt uns die zu unserem Unterricht unbedingt notwendige Konzentration. Zu bedauern ist es, dass viele Kollegen die wachsenden Schwierigkeiten mit einer gewissen Resignation hinnehmen, statt sich um Abhilfe zu bemühen. Während die Fachbegeisterung der Deutschlehrer so offenkundig ist und so grosse Erfolge zeitigt, während ferner die Vertreter des Turnens Singens, Zeichnens und der naturwissenschaftlichen Fächer immer neue Forderungen stellen — die sächsische Fachgruppe für Biologie und Chemie hat kürzlich für die Naturwissenschaftler in demselben Masse Pflichtstundenermässigung verlangt, wie sie den Philologen für die Korrekturen gewährt wird, und die gleiche Bewertung der naturwissenschaftlichen Zensuren für den Klassenplatz wie der sprachlichen — verhalten sich die Neuphilologen merkwürdig passiv Und doch sollte sie nicht nur der Fachegoismus, sondern auch das Bewusstsein, eine ebenso unersetzlich notwendige und wertvolle wie schwierige Arbeit im Dienste unseres Volkes zu leisten, veranlassen, gegen jede Beeinträchtigung des Sprachunterrichts Stellung zu nehmen.

Werdau (Sachsen). Armin Fröhlich.

Aussichten für einen Studienaufenthalt in England.

Da meine eigenen Reiseeindrücke in England im Sommer 1924 weniger trübe als die in *Zeitschr.* 23, 289 mitgeteilten sind, möchte ich hier auch noch einen kleinen Beitrag zu der Frage geben, ob jetzt schon wieder für den Neusprachler ein einigermassen nutzbringender Studienaufenthalt in England möglich sei.

Dass es unbedingt notwendig ist, einmal mindestens ein paar Wochen in dem Lande zu sein, dessen Sprache man in der Schule lehrt, das hat wohl noch keiner ernsthaft bezweifelt. Zehn Jahre hindurch war das unmöglich gewesen, so benutzten wir den ersten Sommer mit normaleren Geldverhältnissen und gingen den durch Finanzamt und Konsulat etwas dornenreich gemachten Pfad, um aus dem Gebiet hinter den deutschen Grenzpfählen herauszukommen.

Unser Reise- und Zehrpfennig betrug etwa 900 Mk., rund 230 Mk. davon kostete die Hin- und Rückfahrkarte. (Hinfahrt Vlissingen—Folkestone auf gutem Ozeandampfer; unser Rückweg — Nachtfahrt Harwich—Hoek van Holland ist der schlechteren Dampfer wegen aus naheliegenden Gründen nur anzuraten, wenn man sich noch Haag, Scheveningen und Amsterdam ansehen will.) Das übrige Geld tauscht man am besten gleich in Deutschland in Pfunde um, drüben mussten wir einmal beim Wechseln einer kleinen Summe geradezu Phantasiepreise zahlen. 15 Schilling kostete das Visum, 50 Schilling die Teilnehmerkarte für den Oxforder Kursus, reichlich 100 Schilling brauchte ich für Anschaffung von Büchern und Karten, so dass für den sechswöchigen Aufenthalt in England und zweieinhalb Tage in Holland 500 Schilling blieben.

Wo wohnt man in England und besonders im teuren London, für das allein die Zeit von vier Wochen nicht zu reichlich bemessen ist? Die meisten boarding houses sind kein Ort mehr für gewöhnliche Sterbliche deutscher Herkunft, das wurde mir erschreckend klar, als ich den wöchentlichen Mietpreis von 2—3 Pfd. Sterl. für ein kleines Zimmer auf der Ankündigung einer in der Vorkriegszeit durchaus erschwinglichen Fremdenpension las; entsprechend waren natürlich die Verpflegungskosten.

Da gaben der deutsche Frauenverein, 296 Vauxhall Bridge Road, Denison House, London SW. und die deutsche Botschaft, 21a Bedford Place, Russell Square, London SW., trostreichere Auskunft; auch Miss C. K. Nunn, 26 St. Georges' Square, Victoria, London, eine in jeder Weise hilfsbereite und freundliche Engländerin, die bis zum Kriege viele Jahre in Breslau wohnte, scheut keine Mühe, Deutschen das Herüberkommen und das Einrichten in London zu erleichtern.

Dem deutschen Frauenverein verdankten wir unseren recht gemütlichen Aufenthalt in einer Vorstadtstrasse des südwestlichen London (bis zum Trafalgar-Platz freilich dreiviertel Stunden Fahrt mit dem Autobus) bei einer deutschen Frau, die seit zwanzig Jahren in England ist und deren Tochter nur englisch spricht. Wir bekamen breakfast und dinner zu durchaus normalen Preisen; sich vollständig verpflegen zu lassen, hat keinen Zweck, von 10—6 ist man doch immer unterwegs und kann sich in den über ganz London verstreuten hübschen Räumen der ABC (Aerated Bread Company) und

von Lyons je nach der Verfassung seines Geldbeutels zur lunch-Zeit stärken.

Gelegenheit, die englischen Sprachkenntnisse zu erweitern, hatten wir auch in dieser Familie mehr, als es jetzt in den boarding-houses möglich ist, dort bleibt man wirklich immer der Fremdling, mit dem höchstens über das Wetter oder andere ähnlich abgedroschene Gesprächsthemen verhandelt wird, wobei natürlich eine verzweifelt geringe Erweiterung des Vokabelschatzes herauskommt. Auf viel Verkehr in englischen Familien darf bei ihrer bekannten Zurückhaltung natürlich noch weniger als vor dem Kriege gerechnet werden. Trotzdem braucht aber keiner die sprachliche Ausbeute eines Englandaufenthalts gar zu gering zu achten; wenn man zu zweien oder dreien hinüberkommt, dann nimmt man sich eben vor, sich möglichst nur englisch zu unterhalten, das geht ganz gut, die Umgebung erleichtert es, Warenauslagen und Reklameschilder versorgen uns mit einer gehörigen Vokabelmenge für den Alltagsgebrauch.

Ist das London unserer Tage nun so völlig verschieden von dem der Vorkriegszeit? Ein gewisser Vergleich ist auch für jemanden möglich, der das frühere England nur aus Büchern oder vom Erzählenhören kennt (bekanntlich wissen wir ja schon auf der Schule mehr von London als z. B. von Berlin). So krass fällt aber der Unterschied nicht aus wie beim modernen Robinson, der seit 1914 ohne Ahnung von den Weltgeschehnissen auf einer Insel gelebt hat und sich jetzt bei seiner Heimkehr in das englische Leben nicht mehr zu schicken weiss.

Der neuzeitliche Verkehr hat natürlich auch im Mittelpunkt des englischen Weltreichs eine ungeheure Zunahme erfahren. Die Bilder in der *Berliner Illustrierten* und den Beilagen unserer Zeitungen geben nur eine schwache Vorstellung von den Menschenmengen, Autobussen, taxicabs und trams, die durch die Strassen fluten, während unterirdisch die Subways (unterirdische Gänge), Underground und Tube[1]) noch mehr als früher die notwendige Entlastung des sonst nicht mehr zu bewältigenden überirdischen Verkehrs bringen. Typisch englisch an all dem aber ist eigentlich nur die musterhafte Ordnung und Ruhe, mit der sich das alles vollzieht, der unbedingte Gehorsam, der den Geboten "Keep to the left!" und "Safety first", den Anordnungen des policeman oder des tram-Schaffners ohne brummiges Gesicht gezollt wird; bis zu einem Verkehrsturm, wie in Berlin, hat man es dort noch nicht gebracht.

Dieser Riesenverkehr wogt vorüber an Zeichen, die das englische Volk immer an den Weltkrieg mahnen werden, dem stets mit frischen Kränzen geschmückten Denkmal für die eine Million Gefallener (dem Cenotaph für die Glorious Dead), vorüber an dem Standbild der in

[1]) Im röhrenförmigen Kanal rasen die rundlich gebauten Züge noch tief unter der Underground-Bahn dahin, man erreicht die Tube mit Fahrstühlen und beweglichen Treppen.



Belgien — wir sagen, wegen Spionage — erschossenen Krankenschwester Edith Cavell und brandet heran an die Mauern der alten Westminster Abbey, wo der „Unknown Soldier“ seit 1918 inmitten der Grössten des englischen Volkes ruht.

Der Krieg mit seinen traurigen wirtschaftlichen Folgen ist auch am stolzen Albion nicht spurlos vorübergegangen, fast jedes zweite, dritte Londoner Geschäftshaus, auch Unmengen von Landsitzen tragen das Schild „to let“, „to be let“ oder „for sale“; das unheimliche Gespenst der Arbeitslosigkeit wird durch nichts weniger als durch die übermässig starke Belastung des Grundbesitzes, die unglaublich hohen Mieten gebannt werden.

Wie ist die Stimmung uns gegenüber, die wir — um mit den Worten einer mehr als über das englische Normalmass hinaus mitteilungsbedürftigen Schulvorsteherin a. D. zu sprechen — "forced the war" und damit das Uebel heraufbeschworen?; denn das ist die kaum ins Wanken zu bringende Ansicht des Durchschnittsengländers. Die Dame, die unbedingt so ihrem Herzen Luft machen musste, gab uns auch gleich als Trost das Heilmittel für die englisch-deutschen Beziehungen: „wir müssten mit der Freundschaft anfangen, im Grunde hätten die Engländer uns ganz gern.“ Hass haben wir all die Wochen über nirgends getroffen, das ist wahr. Der Deutsche, dessen Konkurrenz man auf dem Weltmarkt für viele Jahre nicht zu fürchten braucht, ist dem Engländer im Grunde genommen doch viel näherstehend als die französischen Freunde, mit denen man es im Augenblick z. B. auch der im Kriege geborgten Gelder wegen nicht verderben darf, die sich aber schon als reichlich unzuverlässig erwiesen — die Belgier aber haben sich 1914 als Flüchtlinge bei ihren englischen Gastfreunden durch ihre geringe Vorliebe für Sauberkeit kein rühmliches Andenken geschaffen. — Die von der Kirche stark unterstützte pazifistische Bewegung — wir hörten in der Oxforder Christ Church eine pazifistische Gedenkfeier an den 1914 erfolgten Eintritt Englands in den Krieg — gibt auch genügende Gewähr für den Ausländer. Vergeblich suchten wir in den verschiedensten Zeitungen nach deutschfeindlichen Artikeln; die Engländer sind auch jetzt noch politisch zu wenig interessiert. Sie schlachten lieber in ihren Tagesblättern — und das noch damals zur Zeit der Konferenz — mit grösstem Behagen die geringsten Einzelheiten sensationeller Mordprozesse aus oder schildern Hochzeiten des Adels, Sportveranstaltungen und dergl. unterhaltsame Dinge mehr.

Soll man sich die Wembley-Ausstellung ansehen? — es besteht nämlich die Absicht, sie im Frühjahr wieder zu eröffnen. Viel ist geschrieben worden von der „grossen Pleite“, als die sie sich am Schluss erwies und vor allem der Aufdringlichkeit, mit der immer wieder das englische Machtbewusstsein seine Orgien feiert. Das ist ja aber gerade der Zweck; um dem Ausland gerecht zu werden, lässt sich es der Engländer doch nicht solche Unsummen kosten, errichtet

die Riesenpaläste, die in geradezu fabelhafter Geschicklichkeit die einzelnen Kolonien, ihre Landschaft und Erzeugnisse zeigen, lässt Eingeborene herüberkommen, um sie bei ihrer Arbeit und auch bei Spiel und Tanz zu zeigen. Das britische Weltreich ist nicht mehr so festgefügt wie früher, drum überklebt man die Ritzen, zeigt aller Welt, was für ein einig Volk von Brüdern, unbezwingbar im Notfalle, aufstehen könnte. Freilich muss der Ausländer auch über manches lächeln, z. B. über das typische Beispiel für den englischen spleen — den Prinzen von Wales als Reiter in Lebensgrösse aus kanadischer Butter — aber nichts kann ja deutlicher als dies die englische Volksseele, die geradezu fanatische Begeisterung für seinen Thronfolger zeigen.

Was macht man am week-end? — Es gibt für englische Bahnpreisverhältnisse billige Fahrkarten, die vom Freitag nachmittag bis Montag abend gelten und nach den verschiedensten Gegenden der sea-side führen. Wir blieben zweieinhalb Tage auf der Isle of Wight; Shanklin, Ventnor sind wohl das Schönste, das kein Besucher Englands versäumen sollte. Eine prachtvolle Mondnacht an den Klippen von Shanklin, eine Wanderung durch die Schlucht und über den „Landslip“, hindurch durch dichten, epheuumrankten Baumbestand, dann wieder der Ausblick auf das weite Meer, vor sich die blühenden Ginsterbüsche und nahe die friedlich weidende Heerde, die mittelmeerartige Vegetation der über und über blühenden Fuchsienbäume, der von Palmen beschattete Friedhof von Ventnor, das sind Eindrücke, die man nie vergisst.

Nun noch über den Oxforder Ferienkursus; ich hörte von einem Gegenstück dieses Jahr in Cambridge. Wir brauchten die Teilnehmerkarte, um vom Berliner englischen Konsulat das Visum zu erhalten. Neues hört man bei solchen Kursen zwar nie, nur wirklich einwandfreies Englisch, was eine Wohltat nach dem vielen Cockney-Englisch in London bedeutet. Aber Wanderungen durch die alten Colleges mit ihren prachtvollen Parks, eine Fahrt zu den Shakespeare-Stätten in Stratford und die Sommernachtstraumaufführung im Shakespeare-Memorial Theatre haben uns reichlich für die durch Vorlesungen beschränkte freie Zeit entschädigt.

Es wäre noch viel zu sagen vom Schönen in England und besonders in London, seinen Bauten und unerschöpflichen Kunstschätzen, den Parks mit ihren herrlichen Blumenanlagen, die Sonntags noch mehr als vor dem Krieg auch denen, die nicht weiter weg können, der Erholungsplatz geworden sind, doch das würde mich hier zu weit führen, das beste ist, wer irgend kann, geht selbst hinüber, und er wird manche Freude auch im England der Nachkriegszeit erleben, freilich wird auch die Freude im Gedenken an die jüngste Vergangenheit nicht immer ganz ohne Bitterkeit bleiben.

Breslau. Elisabeth Bernard.

Bonner Ferienkurse Ostern 1924.

Fast 300 Schulmänner waren in der alten geistigen Zentrale des Rheinlandes, Bonn, zur Auffrischung und Neuorientierung ihrer Kenntnisse und Ideen versammelt. Die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität hatte trotz der Not der Zeit und trotz mannigfacher Hemmungen alles getan, um den Teilnehmern an den von ihr veranstalteten Ferienkursen besten Empfang zu bereiten und ihnen eine reiche Fülle von neuem Stoff und vertieftem Wissen zu vermitteln. Jeder fühlte es: die Quintessenz neuer und originaler Forschungen und Methoden sollte geboten, Hochschule und höhere Schule sollten mit einem geistigen Bande umschlossen werden.

Es liegt in der Natur solcher zeitlich begrenzten Kurse, dass sie weniger Einzelheiten als vielmehr allgemeine Richtlinien und Ziele geben können. So wäre als das Leitmotiv dieser akademischen Woche der Gedanke zu bezeichnen: Wie ist die mechanistische Wissenschaft zur lebendigen zu erwecken? (Dass ich mich in meinem Bericht auf die von mir gehörten Vorlesungen in der Gruppe der Neueren Sprachen beschränken muss, ist selbstverständlich.) Nicht als ob früher nur alles toter Wissenskram gewesen wäre und erst die modernste Forschung zur frischen Quelle der Anschauung und des Lebens führe. Das wäre eine Herabsetzung der historischen und eine übertriebene Wertschätzung der psychologischen Methode von heute. Nein, auf den Grundlagen der alten schreitet nunmehr die neue Wissenschaft zu lebensvoller Erkenntnis des Einst und Jetzt in ursächlichen Zusammenhängen und kommt zu abschliessenden sprachlich-kulturellen Werturteilen.

Zur Erläuterung greife ich einige der Vorlesungen nach ihrem wesentlichen Gedankengange heraus. Geh.-Rat Meyer-Lübke liess in seiner *Kulturgeschichte und Sprachgeschichte* Kulturbilder von erstaunlicher Greifbarkeit entstehen. Ein Wort an sich ist toter Stoff; die Sache, die es bezeichnet, macht es erst lebendig; die Sache wieder ist Ausdruck einer kulturellen Strömung oder Beziehung und wird nun — in ihrem Sinne voll erkannt — zu persönlichem Lebensgut. So sehen wir, wie sämtliche Bestandteile des ersten Typs der drei germano-romanischen Haustypen lautlich aus dem Lateinischen stammen, z. B. *Mauer, Ziegel, Pforte, Tünche, Mörtel.* Also war dieser Typ das den Römern eigene Steinhaus. Die beiden andern Typen, das Fachwerk- und das geflochtene Lehmhaus, sind deutschen Ursprungs: das Wort *Riegel* (Querbalken), ein wesentlicher Bestandteil des zweiten Typs, ist deutsch und stammt nicht von *regula;* und in bezug auf den dritten zeigen die Begriffe *Wand* zu (den Bast) *winden, bâtir* < *bastjan* „mit Bast arbeiten“, *maçon* < *macionem* „Teig-, Lehmkneter“ deutlich genug, dass das geflochtene Lehmhaus dem germanischen Kulturkreise angehört. Wenn man heute *bâtir* usw. auch auf den Steinbau anwendet, so ist die Begriffserweiterung einleuchtend. — *Lever la table* weist uns sinnfällig auf das Aufheben

des germanischen viereckigen Brettertisches hin; denn *tabula* bedeutet „Brett". In Germanien selbst wurde er durch den runden *discus* > *Tisch* verdrängt. *Mensa* ist nicht im Französischen, sondern in den andern romanischen Sprachen erhalten. — *Etuve* „Badestube" und *Stube*, so verführerisch die äussere Aehnlichkeit auch sein mag, sind nicht identisch, wenn sie sich auch beeinflusst haben mögen. **Extufare* „dämpfen" bildete **extūfa* > neufranz. *étuve* (engl. *stove*). Im Deutschen müsste das lateinische Etymon **Staube* ergeben haben. *Stube* ist zu *stäuben* gebildet, das 1. „mit Ruten klopfen", d. h. „massieren nach dem Bade", 2. „Wasser zersprengen" (in der Badestube) bedeutet. — Hinaus aus der mittelalterlichen Badestube in den gallischen Urwald! *arriver* < **adripare* hat offenbar ursprünglich „ans Ufer kommen" bedeutet, bevor es zum heutigen neutralen „ankommen" verblasste. Die Franzosen waren kein Seevolk; wie ist also das Etymon **adripare* zu erklären? Gallien war mit dichten, unwegsamen Wäldern bedeckt, die Flüsse bildeten die Hauptverkehrsadern. Daher wurde das wesentliche Ankommen ein „ans Ufer Kommen" = **adripare*. Mit der starken Bewaldung hing auch die Anlage von zahlreichen Niederlassungen zwischen der winkelförmigen Mündung zweier Flüsse zusammen. Diese Lage bot ausser dem günstigen Verkehr auf dem Wasser eine gute Verteidigung. Nordfranz. *Condé* und südfranz. *Condat*, die zu *condare* „zusammenfliessen" gebildet sind, machen uns die Entstehung und Art dieser zahlreichen Orte klar. Tatsächlich haben sie alle die charakteristische Lage zwischen zwei Flüssen. Dieselbe Erscheinung sehen wir bei *confluentes* > *Conflans*, deutschem *Koblenz*. — Auch *route* < *via rupta* verrät den Waldcharakter Galliens; denn *rumpere* heisst nicht nur „brechen", sondern auch „reissen", so dass *via rupta* einen durch das Gehölz „gerissenen (Schneisen-)Weg" bezeichnet.

Das span. *largo* „lang" ersetzt in eigentümlicher Weise das Längen- durch das Flächenmass. Dies erklärt Meyer-Lübke daraus, dass die Bergbewohner, als sie aus dem Gebirge hervortraten, beim Anblick der unendlich sich dehnenden mesetischen Ebene den Begriff der Länge nicht mehr vor Augen hatten und zu dem anschaulicheren des Weitgedehnten griffen. — Auch *samedi*, rheinländisch *Samstag*, auf die griechische Form statt auf die lateinische *sabbatum* zurückgehend, lässt uns einen Blick in die Kultur der Vorzeit tun: Es bestand eine starke griechische Gemeinde im gallogermanischen Kulturkreise der Augusta Treverorum und Colonia Agrippina, was auch aus Inschriften und Kunstgegenständen erhellt, z. B. der Darstellung der Heiligen im Rheinlande nach griechischer Art. — Das Christentum beeinflusst ebenfalls als spätere Kulturmacht wesentlich die Sprache. Wenn z. B. ital. *cattivo* < lat. *captivus* die ethische Verengung zu „schlecht" erfahren hat, so erklärt sich das aus der Verwendung in kirchlichen Schriften, wo *captivus* „in den Fesseln des Teufels" bedeutet. — Dass die Renaissance des 16. Jahrhunderts wie

auch das klassische Zeitalter der franz. Literatur in das Leben der Sprache eingreifen und sie bewusst regeln, ist bekannt. Neu ist in manchen Fällen die Erklärung des Grundes. „Biene“ hiess im 16. Jahrhundert *mouche à miel, avette, abeille* (selten *è* + plur. *s*<*apem*). La Fontaine sagt noch archaisch *mouche à miel*. Warum überlebt *abeille* die andern Bezeichnungen? Malherbe, der Schrittmacher der klassischen Zeit, der viel zur Klarheit und Schärfe der französischen Sprache beigetragen hat, schrieb vor, dass jedes Wort, dem klaren Wesen der französischen Sprache gemäss, einen engen Bedeutungskreis haben müsse. Damit war *mouche à miel* verdammt, auch das Diminutiv *avette* musste fallen, während man *abeille* als einfachen Begriff empfand und es beibehielt. *è* + *s* war zu kurz, als dass es lebensfähig hätte bleiben können.

In geistvoller Weise entwickelte Professor Spitzer seine Ideen über *Neuere Richtungen der französischen Sprachwissenschaft*. Der Historismus (das „Lautschieben“), der naturwissenschaftliche Betrieb (Schleicher) u. ä. Methoden der Linguistik sind überwunden. Es gibt keine ehernen Lautgesetze. Jedes Wort hat seine besondere Geschichte. Wellenförmig greift die Ausbreitung eines Begriffes um sich. Die Dialekte sind nicht scharf abzugrenzen. Geographie und Sprachentwicklung gehen Hand in Hand. „Sachen und Wörter“ müssen in ihrem Zusammenhange erkannt werden. Die Linguistik wird so zur Kulturwissenschaft erhoben. Bahnbrecher in dieser Richtung waren und sind R. Mehringer, H. Schuchardt, Meyer-Lübke u. a. Spitzer charakterisierte drei typische Vertreter der modernen Forschung: Karl Vossler, den „Künstler“, Jules Gilliéron, den „Mathematiker“, Ferdinand de Saussure, den „Architekten“.

Vosslers[1]) Ideen sind folgende: Sprache ist geistiger Ausdruck. Nur Stilistik ist reine Sprachwissenschaft. Begabte Individuen geben die Impulse zu Aenderung und Entwicklung. Die Wortschöpfung geschieht individuell, die Entwicklung kollektiv. Das Lautgesetz kann nicht geleugnet werden, aber es ist nur graduell von Analogie verschieden. Sprach- und Kulturgeschichte sind eins. Der Partitiv z. B. wurde im Mittelfranzösischen allgemein, als ein „praktischer, rechnerischer, verstandesmässiger Realismus“ alle Dinge als „kommensurabel und ponderabel“ empfand. Der Konjunktiv nach den Verben der Gemütsbewegung wurde feste Regel zu derselben Zeit, wo Descartes seinen *Traité des passions de l'âme* schrieb. Künstlerische Antriebe sind von grösster Wichtigkeit, darum rückt die Dichtersprache in den Vordergrund. — Eine Gefahr liegt nahe bei dieser Methode: Die Vergeistigung der Sprachwissenschaft wird übertrieben. Ueber den Begriffen Wortschöpfung, Stil, Kunst, Kultur darf man den Boden der exakten Forschung nicht verlassen. Aber wohlgemerkt:

---

[1]) s. K. Vossler, ***Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung.*** 3. Aufl. Heidelberg 1921 (***Zeitschr.*** 21, 216).

Neuerer reden mit Pathos. Gelegentliche Uebertreibungen schmälern ihre Verdienste nicht. Nach Spitzer bleibt unser Ziel, die Sprache aus Veranlagung und Schicksal einer Nation zu erklären. Heute ist es aber noch nicht erreichbar. „Nur ein universaler Mensch kann Philologe sein.“

Jules Gilliéron bildet mit seiner sprachgeographischen Methode eine vorzügliche Ergänzung zu Vossler. Er gibt in seinem *Atlas linguistique* auf 1600 Karten eine Tatsachensammlung, die ein unentbehrliches Hilfsmittel des Philologen werden muss. Aus einer solchen Karte erhellt durch Farbendruck Alter und Verbreitung eines Wortes. Jedes Blatt stellt einen kulturgeschichtlichen Ausschnitt dar. Wir sehen z. B., wie das nordfranz. *il faut* durch die verkehrsreiche Strasse des Rhonetals nach Südfrankreich marschiert und nun das *cal* — Gebiet trennt. Gilliérons Theorie von der physiologischen „Erkrankung“ der Wörter, dadurch dass sie infiziert oder homonym werden, und von den geistig-therapeutischen Heilmitteln ist nicht durchweg anzunehmen. Sicher aber bedeutet das Streben der Sprache, aus der *détresse lexicale* nach Klarheit zu kommen, einen gewaltigen Entwicklungsfaktor. Die Lautgesetze an sich nennt Gilliéron einen *mirage phonétique,* mit dem man sich nicht zufrieden geben darf. Jedes Wort hat seine besondere Geschichte, wie schon Vossler betonte. Schöpferische Prinzipien sind Homonymie und Volksetymologie. *Fermer* leitet Gilliéron nicht von **firmare* ab, sondern von *le fer.* Das führt nach Spitzer auf zu spekulative Bahnen. Auch *fumier* mit *fumer* in Verbindung zu bringen, weil der Düngerhaufen „raucht“, scheint zu phantastisch! Hier ist das „Lautschieben“ von $\d{e}+m > \d{ü}$ immer noch die beste Erklärung. — Was vom *patois* gilt, ist auch von der Schriftsprache zu sagen, die allerdings das Schriftbild als Unterscheidungs- und Konservierungsmittel hat.

Ferdinand de Saussure sucht das Methodische in den Vordergrund zu stellen. Die Entwicklung vollzieht sich von der individuellen Rede zur kollektiven Sprache. Die Sprache ist ein System, und die Sprachwissenschaft hat nicht nur historischen, sondern auch deskriptiven Charakter. Forscher wie Bally, Brunot, Sainéan u. a. bauen diese Ideen in psychologischer, soziologischer und kultureller Richtung aus. — Als Ergebnis stellt Spitzer fest: Wir erkennen allenthalben eine starke Reaktion des Psychologischen gegen das Mechanische. Der Mensch als Schöpfer wird betont. Aber man werfe das gute Alte nicht zum verrosteten Eisen!

In seinen *Phonetischen Streitfragen* führte Professor M e n z e r a t h zuerst in den wissenschaftlichen Streit um das Einteilungsprinzip der Laute ein. Er verteidigt die Einteilung nach Artikulationsart und -stelle, wie auch seine sehr anschauliche deutsche Lauttafel zeigt, die von der Viëtors etwas abweicht. Die Drucksilben- und Schallsilbentheorie hält er für identisch. Gegen Schuchardts Modetheorie (vgl. Einführung des Zäpfchen-*R* durch die Preziösen)

und Freuds pathologische Theorie („Versprechen, Verlesen, Verschreiben, Verhören") tritt Menzerath für die Bequemlichkeitstheorie ein. — Die Schule muss den allergrössten Wert auf den Lautierkursus legen. Einige besonders beachtenswerte Winke seien wiederholt auf die Gefahr hin, dass sie vielen Fachlehrern bekannt sein mögen. Benutzt die Lauttafel! Führt in die fremde Lautwelt unter besonderer Rücksicht auf die landschaftliche Eigenart des Schülers ein! Achtet von Anfang an auf Sprachtakte und Satzmelodie! (Hier wäre wohl mancher für mehr Einzelheiten dankbar gewesen.) Lehrt Laute und Betonung nicht schematisch, sondern möglichst bald im Zusammenhang des Satzes! So hängt z. B. die relative Quantität ab von der Länge des Satzteils wie die *â*-Reihe in *pâte* (lang), *pâté* (halblang), *pâtissier* (kurz) beweist. So ist ferner die Endbetonung nicht unbedingt in allen Fällen die richtige. Wer hätte einen Franzosen noch nicht *beáucoup* betonen hören, wenn das Wort unter starkem Ton steht? Charakteristische Beispiele für diesen Akzentwechsel bot der Grammophonvortrag einer Fabel La Fontaines, die Jacques Fenoux von der Comédie Française gesprochen hatte. Da klangen sicher aus massgebender Quelle überstark betonte Wörter wie *pétits, pélé, gáleux.* Eigenartig war die deutliche Aussprache eines unorganischen ə in *ours[ə], animal[ə], mal[ə],* während ein im Schriftbild vorhandenes ə trotz der poetischen Vorlage meist unausgesprochen blieb.

Einen tiefen Einblick in die Seele des französischen Volkes liess Dr. Platz in seinen *Geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus* tun.[1]) Wie nach 1871 der Dekadentismus einsetzte und die französische Seele eine öde Leere in und um sich empfand, wie dann mit den achtziger Jahren erst kaum bemerkbar, aber bald mit Nachdruck eine Regeneration unter der Führung Taines und vieler anderer stattfand, die im wesentlichen sich an die alte Tradition vor 1789 anlehnte, die aber auch rezeptiv fremdes Geistesgut aufnahm und auch an der Revelation aus metaphysischer Tiefe erstarkte, das alles steht uns jetzt klar vor Augen.

Ein Bild Englands von hervorragender Schärfe gab der berufene Kenner Professor Dibelius in seiner Vorlesung *Aristokratie und Demokratie in England.*[2]) Im innerpolitischen, sozialen, kirchlichen, unterrichtlichen Leben ist überall Demokratisierung auf breitester Grundlage festzustellen, aber — die nötigen Klauseln sorgen dafür, dass die demokratische Welle die mannigfachen Privilegien der Adligen (die sich zum grössten Teil aus den Reichen rekrutieren) nicht hinwegschwemmt. Noch wichtiger als verbriefte Rechte ist der tatsächliche Einfluss von oben herab. Das alte Ritterideal lebt noch im Volke fort. Auch der Arbeiter möchte gentleman sein. Gehört der eng-

---

[1]) Vgl. H. Platz, *Geistige Kämpfe im modernen Frankreich.* Kempten 1922 (*Zeitschr.* 22, 212 ff.).

[2]) Vgl. W. Dibelius, *England.* 2 Bde. Berlin 1923 (s. *Zeitschr.* 23, 147).

lische Ausspruch „This is a democratic country“ also in das Gebiet des cant? Nein! Die Aristokratie ist keine abgeschlossene Kaste, beständig erhält sie Zufluss vom Bürgertum. Bezeichnend ist z. B. das glänzende demokratische Stipendienwesen, das sogar den Zugang zu Oxford und Cambridge verschafft. Demokratisch ist auch die weitgehende Unabhängigkeit des Bürgers vom Staate, im Gegensatz zum preussischen Beamtenstaat. Die allgemeine Idee des englischen Staates ist: zuerst den Menschen selbst handeln zu lassen und dann in einzelnen Fällen eine generelle, autoritative Entscheidung zu treffen. — Und die Nutzanwendung: Jedes Land ist individuell. Wir Deutschen können deshalb von England nichts einfach übernehmen, sondern müssen auf eigenen Füssen stehen.

In seiner zweiten Vorlesung *Butler und Shaw* führte Dibelius folgendes aus: Dieses England mit seinen demokratischen Allüren und seinem innerlich konservativen Wesen fordert kritische Köpfe durch tausenderlei Angriffsmöglichkeiten geradezu zur Satire heraus. Was Shaw bedeutet, wissen wir alle, ging doch sogar sein Ruhm von Deutschland aus. Kaum bekannt dagegen ist bei uns sein literarischer Lehrmeister Butler, der schon in seinen Utopien *Erewhon* und *Erewhon revisited* das moderne Staats- und Gesellschaftsleben ablehnt. Butler predigt den Kult des Schönen und des Trieblebens. Moralische Vergehen sind nur Krankheiten; aber Krankheiten und Hässlichkeit gelten in Erewhon als Verbrechen. Als Philosoph ist er ein Nachfahre der Aufklärung, ausserdem zeigt er Anklänge an Ed. v. Hartmanns Lehre vom Unbewussten. Ob direkte Beeinflussung von deutscher Seite vorliegt, ist noch nicht erwiesen. Alle Erfahrungen für gut oder schlecht werden in uns aufgezeichnet und vererbt. Unser Hirn ist keine tabula rasa, die empirisch beschrieben werden muss. Das stärkste teleologische Lebensprinzip ist die Summe aller Erfahrungen. — Die ästhetisch-künstlerische Note Butlers kommt noch mehr in seinem Roman einer Familie nach Zolas Art *The Way of all flesh* zum Ausdruck.

Auf Shaws Geistreichigkeit und absolute Negation alles Gewordenen und Bestehenden wusste Dibelius helle Schlaglichter zu werfen. Dass England seinen Propheten nicht ganz ernst nimmt, ihm aber eine weitgehende Narrenfreiheit gewährt, ist charakteristisch. Deutschem Denken scheint Shaw nicht sehr tief. Alles anzugreifen, ist keine Weisheit. Und was er an fundamental Neuem zu geben glaubt, ist nicht neu. Auch wir wissen, dass individuelle Tatkraft und Handeln über Kollektivgeist und Wissen geht. Ein Aphorismus wie *He who can does, he who cannot teaches* entlockt uns ein Lächeln. Trotzdem ist Shaw im Grunde ernst zu nehmen, so wenn der optimistische Gedanke der Aufklärung trotz aller Kritik zum Durchbruch kommt und wenn der machtvolle Wille zum Leben betont wird. Vergessen sollen wir Deutsche auch nicht seine Bekämpfung der Kriegs-

lüge und des englischen cant, wenn wir auch wohl wissen, dass es nicht uns, sondern seinem Prinzip zuliebe geschah.

Die Ausführungen des Lektors Binder über *English Puritanism* gaben treffliche Definitionen und Beispiele dieser typisch englischen Geistesrichtung. Den Abstraktionen abhold, verhalf der Puritanismus dem individualistischen, realistischen und ethischen Element zum Siege. Uebrigens ist es falsch zu glauben, dass der puritanische Geist erst mit Cromwell und Milton in England eingezogen wäre. Er steckt seit den ältesten Zeiten im Wesen der Nation und charakterisiert sie z. T. noch heute. — Nicht gering zu schätzen war der Gewinn, originales Englisch in geistreich impulsiver Art zu hören, für die meisten Fachgenossen heute ein leider seltenes Ereignis. —

Was *Sprachforschung und Dichtung* miteinander zu tun haben, wusste Geh.-Rat Walzel in glänzender Analyse zu zeigen. Die Sprachlehre ist Voraussetzung künstlerischen Schaffens, ist eine Funktion der Dichtkunst. Wenn der junge Goethe das Verb dem Nomen vorzieht, so verleiht das seiner Dichtung Bewegung. Der Dichter wirkt sich aus, und wir erleben das „Werden" mit. Das ist eigentliche Lyrik und tiefstes Wesen der Kunst. Der spätere Goethe zieht das Nomen vor und tut damit den bedeutsamen Schritt zum ausgeglichenen „Sein", zur Ruhe klassischer Vollendung. Man hüte sich davor, zu stark die einzelnen Dichtertypen unterscheiden und schematisieren zu wollen. Deutsche Dichtung ist impressionistisch: Sie schildert schlechthin die Ereignisse. Der rationalistische französische Geist fragt auch nach der Ursache der Ereignisse. Dieser grundlegende Unterschied geht schon aus so einfachen sprachlichen Erscheinungen hervor wie *„es" klopft, „es" fängt an zu regnen,* denen das Französische das ursächlich-logischere *»on« frappe, »ça« commence à pleuvoir* gegenüberstellt. Manch andere sprachliche Eigenart charakterisiert das künstlerische Schaffen eines Volkes, eines Individuums, einer Epoche, wie z. B. die Verwendung der Adverbien, die Anwendung der Person, der Zahl, der Zeit des Verbs, die Verwachsung der Präposition mit dem Verb, die Bevorzugung des Aktivs oder Passivs, die Rektion der Verben, die Wortstellung, der Satzbau. Durch gespannten Satzbau erreichen Goethe, Hölderlin, Wagner — nach antikem Muster — ungeahnte Wirkungen. Man beachte die Hemmungen in *Wanderers Sturmlied, Wandrers Nachtlied.* — All dies ist noch wenig erforscht. Man forsche und sammle. Mancher wird es, durch Walzels Ideen auf die richtige Fährte gebracht, mit Freuden tun und so Kunst, Sprache und Leben in ihren harmonischen Beziehungen und Wechselwirkungen erkennen.

Gummersbach (Rheinl.). Walter Becker.

Kurse zur Englandkunde in Breslau.

Die von Prof. Dr. Schücking an der Universität Breslau eingerichteten Kurse zur Englandkunde waren im Jahre 1924 (4. Jahrgang) Irland gewidmet. Es wurden folgende Vorträge in deutscher Sprache gehalten:

1. Prof. Dr. Friederichsen, *Irland, Natur und Wirtschaft.*
2. Privatdozent Dr. Köbner, *Daniel O'Connell.*
3. Prof. Dr. Landsberger, *Irische Buchmalerei.*
4. Prof. Dr. Sepelt, *Völker und Rassen auf den Britischen Inseln.*
5. Mr. Michael O'Brien (Irland) nach Dr. J. Pokornys Manuskript. Professor Pokorny war durch Krankheit am Kommen verhindert. a) *Entwicklung und Eigenart der irischen Kirche.* b) *Bedeutung des irischen Elementes für die Missionierung und die Kultur des Abendlandes im Mittelalter.*
6. Prof. Dr. Schücking, *Der Dramatiker Synge und die „keltische Renaissance".*

In englischer Sprache behandelten:

1. Prof. Dr. Thomas C. Hall (Göttingen), a) *The Land Question in Ireland.* b) *The Religions Question in Ireland.*
2. Mr. Michael O'Brien, *The Recent Political Development in Ireland.*

Eine kurze Zusammenfassung des Inhalts der Vorträge führt zu folgenden Ergebnissen:

Eine geographische Betrachtung zeigt, dass Irland nach Lage, Klima und Boden ein Land grosser wirtschaftlicher Möglichkeiten ist. Es liegt ebenso günstig wie England an dem Rande des europäischen Festlandes, das Amerika zugekehrt ist und vom verkehrsreichsten Ozean der Erde bespült wird. Sein ozeanisches, immer feuchtes, warmes ausgeglichenes Klima, das sogar das Gedeihen immergrüner Mittelmeerpflanzen im Süden und Südwesten der Insel zulässt, ermöglicht auf den Weideflächen der Inselmitte während des ganzen Jahres kräftigen Graswuchs und ist für den Anbau von Gerste und Hafer und für den Anbau von Gespinstpflanzen (Flachs und Hanf) besonders günstig. Die eigenartige Bodengestalt, die mit den erhöhten Rändern und der tieferen Mitte einer Schüssel gleicht, ist allerdings Ursache dafür, dass die Mitte zum Teil abflussloses Sumpf- und Moorland ist, dessen Reichtum Torflager sind. Ein wirtschaftlicher Vorteil dieesr Bodengestalt aber liegt in dem Fehlen von Hochgebirgen, dem Ueberwiegen von Flachland und Mittelgebirgen. Letztere bauen dem Verkehr keine Schranken, riegeln auch als Randgebirge die Küsten nicht vom Hinterland ab und gestatten, was besonders wichtig ist, eine leichte Verbindung der Amerika zugekehrten Westküste mit der nach England sehenden Ostseite. Steinkohle, Kupfer und Silber kommen in Irland nur in geringen Mengen vor. Aber grosse Reichtümer könnte eine vernünftige Bewirtschaftung aus den ausgedehnten Weideflächen, den mächtigen Torflagern (30—40 Meter; am Rande des inneren Beckens 100 Meter mächtig) und aus Gersten- und Haferbau ziehen. Der seit alters mit Erfolg betriebene Anbau von Ge-

spinstpflanzen liesse die Entwicklung einer bodenständigen Industrie erwarten. Was für Schätze hat nun das an sich tüchtige Volk der Iren aus diesem von Natur reichen Lande herausgeholt? Auf den grossen Weideflächen treibt der Ire Viehzucht, aber die Ausfuhr von Butter und Milch geht nur nach England. 83 Proz. der landwirtschaftlichen Erzeugnisse werden heute nach England ausgeführt. Das Ackerland wird nicht mehr wie vor Jahrhunderten vornehmlich mit Gerste und Hafer, sondern mit Kartoffeln bestellt. Die Torflager, die an Mächtigkeit diejenigen Deutschlands übertreffen, werden nicht im entferntesten so ausgebeutet, wie die in unserem Vaterlande, und auch die kleinen Kupfer-, Kohlen- und Silberbergwerke könnten, bei regerem Betrieb grössere Erträge liefern. Von Industrie ist, wie zu erwarten, nur die Textilindustrie entwickelt und auf die eine Landschaft Ulster mit Belfast beschränkt. Die vielfältigen Verkehrslinien sind nur im Osten zum Ausbau eines dichten Bahnnetzes und zweier grosser Kanalzüge benutzt. So machten die Engländer den Osten Irlands zur Wirtschaftsfront, den atlantischen Westen zur toten Seite der Insel. Sie bauten hier den Bauern nicht einmal die nötigen Lokalbahnen. Ueberall findet man ungenutzte wirtschaftliche Möglichkeiten. Dieses für Irland so traurige und kennzeichnende Missverhältnis von Möglichem und tatsächlich Vorhandenem findet seinen stärksten Ausdruck in der Armut der ländlichen Bevölkerung des fruchtbaren Weidelandes. Die besten Ländereien sind im Besitz weniger reicher, nicht irischer Viehzüchter, während 80 000 Iren in fensterlosen Lehmhütten wohnen müssen. Es zeigt sich ferner in der erschreckenden Bevölkerungsabnahme. 1845 hatte Irland 8,3 Mill. Einwohner, 1911 nur noch 4,4 Mill. Die Ursachen dieser Erscheinung sind nicht geographische. Wie die Engländer das Irenvolk durch sieben Jahrhunderte hindurch im eigenen reichen Lande knechteten, dezimierten, künstlich arm machten, das zeigt am besten die Geschichte Irlands.

Forschungen über die Urgeschichte des Landes gehen zurück bis an das Ende der Eiszeit. Nach dieser Zeit wurden die britischen Inseln von einer eskimoartigen Bevölkerung bewohnt, später kamen von Süden her die Iberer. Von beiden finden sich jetzt noch Spuren. Die ersten Indogermanen, Kelten, wanderten im 3. und 5. Jahrhundert vor Christi aus Nordfrankreich und Belgien ein. Den heimischen Kelten brachte um 450 nach Christi der Mönch Patrick das Christentum und während der nächsten Jahrhunderte führten die opferbereiten und von echt irischer Wanderlust beseelten Mönche das Christentum im Auslande ein, besonders in Schottland, Frankreich und in der Schweiz. Ihre Religion war so milde, dass nicht ein einziger Märtyrer zu verzeichnen ist. Die Insel „der Heiligen und Gelehrten“ verbreitete durch ihre wandernden Missionare mit dem Christentum klassische Literatur und Wissenschaft überhaupt. Auch die irische Kunst wurde von diesen Mönchen weitergetragen und auf das Fest-

land verpflanzt. Bedeutend sind in der Buchmalerei die farbigen Initialen in verschlungenen Bandmustern. Solche Bücher sind besonders aus dem 7. und 9. Jahrhundert in Dublin (Trinity College) in der St. Gallener Stiftsbibliothek, im Vatikan und der Bibliothèque Nationale in Paris. Diese Bücher und 117 erhaltene Manuskripte sind Zeugen des Fleisses der irischen Mönche und ihrer Liebe für Kunst und Wissenschaft. Ums Jahr 1000 erlosch die Blütezeit infolge der beständigen systematisch durchgeführten Unterdrückung durch England. Von irischer Literatur konnte nicht mehr die Rede sein, und Jahrhunderte später mit der Abschaffung der Sprache (Englisch sollte die Sprache des Landes werden) durch die Union (1801) schien sie völlig dem Untergang geweiht zu sein. Doch dass sie nicht ganz erstorben war, beweist die Renaissance am Ende des 19. Jahrhunderts. Sie entspringt der nie erloschenen Liebe der Irländer für ihre Vergangenheit. Im Mittelpunkt der keltischen Renaissance steht das Theater. Dramatiker dieser Zeit sind Synge, Lady Gregory, George Moore und Yeats. Die von ihnen geschilderten Menschen spiegeln meistens die hervorstehendsten Züge ihrer Landsleute wieder, die Produkte der sie umgebenden eigenartigen Natur sind.

Besonders anziehend waren die Ausführungen von Prof. Hall über die noch jetzt im Brennpunkt stehende Frage des irischen Landbesitzes (Land Question). Jahrhunderte hindurch gehörte der Grund und Boden in Irland der Allgemeinheit, und auch während der Feudalzeit betrachtete sich der Lehnsherr nur als Schützer eines dem ganzen Stamm gehörenden Gutes. Im Jahre 1171/72 trat ein Umschwung ein. Heinrich II. von England drang in Irland ein, besiegte es und gab seinem Gefolge Land, das er den Iren entrissen hatte. Auf dieselbe Weise gingen besonders Essex unter Elisabeth und Cromwell vor. Durch beispiellose Grausamkeiten zwangen sie die Iren zur Unterwerfung und bemächtigten sich ihres Besitzes. Ausgedehnte Ländereien wurden einem einzigen Herrn übertragen, der meistens in England wohnte, selten nach Irland kam und nichts von dem Leben seiner nun arm gewordenen Pächter wusste. Diese waren blosse Bodenarbeiter, die jeden Augenblick vertrieben werden konnten, wenn sie die Pacht, die der Besitzer nach Gutdünken heraufsetzen durfte, nicht bezahlen konnten. Wie geschickt die Engländer nur ihren eigenen Nutzen aus dem unterworfenen Lande zu ziehen wussten, beweist, dass sie aus Konkurrenzfurcht die irische Schafzucht unterdrückten (Parlamentsbeschluss von 1699). Und als die grosse Hungersnot in der Mitte des 19. Jahrh. in Irland ausbrach, verhinderten die Engländer sogar die Einfuhr amerikanischer Liebesgaben. Wohl wurden im Laufe der Zeit Stimmen laut, die für das unglückliche Land Hilfe forderten und Gesetzesentwürfe, welche danach strebten, das schreiende Unrecht gut zu machen, wurden dem Parlament vorgelegt, aber erst 1903 ging ein Gesetz durch, das die Pächter bis zu einem gewissen Grade von der Willkür des Gutsherrn befreite.

Die unterdrückten Iren erhoben sich zwar mehrere Male, aber jeder Versuch, die Freiheit zu erlangen, wurde mit rücksichtsloser Grausamkeit unterdrückt. Englands Politik ging immer dahin, Irland zu einem Vasallenstaat herabzudrücken und sein Volk zu Sklaven zu machen. Im Anfang des 19. Jahrh. erreichten es O'Connells (the great liberator) Bemühungen, auf friedlichem und gesetzmässigem Wege einen Wandel zu schaffen, die Abschaffung harter Ausnahmegesetze für die Katholiken.

Das Christentum der Iren war stets frei von einengendem Fanatismus und immer getragen von grosser Duldsamkeit; es war voller Freude und Heiterkeit und von dem Wunsche beseelt, die Menschen gut und glücklich zu machen. Erst durch die Engländer, die künstlich Zwietracht säten zwischen den katholischen Süden und den protestantischen Norden, kamen religiöse Feindseligkeiten. Es handelte in Irland so, wie es jetzt in Indien vorgeht, wo es zwischen Mohamedanern und Hindus religiöse Kämpfe schürt.

Dieses auf jegliche Weise geknechtete Volk hat trotzdem nie seinen Freiheitsdrang verloren. Im Jahre 1920 ist es ihm endlich durch die Sinn-Fein-Bewegung gelungen, dieselben Rechte wie die englischen Dominions zu erlangen (Home-Rule). Wenn England die Flamme des Religions- und des Parteihaders nicht schürt, bleibt zu erhoffen, dass Irland trotz der zurzeit noch nicht überbrückten Gegensätze seine Freiheit behält. So wird ein neues in Politik und Religion einiges Irland erstehen, das Englands Macht und Ruhm vergrössert, während es als Sklavenland nur eine Gefahr für seine Bedrücker sein würde.

Breslau. Berta Deventer.

Der 21. Realschulmännertag in Augsburg.

13. bis 15. Juli 1924,

verbunden mit der Feier des 50jährigen Bestehens des Vereins.

Im Rahmen der Veranstaltungen dieses schönen Festes fand am Montag, den 14. Juli eine Sitzung des bayerischen neuphilologischen Fachverbandes statt, eröffnet durch seinen langjährigen verdienten Vorsitzenden, Oberstudienrat N. Martin (München) mit einem Rückblick auf die Geschichte und erspriessliche Tätigkeit des Verbandes zum Besten der Schule und zur Wahrung der Standesinteressen. Hierauf wurden zahlreiche pädagogische und unterrichtliche Fragen in regem Gedankenaustausch erörtert. U. a. wurde die Pflege des Spanischen und Russischen als Wahlfach an den neunklassigen Anstalten betont und für die Gymnasien ein zweiter Neuphilologe verlangt. Mit der Einführung des Englischen als Erstsprache, namentlich an den realistischen Anstalten,

hat man nach einstimmigem Urteil gute Erfahrungen gemacht, auch hinsichtlich der Befruchtung des deutschen Unterrichts. An gediegenen Lehrbüchern fehlt es nicht. Das Lehrbuch von Grund-Schwabe wurde lobend erwähnt wegen der dort geschickt angewandten Dialektik. Die durch den Krieg stillgelegte Verleihung von Reisestipendien bedarf einer vernünftigen Neuregelung. Auch der fremdsprachliche Unterricht an den Mädchenlyzeen beschäftigte die Versammlung. Die Anforderungen sollten nicht zu hoch gehen, die bei der Schlussprüfung verlangte freie Arbeit der Wahl des Lehrkörpers überlassen werden.

Die aus allen Gauen Bayerns und der Pfalz zahlreich besuchte Fachsitzung war durch den Geist harmonischen Zusammenwirkens ausgezeichnet. Oberstudiendirektor Dr. Scholl widmete dem Vorsitzenden warmempfundene Worte des Dankes für die bisherige umsichtige Verbandsleitung mit der Bitte, auch bei der Neuwah die Bürde des Vorsitzenden in bewegter Zeit wieder auf sich zu nehmen, was Oberstudienrat Martin in erfreulicher und entgegenkommender Weise noch einmal zu tun versprach.

Neustadt a. H. Scholl.

Portugiesischer Ferienkurs in Coimbra.

Die ständig wachsende Entwicklung unserer Beziehungen zum portugiesischen Südamerika, dem unerschöpflichen Brasilien, und zu Portugal zwingt uns, auch dem Studium der portugiesischen Sprache, wie schon seit geraumer Zeit der spanischen, mehr Beachtung als bisher zu schenken. Zurzeit gibt es noch keinen portugiesischen Unterricht auf einer höheren Schule Deutschlands. Eine Befähigung für das höhere Lehramt im Portugiesischen kann lediglich bei der Oberschulbehörde Hamburg durch Prüfung erworben werden. Portugiesische Lektorate bestehen zurzeit in Hamburg, Berlin und Jena.

Auf Veranlassung des Ibero-amerikanischen Instituts zu Hamburg besuchen in diesem Jahr zum ersten Mal deutsche Studierende die portugiesische Universität Coimbra zum Studium der Sprache, Literatur und Kultur des Landes. In diesem Sommer findet auch an dieser berühmten Universität Portugals ein Ferienkursus für Ausländer, vom 15. Juli bis Ende August, statt. Dem Ehrenausschuss gehören ausser dem Rektor der Universität noch die in Deutschland bekannte Romanistin Frau D. Carolina Michaelis de Vasconcelos und Dr. Eugenio de Castro an. Ausser Vorlesungen über portugiesische Sprache, Kultur und Literatur, unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte Brasiliens, bieten praktische Sprachkurse, unter Leitung erfahrener, des Deutschen mächtiger Lektoren, wie z. B. des Lektors der Berliner Universität, Herrn Providencia, der auch zu jeder wei-

teren Auskunft gern bereit ist, genügend Gelegenheit, sich mit dem Gebrauch der Umgangssprache vertraut zu machen.

Von ganz besonderer Bedeutung dürfte es für uns Deutsche sein, dass man in Portugal jetzt dem Erlernen der deutschen Sprache rege Teilnahme entgegenzubringen beginnt. An der Universität Coimbra finden in diesem Semester für drei verschiedene Jahreskurse Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur, neben praktischen deutschen Sprachkursen statt. Um den Studierenden einen Einblick in das deutsche Kulturleben der Vergangenheit und Gegenwart zu geben, beabsichtigt man die Eröffnung eines deutschen Lesesaals, in dem ständig Neuerscheinungen, Tageszeitungen und Zeitschriften neben älteren Werken ausliegen sollen.

Kollegen, die beabsichtigen, dies für uns so erfreuliche Werk der Kulturpropaganda in einem dem Feindbund angehörenden Lande durch Rat und Tat zu unterstützen, werden gebeten, sich mit Herrn Lektor Providencia, Berlin, Leibniz-Str. 69, II, in Verbindung zu setzen.

Bei der zurzeit in Portugal herrschenden Inflation, lebt der Deutsche dort verhältnismässig recht wohlfeil. Die bequemsten Reiseverbindungen bieten die glänzend eingerichteten deutschen Passagierdampfer, die auf ihrer Fahrt nach Mittel- oder Südamerika in Vigo, la Coruña, Leixões oder Lissabon anlegen.

Berlin. Fr. Tinius.

Literaturberichte.

O. Schultz-Gora, Altprovenzalisches Elementarbuch. 4. vermehrte Auflage, Heidelberg, Winter, 24. 216 S. 4,40 Mk., geb. 6,— Mk.

Das *Altprovenzalische Elementarbuch* bedarf keines Lobes mehr, nachdem es schon so vielen Studierenden den Zutritt zur altprovenzalischen Sprache und Literatur eröffnet hat. Anlage und Inhalt des trefflichen Büchleins sind in allem Wesentlichen die gleichen geblieben. Hier und da sind Retouchen erfolgt. Die Zahl der Lesestücke ist wieder um eins vermehrt (XXI, aus dem Roman *Flamenca*). Sie genügen sehr wohl für eine erste Einführung in die Lektüre. Für nicht richtig halte ich den S. 201 ausgesprochenen Grundsatz, die in den Beispielen zur Formenlehre und besonders zum *Syntaktischen* begegnenden Wörter nicht ins Wortverzeichnis aufzunehmen. Weshalb dem Benutzer nicht alles bieten, was er für das Verständnis des Elementarbuchs gebraucht? So bleibt also noch ein Wunsch für die fünfte Auflage.

Anthologie de la Poésie lyrique française de la fin du XVe siècle à la fin du XIXe siècle présentée par Georges Duhamel, Lpz., Insel-Verlag, 23. 531 S.

Die *Bibliotheca Mundi* des Insel-Verlages hat in die sehr bunte Reihe ihrer Bände jetzt auch eine Sammlung französischer lyrischer Gedichte aufgenommen. Sie ist vom Verfasser der *Confession de Minuit*, der *Vie des Martyrs*, der *Entretiens dans le tumulte* zusammengestellt, und

so trägt sie natürlich ihre eigenen Züge. Man pflegt das 17. und 18. Jahrhundert aus der Geschichte der französischen Lyrik ziemlich auszuschalten. Hier werden ihnen beiden über 200 Seiten des Bandes zugemessen, weit mehr als dem 19. Jahrhundert, das doch nach dem 16. Jahrhundert (mit dessen Lyrik man aber, abgesehen von den beiden Grossen, Ronsard und Du Bellay, mehr auf dem Fusse achtungsvollen Grusses als intimerer Bekanntschaft zu stehen pflegt) als das lyrische par excellence gilt. So liest man denn hier Stücke von Autoren, die dem gemeinen Leser in der Regel nur dem Namen nach (wenn das noch) bekannt sind: Lingendes, Maynard, Philandre, Malleville, Billaut, Lemoyne, Godeau aus dem 17., Lattaignant, Desforges-Maillard, Gentil-Bernard u. a. aus dem 18. Jahrhundert. Dass Molière in dieser Lyrik nicht nur mit dem bekannten warmherzigen Sonnet an De La Mothe Lè Vayer vertreten ist, sondern auch mit Fragmenten aus dem *Misanthrope,* Racine mit solchen aus der *Bérénice* und der *Phèdre*, wird mehr als einen Leser befremden. So ist die Auswahl in mancher Hinsicht überraschend. Von Victor Hugo findet man die unvermeidlichen: *Tristesse d'Olympio* und *Booz endormi*. Sind aber die anderen zehn Stücke in der Tat die Perlen aus diesem Ozean? Doch gerade weil die Anthologie Duhamels von anderen bei uns verbreiteten stark abweicht, wird sie interessieren. Gegenüber dem ernsthaften, meinethalben bisweilen pedantischen Geist, mit dem bei uns solche Sammlungen getroffen werden, verfährt hier der Verfasser mit leichterer Hand, vielleicht sogar ein wenig cavalièrement. Er findet es vergnüglich, auch dem leichteren Genre seinen Platz zu geben. Das Buch ist französisch in seiner Wahl, in seiner Préface mit ihren sehr summarischen Silhouetten, in den epigrammatischen Ueberschriften „qu'il a paru plaisant de proposer pour chaque auteur".

Wir wollen ihn deshalb nicht schelten; aber wir loben sein Werk auch nur, wenn er uns verspricht, es durch eine Anthologie de la Poésie lyrique française depuis Baudelaire zu ergänzen. Denn seine Sammlung reicht nicht „à la fin du XIX[e] siècle", wie sie behauptet. Sie reicht nur bis zu diesem Schriftsteller. Das heisst, sie bricht da ab, wo unser lebhaftestes Interesse gerade beginnt. Das neueste Frankreich wollen wir vor allem kennen. Und die Lyrik seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist, wie das Leben, auch in Frankreich von schwererem Gehalt geworden. Wir sind gespannt, welche Wahl Duhamel aus dieser Lyrik treffen wird.

Von Ausstattung und Druck erübrigt sich bei einem Werke aus dem Insel-Verlag zu reden.

Breslau. C. Appel.

René Lalou, Histoire de la littérature française contemporaine (1870 à nos jours), Paris, G. Crès et C[ie]. 6,90 fr. 755 S.

Endlich ist ein Werk erschienen, das über die neuesten literarischen Strömungen in Frankreich unterrichtet. Im ersten Teil stösst man noch auf viele bekannte Namen, im zweiten dagegen auf eine Fülle gänzlich unbekannter. Das Buch setzt ungefähr da ein, wo die Literaturgeschichte von Lanson aufhört. Lanson hatte im letzten Abschnitt die Symbolisten nur noch gestreift und selbst bei den Naturalisten und Parnassiens Huysmans, Renard, Mendès u. a. vielleicht absichtlich weggelassen. Hier ist Lalou bedeutend ausführlicher.

Die Haupttendenz seit 1870 sieht Lalou in dem ausgeprägten Gegensatz zur Romantik, wobei Leconte de Lisle und Baudelaire für die Poesie, Stendhal und Flaubert für den Roman, Taine und Renan für die Philosophie bestimmende Einflüsse auf die Schriftsteller ausüben.

Mit dem Symbolismus bricht sich aber von neuem die Persönlichkeit Bahn. Der Reim wird oft aufgegeben und dem musikalischen Element

der Sprache erhöhte Beachtung geschenkt. Lalou hält den Symbolismus für die fruchtbarste literarische Bewegung der letzten fünfzig Jahre: er hat den Naturalismus zerstört und ist schon in den letzten Romanen Zolas nachweisbar; ausserdem hatte er ein Neuerwachen der Romantik und des Klassizismus zur Folge. Seine Hauptvertreter Rimbaud, Verlaine, Mallarmé und die Schar ihrer Nachfolger nebst den symbolistischen Theaterstücken von Schwob und Gourmont behandelt er im sechsten Kapitel, um dann im nächsten die Anhänger der nationalen und internationalen Richtung (Barrès — Rolland) einander gegenüberzustellen.

Nunmehr beginnt die Darstellung der Literatur der letzten zwanzig Jahre. Dieser Wegweiser und praktische Führer durch die schier endlose Menge neuer Namen ist dadurch wertvoll, dass er sich bemüht, verwandte Gruppen zusammenzufassen, dass er eine Scheidung trifft zwischen Schriftstellern, die alte Traditionen fortsetzen und solchen, die eigene Bahnen einschlagen. Mit Ausnahme des Theaters, wo die psychologischen Stücke von Curel oder die *pièces* von Capus, Bernstein u. a. sich nur schwer durchsetzen gegen die Durchschnittsware, welche dem Theater Geld einbringt, hält Lalou die Gegenwartsliteratur durchaus für gleichwertig den besten Perioden der Vergangenheit. Er bietet zahlreiche Proben aus Gedichten von Théo Varlet, Fagus, Paul Fort, Paul Géraldy, François Porché, Henri Franck, Edmond Fleg und vielen anderen, die er rubriziert als poètes traditionalistes, intimistes, fantaisistes, cubistes, dadaïstes, philosophiques et sociaux. Eine interessante Gruppe bilden die sieben Dichter der Abtei von Créteil, die poètes unanimistes, mit Jules Romains an der Spitze. Hierzu gehören Duhamel, Vildrac, Arcos, Chennevière, Durtain und Jouve. Sie alle verbindet eine gleichartige Lebensanschauung und eine Aehnlichkeit in der Wahl der poetischen Form. Der freie Vers wird von ihnen bevorzugt.

Ein besonderer Paragraph ist den Dichtern Paul Claudel und Paul Valéry gewidmet, die beide unter dem Einfluss von Arthur Rimbaud stehen. Nach einer Würdigung des weiblichen Anteils an poetischen Erzeugnissen geht Lalou dann zu den zeitgenössischen Erzählern über. Es würde ermüdend sein, hier alle Namen aufzuzählen. Es mag genügen, die Ueberschriften anzuführen: Les Conteurs, le Roman artiste, l'Exotisme et l'Aventure, le Roman d'imagination, le Roman de guerre, le Roman social, le Roman provincial et régionaliste, le Roman d'analyse, le Roman féminin.

Zuletzt bespricht er noch Gobineau, Bergson, André Gide und die jüngsten Historiker und Philosophen. Im Anhang finden sich die letzten kritischen Erscheinungen und eine Liste aller moderner Schriftsteller und ihrer Hauptwerke.

Charlottenburg. H. Engel.

Fr. Neubert, Die französische Versprosa — Reisebrieferzählungen und der kleine Reiseroman des 17. und 18. Jahrhunderts Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Rokoko-Literatur. (= Supplementheft der Zeitschrift für französ. Sprache u. Literatur.) Jena u. Lpz., Wilh. Gronau, 23. 201 S.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts entsteht in Frankreich innerhalb der besonders reich gestalteten Erzählungsliteratur eine besondere Abart derselben, die aus inneren Gründen besonders in der Rokokozeit gepflegt wird, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sich grösster Beliebtheit erfreut und in einem deutschen Werke, Thümmels *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* (1791—1805 erschienen) einen Abschluss erhält, der in der Form und in seinen Einzelzügen an dem Genre teilhat, seines

Grundgedankens wegen, der Menschheitserziehung des Helden, aber mit Recht als eine Krönung des Ganzen bezeichnet wird. Es handelt sich dabei um zwei in der Form verschiedene, ihrem Inhalte und der Grundstimmung nach aber verwandte Erzeugnisse, Versprosa- und reine Prosaerzählungen. Die Form wechselt innerhalb der Evolution, die das Genre in der Zeit von 1650—1800 nimmt und die der allgemeinen kulturellen Entwicklung entspricht. Die Mischung von Vers und Prosa, die auf antiken Einfluss, Seneka (*Apokolokynthosis*) und Petronius (*Satyrikon*), zurückgeführt wird, entspricht dem ursprünglichen Inhalt, der, gemischt aus erzählenden und episodenhaften heiteren, bes. satirischen Elementen, sich in dem Stilwechsel die geeignete Ausdrucksform schafft. Als, besonders auf Rousseaus Einfluss, neue Stimmungselemente, die Liebe zur Natur, das Gefühlsmässige in den Vordergrund treten, verliert der „Stilbruch" seine Berechtigung und verschwindet der gereimte Teil, der die epikureischen, horazischen Bestandteile in Relief zu setzen bestimmt war.

Die gründliche, tiefschürfende und mit werbender Liebe geschriebene Studie ist aus mehr als einem Grunde zu begrüssen. Zunächst des Stoffes selbst wegen. Das reizvolle Genre, innerhalb der espritreichsten Zeit französischen Geisteslebens gepflegt, ist dem Leser auch heute noch genussreiche Stunden zu bereiten imstande, finden wir doch neben Chapelle und Bachaumont, von dessen *Voyage à Encausse* es seinen Ursprung nimmt, als Verfasser ähnlicher Werke einen Racine, Lafontaine, Tallemant, und im folgenden Jahrhundert Piron, Gresset, Voltaire und manche andere, deren Bild durch diese Kleinarbeiten eine willkommene menschliche Ergänzung erhält. Dazu aber geben uns die Schilderungen der Reisen und ihrer Erlebnisse, trotz der mancherlei grotesken Uebertreibungen, ein Bild der Menschen und des Lebens im damaligen Frankreich und in benachbarten Ländern. Der Epikureismus der hauptstädtischen Kreise, die Missachtung der Provinz, die dann allmählich, wie das Verständnis für die Natur erwacht, zur Bewunderung für das einfache Landleben umschlägt, spiegelt sich in den Werken ebenso wider, wie die Entwicklung im Naturempfinden selbst, das erst Schritt für Schritt aus der Konventionalität zum eigentlichen Sinn für landschaftliche Schönheiten, zuletzt auch die der Bergwelt gelangt. Es sind schliesslich nicht mehr die satirischen, sondern die lyrisch-emphatischen Partien, die die gebundene Rede, nun die Alexandriner hervorrufen. Form und Inhalt, die galanten Abenteuer, bedeuten ein „fröhliches, von keiner Erdenschwere belastetes, von keinerlei Tiefe des Gedankens oder Gefühls getragenes S p i e l." Man begreift, dass diese Gattung erst im Zeitalter des spielerischen Rokoko ihre vollste Entfaltung erlebte.

Daneben ist die Studie aber für die Erkenntnis allgemein literarischer Entwicklung von hohem Interesse. Die beiden behandelten Gattungen entstammen der Briefliteratur, deren Eigenart ja eigentlich die Veröffentlichung gar nicht voraussetzt. Das Ausgangswerk, dessen Beliebtheit die Nachahmungen und Nachschöpfungen erklärt, enthält bereits die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Dichtungsart, die sich bis in die letzten Erzeugnisse derselben erhalten, doch aber eine Entwicklung ermöglichen, welche uns die ganze Evolution des französischen Geisteslebens widerspiegelt, Eigentümlichkeiten, die uns auch die besonderen Anlagen, die besonderen Neigungen ihrer Verfasser klarer als deren grössere Werke enthüllen.

Verf. ist sich bewusst, mit seiner Arbeit ein paar wertvolle Bausteine für die noch ausstehende synthetische Darstellung des Romans im 17. und 18. Jahrhundert, und damit für die Darstellung des gesamten



Geisteslebens dieser Zeit beigetragen zu haben, das heute erst in seinen grossen, nicht immer den charakteristischsten Zügen bekannt ist. Und für die fleissige, klar geordnete, zum Schluss in mustergültiger Weise in ihren Ergebnissen zusammengefasste Arbeit wird ihm der Literaturforscher wie der Freund französischen Schrifttums grossen Dank wissen.

Berlin-Wilmersdorf. Th. Engwer.

Walther von Wartburg, Französisches etymologisches Wörterbuch, eine Darstellung des gallo-romanischen Sprachschatzes. Bonn. K. Schröder, 1922 ff. Pr. d. Lieferung 5 Schweiz. Franken.

Ein etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache besitzen wir noch nicht; das Körtingsche will nur ein praktisch brauchbares Handbuch sein und verzichtet ausdrücklich auf eine eingehendere Begründung der in jedem Einzelfall gegebenen Ableitung. Die einschlägigen Arbeiten von Diez, Körting (Lat.-Romanisches Wb.), Meyer-Lübke umfassen die Gesamtheit der romanischen Sprachen und können schon aus diesem Grunde Einzelfragen der Wortgeschichte nicht so eingehend erörtern, wie es bei dem heutigen Stande der Sprachwissenschaft wünschenswert erscheint. So füllt also das Werk von Wartburg eine stark empfundene Lücke aus und soll nach des Verf. Worten „eine Darstellung all des Sprachgutes werden, das seit dem Zerfall des Römischen Reiches auf dem Boden Frankreichs und der angrenzenden Gebiete französischer und provenzalischer Zunge gelebt hat. . . . Es wird all den reichen Stoff aufnehmen, der bisher in Zeitschriften, in Gilliérons *Atlas linguistique de la France,* in den schriftsprachlichen Wörterbüchern der älteren und jüngeren Epoche, in anderen lexikalischen Sammelwerken und besonders in den zahlreichen Dialektwörterbüchern niedergelegt ist. . . . . Das Material soll so viel wie möglich so dargestellt werden, dass die natürlichen genetischen Zusammenhänge sich von selbst daraus ergeben. . . . Am Schlusse eines jeden Artikels wird in einem besonderen Textteil auf die aus dem Stoffe sich ergebenden wort-, sach- und kulturgeschichtlichen Probleme hingewiesen, und, wo dies möglich war, auch eine positive Lösung versucht." Der Verf. beschränkt sich nicht auf die sog. Erbwörter, sondern zieht auch die Lehnwörter in den Kreis seiner Betrachtung. Er verzeichnet endlich im Gegensatz zu den bisherigen etymologischen Wörterbüchern auch alle die Wörter und Wörtergruppen, deren Herkunft noch unbekannt ist. Die Anordnung ist die alphabetische der zugrunde liegenden lateinischen, keltischen, germanischen usw. Stammwörter; auch Orts- und Eigennamen sind berücksichtigt, dagegen ist auf eine Ausbeute des Argot verzichtet, soweit nicht seine Ausdrücke Gemeingut der Sprache geworden sind. Die einschlägige Literatur ist in reichem Masse aufgeführt, ohne dass Vollständigkeit erstrebt wird, was im Interesse der Uebersicht eher Lob als Tadel verdient. Zu begrüssen ist es endlich, dass bei gelehrten Wörtern im Rahmen der Möglichkeit jedesmal das erste Auftreten in der französischen Sprache verzeichnet wird. Die bisher erschienenen vier Lieferungen sind auf 288 Seiten Lexikonoktav bis zum Abschluss des Artikels *batillum* gediehen. Dieses Wort trägt bei Meyer-Lübke die Nummer 992; da sein Werk im ganzen 9636 Nummern umfasst, so kann man hieraus einen Schluss auf den Umfang des Buches von Wartburg ziehen.

Breslau. H. Gröhler.

Ernst H. F. Beck, Die Impersonalien in sprachpsychologischer, logischer u. linguistischer Hinsicht. Lpz., Quelle & Meyer, 22. 106 S.

Zunächst erörtert der Verfasser den allgemeinen Begriff und die Einteilung der Impersonalien. Er unterscheidet subjektindexlose

Impersonalien und — bisher in der Literatur ausschliesslich in Betracht gezogene — subjektindizierende Impersonalien. Die erste Gruppe erläutert er an einem Gebilde wie *Krach* mit folgenden Worten: „Hier liegt schon ein Impersonale vor, und zwar aus folgendem Grunde. Formell syntaktisch ist *krach* das Generalsubjekt dieses Satzes: materiell bedeutet es ein Geräusch, dessen Träger sprachlich unbestimmt bleibt. Es bleibt also mit anderen Worten hier bei dem sprachlichen Ausdruck eines Vorgangs (durch *krach*), während dessen Träger (Subjekt) nicht einmal durch ein Subjektindiktivum, geschweige denn explizite (durch ein Subjektivum) ausgedrückt wird. Wir haben es also mit einem subjektindexlosen Impersonale zu tun: Impersonale deshalb, weil das Subjekt (der Träger des Vorgangs) unbestimmt bleibt, subjektindexlos aus dem eben angegebenen Grunde." Die subjektindizierenden Impersonalien scheidet er wieder in absolute — die bisher fast nur beachtet wurden — und prodeiktische Impersonalien. So ist z. B. *Es kracht* nicht nur mit Bezug auf vorher Genanntes oder sonstwie Bekanntes, sondern auch mit Bezug auf nachher zu Nennendes absolut. Wenn ich dagegen sage „Es tut mir lang schon weh, dass ich dich in der Gesellschaft seh", dann wird durch *es* auf den zunächst unbestimmt bleibenden und erst nachträglich — im Nebensatz — bestimmten Sachverhalt („dass ich dich in der Gesellschaft seh") hingewiesen, der den eigentlichen Träger des Prädikates „tut mir weh" bildet; hier also prodeiktisches (vorwärtsweisendes) Impersonale. Auf die weiteren Gliederungen auch dieser beiden Gruppen näher einzugehen, würde zu weit führen.

In dem zweiten Teil seiner Untersuchung gibt B. dann eine dankenswerte Uebersicht über die bisherigen Theorien, die über den logischen Begriff des Impersonale entstanden sind, wobei er eine Gruppe Miklosich und eine Gruppe Sigwart unterscheidet. Die Anhänger der ersten Richtung treten für die Eingliedrigkeit des Urteils ein (vgl. den bezeichnenden Titel einer Abhandlung Miklosichs *Subjektlose Sätze* 1883), während Sigwart (*Die Impersonalien* 1888) u. a. die Zweigliedrigkeit des Urteils verfechten. Zu diesem Ergebnis kommt auch B. in der daran sich anschliessenden kritischen Stellungnahme, wobei besonders auch die Begriffe logisches, psychologisches, grammatisches und methodologisches Subjekt geklärt werden (S. 62 ff.). Weiterhin zeigt er, wie die Impersonalien teils Essential-, teils Existenzialaussagen, teils Kausal-, teils Nichtkausalaussagen sind, und gelangt schliesslich zu der allgemeinen Charakteristik, dass sie in jedem Falle „urteilsmässige Aussagen mit die Aussagegrundlage repräsentierendem 'unbestimmten Spezialsubjekt" sind, oder wie Wundt, allerdings bloss mit Bezug auf die subjektindizierenden Impersonalien, gesagt hatte: „Die Impersonalien sind Urteile mit unbestimmtem Subjekt", nicht aber, wie Miklosich gemeint hatte, „subjektlose Sätze".

Ein dritter (linguistischer) Teil schliesslich behandelt die Erscheinungsformen der Impersonalien in den einzelnen Sprachen: Bantusprachen, Mandanegersprachen, Arabisch, indogermanische Sprachen, Japanisch, Chinesisch u. a.

Den Verfassern von Schulgrammatiken kann nicht dringend genug empfohlen werden, gerade auch in solche Sonderuntersuchungen sich recht gründlich zu vertiefen. So sehr auch wir es natürlich ablehnen, dass im Unterricht Sprachwissenschaft getrieben werde, so sehr müssen wir andererseits fordern, dass die Unterrichtswerke so weit, wie nur

irgend möglich, mit den Ergebnissen der Wissenschaft Schritt halten. Das ist leider bis in die neueste Zeit hinein nicht immer geschehen. — Dass sich von hier aus auch gelegentlich Beispiele zur Belebung von Erörterungen aus dem Gebiete der Logik, die jedoch nur ein bescheidenes Plätzchen im Philosophieunterricht beanspruchen darf, ergeben können, sei nur nebenbei angedeutet.

Darmstadt. Albert Streuber.

Mme Colomb, Deux Mères. Reformausgabe von Käte Hesse. Gotha, Perthes, 22. V+114 S. Dictionnaire explicatif 20 S. (= Perthes' Schulausgaben engl. u. französ. Schriftsteller. Nr. 66 B.)

In der *Introduction* bringt die Herausgeberin eine kurze Biographie von Joséphine Colomb, geborene Joséphine-Blanche Bouchet (1833 bis 1892), die sich als Schriftstellerin durch zahlreiche für die Jugend bestimmte Werke einen Namen erworben hat. Die 1875 erschienene Erzählung *Deux Mères* erfreute sich von Anfang an grosser Beliebtheit bei den jugendlichen Lesern und ist auch auf unseren höheren Schulen der Teilnahme der Schüler und Schülerinnen schon auf der Unterstufe sicher. Der Hauptvorzug besteht darin, dass die Erzählung eine gesunde Lehre vermittelt und an eine Handlung geknüpft ist, die fast immer fesselnd und originell ist.

Deutschland im Urteil von Franzosen. Auswahl aus Xavier Marmier, Frau von Staël, P. Didon, Henry Lichtenberger, Victor Cambon, Victor Giraud, Jules Huret. Hrsg. v. E. Pariselle. Lpz., Renger, 23. VIII+100 S. (= Französ. u. engl. Schulbibliothek hrsg. v. Pariselle u. Gade. Bd. 214. Reihe A.)

Das vorliegende Bändchen ist ein neuer Versuch, die Schüler der höheren Lehranstalten in das Verständnis der Wesensart der fremden Völker einzuführen. Zu solcher Unterweisung gehört unstreitig auch, dass der Schüler erfahre, welche Ansichten bei diesen Völkern über sein eigenes Vaterland und dessen Bewohner verbreitet sind. Deshalb hat der Herausgeber aus französischen Schriftwerken des XIX. Jahrhunderts eine Anzahl Lesestücke zusammengestellt, die sich zu einem der wesentlichen Züge nicht entbehrenden Bilde der Beurteilung zusammenschliessen, die der Aufstieg des Deutschen Reiches bei dessen westlichen Nachbarn gefunden hat. Für die Auswahl der Stücke aus neuerer und neuester Zeit war der Grundsatz massgebend, nur solche zu bringen, deren Verfasser sich bemüht haben, ihre nationale Befangenheit abzustreifen und Deutschland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zu gleicher Zeit war es aber auch notwendig, von den vielen schmähenden Schriften, in denen ungezügelter Deutschenhass sich während des Weltkriegs Luft gemacht hat, wenigstens eine charakteristische Probe zu geben. (Vgl. Nr. IX: Giraud, *L'Allemagne „Au-dessus de tout".)* Eingeleitet wird die Sammlung durch einen Aufsatz von X. Marmier, *La Découverte de l'Allemagne* (S. 1—7), der als Vorrede zu Frau von Staëls *De l'Allemagne* geschrieben wurde, und durch zwei Kapitel aus diesem berühmten Buche selbst: II. *De l'aspect de l'Allemagne* (S. 8—13) und III. *Des moeurs et du caractère des Allemands* (S. 14—23). Es folgen IV. *La Complexité du Génie allemand* und X. *Armée et Universités* von P. Didon, V. *L'Evolution allemande moderne* u. VI. *La Fondation de l'Unité allemande* von H. Lichtenberger, VII. *L'Essor économique* von V. Cambon et Lichtenberger, VIII. *La Politique extérieure de l'Empire* von Lichtenberger, XI. *La Science Base de*

tout und XII. *Les Services publics* von Cambon, XIII. *L'Education militaire,* XIV. *Quelques Notes prises dans les Casernes,* XV. *„Ici on applique la Loi“* und XVI. *Dimanches populaires berlinois* von J. Huret. Die Einleitung enthält biographische Notizen über die Verfasser, die meist noch am Leben sind. Die Anmerkungen (S. 79—100) sind rein sachlicher Art und enthalten alles zum Verständnis des Textes Notwendige.

Doberan i. M. O. Glöde.

Willy Rosalewski, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. — Uebungen zum Lehrbuch der französischen Sprache. Lpz., Quelle u. Meyer, 24. 176+33 S.

Das Werk ist wohl bestimmt als Lehrbuch für Anstalten mit Französisch als zweiter Fremdsprache; ein Vorwort fehlt leider. Der Stoff gliedert sich in Texte (Prosa und Gedichte), Grammatik und Wörterverzeichnis und in das getrennt erscheinende Uebungsbuch mit deutschen Stücken. Die Texte sind sämtlich aus Schulausgaben französischer Schriftsteller genommen, die Belegstellen der Grammatik meist aus den Prosatexten; die Auswahl und Fassung des grammatischen Stoffes ruht auf der wesentlichsten wissenschftlichen Literatur über die französische Syntax. So fordert das Werk eine methodische Verwertung der Texte im Sinne der letzten preussischen Erlasse über die Einschränkung der Uebungsbücher und die Verwendung der Lesestoffe zur Erarbeitung der Grammatik. Bei gründlicher Durcharbeitung erscheinen die auf knapp 30 Seiten vorhandenen Prosatexte völlig ausreichend als Grundlage für die Formen- und Satzlehre. Die Grammatik vereinfacht den Stoff auf Grund psychologischer und logischer Erklärungen fast durchweg in glücklicher Weise. Doch teilt sie mit anderen ähnlichen Werken die Gefahr, dass die in den Anmerkungen (aus übrigens einwandsfreien Quellen!) gegebenen Hinweise auf Freiheiten und Zugeständnisse (*tolérances*) dem Lernenden das Bild der guten Ausdrucksweise verwirren und die syntaktischen Unterschiede dem Deutschen gegenüber verwischen. *Tolérances* sind eben nicht für deutsche Schüler, sondern für jene Franzosen geschaffen, die ihren Befähigungsnachweis als Unterbeamte erbringen sollen; der gute französische Schriftsteller würde sich hüten, von solchen Zugeständnissen Gebrauch zu machen, weil er in den Verdacht käme, ungebildet zu sein. Ein Nachteil, den spätere Auflagen beseitigen müssen, ist es, dass die phonetische Einführung und jede Aussprachehilfe unterblieben ist.

Gérard de Nerval, Le rêve et la vie. La Bohème galante. Wien, Manz [23]. 368 S.

In einer Zeit, in der die okkulten Wissenschaften starken Anhang finden, wird Nerval (1808—1855) manchem Leser willkommen sein. *Traum und Leben* offenbart die Ideen und Phantasien eines an der Grenze der Geisteskrankheit dahinwandelnden Menschen, der Systeme der Kabala, der Mystik und Theosophie, die Seelenwanderungslehre und die Astrologie in sich verbindet, um den Schleier der Maja zu lüften und das Land zu finden, in dem das Leben ein Traum und der Traum das Leben ist. Die Sammlung *La Bohème* enthält geistreich und liebenswürdig erzählte Nichtigkeiten; ernst zu nehmen ist darin nur die Abhandlung über die psychologischen und ästhetischen Werte der *Poètes du XVI*e *siècle.* Dass überall die stärkste Einwirkung deutscher Bildung zu spüren ist, kann bei dem Uebersetzer von Goethes Faust nicht auffallen; Missverständnisse sind aber nicht selten. Auch für Nerval scheint Schlesien in Polen zu liegen; eine Tante von ihm ruht *dans la froide Silésie au cimetière catholique polonais de Gross-Glogaw.* — Druck und Ausstattung des Bandes sind gut.

Th. ed Beaux, Parlez-vous français? Handbuch der französischen Umgangssprache. 20. Aufl. Berlin, Dümmler, 22. 136 S. (= Kochs Sprachführer für den Selbstunterricht Nr. 2.)

Die Methode des Büchleins ist eingestellt auf Schliemanns Rat, Musterlesestücke aufmerksam zu lesen und auswendig zu lernen, ohne die Zeit mit Grammatikstudium zu verlieren, da die Kenntnis der Deklination und Konjugationen genüge. Eine kurze Einführung in die Aussprache mit leider unzulänglicher Lautschrift, die zur Verwechslung von Lautbild und Schreibung führen kann, knappe grammatische Anweisungen, Wortgruppen, Redensarten, Gespräche und Briefproben machen den Unterrichtsgang aus. Auf Erklärungen der Grammatik wird verzichtet. Dass *recevons* die Endung: *evons* hat und ähnliches, sollte auch in dem einfachsten Sprachführer nicht mehr stehen!

F. Le Bourgeois, Französische Handelskorrespondenz. — Französische Gesprächs- und Uebungsstoffe für Handelsschulen und Kaufleute. Heidelberg, Groos, 22. 237+156 S.

Voraussetzung für beide Werke ist die Kenntnis der Grundlagen der französischen Sprache und der deutschen Handelskorrespondenz. Das erste Werk bringt zunächst Briefarten des täglichen Geschäftsverkehrs (Anfrage, Angebot, Auftrag, Versand und Empfang, Bezahlung), dann die Bank-, Speditions- und Kommissionsgeschäfte. In dem zweiten Werke ist die *terminologie commerciale* zu Lesestücken, Gesprächen und Briefen verarbeitet (Laufbahn, Handelshaus, Handelsgeschäfte, Kontorarbeiten, Verkehrsmittel, Bank- und Börsengeschäfte, Wirtschaftsleben und Einrichtungen im Dienste des Handels). Beide Bücher empfehlen sich durch ihre Gründlichkeit, die keine der grossen Schwierigkeiten dieses Gebietes umgeht, durch unbedingte Zuverlässigkeit und durch die Berücksichtigung der starken Wandlungen, die der Krieg und die Zeit nachher im französischen Handelsleben und in den Beziehungen der beiden Länder herbeigeführt haben.

Ch. Glauser, Französische Sprachlehre für Handelsrealschulen, Handelsschulen und verwandte Anstalten. III. Teil: Handelskorrespondenz. 2. unveränderte Aufl. Lahr (Baden), Moritz Schauenburg, 22. 198 S.

Die ersten Abschnitte beschäftigen sich mit dem im Warenhandel üblichen Briefverkehr, die späteren mit der Bankkorrespondenz. Dass bei einem für deutsche Schulen bestimmten Werke zunächst Inlandsgeschäfte behandelt werden, erklärt sich aus der Absicht, den Schüler methodisch und gründlich in die Stoffe hineinzuführen und ihn auch für Stellen im französisch korrespondierenden Auslande heranzubilden; erst auf dieser Grundlage werden Einfuhr- und Ausfuhrgeschäfte behandelt. Aus dem Bankbetriebe sind Kassen- und Wechselabteilung und Kreditverkehr berücksichtigt. Das Werk enthält vielseitigen Anschauungs- und Uebungsstoff und zeichnet sich durch sorgfältige Erklärung des Geschäftsganges und durch einen reichhaltigen Formelschatz in übersichtlicher Ordnung aus.

Breslau. Jos. Klapper.

Barbara Jansen, Tristan und Parzival. Ein Beitrag zur Geschichte des Mittelalters. Utrecht, A. Oosthoek, 23. 116 S.

Wenn sich auch diese holländische Doktorarbeit vor allem mit den beiden grossen deutschen Epen von Gottfried und Wolfram beschäftigt, so verdient sie doch wegen ihrer Tüchtigkeit wie wegen der zahlreichen

Beziehungen auf die französischen Vorbilder der beiden Dichtungen auch hier kurze Erwähnung. Es kommt der Verf. hauptsächlich darauf an, die Wesensunterschiedenheit zwischen Gottfried und Wolfram deutlich herauszuarbeiten. Sie fasst ihre Ergebnisse am Schlusse in folgende Worte zusammen: „Im *Tristan* haben wir es mit einer Klerikerdichtung zu tun, deren Held alle höfischen Tugenden und Fertigkeiten besitzt und dem mystischen Frauenkult huldigt. Im *Parzival* aber haben wir den Helden eines Ritterromans vor uns, der die Weltanschauung der Albigenser und Reminiszenzen an den im Rufe der Ketzerei stehenden Templeronden noch sehr deutlich erkennen lässt.“ Die Begründung hierfür ist in sehr sorgfältigen Einzeluntersuchungen gegeben, die auch manches beachtenswerte Licht auf das Verhältnis der deutschen Werke zu den französischen Quellen werfen, so dass die Schrift auch den Romanisten fesseln wird.

Otto L. Jiriczek, Specimens of Tudor Translations from the Classics. With a Glossary. (= Germanische Bibliothek, hrsg. v. W. Streitberg I, 3, 6.) Heidelberg, Winter, 23. 200 S.

Das Buch enthält zehn Uebersetzungsproben aus der Tudorzeit, und zwar Vergils *Aeneis* IV, 1—172 in den Uebertragungen von Gavin Douglas (1553), von Surrey (1557), Thomas Phaer (1558) und Rich. Stanyhurst (1582); dann Ovid, *Metam.* III, 341 ff. (Narcissus) in der Uebersetzung eines Unbekannten von 1560 und von Arthur Golding; ferner Buch VII (Medea) von Golding und von demselben auch Buch XI (Anactor), alle drei 1567; dann *Heroid.* V. von George Turberville (1567), Horaz, *Sat.* I von Thomas Drant (1566) und Homer, *Ilias* VI, 369 ff. (Hektor u. Andromache) von Arthur Hall (1581) und George Chapman (1609).

Der grosse Wert dieser Ausgabe liegt darin, dass die Texte mit vollkommener Treue in der Schreibung, Zeichensetzung, im Schriftbild, in der Zeilenabsetzung usw. übernommen sind, so dass sie nicht nur inhaltlich wertvoll sind, sondern auch eine äusserst wichtige Unterlage für die Beurteilung dieser Erscheinungen in dem genannten Zeitalter bilden. Auch die Quellen für die Uebersetzungen sind mit abgedruckt und zwar möglichst in den Ausgaben, die die Bearbeiter benutzt haben oder doch benutzt haben können. In verschiedenen Fällen sind auch ältere, mit als Quelle dienende französische und italienische Vorlagen mitgeteilt (St. Gelais, 1509) und B. C. Piccolomini (1544) für Vergil, Salel (1555) für Homer).

So entspricht das mit peinlichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hergestellte Buch, das ausserdem noch zahlreiche Lesarten, vorzügliche bibliographische Angaben und ein vortreffliches Glossar enthält, seinen Hauptzwecken, 1. als Grundlage für akademische Seminarübungen zu dienen, 2. uns mit der bisher fast nur dem Namen nach bekannten Ueberletzungsliteratur dieser Zeit genauer vertraut zu machen, in vollstem Masse. Es ist die Frucht fast zehnjähriger mühevoller Arbeit und emsigsten Fleisses, dafür aber auch eine in seiner Art einzig dastehende Leistung. Das einzige, was ich daran bedauern möchte, ist, dass es englisch abgefasst ist; doch wird der Grund darin liegen, dass wohl der Verlag, um auf seine Kosten zu kommen, mit hinreichendem Absatz in England und Amerika rechnen musste. Deutsch geschriebene wissenschaftliche Literatur hat ja da immer noch kein Heimatrecht wiedererlangt.

Hermann Ullrich, Defoes Robinson Crusoe. Die Geschichte eines Weltbuches. Lpz., Reisland, 24. VIII + 108 S.

Ullrich ist wohl der beste Kenner der Robinsonliteratur und hat selbst starken Anteil an der Forschung über dieses Gebiet. 1898 erschien

seine grundlegende Bibliographie *Robinson u. Robinsonaden*, 1906 seine Uebersetzung von Defoes *Robinson* in der Hendelschen Weltliteratur (2. Aufl. 1923), eine Reihe wichtiger Aufsätze und Besprechungen brachten verschiedene Zeitschriften, und jetzt ist eben das vorliegende Buch vollendet. Ursprünglich sollte ein viel ausgedehnteres und eingehenderes Werk von strengster wissenschaftlicher Art die Fortsetzung der *Bibliographie* bilden. Persönliche Verhältnisse des Verf. und der Krieg mit seinen Folgen haben dies verhindert, und es ist nur dieser zwar nicht sehr umfängliche, aber recht inhaltreiche Band zustande gekommen, der „für den weiteren Leserkreis" bestimmt ist. Ich glaube nicht, dass die Tatsache dieses Ersatzes sehr zu bedauern ist; denn auf diese Weise wird ein Ziel, das sich der Verf. gesteckt hat, entschieden sicherer erreicht werden: Dieses Buch wird gewiss mehr Leser finden, als eine rein gelehrte Untersuchung. Und mir will es scheinen, dass es auch wissenschaftlich seinen Zweck voll erfüllt. Es gibt zunächst eine recht eingehende kritische Darstellung des Lebens und Wirkens Defoes, sowie eine genaue Analyse und literarische Würdigung des *Robinson*. Dann folgt eine ergiebige und lehrreiche Besprechung der „Robinsonaden" vor Defoe, in der vor allem wieder betont wird, dass der Bericht Alexander Selkirks nicht im eigentlichen Sinne als Quelle Defoes zu betrachten sei. Im letzten Drittel des Buches legt dann der Verf. die Wirkung des Romans auf die Zeitgenossen und die Weltliteratur dar. Dass hier nicht Vollständigkeit angestrebt und erreicht ist, ist durchaus kein Mangel, da es sich bei den Nachahmungen und Bearbeitungen vielfach um recht unbedeutende Leistungen handelt, die eine ausführliche Einzelbesprechung gar nicht lohnten. Alles, was nur einigermassen wichtig ist, hat U. sorgfältig berücksichtigt, und seine Absicht, eine begründete Vorstellung von der tatsächlichen Verbreitung der Robinsonaden zu geben, hat er vollkommen erreicht. So gebührt dem rastlosen Forscher für diese neue Gabe wärmster Dank.[1])

Hans Hecht, Daniel Webb. Ein Beitrag zur englischen Aesthetik des 18. Jahrhunderts. Mit einem Abdruck der Remarks on the Beauties of Poetry [1762]. Hamburg, H. Grand, 20. 117 S.

Daniel Webb, ein geborener Ire, der von 1718 oder 1719 bis 1798 lebte, ist ein fast völlig verschollener Schriftsteller, den man kaum in einer Literaturgeschichte findet. Seine wenigen kunst- und literaturkritischen Arbeiten haben weder bei den Zeitgenossen noch bei der Nachwelt ernstliche Beachtung gefunden. H. entzieht den Mann der wohl nicht unverdienten Vergessenheit. Er verzeichnet die dürftigen biographischen Angaben, die wir über ihn haben, er zählt seine sieben Schriften auf und macht eingehende Inhaltsangaben von den drei verhältnismässig bedeutenderen: 1. *Inquiry into the Beauties of Painting,* 2. *Remarks on the Beauties of Poetry,* 3. *Observations on the Correspondence between Poetry and Music.* In gewissem Sinne sind für uns seine Beziehungen zu dem Maler Raffael Mengs und zu Winckelmann bemerkenswert, die er i. J. 1758 in Rom anknüpfte. Deutsche Zeitgenossen behaupteten, dass er in seiner ersten Schrift den Inhalt mündlicher Vorträge von Mengs gewissenlos

---

[1]) Beiläufig möchte ich hier noch einen sehr sonderbaren lateinischen Robinson nennen, den ich besitze: „Joach. Henr. Campii Robinsonius Minor. E Germanica editione XIII denuo latine vertit perpetuaque vocabulorum et phrasium observationumque grammaticarum et lexicographicarum serie Broedero atque Grotefendio ductoribus in usum tironum illustravit Io. Frider. Theoph. Nagel. Pars prior. Helmstadii, Libr. Fleckeiseniana, MDCCCXXIII." (VIII+300 S. 8°.)



benutzt und dessen wertvolle und neue Gedanken als sein geistiges Eigentum ausgegeben hätte. Hecht versucht, diesen Vorwurf — der Kunsthistoriker Füssli spricht in seinem *Allg. Künstlerlexikon* (1806) gut deutsch von „schändlichem Raub" — ein wenig abzumildern, muss ihn aber im Grunde doch bestehen lassen. — An diese Darstellung, die rein geschichtlich und wissenschaftlich genommen, bei der grossen Sorgfalt der Darstellung wertvoll ist, schliesst sich dann ein Neudruck der *Remarks*, die aus zwei Gesprächen bestehen. Das erste ist eine Verteidigung des Blankverses gegen das Reimpaar, das zweite erörtert allgemeine Begriffe wie Geschmack, Empfindsamkeit, Geist, Genie, das Erhabene, das Pathetische. Das Wichtigste an der ganzen Auseinandersetzung sind seine Aeusserungen über Shakespeare, aus dem er vielfach seine Beispiele nimmt.

Karl Wildhagen, Die treibenden Kräfte im englischen Bildungswesen. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne, 23. 46 S. 1,50 Mk.

Diese kleine Schrift, Heft 947 von F. Manns *Pädag. Magazin*, erschien gleichzeitig mit Dibelius' *England*. In diesem vorzüglichen Werke ist Bd. II, 83—185 das gesamte englische Erziehungswesen eingehend und mustergültig behandelt. Wer Dibelius nicht immer zur Hand hat, mag zu Wildhagens Darstellung greifen, die knapp, aber alles Wesentliche berührend, eine Uebersicht über das englische Bildungswesen gibt und auch die Grundlagen, auf denen es ruht, kennzeichnet. Zur Einführung ist sie wohl geeignet und den neuphilologischen Referendaren zu empfehlen. Den Einfluss Deutschlands, dessen Bildungswesen man in England vor dem Kriege öffentlich, wenn auch etwas neidisch, laut rühmte, und die Schattenseiten des englischen Prüfungswesens, das vielfach zur Aneignung gewaltiger Massen mechanisch einzupaukenden Gedächtniswissens zwingt, hätten stärker betont werden können.

Karl Völker, Die religiöse Wurzel des englischen Imperialismus. Tübingen, Mohr, 24. 28 S.

Der Verfasser, Professor der Theologie an der Universität Wien, gibt einen kurzen Ueberblick über die Entstehung des englischen Imperialismus, dessen Ursprung er mit Recht in der Person, den Plänen und der Wirksamkeit Oliver Cromwells sieht. Er schliesst sich ganz wesentlich an F. Bries Buch *Imperialistische Strömungen i. d. engl. Lit.* (1916) und einige andere einschlägige Werke an, hat aber die Schrift von Karl Arns, *Der religiöse britische Imperialismus* (Bochum, 1919; vgl. *Zeitschr.* 18, 347) nicht gekannt und benutzt — nicht zum Vorteil seiner Ausführungen. Die Darlegungen von A. O. Meyer über *Die sittlichen Triebkräfte d. engl. Imperialismus* in F. Roeders *Engl. Kulturunterricht* (Lpz. 1924) hat er nicht mehr auswerten können.

Paul Wertheimer, Brüder im Geiste. Ein Kulturbilderbuch. Wien, Deutsch-Oesterreichischer Verlag, 23. 207 S.

Eine hübsche Sammlung flott und anregend geschriebener, wenn auch nicht gerade sehr tief eindringender Feuilletons über literarische Gegenstände aus aller Welt. Homer, Deutschland, Oesterreich, Dänemark, Schweden ist bedacht, ferner aus den Gebieten, die uns angehen, Italien, Frankreich, England, Amerika. Von diesen sind folgende Beiträge bemerkenswert: *Renaissance*, eine knappe, blütenreiche Skizze. — *Napoleon als Schriftsteller*, eine eingehendere Charakteristik auf Grund seiner Erinnerungen, Briefe und Erlasse. — *Ein Napoleonide*, Skizze von Stendhal. — *Ein gelebtes Lustspiel*, behandelt das wechselreiche Leben Beaumarchais' nach seinen Denkwürdigkeiten. — *Ein Denkmal für Mistral*, vertritt die

Ansicht, dass das noch bei seinen Lebzeiten in Paris enthüllte Denkmal des während des Weltkrieges gestorbenen provenzalischen Dichters besser in seinem Heimatdorfe aufgestellt worden wäre. — *Tagores Schattenriss,* sehr überschwenglich. — *Galsworthy,* geht besonders auf *Die dunkle Blume* ein. — *Leafcadio Hearn,* ein schönes Bild dieses feinen Kenners und Schilderers Japans. — *Walt Whitman,* eine packende Würdigung dieses ersten modernen amerikanischen Dichters. — Alle diese Stücke sind, wenn auch gar nicht philologisch angelegt, doch auch für uns Philologen recht lesenswert, denn sie sind von glühendem Leben erfüllt.

Aus dem Tagebuche eines englischen Mädchens. Ins Deutsche übertragen von E w a l d H a u f e. Stuttgart, Bonz, 1924. 189 S. gbd. 4,50 *M.*

Es ist unverständlich, wie man ein solches Buch heutzutage veröffentlichen kann. Es enthält Aufzeichnungen einer jungen Durchschnittsengländerin namens Martha Osborn, die in den Jahren 1882—84 Frankreich, Italien, Tunis und die Dolomiten bereiste und ihre gänzlich oberflächlichen, ja nichtssagenden Eindrücke niederschrieb. Für sie selbst und ihre Familie mögen ja diese Erinnerungen einen begreiflichen Reiz und Wert haben. Andern Menschen bieten sie nichts, weswegen ich auch hier nicht weiter auf den Inhalt eingehe. Die deutsche Uebersetzung, die ihr Mann verfasst hat, ist überdies noch ungewöhnlich schlecht und ungewandt. Für unsere Zwecke ist das Buch unbrauchbar.

Hans Fischl, S i n n u n d W i d e r s i n n d e s d e u t s c h l a t e i n i s c h e n U e b e r s e t z e n s. Wien, Deutscher Verlag f. Jugend u. Volk (1924). 84 S. 1,40 *M.*

Eine frisch-fröhliche und recht überzeugungskräftige Kampfschrift, die einmal gründlich und unverblümt die Schäden aufdeckt, die das im Grunde noch auf dem althumanistischen Ideal der „imitatio Ciceronis" beruhende, von vielen Lehrern hochgepriesene, von den meisten Schülern verwünschte Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische mit sich bringt. Verfasser geht von österreichischen Verhältnissen aus und zieht eine Fülle abschreckender Beispiele von fürchterlichem Uebersetzungsdeutsch aus bekannten Lehrbüchern seiner Heimat heran. Aus reichsdeutschen Büchern könnte man leicht das gleiche tun. Die jüngste preussische Neuordnung hat ja nun endlich den Mut gefunden, die Uebersetzung ins Lateinische als Zielleistung bei der Reifeprüfung zu streichen, ein Erfolg, um den uns die österreichischen Amtsgenossen beneiden werden. Im übrigen lohnt es sich noch immer für jeden Philologen, auch den Neusprachler, das muntere Büchlein zu lesen. Denn ähnliche Erscheinungen, wie sie der althumanistische Uebersetzungsbetrieb bislang nicht selten zeitigte, lassen sich ja leider auch auf unseren Gebieten beobachten; die Seuche des „Uebersetzungsdeutsch" wütet ja da auch zuweilen im gesprochenen wie im gedruckten Worte.

Bastian Schmid, P e s t a l o z z i u n d w i r. (= Pädagogische Reihe, 19.) München, Rösl & Cie, 23. 119 S.

Ein äusserst geschicktes und eindrucksvolles Büchlein. Es beabsichtigt — und das ist wirklich nötig — uns Pestalozzi ein wenig näher zu bringen, als es durch vieles Schreiben und Sprechen ü b e r ihn gelingt. Daher teilt der Herausgeber eine Anzahl der besten Gedanken und Aussprüche des grossen Pädagogen, meist aus den *Abendstunden eines Einsiedlers* im Wortlaut mit und erörtert im Anschluss daran eine Reihe von Grundfragen unseres gegenwärtigen Erziehungsverfahrens. Da ergeben sich manche sehr lehrreiche Schlaglichter. Die Grundsätze der Anschaulichkeit und des Arbeitsverfahrens werden besonders dringlich

behandelt, als sehr wesentliche pädagogische Hauptforderungen werden Ehrfurcht, Frömmigkeit und Liebe aufgestellt, was um so beachtenswerter ist, als sie — jetzt leider vielfach vergessen — von einem Naturwissenschaftler erhoben werden. Sehr gute Bemerkungen finden sich auch über Klassenausflüge, über den deutschen Unterricht, über sexuelle Aufklärung, Bewegungsfreiheit, philosophische Propädeutik. — Das Büchlein ist sehr lesenswert, auch für unsere engeren Fachgenossen, besonders aber für den jungen Nachwuchs.

Arthur Bauckner, Einführung in das mittelalterliche Schrifttum. München und Kempten, Kösel & Pustet, 1923. 174 S.

Dieser Band (97) der bekannten *Sammlung Kösel* erfüllt die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ausgezeichnet. Knapp, klar, einfach und doch durchweg auf dem Boden der Wissenschaft fussend, bespricht er alle Fragen, die sich auf Schrifttum und Schriftkunde des Mittelalters beziehen, die Quellen, Schrift, Schreibgerät, Schreiber, Urkunden, Handschriften, Ueberlieferung, auch einige Bemerkungen über Auslegung und Herausgebertätigkeit werden gemacht, die Mittel zur Wiederherstellung beschädigter oder verblasster Schriftzüge werden angegeben, ein reichhaltiges Literaturverzeichnis weist denen, die sich weiter belehren wollen, die Wege. Den Fachgenossen, die ja oft genug in der Schule auf solche Dinge zu reden kommen, ist das kleine Werk zu empfehlen, auch wegen seines allgemeinen kulturgeschichtlichen Wertes.

F. Poske, Der neue Kurs im preussischen höheren Schulwesen. Kundgebung des deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Lpz., Teubner, 1924. 16 S. 0,40 Mk.

Auch diese Arbeit, Heft 9 der II. Folge der *Schriften des deutschen Ausschusses,* bedeutet eine sehr ernste Kritik der preussischen Denkschrift über die Neuordnung. Sie geht mit sehr schwerem Geschütz vor und sucht mit grosser Schärfe die darin enthaltenen Widersprüche hervor. Sie beklagt es schmerzlich, dass die Denkschrift einseitig den Hauptanteil an der Jugendbildung den kulturkundlichen Fächern zuweise, die mathematisch-naturwissenschaftlichen aber schwer benachteilige. Dass bei der Verteidigung der eigenen Sache oft recht kräftige Töne angeschlagen werden, ist wohl verständlich; aber die Wirkung wäre doch noch nachhaltiger, wenn nicht der Bildungswert der deutschkundlichen Fächer und der neueren Sprachen so stark angezweifelt würde. Das Heft ist sehr beachtenswert und verdient gerade auch von unseren engeren Fachgenossen gelesen zu werden.

E. Edert, Die elastische Einheitsschule. Lpz., Teubner, 1924. 33 S.

Diese kleine Schrift ist in ihrer Klarheit, Gedrungenheit und praktischen Einstellung eine ausgezeichnete, positive Kritik der preussischen Reformschrift. Sie hebt, nicht unfreundlich, aber deutlich und scharf die schwachen Seiten dieser Arbeit hervor, als besonders wesentlich die, dass die Herausschälung der vier verschiedenen Grundformen höherer Schulen — in Wirklichkeit sind es ja viel mehr — die deutsche Bildungseinheit schwer gefährdet, und dass die Stellung der deutschkundlichen Fächer als Mittelpunkt der Gesamtbildung nicht ernst genug herausgearbeitet ist. Sie sollen ja da in den Dienst der übrigen Fächer treten, anstatt dass jene ihnen dienen. Edert macht auch positive Vorschläge, hauptsächlich im Anschluss an das System von Kern und Kursen, das vor allem Bader und Schwarz entwickelt haben (vgl. *Ztschr.* 22, 129). Dadurch wird der von der preussischen Denkschrift ebenfalls n i c h t berücksichtigten

freieren Gestaltung des Unterrichts auf der Oberstufe wieder zu ihrem Rechte verholfen. Ueber die Einzelheiten mag man dies flott und anregend geschriebene Heft selbst nachlesen. Hoffentlich übt es auf die endgültige Gestaltung der Neuordnung noch eine recht nachhaltige Wirkung aus.

Breslau. H. Jantzen.

Oxford Poetry 1923 (Oxford, Basil Blackwell).

Dieser neue Band ist in seinem Charakter nicht wesentlich verschieden von der Sammlung des vorhergehenden Jahres (s. *Zeitschr.* 23, 87). Als alte und ältere Bekannte begrüssen wir nur vier. F. W. Bateson, Bertram Higgins, Richard Hughes, Alan Porter. Porter muss sich hier mit einer Probe begnügen, die aber genügt als erneuter Beweis für seine dichterischen Qualitäten. Das Bekenntnis seines eigenen Werdens *The Cosmopolitan* widmet er Edith Sitwell, dem vielumstrittenen Mitgliede der Wheels-Gruppe. Wie er Welt, Menschheit, Poesie anschaute, zeigen die Verse:

Earth was ashen, mind a mist,
And mist the only day;
In every song a satirist,
Man but a motionable clay.

Bis Edith Sitwell, die selbst so dunkle und schwer deutbare Dichterin, ihm die Mysterien der Erde enthüllt, die er nunmehr als *cosmopolitan* durchstreift, ihrer Schönheit sich freuend und ihre Wunder ahnungsvoll bestaunend. Higgins, der 1921 nur mit einer Probe vertreten war, kommt jetzt mit fünf Gedichten zu Worte; Phantasiestärke und Sprachgewalt geben ihnen das Gepräge. Im Traumlande des *Ariel* erblickt er die seltsamsten Gesichte:

There Galileo and Gemelli
Frolic in their silver fetters,
And Falstaff, with indignant belly,
Makes a zanzy of his betters.

Auf dem Wege zur Kirche starrt vom Turme ein gewaltiger Adler auf ihn herab:

Outside the heat-waves waltzed with the flow
Of Alleluia! Laus Domino!
In clasping curves, and the eagle sat
Crushing the rafters with his wild weight,
His burnished feathers blazing and
Pagan eyes gripping the land.
So long I looked upon him there
I felt my soul change to a stare.

Das sind Töne ganz eigener Art, wie man sie in Britanniens neuer Dichtung nicht sehr oft vernimmt.

Hughes' phantastische Schau scheint sich jetzt mehr ins Groteske zu verirren. Das Motiv seines Gedichtes *The Jumping Bean*, dem er einen erläuternden Untertitel geben zu müssen glaubt (A curious bean, with a small maggot in it, who comes to life and tumbles his dwelling at the stimulus of warmth), ist denn doch zu gesucht, zu abseitig, zu belanglos, so reizvoll auch die Durchführung sein mag. Die prägnante Diktion und der rhythmische Wohlklang seiner kurzen jambischen Vierzeiler ist wieder eine adäquate Form für seine flüchtig hingeworfenen Impressionen. Batesons Stärke liegt offenbar in kleinen melancholisch und phantastisch angehauchten Natur- und Landschaftsbildern. Er weiss nicht die Zwielichtatmosphäre zu schaffen wie ein Walter de la Mare, seine Verse leuchten nicht in so zartem übersinnlichen Glanze wie diejenigen de la Mares. Seine Stoffe sind schlicht, aber nicht banal. In seinem engen

Bezirke ist er ein Meister. Wie stimmungsvoll schildert er z. B. die Stille der Nacht:

> **Loneley o'nights is yonder vane;**
> **But lonelier I than Chantecleer,**
> **The sleepless bellman, still apeer**
> **For strutting cock and dusty hen.**

Von den Neuhinzugekommenen interessieren einige schon rein stofflich. W. Force Stead widmet Alan Porter eine schwungvolle, vielleicht als Huldigung auf die dichterische Unsterblichkeit zu deutende Hymne *Oblivion* und Edmund Blunden eine *Snow-scene in starlight,* die an die landschaftliche Mystik eines Yeats erinnern können. James Lavers Ode auf *The Burial of Shelley* ist ein neues pietätvolles Dokument für den Shelley-Kultus im gegenwärtigen England. Arthur E. E. Reade besingt wehmütig als *The banished rebel* die jugendseligen Tage, die er in Oxford verträumt hat. Eine neue weltanschauliche Note scheint sich zu melden. Die Nachwehen des Krieges gehen um in Joseph Brewer, der da jammert:

> **In lands made desolate by war,**
> **Little men hurry to rebuild their towns,**
> **Hasten in shame**
> **To cover up the signs of their silly quarrels,**
> **Lest some grown-up God should catch them out,**
> **And laughing,**
> **Make their cheap passions ridiculous**
> **In the eyes of the universe.**

Maurice Epsteins Leidensweg (*The Way)* weitet sich ins Religiös-Kosmische. L. P. Hartleys Klage über *Disparity in Despair* klingt persönlicher und anspruchsloser. Das grosse lyrische Thema der Liebe wird merkwürdigerweise nur selten gestreift. C. H. O. Scaifes *Fond Lover* und *Afternoon* fehlt die grosse überwältigende Liebestragik.

Was die formale Seite angeht, so ist es bezeichnend für diese Jüngsten, dass sie die verstechnischen und sprachlichen Extravaganzen anderer moderner Dichtergruppen, wie der Imaginisten oder der Sitwells, kaum mitmachen. Basil Murrays *The Blackbird* und John Stracheys *The Forsaker* zeichnen sich aus durch einen ungemein glücklichen, den wechselnden Stimmungen sich fein anschmiegenden Rhythmus. D. C. Thompson und Anthony Steele mit den klangschönen Reimen und musikalisch wohllautenden Versen ihrer Gedichte *At Lonnin Garth by Portinscale* und *Odyssey IX* sind ganz hervorragende Formkünstler, aber von anderer, tieferer Art als die korrekt und glatt reimenden Epigonen, wie sie in so grosser Zahl auch in der letzten *Georgian Poetry* zu finden sind. Die jüngeren Oxforder scheinen aus innerem Drange zu schaffen; es sind Gelegenheitsdichter, aber in gutem Sinne. Himmelsstürmer sind sie nicht. Der Reigen ihrer Motive ist nicht überbunt. Manche Ansätze müssen noch ausreifen. Schon manche Dichter wie Aldous Huxley, Edmund Blunden, Robert Nichols, Robert Graves, Sherard Vines, deren Erstlingswerke als Oxforder Dichtung herauskamen und die alle mit Proben vertreten sind in meiner von Paul Selver eingeleiteten Sammlung *Britanniens neue Dichtung* (Münster i. W., Greve, 1923), (s. *Zeitschr.* 23, 183), sind anerkannte Lyriker im heutigen England.

B. Deutsch and **A. Yarmolinski,** Contemporary German Poetry. New York, Harcourt, Brace. 1923. 200 S.

Die Herausgeber dieses auch den deutschen Anglisten interessierenden Buches erweisen sich als ebenso treffliche Kenner des modernen deutschen Schrifttums wie als feinfühlige Nachdichter. Wie Pinthus in seiner *Menschheits-Dämmerung* berücksichtigen sie nicht alle die epigonischen und eklektischen Dichter, die herkömmliche Gefühle in herkömm-

liche Reime bringen. Aber im Gegensatz zu ihm scheiden sie doch nicht ganz jene sehr begabten Dichter aus, die, willentlich jenseits oder über der Zeit stehend, schöne und grosse Gefühle zu ästhetisch vollkommenen Gebilden formen. Daher findet man im ersten Teil dieser Sammlung, die ein Bild der deutschen und österreichischen Lyrik der letzten vier Jahrzehnte geben will, Namen wie George und Rilke neben einer beschränkten Zahl anderer bedeutender individueller Dichter, die als „masters“ bezeichnet werden dürfen, wie Holz, Dehmel, Dauthendey, Mombert, Morgenstern, Lasker-Schüler, Werfel. Im zweiten Teil kommen als die „Jüngeren“ die weltanschaulichen, die zum Leben religiös und ethisch eingestellten Lyriker zu Worte; unter ihnen vermisst man freilich Namen wie Stramm, Lissauer, Winckler. Die Nachdichtungen selbst verdienen hohe Anerkennung, sie stören den philologisch gewillten Leser nicht und sind ebenso reizvoll für den künstlerisch gewillten. Selbst bei notwendiger Verserweiterung handelt es sich fast nie um blosse Füll- und Flickwörter, sondern um poetisch empfundene, klangschöne, den Sinn nicht entstellende Zusätze wie bei Werfel *The Man in the Mirror:*

Good heaven, it is not I who stares out of the glass,
That hairy-chested man, unshaven, grave and crass.
This morning was so blue,
The sky was just like new,
And so nurse took me out to play upon the grass.

Ganz selten habe ich Sinnentstellung oder vielmehr allzu freie Wiedergabe konstatieren können wie bei Rilke *We are all workmen:*

We are all workmen: prentice, journeyman,
or master, — building you, you lofty nave.
Sometimes an earnest traveler comes to scan
our labor, whose help is a wind to fan
our souls, as sunlight on the architrave.

Ganz hervorragend gelungen sind die Uebertragungen mancher formell wie gedanklich äusserst schwer in eine Fremdsprache umzusetzenden Gedichte, wie Zech *Machinery*

Teeth of hard steel gleam regnant from the whirled
tangle of wheels. The mills turn round and round,
pouring in cloudbursts on the brick-paved ground
splinters of copper, crisply clipped and curled.
Their glacial coolness huge converters shed
on men whose naked flesh glitters with oil;
combs whir, knives flash, and coil on monstrous coil
drops from bright shears to which this mass is fed.

Bochum. K. Arns.

W. M. Thackeray, The Rose and the Ring. Hrsg. v. A. Wetzlar. (= Schoeninghs französische und englische Schulbibliothek, hrsg. v. E. Krebs u. F. Schürmeyer, II. Serie, 15. Bd.)

Der Gedanke, das Werk eines Schriftstellers wie Thackeray für die Schule zu gewinnen, erscheint auf den ersten Blick begrüssenswert, und doch glaube ich, dass es ein Fehlgriff war, gerade dieses Buch des englischen Humoristen als Schullektüre herzurichten. Da die deutschen Schüler und Schülerinnen im Lauf ihres Schullebens nur eine recht beschränkte Anzahl französischer und englischer Schriftsteller zu Gesicht bekommen, ist bei der Auswahl mit der allergrössten Vorsicht zu verfahren. Nur Werke, die wegen ihres kulturgeschichtlichen, literarisch oder allgemein menschlich bedeutenden Inhalts, wegen ihrer Form oder ihrer besonderen Eignung für eine bestimmte Altersstufe bemerkenswert sind, sollten gewählt werden. Thackerays Erzählung scheint mir diesen Ansprüchen nicht zu genügen. Es ist eine Kindergeschichte, von der es bereits eine deutsche Ausgabe gibt, (*Rose und Ring oder die Geschichte von*

den beiden Prinzen Giglio und Bulbo = *Lebensbücher f. d. Jugend*, Braunschweig, Westermann) und sie soll in England beliebt sein. Die Erzählung wurde i. J. 1853 in Rom verfasst im Hause einer Familie, in der eine Engländerin, Miss Bunch, als Erzieherin wirkte. Für die Kinder dieser Familie zeichnete Thackeray eine Reihe komischer Figuren, die den König, die Königin, den Liebhaber, den Stutzer usw. darstellten, und in Gemeinschaft mit ihr entwarf er zu diesen Figuren eine Art Märchenspiel, dessen Handlung er nach Paphlagonien und Krimtatarien verlegte, eine Gegend, die infolge des Krimkrieges damals in aller Munde war. So ist eine Reihe von lustigen Episoden entstanden, an denen kleine Kinder wohl Gefallen haben mögen, das Ganze jedoch wirkt auf reifere Leser höchst langweilig. Thackeray hat in dieser Erzählung zugleich eine Satire (nicht Satyre!) auf die politischen Verhältnisse Englands im Anfang des 19. Jahrhdts. geben wollen, also ein Gegenstück zu Gullivers Reisen beabsichtigt, an die er jedoch in keiner Weise heranreicht. Kleine Kinder merken von dieser Satire nichts, und für Schüler der Mittel- und Oberstufe bietet dies Märchen keinen Reiz mehr. Es wird uns das Leben am Hofe eines absoluten Herrschers vorgeführt, des Königs Valoroso, von dem es etwa heisst (S. 12 f.): Valoroso begehrte weiter nichts als möglichst viel Geld, möglichst viel Jagden, möglichst viel Schmeichelei und möglichst wenig Sorgen. Wenn er nur immer seinem Vergnügen nachgehen konnte; wie sein Volk dafür zahlte, danach fragte dieser Herrscher wenig. — Der Herausgeber sieht in der Darstellung eines solchen Fürsten die beissende Satire, die in der Erzählung enthalten ist; er sagt: „Scharf geisselt er die von dem König begangene Ungerechtigkeit und zeigt uns, wie der Mensch durch Alkohol seine Gewissensbisse zu beschwichtigen sucht, und wie die Staatsnotwendigkeit dazu herhalten muss, Handlungen als notwendig erscheinen zu lassen, die sich moralisch durchaus nicht rechtfertigen lassen." Ferner wird gespottet über „die Art des Prinzenunterrichts, wie sie manchmal an den Höfen gefunden wird, wenn die Lehrkräfte, die den Fürstenkindern Unterricht zu erteilen haben, auch von der Krankheit des Byzantinismus erfasst sind." — Nun, um zu erfahren, dass es solche Zustände einmal gegeben hat, braucht man nicht dies Märchen zu lesen. Die Anmerkungen bringen z. T. überflüssige moralisierende Betrachtungen und wenige grammatische Erläuterungen. An Druckfehlern ist mir aufgefallen: S. 13 *af* st. *of*, im Wörterbuch die Aussprachebezeichnung für *abominable*. — Alles in allem kann man vor der Wahl dieser Erzählung zur Schullektüre nur warnen.

Danzig-Langfuhr. Kurt Horn.

H. Probst, Short Repetition-Course of Literature in Dialogue Form. Breslau, Trewendt u. Granier, 1922.

An solch praktischen und zugleich wissenschaftlich durchgebildeten Büchern hat es uns Neusprachlern früher sehr gefehlt. Wenn der Verfasser des vorliegenden Bandes ihn „for the use of more advanced students preparing for their examinations" bestimmt, so möchte ich wünschen, dass er recht vielen Studenten bereits im ersten Semester in die Hände fallen möge zum Benutzen und Durcharbeiten neben den Literaturkollegs. Dazu ist das Werkchen auch schon rein äusserlich durch seine Anlage gut geeignet, da es reichlich unbedrucktes Papier für Notizen und Auszüge bietet. — Als Quellen seiner fleissigen Arbeit führt Verfasser 21 der bekanntesten Literaturgeschichten deutscher und englischer Autoren an.

Bemerkenswert ist, dass er nicht bei den Dichtern und ihren Werken stehen bleibt, sondern auch Fragen über die rein geschichtlichen und kulturhistorischen Zeitverhältnisse stellt und beantwortet. Auch das Tech-

nische, wie Gattung und Form, wird an geeigneter Stelle ausreichend behandelt, so, um nur ein Beispiel anzuführen, das Sonett und die Terza Rima bei Surrey und Wyatt. Ausblicke auf die grossen Nachbarliteraturen, auch auf die deutsche, finden sich in Hülle und Fülle. Da ist der Abschnitt über Shakespeares Einfluss auf die deutsche Literatur als besonders mustergültig hervorzuheben. Auch auf das Fortleben einer bestimmten Gattung wird stets hingewiesen. So ist das Büchlein neben der Vermittlung gründlicher Literaturkenntnisse und einer für die Prüfung jedenfalls sehr wünschenswerten Sprachfertigkeit sogar geeignet, dem Anfänger mancherlei Hinweise auf wissenschaftliche Methode zu geben. Im Anhang ist auch die amerikanische Literatur kurz behandelt.

Zur Verwertung für eine Neuauflage wären folgende Ratschläge zu geben: S. 59 hätte auch der „Lohensteinsche Schwulst" erwähnt werden müssen. Bei Lyly fehlt ein Hinweis auf Grillparzers *Sappho.* — S. 19 hätte kurz bemerkt werden können, wie der Engländer als Germane mit den normannischen Lehnwörtern hinsichtlich der Betonung umging und sie sich so erst wirklich zu eigen machte. Zu dürftig sind die Modernen — ich nenne nur Wilde, Shaw und Galsworthy — weggekommen.

Schöningen. R. Sievers.

Otto Jespersen, Growth and Structure of the English Language. 4. Aufl. Lpz., Teubner, 23. IV+255 S. 3,— Mk.

Die vorliegende Neuauflage des berühmten Werkes unterscheidet sich von den früheren nur durch wenige kleine Verbesserungen und eingefügte Nachweisungen neuerer Forschung. Jeder Anglist muss es besitzen!

G. Wendt, Englische Grammatik für Oberklassen. Heidelberg, Winter, 23. V+157 S. 2,— Mk.

Das Buch ist eine gedrängte Zusammenfassung der in *Zeitschrift* 22, 230 f. von mir angezeigten *Grammatik des heutigen Englisch* desselben Verfassers. Natürlich ist der Stoff um einzelnes weniger Wichtige verkürzt; die Zahl der Beispiele ist vermindert, und z. T. sind sie durch andere ersetzt worden, die dem Schüler näher liegen. Aber im ganzen gilt das dort Gesagte auch für das neue Buch; die dort hervorgehobenen Verbesserungen und Neuerungen sind auch diesem Buche zugute gekommen; ebenso gelten die kleinen Ausstellungen, die ich zu machen hatte, für die entsprechenden Stellen des vorliegenden Werkes, für das sie jedenfalls nicht mehr verwendet werden konnten.

W. verzichtet bewusst auf irgendwelche Rücksicht auf die Hinübersetzung; er sieht die weit wichtigeren Leistungen der Schule in der Einführung des Schülers in die fremde Sprache selbst als der greifbarsten Ausprägung der fremden Kultur und in der Herübersetzung, die sich in den Dienst der Deutschkunde stellen sollte.

A. C. Elliot u. **C. J. Koch,** Commercial English. 2. Aufl. Gelsenkirchen Deutelmoser, 23. 114 S.

Das Buch ist für Anfänger im Englischen auf Handelsschulen bestimmt. Es will zum freien Gebrauch der Sprache erziehen; deshalb tritt die Hinübersetzung gegenüber englischem Lesestoff, guten Briefmustern und Sprechübungen ganz in den Hintergrund, was zu loben ist. Auch die Grammatik beschränkt sich auf das Nötigste. Die Lesestücke behandeln durchweg Warenkunde, Verkehrskunde und Vorgänge aus dem kaufmännischen Leben in einfacher, idiomatischer Ausdrucksweise. Um die Aneignung des Wortschatzes zu erleichtern, wird, wo es angeht, die Stammverwandtschaft mit deutschen Wörtern und im Kaufmannsdeutsch üblichen

Fremdwörtern hervorgehoben. Das ist sicher nützlich. Dem Zweck, die Auffindung der stammverwandten deutschen Wörter zu erleichtern, soll auch die beigegebene Lauttafel dienen, die einander entsprechende englische und deutsche Konsonanten und Konsonatengruppen nebeneinanderstellt. Da fehlt aber manches, im Anlaut z. B. *w : w* (*water : Wasser*), *d : t* (*dear : teuer*); anderes wirkt, da ohne historische Begründung gegeben, willkürlich, z. B. das Nebeneinander von *s, z - r* (*freeze : frieren*) und *r - s* (*hare : Hase*). Der Wortschatz verliert sich mitunter in doch recht unwichtige Seltenheiten, z. B. bei der Darstellung der Baumwoll- oder der Stahlgewinnung. Sehr vermisst habe ich Ausspracheangaben; nicht einmal die Betonung wird angegeben. Die Lautlehre ist völlig unzureichend und die dort verwendete Umschrift der Laute gänzlich unbrauchbar, z. B. *a* in *all* = *ao*; *i* vor *r* = *ö* (kurz, dumpf) oder gar *r* im In- und im Auslaut weich, als Zungen-*r* gesprochen, z. B. in *arm, fur*! In der Grammatik ist mir aufgefallen, dass vom *Saxon Genitive* nichts weiter gesagt wird, als dass er in England nicht so heisse und häufiger sei als der mit *of* gebildete zweite Fall, eine recht dürftige, unwichtige und obendrein falsche Angabe. Vermisst habe ich ein Wortverzeichnis, das alle gegebenen Ausdrücke, insbesondere Anglizismen, zur Wiederholung und zum Nachschlagen zusammenstellt.

E. Collins, Englische Handelssprachlehre von den Anfangsgründen bis zur gründlichen Kenntnis der Handelskorrespondenz. Für Handelsschulen und zum Selbststudium. 4. Aufl. Stuttgart, Bonz, 23. X+234 S.

Das Ziel, die Erlernung der Handelskorrespondenz, wird hier auf dem Wege der reinen Hinübersetzungsmethode erstrebt. In den Grenzen dieser Methode ist das Buch trotz mancher unten erwähnten Mängel im ganzen nicht unbrauchbar. Es bringt einen reichen Schatz an Worten und Wendungen der Handelssprache und die zum Uebersetzen nötigsten grammatischen Angaben, also besonders Abweichungen englischen Sprachgebrauchs von deutschem. Wortschatz und Grammatik werden zunächst an englischen und deutschen Einzelsätzen, dann an englischen und zur Hinübersetzung bestimmten deutschen Geschäftsbriefen eingeübt. Das Deutsch dieser Uebersetzungsstücke ist allerdings Kaufmannsdeutsch im schlechtesten Sinne des Wortes; die englischen Muster, nach Originalen gegeben, sind an sich idiomatisch, zeigen aber auch mitunter eine gewisse Steifheit, wie sie eben auch dem Kaufmannsenglisch anhaftet. Besonderes Gewicht wird vom Verfasser mit Recht auf die Erlernung des Gebrauchs der Präpositionen gelegt. Da bei der Fassung der Regeln dem Verfasser immer die Hinübersetzung vorschwebt, verlieren sie sich oft in Einzelheiten und sind vom wissenschaftlichen Standpunkt aus anfechtbar; ein Beispiel (S. 95): „Adverbielle Nebensätze werden durch eins der Bindewörter eingeleitet: als, *when* (*on*); da, *as, since* . . . usw. und können im Englischen abgekürzt werden, indem man 1. die Bindewörter *as, since, if* und manchmal auch *after* auslässt (doch *when, on, while, in, by* müssen erwähnt werden), 2. das Zeitwort in das Partizip verwandelt und 3. das Subjekt des Nebensatzes auslässt, doch meistens nur, wenn Haupt- und Nebensatz das gleiche Subjekt haben.“ Glaubt der Verfasser, von der unwissenschaftlichen Fassung abgesehen, mit einer solchen Darstellung die Klarheit und Leichtigkeit seines Buches zu erweisen, deren er (?) sich in der Vorrede rühmt? Oder: „*all* heisst auch ganz — und *every* heisst oft alle: *all the day* — *every day*“! usw. Am schlimmsten steht es mit den Ausspracheangaben, wenngleich jeder neuen Vokabel die Lautumschrift beigegeben wird. Erstens ist die gewählte Umschrift schwer lesbar, da die verschiedenen Aussprachen der einzelnen Vokale einfach durch übergedruckte Nummern

angegeben werden; wenn schon nicht die Lautschrift der Association genommen wurde, dann hätte der Verfasser sich der gut lesbaren Umschrift Schröers bedienen können. Und ausserdem sind die Angaben z. T. falsch, so wenn (ich hebe nur das Schlimmste hervor) für *sum* und *her*, für *make* und *their* derselbe Laut angegeben wird. Das Beste an dem Buche ist sicher das 40 Seiten starke deutsch-englische Verzeichnis von Ausdrücken der Handelssprache.

E. Temple Thurston, The Miracle. Tauchnitz Edition 4607. Lpz., 23. 336 S.

Nach dem weltfernen Westen Irlands führt uns der Dichter in ein Fischerdorf und ein einsames Gehöft am Strande des Meeres. Die Gestalten seines Romans sind echte Kinder ihrer Heimat. In ihnen leben die guten und die schlechten Eigenschaften der irischen Seele: schlichte Ehrlichkeit, kindliche Innigkeit, geheimnisvoll tiefe Sehnsucht, dichterische Phantasie, die die einsamen Heiden und Hügel mit Feen und Geistern belebt; aber dieser Glaube kann zum Aberglauben werden, und Ehrlichkeit und Innigkeit liegen dicht neben dumpfer Beschränktheit und enger Selbstsucht. Die Geschichte von Liebe und Leid der schönen Mary Kirwan ist nicht der Hauptreiz des Buches, so sehr sie fesselt. Er liegt für mich in der jeder feinsten Seelenregung nachgehenden Schilderung der Vorgänge in den Menschen selbst und in der bei aller Schlichtheit rhythmisch und klanglich wundervoll gestalteten Sprache. Ich weiss nicht, woher Thurston stammt; aber keltisches Blut muss in ihm lebendig sein; ich möchte ihn als Epiker neben den Lyriker Yeats und den Dramatiker Synge als Geistes- und Artverwandten stellen.

Robert Hichens, The Last Time and other stories. Tauchnitz Edition 4615. 303 S.

Von den vier Geschichten behandeln drei mit feinem psychologischen Verständnis Fragen und Schwierigkeiten, die sich in den Beziehungen von Mann und Frau erheben können und erheben, die Titelnovelle in etwas lehrhafter Form, am künstlerisch wertvollsten wohl die von südlicher Romantik übersponnene Erzählung *The Villa by the Sea.* Die vierte ist eine wirkliche lustige Geschichte aus dem Bühnenleben der Gegenwart, in der der Verfasser — mit Recht — seinen Spott an überfeinertem Aesthetentum auslässt.

Hirschberg Schl. Walther Preusler.

Arnold Bennett, How to Make the Best of Life. Vol. 4613. Lpz. Tauchnitz, 23. 259 S.

Diese Sammlung von zehn Aufsätzen über die wichtigsten menschlichen Verhältnisse gibt eine Art Lebenskunst, die uns helfen will, das Leben voll und siegreich zu leben. Viel Menschenkenntnis spricht aus dem schlicht und klar geschriebenen Buch. Es verlangt nichts Unmögliches, wenn anders es dem Menschen möglich ist, klar erfasste, gute Gedanken in die Tat umzusetzen, damit die Menschheit einen Schritt vorwärts tue.

Sinclair Lewis, Our Mr. Wrenn, the Romantic Adventures of a Gentle Man. Vol. 4617. Lpz., Tauchnitz, 23. 286 S.

„Our Mr. Wrenn“ ist auf den ersten Seiten des Buches ein scheuer, in sich verschlossener Junggeselle, Angestellter der Souvenir and Art Novelty Company in Newyork. Gegen seine langweilige Beschäftigung an seinem Schreibpult und die einsamen Abende im möblierten Zimmer sucht er Trost sogar in dem kameradschaftlichen Nicken des Kartenausgebers an den Lichtspielen, wo er so oft wie möglich Reise- und Jagdbilder mit klopfendem Herzen an sich vorüberfliegen lässt. — Der Schluss zeigt ihn

als glücklichen Ehemann, als Freund unter Freunden, erfolgreich und voll neuer Ideen in seinem Beruf, aufgeschlossen und heiter, nicht ohne männliches Selbstbewusstsein. Wie diese erfreuliche Wandlung vor sich geht, erzählt das Buch mit warmherziger Menschenkenntnis in behaglicher Breite.

Breslau. Irmgard v. Ingersleben.

Marie Corelli, Love — and the Philosopher. Lpz., Tauchnitz, Vol. 4619.

Marie Corelli, 1864 geboren, ist eine der bekanntesten englischen Schriftstellerinnen, und ihr Ruf sichert ihrem neuen Roman von vornherein die Anteilnahme eines grösseren Leserkreises. Der älteren Generation angehörig, steht sie der Frauenbewegung ablehnend gegenüber, abgestossen durch die Auswüchse des Suffragettentums, und ihr Ideal ist die sanfte charming woman, die, wie Sylvia Maynard in der vorliegenden Erzählung, sich die Frische natürlichen Gefühls bewahrt in einer Zeit, wo die Jugend es liebt, to run a wild life as they will. Demgegenüber zeichnet Corelli in der Gestalt des Professors Craig den von der modernen Geisteskultur angekränkelten Philosophen, der wahres Empfinden unter der Maske von Missmut, Spott und Grobheit zu verbergen strebt. Freilich ist die dunkle Farbe reichlich dick aufgetragen, wenn man z. B. die feinsinnige Studie Galsworthys in *Fraternity* daneben hält, aber psychologisch ist die Erzählung ohne Frage fesselnd und reizvoll. Dass der Roman während des Krieges spielt, verleiht ihm noch besonderen Wert als Bild englischer Kriegspsychose, und die pazifistischen Ansichten Craigs werden in manchem deutschen Herzen Widerhall finden, während andere sich an der frischen Begeisterungsfähigkeit des jungen Jack freuen können, ohne dass dem deutschen Empfinden in der Darstellung der feindlichen Germans zu nahe getreten wird.

May Sinclair, Uncanny Stories. Lpz., Tauchnitz, Vol. 4620, 1923.

Das Schwelgen in übersinnlichen Dingen ist ein Zeichen der heutigen Zeit, nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, wo der Geisterglaube von je besonders in den keltischen Landesteilen üppige Blüten trieb. Spiritismus, Telepathie, Phantomglaube bilden den Inhalt dieser „unheimlichen Geschichten", die in weiten Kreisen bei uns Anklang finden, vielen aber nur als kulturgeschichtlich fesselnde Auswüchse der Zeit erscheinen werden, denn es wird dem gesunden Menschenverstande reichlich viel zugemutet: die meisten Geschichten fangen mit dem Tode der Hauptperson an, und die am hellen Tage herumwandelnden Gespenster sind nicht jedermanns Sache. Die Motive der Erzählungen, die z. T. sehr stark an Hintertreppenromantik anklingen, sind nicht durchaus neu, aber es ist interessant, einzelne Züge aus Dantes *Inferno* in ganz modernem Gewande wiederzufinden, und die beste Erzählung, *The Flaw in the Crystal,* deckt sich auf grosse Strecken mit Maupassants *Horla,* der in seiner Geschlossenheit aber stärker wirkt. In der letzten Geschichte, die in seltsamer Weise mit den Kantischen Begriffen von Raum und Zeit und Einsteins Theorie umspringt, kommt die Verfasserin selbst zu der Erkenntnis: the universe is a tremendous jigsaw puzzle — eine Ansicht, der man nach der Lektüre des Buches gern zustimmt.

Breslau. Lucie Hillebrand.

E. Temple Thurston, May Eve. Tauchnitz Edition 4636. Lpz., 24. 270 S.

May Eve: „Walpurgisnacht." Roona, die Tochter eines welt- und lebensfremden Professors in einem verlorenen Walddorfe Irlands, hat ihr 18. Lebensjahr erreicht. Die Unruhe und das unbekannte Sehnen des zum Weibe reifenden Mädchens deutet sie selbst — beeinflusst durch gelegent-

liche Besuche in einem benachbarten Kloster — als Berufung zum Ordensleben, wo sie Frieden zu finden gedenkt. Ein dreiwöchiger Probeaufenthalt bei den Nonnen lässt ihre Vermutung zum festen Entschlusse werden. Am Vorabend des 1. Mai kehrt sie vom Kloster ins Vaterhaus zurück, um Abchied zu nehmen für immer vom Leben. Der nächste Morgen findet sie lebensfreudedurchschauert unter einer altehrwürdigen Buche an der Seite eines ihr bislang unbekannten Studenten, der gestern noch ein Frauen—hasser war; die geheimnisvolle Walpurgisnacht mit ihren Zauberkräften hat auf mystische Weise ihre Lebensflucht in Lebenslust und seinen Frauenhass in zarte Liebe verwandelt.

Thurston hat von der Neuromantik hinübergewechselt in das Gebiet des Symbolismus und der Theosophie; er scheint im neuzeitlichen Roman die gleiche Rolle spielen zu wollen wie O'Sullivan und G. W. Russell in der Lyrik: Vorkämpfer für eine keltische Renaissance zu sein. Freilich stellt der obige Roman eine starke Zumutung an die Leser, die sich nicht ohne weiteres in das verschlungene und bis zum Ueberdruss sich wiederholende Labyrinth modernen Gottessuchertums hineinziehen lassen wollen: Wasser, Luft, Pflanzen, Blumen, Insekten, Vögel, Vierfüssler, Menschen der merkwürdigsten Art erfahren in der Walpurgisnacht an sich die Einwirkung überirdischer und übersinnlicher Kräfte, ein Spuk jagt den andern, ein Märchen löst das andere ab. Das Wie? und Warum? kümmert den Theosophen wenig, im Gegenteil: der Verfasser wirft eine Unmenge von Fragen auf, findet aber — keine Antwort. So hinterlässt das Ganze, trotz etlicher hübscher Naturszenen, einen unverständlichen, unausgegorenen, kalten, fast lähmenden Eindruck.

Sagan. L. Oblinger.

W. Schulz, Spanisch, die dritte Weltsprache. (= Wegzeichen fü Erziehung und Unterricht.) Lpz., Freytag, 23. 35 S.

Ausgehend von der schwierigen Lage, in der sich die deutsche Neuphilologie angesichts der ablehnenden, feindlichen Haltung Englands und Frankreichs befindet, begrüsst der Verfasser die neutrale, ja freundliche Stellung der spanischen Kulturwelt als verheissungsvolles Wegzeichen deutscher Zukunft. Weite Kreise in Deutschland, der Kaufmann, wie der Gelehrte, haben es vor dem Kriege verabsäumt, die Seele der Spanier zu gewinnen. Versäumtes kann nur durch eifriges Studium der Sprache wieder gutgemacht werden, die auf der Völkerkundgebung in Genf auf Antrag von 16 spanisch sprechenden Staaten als dritte Weltsprache anerkannt wurde.

Auf Grund zweier eingehend begründeter und durch erste Zeugnisse gestützter Leitsätze, wonach wir einmal aus praktischen, volkswirtschaftlich-nationalen Gründen, sodann aus ideellen als der Erschliesserin der „neuspanischen, reichen, jugendlichen Kulturwelt einer werdenden Weltmachtvölkergruppe" dem Spanischen äusserste Aufmerksamkeit zu schenken haben, stellt er die Forderung: „Lehre und Unterricht in spanischer Sprache und Kultur an Universität und Schule sind hinfort nach Möglichkeit und Bedürfnis einzuführen". In einem weiteren Abschnitt wird die Geschichte der Entwicklung des spanischen Studiums und Unterrichts und seine Stellung im Lehrplan der Schulen behandelt. Will die höhere Schule auch weiterhin ihrer Aufgabe gerecht werden, die Schüler mit der Gegenwartskultur, deren Hauptträger die germanische und romanische doch sind, bekanntzumachen, so wird sich ein Wandel im Betrieb der romanischen Sprachen, von denen bisher fast ausschliesslich das Französische als Vertreter romanischer Kultur gelernt wurde, nicht umgehen lassen, wie ihn Vossler auf dem vorletzten Neuphilologentage

gefordert, der als Vertreter der Romanistik es befürwortet, Spanisch von den unteren Klassen an zu treiben.

Um so eigenartiger muss es berühren, wenn die *Neuordnung des preussischen höheren Schulwesens* mit keiner Silbe das Spanische berührt. Alle diejenigen, die für Spaniens Sprache und Kultur und für eine engere Anknüpfung der Beziehungen zu Spanisch-Amerika eintreten, werden daher dem Verf. Dank wissen, ihnen ausreichendes Material an die Hand gegeben zu haben, den Kampf zur Verwirklichung ihrer Ideale mit Aussicht auf Erfolg weiterzuführen. Zum Schluss seien mir noch einige Ergänzungen gestattet: Zu der Entwicklung des spanischen Unterrichts vergl. den Aufsatz von G. Haack i. *Deutsch. Philolog.-Blatt* vom 12. III. 1924. Ferner zu S. 29 (Barcelona): hier wäre das unter Leitung unseres Kollegen Schmidtbonn stehende *Centro de estudios alemanes,* das ebenfalls Austausch zwischen Deutschland und Spanien anstrebt, zu erwähnen; zu Berlin wäre auf das 1922 begründete *Centro Hispania* hinzuweisen, das regelmässige Vortragsabende veranstaltet und jetzt seinen Sitz und Bibliothek, wie die „Spanische Arbeitsgemeinschaft" im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht hat. Ferner zu S. 23: ausser dem Reichswanderungsamt noch die „Südamerikanische Kolonial-Vereinigung", Berlin SW. 48, die unter Leitung eines argentinischen Volkswirtschaftlers steht. Die Zeitschrift *Spanien* erscheint jetzt als *Iberica,* hersggb. v. Krüger-Hamburg, S. 24: *El Correo de Alemania* hat sein Erscheinen eingestellt. In Berlin erscheint noch *Industria y Comercio,* hersg. von Kühn de la Escosura. Der *Heraldo de Hamburgo* heisst jetzt *Heraldo Ibero-Americano.* — An Druckfehlern wären zu berichtigen: S. 22: *no cabe duda* (nicht *se*), S. 25: *Esfera* st. *Estera,* S. 29 lies: *Carrécido* st. *Carrecido* und S. 34: *medioeval.*

Berlin. Fr. Tinius.

Reform-Sprachmethode „Mertner". Spanisch für Deutsche. 6 Hefte. 495 S. Kempten i. B. Gesellschaft zur Verbreitung zeitgemässer Sprachmethoden. 1923.

Im Band 22 der *Zeitschrift* (S. 323) ist schon auf diesen Nürnberger Trichter unseres 20. Jahrhunderts aufmerksam gemacht worden. In neuen Zeiten neue Apostel, warum nicht in der Methodik? Hier ist alles überflüssig: Wörterbücher, Auswendiglernen von Vokabeln und grammatische Regeln. Das Beste ist die unmittelbare Einführung in modernes Spanisch: hier kürzere Artikel aus spanischen Zeitungen (à la Grossmann)! Aber welcher Unterschied in der Darbietung! Als wenn es eine Sprachwissenschaft überhaupt nicht gäbe! Wort für Wort wird nach Aussprache und Bedeutung mechanisch übertragen. Später folgen z. T. brauchbare Texte: Trueba *(El Rey en busca de novia, La ambición),* Alarcón *(Tic ... tac),* Mesonero Romanos *(El amante corto de vista),* G. A. Bécquer *(El gnomo),* Caballero *(Callar en vida y perdonar en muerte)* und 3 Dramen: M. Juan Dianas *El destino,* Larras *Tu amor o la muerte!* und Hartzenbusch *Juan de las viñas.* Der grammatische Stoff wird in rein mechanischer Form geboten, dazu leider so systematisch, dass die Konjugation von ser, estar, haber und tener auf S. 345, die regelmässigen Verben erst auf S. 387 erscheinen. Von Ansätzen syntaktischer Erklärungen keine Spur; das fliegt wahrscheinlich unterwegs an. Ob die Philologen an dieser „psycho-mechanischen Uebertragung fremder Sprachen" Freude haben werden, bezweifle ich sehr. Vielleicht hängt das Urteil letzten Endes von der Frage ab, ob der Lernende ein Kultur- oder Naturmensch ist. Der französische Lehrgang

soll in kaum 2 Monaten in 5000 Exemplaren abgesetzt worden sein; für diesen spanischen Lehrgang erwartet die Gesellschaft einen ähnlichen Erfolg.

Juan Ruiz de Alarcón: La Verdad sospechosa. Hrsg. v. A. Hämel. (Romanische Bücherei Nr. 2). München, Hueber. 24.

Der Würzburger Hispanist Hämel hat ohne Zweifel einen guten Griff getan, dass er unserem Volke das vielleicht gehaltvollste Lustspiel aus dem Zeitalter der Habsburger als Einzelbändchen in frischer Ausgabe beschert hat. Zu Lebzeiten gegenüber Lope's und Calderóns Fruchtbarkeit wenig geschätzt, verdient es Alarcón jetzt, als Schöpfer des modernen Sittenlustspiels der Spanier mehr beachtet zu werden; bahnte er mit seinem vorliegenden Meisterwerk doch einem Molière die Wege. Seine Meisterschaft in der dramatischen Gestaltungskraft einer sittlichen Idee — hier die Wirkungen der Lüge — und in der Charakteristik seiner Gestalten lässt die *Verdad sospechosa* in bestem Sinne modern erscheinen. Hämel hat für den Text die in Deutschlands Bibliotheken vergeblich (!!) gesuchte Ausgabe der *Clásicos castellanos* benutzt. Wenn er in den Anmerkungen recht sparsam war, in der Einleitung auch die anderen Werke Alarcóns unerwähnt lässt, so ist das wohl verzeihlich, da sein Bändchen in erster Linie für unsere Hochschulen bestimmt ist, an denen es an den literarischen und lexikalischen Hilfsmitteln jetzt wohl nicht mehr so stark fehlt.

Göttingen. Alfred Günther.

Sette secoli di poesia italiana. Scelta e commento a cura di Curt Sigmar Gutkind. Heidelberg, Groos, 23. VI+259 S.

Im Rahmen eines möglichst umfassenden Ueberblicks über die ganze italienische Poesie will die vorliegende Anthologie vor allem auch die komisch-burleske Dichtung — als einer charakteristischen Seite des italienischen Volkes entsprechend — berücksichtigen. Unter Verzicht auf Ausschnitte aus grösseren Werken legt der Herausgeber auf 224 Seiten durch Fussnoten erklärte Proben von insgesamt 86 Dichtern (einige Anonymi eingerechnet) vor, deren Leben und Werk mit Quellenangabe der abgedruckten Gedichte im *Indice* (S. 225 ff.) in chronologischer Reihenfolge (mit Franziskus von Assisi beginnend) in italienischer Sprache skizziert wird. Grosse Erzähler wie Boccaccio und Sacchetti hätten ihre Plätze ruhig ausgesprochenen Lyrikern abtreten können; überhaupt ist einzelnes etwas weit hergeholt. Von lebenden Dichtern kommt allein d'Annunzio zu Wort, dessen Jugenddichtung volle 19 Seiten zugeteilt sind. Das Buch, das im ganzen sorgfältig gearbeitet, auch befriedigend gesetzt und gedruckt ist, wird sich manche Freunde erwerben.

Honnef (Rhein). H. Neunkirchen.

Hopp-Hanisch-Grund, Russisches Lehrbuch, I. Teil. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. 186 S.

Seitdem man dem russischen Sprachunterricht in Deutschland eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, nimmt die Zahl der für diesen Unterricht bestimmten Lehrbücher immer mehr zu. Das neueste haben Professor Grund und Studienassessor Hopp in Lübeck und Studienrat und Privatdozent Hanisch in Breslau herausgegeben. Es liegt der 1. Teil vor, dem noch die systematische Grammatik und die „Oberstufe“ folgen sollen. Wir haben ein durchaus modernes Lehr- und Uebungsbuch vor uns, das nach den französischen und englischen Unterrichtswerken von Grund-

Neumann und Grund-Schwabe bearbeitet ist. Dem freilich sehr dürftigen phonetischen Lehrgang, den der Lehrer im Unterricht nach eigenem Gutdünken erweitern soll, folgt die Einführung in die russische Schrift. Die Verfasser haben sich für die seit 1917 an den Schulen Russlands eingeführte neue Rechtschreibung entschieden, weil sie meinen, dass diese sich nach und nach einbürgern und nicht mehr abgeschafft werden wird. Ich selbst bin mit vielen anderen ein Anhänger der alten Orthographie, in der noch viele Zeitungen und Bücher ausserhalb Russlands erscheinen, und meine, dass die neue Rechtschreibung trotz mancherlei Vorzügen sich wenig Freunde erwerben wird, weil ihre Schöpfer zu radikal vorgegangen sind. Der Einführung in die Schrift folgen glücklich gewählte zusammenhängende Lesestücke, deren Stoff sich z. T. an das Alltagsleben anschliesst. Dass die Verfasser russische Geschichte und Landeskunde berücksichtigt haben, sei hier nebenbei erwähnt. Die Grammatik wird aus dem russischen Text erarbeitet, am Rande der einzelnen Uebungsstücke ist das jeweils durchzunehmende Kapitel der Grammatik angegeben. Mit reiferen Schülern, etwa mit Sekundanern und Primanern, kann man bei 2 Wochenstunden alle Stücke lesen und somit die ganze Elementargrammatik bewältigen. Der grammatische Anhang erscheint mir sehr praktisch, besonders ist die Uebersichtstabelle der wichtigsten Verbalstämme freudig zu begrüssen, für Wiederholungen wird sie sehr brauchbar sein. Ein Abschnitt von 28 Seiten soll der Einübung der grammatischen Regeln dienen, wobei der Lehrer fast ausschliesslich russisch zu sprechen hat. Ein Wörterverzeichnis wird dem Schüler gute Dienste leisten und enthebt ihn der Arbeit des Vokabelaufschlagens, was freilich gerade im Russischen möglichst zeitig geübt werden muss. Den neuen Forderungen des Ministers Rechnung tragend, haben die Verfasser deutsche Uebungssätze überhaupt nicht geboten; manchem Lehrer wird dies wohl nicht recht sein, aber es wird m. E. möglich sein, nach den von Hopp-Hanisch-Grund angewandten Grundsätzen unseren Schülern, die nach meinen Erfahrungen im Unterricht am Neisser Gymnasium rege Teilnahme und einen nie erlahmenden Eifer bekunden, gute Kenntnisse beizubringen.

Möge das Lehrbuch dazu beitragen, dass der russische Unterricht, der jetzt schon an etwa 40 höheren Lehranstalten Norddeutschlands erteilt wird, sich an den Knabenschulen immer mehr einbürgere. Freuen würde es mich, nach einigen Jahren zu erfahren, ob es sich auch in der Praxis gut bewährt hat.

Neisse (Oberschl.). Eugen Krawczynski.

L. N. Tolstoj, Narodnye rasskazy, hrsg. v. R. Rübel (= Diesterwegs Neusprachl. Reformausg. Nr. 69). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924.

Eine besondere Schwierigkeit für den russischen Unterricht bietet die Lektüre in der Fremdsprache. Wohl stehen dem Lehrer neben Chrestomathien, die meist, abgesehen von dem etwas zu knappen *Lesebuch* Bernekers, didaktischen oder finanziellen Bedenken begegnen, auch Ausgaben russischer Einzelwerke zur Verfügung (z. B. im Verlage von Raimund Gerhard, Leipzig). Doch der Gebrauch dieser Texte ist durch den Mangel eines Wörterbuches dazu äusserst erschwert. Schon aus diesem Grunde ist die Rübelsche Ausgabe der Volkserzählungen Tolstojs sehr zu begrüssen: ein knappes Wörterbuch ist beigegeben, ebenso auch ein Heft mit kurzen erklärenden Bemerkungen zu den einzelnen Erzählungen. Nach den leitenden Grundsätzen dieser Ausgaben wird die Muttersprache

hierbei völlig ausgeschaltet. Dieser Versuch ist nun für die schwierigeren Verhältnisse des Russischen als unzweifelhaft geglückt zu betrachten.

Auch die Wahl der Texte selbst wird gebilligt werden müssen: geben doch diese Volkserzählungen dem Schüler einen Einblick in die Ausdrucksweise der Alltäglichkeit. Zugleich führen diese Texte aber in die Denkweise des russischen Volkes und die Gedankengänge Tolstojscher Anschauung wirkungsvoll ein.

Hervorgehoben sei noch die gediegene Ausstattung dieser durchaus empfehlenswerten Ausgabe.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Zeitschriftenschau.

Iberica. Zeitschrift für spanische und portugiesische Auslandkunde. Hamburg 36, Hanseatische Verlagsanstalt. Bd. I, Heft I (April 1924). 56+16 S. (Beilage).

In neuem Gewande gibt das Ibero-amerikanische Institut in Hamburg seine Zeitschrift unter dem Namen *Iberica* heraus, die sich als erweiterte Fortsetzung der mit 1921 eingegangenen Zeitschr. *Spanien* ankündigt und für das Kalenderjahr zwei Bände zu 160 S. (jeder zu vier Heften) verspricht; der Preis beträgt 8,— Mk. für den Band (2,50 das Heft). — Das Gebiet, das die *Iberica* bearbeiten will, ist gegenüber *Spanien* bedeutend erweitert: sie widmet sich der gesamten spanischen und portugiesischen Auslandskunde, und man kann ihr zu diesem weitgesteckten Programm nur den besten Erfolg wünschen. Die Gewähr für die sachkundige Durchführung bieten die Namen der Herausgeber: Prof. Schädel, Direktor des Ib.-am. Inst., als Herausgeber und Bearbeiter des portugiesischen und brasilianischen Teiles, Prof. Krüger, für Spanien und Dr. Grossmann für Spanisch-Amerika. — Zwanglos werden im Umfang von je 16 S. Beiblätter erscheinen, und zwar: 1. Spanische Philologie und spanischer Unterricht; 2. Der deutsche Kaufmann und das iberische Ausland; 3. Auswanderung nach dem spanischen Amerika und Brasilien.

Das vorliegende erste Heft lässt in seiner reichhaltigen Ausgestaltung die Grosszügigkeit erkennen, mit welcher die Herausgeber ihre Aufgabe anfassen. Zum Wort kommt zuerst der Sevillaner Professor Aurelio Viñas, der die Frage nach der Herkunft des Columbus (*Columbus — ein Spanier?*) beleuchtet, sodann der portugiesische Unterrichtsminister Antonio Sergio mit einem Abriss der portugiesischen Geschichte; H. Krüger-Welf bietet einen Ueberblick über die spanische Literatur im 20. Jhrh., und R. Grossmann behandelt in einem anschaulichen Aufsatz die argentinische Tagespresse, die er eingehend an Ort und Stelle zu studieren Gelegenheit hatte. — Kleinere Artikel berichten kurz und sachlich über Wirtschafts- und Kulturleben und geben manche wichtigen Winke. — Eine *Chronik des Instituts* teilt Näheres über die deutschiberischen Beziehungen mit.

Diesem ersten Heft ist das Beiblatt *Spanische Philologie und spanischer Unterricht* beigegeben, das sachkundige Besprechungen literarischer Neuerscheinungen (zumeist aus der Feder F. Krügers), eine Würdigung der *Revista de Filologia Espanola* zu ihrem zehnjährigen Bestehen (F. Krüger) und eine Erörterung praktischer Ausbildungsfragen (Hamburger spanische Fortbildungskurse für Oberlehrer; G. Haack) enthält.

Münster i. Westf. Th. Heinermann.



Das

Jahrbuch der Neuphilologie

ist der soeben erschienene

Bericht über die Verhandlungen der XIX. Tagung des allgemeinen deutschen Neuphilologenverbandes in Berlin vom 1.—4. Oktober 1924

Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes vom Redaktionsausschuß A. BRANDL / M. KUTTNER / A. LUDWIG / R. SCHADE

Mit dem Bericht über die XVIII. Tagung in Nürnberg, Pfingsten 1922, als Anhang



An einzelnen Themen wurden auf Grund neuester Forschung behandelt

Überwindung des französischen Rationalismus und des englischen Empirismus durch Kant

Gang u. Wesen der spanischen Literatur

Sprache als Kulturerscheinung

Von der Kraft der Sprache

Welche Aufgaben stellt die Schulreform dem neuphilologischen Unterricht

Intonation im neusprachlichen Unterricht nach Klinghardt



Seit vielen Jahren ist kein derartiger Überblick über den Stand der neuphilologischen Forschung erschienen. Nicht nur für alle philologischen Kreise, sondern weit darüber hinaus für alle wissenschaftlichen Kreise ist dieses Nachschlagewerk erforderlich.

Preis kart. 5.— Mk.

Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten bis Ende September: an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Königsberg i. Pr., Provinzialschulkollegium, dann wieder Breslau 5.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstraße 94, zu senden.

Inhalt

Literaturberichte

Zeitschriftenschau

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.,
des Umschlages: Brandenburgische Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Mühlenstraße 9.



Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht

Mit Berücksichtigung der übrigen neueren Fremdsprachen

Begründet von M. Kaluza, E. Koschwitz, G. Thurau
Herausgegeben von **Hermann Jantzen**, Breslau



24. Band **1925** **3. Heft**

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin

Deutscher und französischer Geist und ihre literarischen Berührungen.

(Vortrag, gehalten auf dem 19. Allgem. Neuphilologentag zu Berlin.)

Wenn ich in der karg bemessenen Zeit von dreissig Minuten über deutschen und französischen Geist und ihre literarischen Berührungen in alter und neuer Zeit sprechen soll, so werden Sie nicht erwarten, dass ich Ihnen Tatsachen berichte, die eine umfangreiche wissenschaftliche Literatur in Deutschland und in Frankreich seit alters gewissenhaft aufgezeichnet hat und die ein ebenso gewissenhaftes Gegenwartsgeschlecht für die neuste Zeit fortsetzt. Sie wissen, dass im 12. und 13. Jahrhundert der französische Kultureinfluss von Irland bis zum Jordan, von Skandinavien bis Sizilien reichte, und welche Bedeutung, als Quellwasser sozusagen, die Heirat Heinrichs III. mit Agnes von Poitiers für diesen stetig anschwellenden Strom in Deutschland hatte. Auch dass in Frankreich seit zwei Jahrzehnten Louis Reynaud in Büchern voll verhaltener Glut sich bemüht, seinen Landsleuten als warnendes Menetekel die Tiefe und zerstörende Kraft germanisch-deutschen Kultureinflusses in Frankreich zu zeigen, dürfte bekannt sein.

Nicht dass, um nur zwei vielleicht entlegene, aber zu tiefst kennzeichnende Beispiele zu nehmen, nicht dass Luise Kulmus an Gottsched schreibt: „Meine Lehrmeister haben mich versichert, es sei nichts gemeiner als deutsche Briefe schreiben, alle wohlgesittete Leute schreiben französisch“, noch die Tatsache soll uns als solche beschäftigen, dass Paul Gerardy singt:

> Le lied que mon âme chantonne,
> Mon Lied peureux qui pleure un peu,
> Est germanique et triste un peu,
> Le lied que mon âme chantonne — —

Vielmehr geht meine Absicht dahin, die Tatsachen als bekannt voraussetzend, zu versuchen, den Sinn, der sich in und

hinter diesen Tatsachen verbirgt, zu enthüllen, eine metaphysische Deutung also zu versuchen, zaghaft freilich, ich gestehe es, weil gehemmt durch die schmerzlichen Erlebnisse, die ich nicht zu nennen brauche, weil Sie alle sie mit mir teilen, aber genötigt, weil man nicht jahrelang diesem Problem verfallen sein kann, ohne dass dieses Verfallensein sinnbildliche Bedeutung annimmt.

Zunächst müssen wir uns von der gutgemeinten, erzieherisch wertvollen, aber nicht in die Tiefe führenden Art der Tendenzschriftsteller diesseits und jenseits der Vogesen frei machen, die fremden Einfluss überhaupt zum Anlass von lärmendem Schelten und Gepolter machen, wollen vielmehr an das blaue Männlein von Schloss Schweigen denken, das mahnend den Finger auf den Mund legt.

Wir in Deutschland und die anderen drüben dürfen nicht dem Arzte gleichen, der die Krankheit dadurch heilen will, dass er die Symptome bekämpft, wir gleichen ihm aber, wenn wir nur die Fremdwörter bekämpfen oder die fremde Kleidungsart. Und selbst wenn uns eine ausserordentliche Verdrängung der Symptome gelänge, es wäre nur eine zeitweilige Verhüllung der Krankheit, die in einer plötzlichen Krise um so verheerender losbrechen müsste. Dies war bisher das geschichtliche Schicksal der Reinigungsbewegungen, das man bedauern, aber nicht ändern kann, wenn man durch Einsicht in die geschichtliche Entwicklung die Ueberzeugung gewinnt, dass es keine Kultur, die antike nicht ausgenommen, gegeben hat ohne fremde Geisteseinflüsse. Es gibt nur Gradunterschiede der Befremdung. Eine Ueberfremdung ist niemals durch Torheit und bösen Willen des Ueberfremdeten möglich geworden, kann also auch nicht durch Belehrung, Ermahnung, Tadel und Erziehung aufgehalten oder gar in ihr Gegenteil gewendet werden, sie ist vielmehr Schicksal in Zeiten abnehmender Kulturkraft.

Es ist nachgerade ein unerschüttertes Dogma in Deutschland geworden, dass ein Vergleich des Einflusses der deutschen Kultur auf die französische mit dem der französischen auf die deutsche unbedingt und uneingeschränkt zuungunsten der deutschen ausfällt. Dass ich es vorweg sage, ich unternehme heute nichts Geringeres, als dieses Dogma zu erschüttern.

Ist solches Unternehmen überhaupt möglich? Ist nicht der französische Einfluss in Deutschland immerhin mit Händen zu greifen, während man ihn in Frankreich einigermassen auf-

suchen muss? Predigt nicht die deutsche höfische Kultur des Mittelalters so gut wie die der Zeit zwischen westfälischem Frieden und siebenjährigem Krieg laut und unüberhörbar die Ueberfremdung? Schrifttum, Architektur, Malerei, Plastik, Theologie, gesellschaftliches Leben in Deutschland, jedes für sich bezeugt französischen Einfluss in irgendeiner geschichtlichen Epoche.

Demgegenüber vergesse man aber nicht das Urdatum: dass die Gallofranken der römischen Kultur in ihrer Sprache im höchstmöglichen Grad der Ueberfremdung erlagen. In der Zeit, von der ab man etwa von der französischen Nation sprechen kann, war schon ein Prozess der Ueberfremdung beendigt, der in Deutschland keine Parallele hat an Tiefe und Stärke.

Besinnen wir uns auf das Wesentliche: Kultur ist Form gewordener Ausdruck seelischen Erlebens. Welches ist das Wesen der deutschen, welches dasjenige der französischen Seele?

Es ist der Gegensatz von Eros und Logos, von Idealismus und Realismus, von Gefühl und Sinnlichkeit, von Metaphysik und Physik, von Musik und Plastik, von Lyrik und Drama, von Ideologie und Politik, von Traum und Wirklichkeit, von Mystik und Clarté, von Unbegrenztem und Begrenztem, von Romantik und Klassik. Boutroux sieht deutsche Geistesart gekennzeichnet durch die „Idee des Ganzen“, französische durch die „Idee des Einen“. Stellen wir zunächst einmal fest: Jede der beiden Kulturen hat einmal eine schöpferische Berührung mit der anderen gehabt, die deutsche mit der französischen im Mittelalter, die französische mit der deutschen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in einem fortlaufenden Prozess, der selbst durch den Weltkrieg nicht gestört zu sein scheint, bis zur gegenwärtigen Stunde.

Verglichen lehren diese beiden Epochen etwas ganz Ungeheuerliches, was die Anwälte des Problems in Frankreich mit erstaunlicher seismographisch empfindlicher Reagenzfähigkeit fühlen, die Anwälte des Problems in Deutschland aber nur verschleiert sehen.

Das Ungeheuerliche, das wir meinen, ist dies, dass die deutsche Kultur des Mittelalters das französische Element vollkommen eingedeutscht hat, wofür man den Plauderer Chrétien mit dem Philosophen Wolfram vergleichen möge, so vollkommen, dass alles äusserlich Uebernommene nicht verändert zu werden brauchte, weil es als unwichtig empfunden und die Grund-

haltung nicht beeinflussend gewertet wurde. Nur das Geschlecht, das mittelhochdeutsche Grammatik, aber nicht mehr mittelhochdeutsche Sprache kannte, konnte anders urteilen, es war nie den süssen Schauern dieser urdeutschen Ausdruckswelt erlegen. Ein gleiches ist der französischen Kultur der Neuzeit gegenüber den Einflüssen des germanisch-deutschen Geistes nicht nur nicht im gleichen Masse gelungen, sie hat, vergleichsweise, nicht ebenso stark das fremde Element eingesogen und schöpferisch umgestaltet, sondern vielmehr ist die französische Seele unter dem wachsenden Einfluss der deutschen einer Wesensveränderung unterlegen, die von vielen Franzosen, fast schon von der Zeit ihres Einsetzens an bis heute, in grosser Beunruhigung als Krankheit empfunden wird.

Kann sich überhaupt die Seele eines Volkes wesenhaft verändern? Nein. Aber kein Volk ist blutmässig einheitlich. Es können deshalb Regungen des Blutes eintreten, das im allgemeinen im Volksganzen keine entscheidende Rolle mehr spielte.

Zweimal hat sich das fränkisch-germanische Blut schöpferisch geregt. Im Mittelalter in der gotischen Baukunst, die ihrem Wesen nach unfranzösisch ist, aber fränkisch. Damals gestaltete sich der Formendrang des fränkischen Blutes eigenkräftig seine steinerne Welt. Die Gotik ist die Romantik des französischen Mittelalters. In der Neuzeit aber flutet ein Strom germanischen Gefühls über die französische Seele, der ihre ruhige Klarheit nicht nur heftig erregt, sondern sie so stark gegen die Tradition stellt, dass eine wesenhafte Veränderung vorgegangen zu sein scheint, eine Veränderung, die deshalb schwer sichtbar ist, weil sie sich ganz in der Tiefe abspielt und z. B. in der Sprache kaum merklich in die Erscheinung tritt.

Die französische Literatur an ihrem schöpferischen Höhepunkt ist die grosse Weltliteratur ohne Lyrik. Erst mit dem Eindringen des deutschen Einflusses entsteht in Frankreich grosse Lyrik. Die lyrisch-germanische Welle ist so stark, dass sie das Drama und den Roman erfasst, die beide plötzlich oft genug wie eingetaucht in Lyrik erscheinen. Die klassische Literatur wird romantisch. Die Romantik ist dem französischen Wesen fremd, sie also ist die ungeheuerliche Wesensveränderung, der die französische Seele unterlegen ist, als sie mit der deutschen schöpferisch in Berührung trat. Romantisch ist die französische Literatur bis zur Stunde, romantisch ist sie selbst in denjenigen

Aeusserungen literarischer Kultur, die schulmässig gegen die Romantik wirkten, wiederum ein Beispiel dafür, dass man gegen eine Sache kampfmässig stehen kann, ohne sie bei sich selbst überwunden zu haben. Ohne es selbst zu wissen, war z. B. — um nur das krasseste Beispiel herauszugreifen — der Naturalismus noch romantisch darin, dass Zola die Wirklichkeit naturalistischer sah, als sie ist. Romantisch war Flaubert, wenn er nach Karthago flieht.

Aber keineswegs liegen die Dinge so, wie Reynaud meint, der als Ursache der „deutschen Welle" in Frankreich der Neuzeit die Deutschen selbst hinstellt und dies „phénomène probablement unique dans l'histoire" damit zu erklären sucht, dass die Deutschen gewissermassen seit hundertundfünfzig Jahren einen planmässigen Feldzug unternehmen zur Germanisierung des französischen Geistes, mit keiner geringeren Absicht, als von innen her zu töten. Dies aber heisst denn doch Ursache und Wirkung verwechseln. Gewiss waren es nicht Franzosen, die ihren Landsleuten die deutsche Literatur nahebrachten, wie der Abbé Prévost und der junge Voltaire ihnen die englische nahegebracht hatten, wie der Vicomte de Vogüé ihnen später die russische nahegebracht hat, es waren Deutsche wie Junker und Huber, die damit anfingen (un fait probablement unique dans l'histoire), die deutsche Literatur in mangelhaftes Französisch zu übersetzen. Es war Melchior Grimm, jener eigenartige Regensburger Schöngeist, der die Pariser mit seinem Charme bezauberte, gegen den Voltaire instinktmässig aber vergebens wetterte, weil der es sich als Deutscher einfallen liess, mehr Geist zu haben als er, gegen den Rousseau aus Missverständnis und instinktlos tobt, der schlagfertig und doch kein Pariser ist, der viel weiss, ohne Enzyklopädist zu sein. Erst seit ihnen beginnen Franzosen Deutsch zu lernen, und Gottscheds Grammatik hilft ihnen dabei. Aber wie ist dann der plötzliche, erstaunliche Erfolg der deutschen Literatur zu erklären, und warum sind es gerade Gessners Idyllen, die in immer sich folgenden Auflagen die Franzosen bezaubern?

Hier wirkt nicht Propagandawille, sondern Schicksal.

Die Wirkung der Idyllen Gessners ist der Anfang jener Seelenwandlung unter deutschem Einfluss, und es ist kein Wunder, dass Rousseau sich an ihnen berauschte, Jean Jacques, der Calvinist aus Genf, jener Stadt, wo Norden und Westen sich

die Hand reichen, Jean Jacques, der erste Europäer, dessen Seele ruhelos umherflattert zwischen der germanischen und der romanischen Welt. Das deutsche Drama fand keinen Eingang in Frankreich, aber seit Gessners Idyllen flutet die Lyrik hinüber, unaufhaltbar und unaufgehalten, in Ton und Wort. Was Rousseau an unterbewussten Voraussetzungen gegeben hatte, flutete durch das Medium der deutschen erst in die französische Literatur. Den Idyllen folgen Hallers Alpen, folgt Klopstocks Messias, folgt schliesslich Goethes lyrischer Werther. Zwar Napoleon und Chateaubriand bäumen sich auf gegen die fremde süsse Gewalt des deutschen Rausches, aber der Soldat aus politischer Einsicht, der Dichter aus intellektueller, beide ohne doch wirklich von diesem Einfluss frei zu werden. René steht gegen Werther und ist doch sein Sohn. Wenn Lamartine sagt: „Werther a été une maladie de mon adolescence poétique, il a donné sa voix aux Méditations et à Jocelyn", so konnte das ganze empfindsame Geschlecht der Romantik dasselbe sagen.

Und Musset sagte nur aus, was ein ganzes Geschlecht empfand, wenn er klagt: „Quand les idées allemandes passaient ainsi sur nos têtes, ce fut comme un dégoût morne et silencieux, suivi d'une convulsion terrible. Car formuler des idées générales, c'est changer le salpètre en poudre, et la cervelle homérique du grand Goethe avait sucé, comme un alambic, toute la liqueur du fruit défendu. Ceux qui ne le lurent pas alors crurent n'en rien savoir. Pauvres créatures! l'explosion les emporta comme des grains de poussière dans l'abîme du doute universel." *(Confessions d'un enfant du siècle.)* Falsch ist es auch, die Wirkung von Frau von Staëls berühmtem Buch in etwas anderem zu suchen als in jener inneren Bereitschaft des französischen Geistes zu seiner Aufnahme.

Die Romantik in Frankreich ist das Heimweh der fränkischen Seele nach dem Mutterland. Ohne dies wäre es nicht erklärlich, dass ein Buch über Deutschland die Augen der französischen Reisenden derart beeinflussen konnte, dass sie dreivierteljahrhundertlang Deutschland mit Madame de Staëls Augen sahen, auch dann noch, als es schon längst anders geworden war. Vergessen wir eines nicht: Die Staël schreibt nicht aus Liebe zu Deutschland, sondern aus Hass gegen Napoleon. Sie ist, ein Schlagwort Thomas Manns auf eine vergangene Epoche abzuwandeln, der Zivilisationsliterat der Napoleonischen Zeit. Sie

hat den Inhalt ihres Buches nicht in Deutschland gesehen, sondern gehört von dem Munde derjenigen, die sie ausfragte. Ihr Buch ist keine Abhandlung über Deutschland, sondern ein Pamphlet gegen Napoleon. Es erschien in London 1813, als die Kanonen vor Leipzig donnerten.

Sie und Rousseau sind Zwischenseelen, in deren Inneren die Auseinandersetzungen zwischen Norden und Westen erfolgen. So wird Delphine ein weiblicher Werther. Man überschaue die Wirkung des Staëlschen Buches, um sofort zu erkennen: Ohne die innere Bereitschaft für seine Tendenz ist sie nicht zu begreifen. Die Revue des deux mondes wird das Sprachrohr des Staëlismus, die Reise nach Deutschland wird nicht Mode, sondern eine innere Notwendigkeit. Cousin macht den Anfang, Quinet und Michelet folgen, Hugo träumt in der Mondnacht in den Ruinen des Heidelberger Schlosses. Gerard de Nerval, Dumas, Lamartine, Musset bereisen den Rhein. Gaston Paris, Monod, Taine, Scherer, Ste Beuve erliegen dem Einfluss. Jeder Schulknabe weiss, was Renan David Friedrich Strauss verdankt. Es war ein symbolischer Akt, als im Frühjahr 1830 eine Sendung junger französischer Literatur bei Goethe eintraf mit Widmungen der Verfasser, darunter Ste Beuve, Hugo und Balzac, wobei Eckermann anmerkt: Man sah es Goethe an, dass diese Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn beglückte.

Madame de Staëls Apologie nimmt Gobineau auf, der die germanische Rasse, die „race noble entre toutes“ preist.

Mit Napoleon III. sass die germanisierte Romantik auf dem Thron, sie endete politisch bei Sedan, aber seelisch wirkte sie unvermindert fort. Sie zerstört das Gefüge und die innere Form des Verses immer mehr. Bei Claudel haben wir das lyrische Drama, in dem die Grenzen zwischen Vers und Prosa verwischt sind.

Neben der Lyrik sind es noch zwei andere Kräfte, die, wenn auch nicht so stark, von Deutschland her die französische Seele beeinflussen. Die Mystik und die Musik. Das Märchen und E. Th. Hoffmann sind hier die Vermittler. Bei Balzac ist das Mystische, wie Curtius dartut, stärker, als man bei dem Realisten vermuten sollte. Debussys Geige singt süss und schmeichlerisch wie ein deutsches Lied.

Wie es mit dem deutschen Einfluss im jüngsten Frankreich bestellt ist, darüber hat Prof. Klemperer Sie als unerreichter

Kenner unterrichtet.[1]) Er weiss, dass man als Literarhistoriker das deutsch-französische Geistesproblem auf die Formel klassisch-romantisch bringen kann, dass ein weiterer Sieg des Romantischen im jungen Frankreich einer Fortdauer des deutschen Einflusses gleichkäme, ein Durchbruch des Klassischen aber die Ueberwindung des deutschen Elementes bedeuten müsse. Dass das Romantische dem französischen Geiste wesensfremd ist, fühlt er. Aber ich kann ihm nicht beipflichten, wenn er meint, dass in der jüngsten Literatur das deutsche Element so stark eingesogen und umgestaltet wäre, dass man von einer Entdeutschung sprechen könnte. Goethe ist dies in der *Iphigenie* mit dem antiken Einfluss gelungen, aber nicht André Gide in den *Nourritures terrestres*. Und was Marcel Proust betrifft, den 1922 verstorbenen Verfasser von *A la recherche du temps perdu*, so mag wohl der Unterschied von Klassik und Romantik bei ihm verschwimmen, wie bei den Neueren die Grenze zwischen Lyrik und Prosa, aber eben, dass sie verschwimmt, ist das Unfranzösische. Die Synthese von Klassik und Romantik ist nicht dem französischen Geist möglich, sie ist eine Gnade des deutschen. Jeder französische Künstler, bei dem Klassisches und Romantisches auftritt, ist kein Synthetiker, sondern der Schauplatz eines qualvollen Kampfes. Darum fehlt Flaubert, es fehlt Proust die Heiterkeit.

Es wird doch auch für die Heutigen Geltung behalten, was kürzlich André Ronveyre in den *Nouvelles Littéraires* über den deutschen Einfluss in Frankreich schrieb: „Am Ende des 18. Jahrhunderts haben der Verstand und die Vernunft Frankreich verlassen. Der Bazillus der Romantik war der Superlativ, und wir alle waren von diesem Bazillus ergriffen, wir waren Besessene.“ Die Jüngsten in Frankreich wissen, dass das Land von der romantischen Krankheit erlöst werden muss. Aber die Einsicht in die Notwendigkeit der Heilung sichert diese nicht. Mit literarischen Manifesten und Programmen lässt sich keine Literatur erzeugen. Der Kampf Nietzsches gegen Wagner war ein Kampf gegen die Romantik, Frankreich hat für Wagner gegen Nietzsche entschieden.

Ist eine Heilung der Krankheit möglich? Ich vermag noch nirgends dazu in einem bedeutenden literarischen Kunstwerk die Bejahung zu finden. Was ich sehe, ist nur der Wille zur Heilung. Man muss, scheint mir, diese Frage einspannen in

[1]) S. *Zeitschr.* 23, 348.

die grosse Schicksalsfrage der europäischen Kultur im ganzen. Hat sie noch neue Möglichkeiten des Ausdrucks überhaupt? Was steht ihr noch bevor? Schöpfung oder Chaos? Diese Frage kann, wer auf billige Augenblickswirkung des narkotisierenden Optimismus um jeden Preis verzichten will, nur beantworten: die Zeit. Was sollen wir sagen „aux écoutes de la France qui vient?“ — Wir können nur warten.

Wie steht es nun aber mit dem französischen Einfluss in Deutschland? Es ist oben schon gesagt worden, dass dieser Einfluss mit Händen zu greifen ist. Ist aber der deutsche Geist in irgendeiner Epoche so sehr von dem französischen überfremdet worden, dass man von einer Krankheit sprechen kann? Wir verneinen die Frage. In der Zeit des schöpferischen Zusammenstosses, im Mittelalter, bleibt der deutsche Geist unberührt sich selber gleich. Nicht entfernt ist der deutsche Stoff des Rolandliedes so französiert worden, wie der Parsifalstoff germanisiert wurde. Die Lyrik Walthers ist das Jubilieren der deutschen Seele. Die deutsche mittelalterliche Kultur konnte den französischen Einfluss verkraften, weil er sich nur auf die Mittel der Form und des Ausdrucks beschränkte, während die Innerlichkeit unberührt blieb. Der französische Einfluss im mittelalterlichen Deutschland war keine Erscheinung der Krankheit, sondern des Heils, er war eine Hilfe, weil er einen Umweg verkürzen half.

Im 17. und 18. Jahrhundert stiess der deutsche Geist nicht schöpferisch mit dem französischen zusammen. Der französische Einfluss in jener Zeit wird von seinen zeitgenössischen Gegnern nicht als eine Krankheit empfunden, sondern als eine Schmach. Er ist keine schaffende Macht, sondern eine Mode. Er war kein Zeichen der Krankheit, sondern der Erschöpfung. Kaum regen sich die ersten Kräfte der zunehmenden Erholung, da weist die Magnetnadel der deutschen Seele weg von dem Pole Paris. Lessing hat die erste Witterung. Aber fast gleichzeitig schon stehen die grössten Schöpfungen deutschen Geistes, seine Selbstdarstellung *κατ' ἐξοχήν*, vor der erstaunten Welt. Mochten die Kleineren noch französieren. Aber wo ist in unserer klassischen Dichtung, von dem sinnlichen Süssling Wieland abgesehen, in unserer klassischen Musik, in den repräsentativen Werken auch nur eine tiefere Spur französischen Einflusses? Im 19. Jahrhundert verschiebt sich das Bild etwas mehr zugunsten des

französischen Einflusses. Man liest viel französische Literatur in Deutschland. Aber die schöpferischen Geister bleiben fast unberührt. Es ist erstaunlich, wie wenig Balzac auf deutsche Literatur gewirkt hat. Der Realismus kommt zu uns aus Frankreich herüber, der Naturalismus schliesst sich ihm an. Aber wie urteilen wir heute über die Werke dieser Zeit? Es war eine literarische Episode, die wir bedauern, eine neben anderen, die wir nicht zu bedauern haben. Denn neben Kretzer stellen wir Storm, neben Hauptmann Rilke.

Der französische Einfluss in Deutschland sitzt an der Oberfläche, ist darum leicht sichtbar, besonders da ihm die deutsche Unart, das Sichtbare nicht ernst genug zu nehmen, in erschreckendem Masse entgegen kommt. Aber an den Werken der deutschen Kunst der schöpferischen Zeiten ist er nie soweit in die Tiefe gedrungen, dass ein Vergleich zuungunsten Deutschlands ausfallen musste. Er fällt aber für die Neuzeit zuungunsten Frankreichs aus, weil er dort Wesensveränderungen hervorgerufen hat.

Dies ist uns ein Beweis, wenn wir überhaupt eines Beweises bedürften, von der Kraft des deutschen Geistes, der sich nie herrlicher und schöner entfaltete und als weltumbildend erwies, als wenn äussere Schwierigkeiten ihn zu hemmen schienen, weil ihm die Subjekte mehr als die Objekte sind. Noch herrscht in unserer Literatur das Chaos, aber wir freuen uns seiner lebendigreichen Schöne. Was sollen wir sagen „aux écoutes de l'Allemagne qui vient?"— Wir heissen euch hoffen.

Darmstadt. Philipp Krämer.

Frankreich und wir.

Die Frage „Französisch oder Englisch als erste, d. h. Haupt-Fremdsprache auf unseren Höheren Schulen" ist eine Kulturangelegenheit von weitreichender Tragweite. Alle praktischen und formalen Erwägungen — Verwendbarkeit der Sprache, geistig bildender Wert, Unterrichtstechnik — müssen hinter diesen Gesichtspunkt zurücktreten.

Die Einheit der abendländischen Kultur ist eine unbestreitbare Tatsache. Die französische Kultur lässt sich also nicht ohne weiteres von der europäischen Kultur loslösen, ja, schon „Treitschke, der für jene nicht besonders viel Sinn besass, sagt wiederholt, sie sei als Bestandteil der europäischen Gesittung unentbehrlich". (Oskar Schmitz, *Was uns Frankreich war.*) Und Goethe äussert sich in ***Wilhelm Meisters Lehrjahren*** (V. Bd., 16. Kap.): „Wie kann man einer

Sprache feind sein, ... der man den grössten Teil seiner Bildung schuldig ist, und der wir noch viel schuldig werden müssen, ehe unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann."

Was wir den Franzosen im Guten und Bösen literarisch seither zu verdanken haben, lehren uns Namen wie Balzac, Flaubert, die Goncourt, Zola, Maupassant, Verlaine, Huysmans, Maeterlinck, Verhaeren (letztere beiden belgische Franzosen). In der bildenden Kunst seien nur die Schulen des Klassizismus, Impressionismus (plein air), Expressionismus, Kubismus usw. von Ingres bis Cézanne erwähnt, von Bildhauern wie Rodin und Musikern wie Debussy — um nur einige der neuesten zu nennen — ganz zu schweigen. Wieviel *fleurs du mal* unter dieser Blütenlese waren, ist jedem Kenner der französischen Moderne bekannt; aber Tatsache ist auch, dass die fin de siècle-Stimmung und Decadence in Deutschland leider hier und da fruchtbaren Boden fand. Nicht nur Felix Dörmann liebte gleich Baudelaire „alles, was seltsam und krank". (Soergel: *Dichtung und Dichter der Zeit.*) Dass aber die Franzosen diese Niedergangsstimmung 1914 bereits überwunden hatten, wies Curtius Ende 1920 (in der *Internationalen Monatsschrift*) nach.

Auf dem Gebiete der Philosophie verlieh der Anglofranzose Bergson dem abendländischen Bedürfnis nach lebendiger irrationaler Intuition in seiner Lehre vom *élan vital* begeisterten Ausdruck. Freilich ist er dadurch, obwohl Metaphysiker und Schüler Schellings und Schopenhauers, einer der seelischen „Wegbereiter" des französischen Nationalismus geworden.

Politisch könnte Faguets bewegliche Klage über die Herrschaft der Unbefugten und den Abscheu vor der Verantwortlichkeit (l'horreur de la responsabilité) dem demokratischen Enthusiasten allerlei zu denken geben, wie denn überhaupt Frankreich von jeher das „Versuchsland Europas" gewesen ist (Ed. Wechssler).

In der bildenden Kunst hat der Normanne Millet den Bauer, der Belgier Meunier den Industriearbeiter bei der Arbeit aufgesucht, und beiden sind Kunstwerke europäischen Rufes gelungen.

Die soziale Frage ist von dem Skeptiker Anatole France mit feiner Ironie behandelt worden, doch hat besonders Romain Rolland mit seinem *Clerambault*, in dem er das Versinken der Einzelseele in der Massenseele gestaltete, weit über die Grenzen seines Landes europäische Bedeutung gewonnen.

Rolland gehört in die Reihe der edlen Franzosen, der Staël, Gobineau, Renan, Taine, Victor Hugo (selbst in *l'Année terrible!*), Paul Sabatier, Rémy de Gourmont (*Mercure de France*), Dujardin, die vorurteilslos genug waren, die deutsche „metaphysische Philosophie", die deutsche Musik, die „überlegene deutsche Intelligenz und Arbeitskraft" anzuerkennen, ja, die Deutschen selbst als eine „race supérieure" zu bezeichnen. Rolland hat sogar in seinem deutschen — Musikerroman *Jean Christophe,* einem der bedeutendsten Kultur-

romane unserer Zeit, die Versöhnung der beiden feindlichen Nachbarn durch die Schliessung der Freundschaft zwischen dem tiefinnerlich veranlagten deutschen Helden des Romans und dem intellektuellen skeptischen Franzosen Olivier symbolisch vollzogen. Es ist die Tragik Rollands, dass der Ausbruch des Weltkrieges seine völkerversöhnenden Pläne zunichte machte, und dass er selbst im Frühjahr 1914 zu einem Freunde sagte: „Läge der Jean Christophe nicht fertig vor, heute würde ich ihn nicht mehr schreiben.“ In dem Roman selbst versteigt sich Rolland zu der Aeusserung: Ludwig XIV. als Sieger schenkte Europa den Glanz der Vernunft. Welches Licht hat das Deutschland von Sedan der Welt gebracht?“ Hierdurch bekennt er sich zu jenem Orgueil français, jenem überheblichen französischen Rassenstolz, von dem selbst Sozialisten wie Barbusse, der Gründer der Clartégruppe (1919) nicht frei sind, und der für die Ideologie des Franzosentums so charakteristisch ist.

Insbesondere haben sich die Franzosen nach 1870 auf ihr Lateinertum wieder besonnen und aus dieser ruhmreichen Ueberlieferung den Mut zur Revanche geschöpft. Brunetière hält seine Landsleute für „lateinischer als die Spanier, vielleicht lateinischer als die Italiener selbst“. Diese Latinität bedeutet künstlerisch eine Abkehrung von der gemütstiefen deutschen Romantik zum formenklaren kalten Klassizismus (Pierre Laserre, *Le Romantisme français* 1906), politisch die Wiederaufrichtung des imperium Romanum.

So wird durch Gambetta, Déroulède (Patriotenliga), Freycinet, Carnot, Faure, Delcassé, Clémenceau, Caillaux, Poincaré die Revanche latine gegen das élément germanique vorbereitet. Seillière wird der Philosoph des französischen Imperialismus (1903/08) und Barrès der dichterische Vertreter des National-Egoimus und als solcher der „revealer of modern France, the most representative Frenchman of his time“ (*Manchester Guardian* 7. Dez. 1923).

Hinter Barrès jedoch steht als Schreckgespenst das Nihil, „seine Werke sind Stationen einer Wallfahrt zu Leichensteinen“ (Curtius), und er selbst droht der Totengräber seines Landes ja, des modernen Europa zu werden.

Aber dieses Lateinertum stellt nur die eine Seite der französischen Psyche dar, die andere ist — der Katholizismus, „L'idée catholique est intimement liée à l'idée française“, sagt Fonsegrive 1916, und Michelet behauptet sogar: „le catholicisme est le fond de tout“. Denn das freigeistige Frankreich, das Frankreich der Revolution, der Aufklärung, des Szientismus, Pessimismus, der Skepsis und Dekadenz, das 1905 Staat und Kirche auf Drängen der Radikalsozialisten trennte, hat längst seine Sünden bereut und ist auf dem Wege, „das christlichste Volk“ der Erde zu werden.[1])

[1]) Das Geläute dieser Bekehrungs- und Auferstehungsglocken liess auch die deutschen Katholiken „froh aufhorchen“ und an eine Gesundung der französischen Psyche glauben. — (Terhünte: *Hochland*, Juni 1918.)

Paul Claudel, einer der glänzendsten dichterischen und — diplomatischen Vertreter der französischen Zivilisation (er ist Botschafter in Tokio und gründete dort ein Verlagshaus), erlebte am 25. Dezember 1886, einundzwanzigjährig, seine religiöse Wiedergeburt[1]) (Curtius: *die literar. Wegbereiter*), und Ferdinand Brunetière, der bekannte Kritiker, kehrte, des Szientismus müde, „Après une Visite au Vatican“ (bei Leo XIII. am 1. Januar 1895), dessen Beschreibung in der *Revue des deux mondes* man geradezu als einen „Staatsstreich“ bezeichnet hat, in den Schoss der katholischen Kirche zurück und starb 1906 im katholischen Glauben. Gleich ihm sind Paul Bourget, Abel Hermant, Charles Moréas, der halbgriechische Enkel Renans: Ernest Psichari und viele andere mit fliegenden Fahnen in das Lager des orthodoxen Katholizismus zurückgekehrt. In Charles Péguys lateinisch stilisierten Werken — er fiel 41jährig an der Marne — ist der Katholizismus zur Nationalreligion verklärt worden, und in seinem *Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc* hat er der neuen (31. Mai 1912) Nationalheiligen, um deren Altar und Banner sich gläubige Katholiken und skeptische Nationalisten in Einigkeit scharten, eine begeisterte Huldigung dargebracht.

Jetzt vereinigten sich Neukatholiken und Freigeister, die ecclesia militans (Grautoff) und die „Action française“ eines Maurras zu einer „union sacrée“ gegen den gemeinsamen Feind, der Kampf gegen die Barbaren erhält einen neuen Inhalt; er wird zum Kreuzzug gegen den wesensfremden Protestantismus, gegen die „schwarzen Horden Luthers“ (Claudel, 1914), „Les Français se battent en état religieux“ (Barrès). —

Das protestantische Deutschland, „that noble, patient, deep, pious, and solid Germany“ (Carlyle 11. Nov. 1870!), kann nur mit tiefstem Misstrauen und grösstem Bedenken eine religiöse Bewegung wahrnehmen, die sich in beispiellosem Fanatismus auswirkt, und deren Gefährte der lateinische Rassenhochmut ist. Mit höchster sittlicher Besorgnis stellt es ferner die Gefahren fest, die einer gesunden Jugend aus der Versenkung in den Geist einer in vielen ihrer modernsten Erscheinungen tiefinnerlich kranken Volkspsyche notwendig erwachsen müssen.

Aus Gründen der seelischen und körperlichen (Sport) Hygiene wendet es sich mit sicherem Instinkt dem anglo-amerikanischen Kulturkreise zu. Es darf sich dabei auch von rein praktischen Erwägungen leiten lassen: das Englische ist nicht nur die Sprache Englands und Amerikas, sondern auch die der Kolonien und hier insbesondere Asiens: Indiens. Ein neues Licht dämmert dort im Osten. Gandhi, der 56jährige Messias des Orients, predigt gegenüber der Lehre des Schwertes des materialistisch-mammonistischen Europas, dessen „satanische Zivilisation“ er in ihrer ganzen Nacktheit

---

[1]) Man vergleiche auch die Schrift *Agathon* (von Massis und Tarde).

durchschaut hat, die Lehre von Jesus, die Satyagraha, die „aktive Resistenz, durch die begeisterte Kraft der Liebe, des Glaubens und der Aufopferung.“

Es ist wiederum eine Ironie, dass ein Franzose (Rolland) der erste abendländische Verkünder dieser Lehre geworden ist, die Originalwerke „Mahatmas“, der grossen Seele Indiens, aber sind englisch geschrieben. — So besitzt das Englische nicht nur europäische oder kontinentale, nein, planetarische Bedeutung.

Philippsthal a. d. Werra. Adolf Becker.

Molières *Menschenfeind* in seiner zeitgeschichtlichen und allgemein-menschlichen Bedeutung.

Eine literaturgeschichtliche Studie.

Vorbemerkung.

Die folgende Studie aus dem Gebiet des französischen Klassizismus dürfte auch heute noch und gerade heute von besonderem Interesse für deutsche Leser sein. Wer offenbart uns den Geist seiner Zeit und seines Volkes so scharf und treffend gesehen wie Molière, der „Stockfranzose“, der seine Landsleute nach ihren guten und schlechten Eigenschaften vor uns hinstellt, dass sie leben, nicht nur in ihrer Zeit, sondern — und das ist das literarhistorisch und pädagogisch-methodisch Wertvolle für uns — auch für unsere Zeit des Ringens deutschen Geistes und deutscher Kultur mit gallischer Gewalttätigkeit und französischer Zivilisation.

Der bequemeren Versnumerierung wegen ist die mit Molland textlich übereinstimmende Schulausgabe von Velhagen & Klasing gewählt worden. Die Uebertragung der vorkommenden Textstellen ist — wenn nicht anders ausdrücklich angegeben — von mir in freiem Versmass versucht worden. Verglichen wurde damit die schwungvolle und sprachlich gewandte Uebersetzung von Ludwig Fulda in Molières *Meisterwerken*, Stuttgart, 2. Aufl. 1896, sowie die von Emilie Schröder besorgte Ausgabe der *Lustspiele* Molières (Leipzig, Reclam).

Nicht mit Unrecht hat man Molières Stück *Der Menschenfeind* als das klassische Seelengemälde seiner Kunst bezeichnet. In dieser Komödie hat der gereifte, welterfahrene Mann sein Grösstes geleistet. Schon der Zeitgenosse und gestrenge Kunstkritiker Boileau bezeichnet von allen Stücken in seines Freundes Dichtung dieses als das erhabenste Werk. Dass in ihm die Komik so überaus geschickt und fein auf Spiel und Gegenspiel verteilt ist, dass die bedeutsamen Ideen hier in so vertiefter Form zur Anschauung gebracht werden, dass endlich statt aller äusseren Handlung mit spannendem Szenenwechsel hier das „Spiel der Seelen“ in bisher unerreichter Weise durchgeführt ist, das alles macht uns Goethes uneingeschränktes Lob für Molière und seine Kunst wohl verständlich, wenn er sagt:

„Den *Misanthropen* lese ich als eines meiner liebsten Stücke in der Welt immer wieder.“[1])

Molières Kunst ist die Komik. Im Mittelpunkte seiner Komik steht der Mensch. Es ist der Mensch seiner Zeit, seines Volkes. Als solcher spiegelt er die Bestrebungen, die Ideale seiner Zeit, die Tugenden und Gebrechen, kurz die Lebens- und Weltanschauung seines Jahrhunderts getreulich wider. Um die Menschen seiner Zeit lebenswahr vor das Auge seines Mitmenschen zu stellen, muss dem Dichter eine scharfe Beobachtung und klare Auffassung seiner Umwelt eigen sein. Er muss neben grosser Klarheit und Weite des Gesichtes vor allem ein lebhaft empfindendes Herz und ein liebevolles Gemüt besitzen. So nur kann er Darsteller seiner Zeit und Sprecher seiner Volksgenossen in ihren einzelnen Gliedern und Ständen sein.

Wir kennen und verehren Molière als einen Meister in seiner Kunst, der in ihr das Höchste erstrebt und erreicht hat. Ihm, dem Kinde aus der buntbelebten Pariser Altstadt, hatte Mutter Natur alle die gekennzeichneten Eigenschaften des ersten Volksdichters als glückverheissende Gaben mit auf den Lebensweg gegeben. Er nützte sie und wurde durch ein bestimmtes, festes Wollen geleitet der Dichter seiner Zeit, den Boileau seinem Könige als den erlesensten Schriftsteller in des Monarchen Regierung nennt. Ludwig hätte es hinter seinem „Possenreisser“ nie gesucht.[2])

So ist uns Molière auch heute noch nach 250 Jahren der „Geschichtsschreiber“ seiner Zeit. Diese Richtung seiner Kunst hat Veranlassung zu dem Ausspruche gegeben, dass man in Ermangelung aller kulturgeschichtlichen Quellenbücher imstande sein und bleiben werde, aus des Dichters Komödien das Jahrhundert Ludwigs XIV. in allen seinen kulturellen Beziehungen neu und getreu erstehen zu lassen.

Aber seine Kunst geht doch weit über seine Zeit hinaus. Er ist durch die Art der Behandlung seines Gegenstandes weit über das emporgestiegen, was in den Komödiendichtungen seiner Zeitgenossen zum Ausdruck kam. Nicht, als ob den Erzeugnissen seiner Muse die Schlacken der Zeitlichkeit nicht gleicherweise anhafteten; aber wir finden doch unter dem Vergänglichen soviel Unvergängliches, sehen inmitten der Erscheinungen Flucht soviel Bleibendes, Allgemeingültiges, dass sich uns in seinen Meisterkomödien auch heute noch seine Zeit im Spiegel unserer Zeit, unsere Zeit im Bilde seiner Zeit offenbart.

Dorante sagt in der *Kritik der Frauenschule:* Lorsque vous peignez les hommes, il faut peindre d'après nature. On veut que ces portraits ressemblent, et vous n'avez rien fait si vous n'y faites re-

---

[1]) Eckermann, *Gespräche mit Goethe*. 28. März 1827.

[2]) Aus den *mémoires de Louis Racine*, mitgeteilt 53 u. 54 bei Moland, *œuvres complètes*, I, 255.

connaître les gens de votre siècle. (*Critique*, 6.) — So Molière. In seinen Charakteren liegt das ewig Wahrbleibende seiner Dichtungen. Durch seine Art erhebt er sich hoch über seine Zeit hinaus. Er lässt uns in vorsichtiger, doch allseitiger Betrachtung seines Künstlertums in seinem Lebenswerke zu dem heute allgemein anerkannten Urteile kommen: Molière nimmt den Ehrenplatz in der Literaturgeschichte seines Landes ein.

Der Künstler Molière ist emporgewachsen an der Kunst seiner Zeit. Er bildete sich in der Schule der Italiener, die damals auf dem Gebiete der Komödie die Herrschaft innehatten. Indem er aber an die Stelle der abgedroschenen, farblos und albern gewordenen Typen der *commedia dell'arte* seine naturgetreuen, einheitlichen Charaktere setzte, schuf er unter teilweiser Beibehaltung der Situationskomik aus der alten Komödie die Charakterkomödie. Sie ist der Gipfel seiner Kunst. So entwickelte sich der *farceur* König Ludwigs zum *contemplateur* Boileaus. Gefielen dem Könige die derben Spässe des *Sganarelle* (1660) ganz besonders, so war Molière für Boileau stets der Dichter des *Misanthropen*. Durch dieses Werk gehört sein Schöpfer für alle Zeit den Klassikern seines Jahrhunderts an. Was Wunder, wenn unser zeitgeschichtliches Interesse an Molières *Menschenfeind* recht lebhaft ist.

Die Uraufführung des Stückes fällt in das Jahr 1666, also in die Glanzzeit der Regierung des „Sonnenkönigs". Der Geist der Zeit ist der des absoluten Königtums. L'Etat c'est moi! Selbst die Mächtigsten unter dem Adel seines Landes bringen ihm eine masslose Verehrung dar. Nachdem die Macht der Fronde durch tatkräftige und verschlagene Minister gebrochen ist, gibt es nur noch einen Hofadel. Wer nur kann, enteilt dem einsamen Jagdleben in der Provinz und kommt zu Hofe. Ludwigs ungeheure Eitelkeit kennt keine Grenzen. Sein Bedürfnis nach äusserer Prachtentfaltung ist durch die unglückseligsten Kriege ebensowenig zu stillen wie durch die feierlichsten Staatsaktionen und durch die glänzendsten Feste. Die sinnlose Verschwendung des Hofes greift denn auch bald mehr und mehr auf den gesamten Bürgerstand über. Die Lasterhaftigkeit in ihrer verschiedensten Gestalt nimmt überhand. Jeder sucht es dem Mächtigsten nachzutun oder doch wenigstens im Glück und Glanze des Hofes sich zu sonnen. Der Anblick des Fürsten macht die ganze Glückseligkeit der Höflinge aus. Den mannigfachen und bis ins kleinste geregelten Zeremonien im Tageslauf ihres Fürsten beiwohnen zu dürfen, ist das erstrebenswerte Ziel und die höchste Befriedigung einer ungezählten Schar von Marquis und Vicomtes. Hand in Hand damit geht ein ränkevolles und schnödeste Gewinnsucht verratendes Treiben.

Diese Zeit schildert uns der Dichter. Gerade sein *Menschenfeind* lässt uns zahlreiche Einblicke in die Verderbnis des Jahrhunderts tun. In seinem Werk stellt er in seinen Menschen lebens-

wahre Vertreter jener äusserlich so glatten, innerlich aber der Fäulnis preisgegebenen Gesellschaft seines Zeitalters vor die Augen. Der Schriftsteller Jean Donneau de Visé, der zeitgenössische Gegner und nachmalige Freund und Verteidiger Molières, sagt in seinem *Briefe über die Komödie des Menschenfeindes,* dass es der Dichter in diesem Stücke unternommen habe, ein vollständiges Bild des Jahrhunderts zu entwerfen. Das Zeitbild im *Menschenfeind*[1]) zeigt sich in den einzelnen Charakteren, wie wir sie mit Ausnahme des Alceste in der Gestalt des Menschenfeindes schon aus den vorhergehenden Komödien Molières kennen. Im Gegensatz zu Wolffs Ansicht, der m. E. in der Deutung Molièrescher Lustspiele zu sehr den tragischen Gehalt betont — die Gründe dafür sollen im zweiten Teile der Abhandlung nachgewiesen werden —, will ich hier gleich bemerken, dass nach meiner Meinung alle Stücke des Dichters nach dessen Absicht als Komödien aufzufassen sind. Die Gestalten seines Theaters sind durchweg komisch. Idealfiguren, d. h. solche ohne lächerliche Züge gibt es bei ihm keine, wie dies bei der Besprechung der Kontrastfiguren unseres Stückes noch des näheren darzutun sein wird.

Wir sind daran gewöhnt, in den Charakteren der Lustspiele Molières stets die lächerliche Unnatur in ihren verschiedensten Formen zu sehen. Drei Haupttypen kehren ständig wieder, wenn auch in den mannigfachsten Abwechslungen. Es sind: 1. der Marquis, 2. die Preziöse, 3. der Pedant in seinen mancherlei Lebensstellungen. Diese Figuren treten in des Dichters Meisterwerk in vollendeter Darstellung vor uns hin. Unsere Aufgabe besteht darin, aus den vom Dichter aufgezeigten Einzelzügen ein Bild der Gesamterscheinung zu entrollen. Dieses Bild wird, soweit das unser Versuch möglich machen kann, dem Welt- und Lebensbilde entsprechen, das in des grossen Künstlers Seele lebte. Ich beginne die Untersuchung mit dem Marquis als dem Vertreter der vornehmen Gesellschaft am Hofe des Königs. Der Dichter sagt in seiner Streitschrift zur Verteidigung der *Frauenschule,* in der *Stegreifkomödie von Versailles.* „Der Marquis ist jetzt eben der komische Charakter im Lustspiel. Wie man in der alten Komödie stets einem lustigen Sklaven begegnete, der die Zuschauer lachen machte, so darf in unseren modernen Stücken ein geckenhafter Marquis nicht fehlen, wenn man die Zuschauer ergötzen will.“[2]) Zu den Theaterbesuchern gehörte neben den Pariser Bürgern der Hof mit dem König, der vom Standpunkte seines unbeschränkten Absolutismus aus grosses Gefallen an der Verspottung dieser Höflinge fand, die jeglicher Selbständigkeit und Selbstachtung bar waren.

Wie in den *Précieuses ridicules,* so schildert uns der Dichter in Clitandre und Acaste wiederum ein Paar dieser vornehmen Müssig-

[1]) Vollständig abgedruckt im Anhang des 7. Bandes von Molland. Die angegebene Stelle steht dem Inhalte nach auf S. 508/9.

[2]) *Impromptu de Versailles,* 1663. S. auch Wolff, S. 299.

gänger bei Hofe. Der Letztere kennzeichnet sich selbst und seine Gesinnungsgenossen in folgenden beredten Worten:

„Ich habe Geld, bin jung und stamme aus einem Hause, das mit Recht ein hochvornehmes heissen kann. Auch durch den Rang, den mein Geschlecht mir gibt, glaub ich, dass es nur winzig wen'ge Stellen gibt, die mir verschlossen sind."

Was Mut anlangt, dem wir besonders Wert beimessen, so ist bekannt, ohn' alle Schmeichelei, ich habe ihn. Es ist beachtet worden, auf wie tatkräftige und kühne Weise ein Abenteuer ich zu vollbringen wusste. Geist hab ich zweifellos und auch Geschmack, ein Urteil abzugeben ohn' Sachkenntnis und mitzureden über alles.

Bei Erstaufführungen, in die ich rein versessen bin, mit Kennermiene auf der vordern Bank zu sitzen im Theater, Kritik zu üben, Beifall auch zu schmettern bei allen schönen Stellen, die ein hah! verdienen.

Ich bin gewandt und wohlgestaltet, ich hab besonders hübsche Zähne und bin von feinem Wuchs. Was das betrifft, mich wohl zu kleiden, so würd' es, ohne mir zu schmeicheln, dem sicher schlecht ankommen, der es mir abstreiten wollte. Ich sehe mich so hochgeschätzt, wie einer nur kann sein, bin sehr beliebt bei schönen Frauen und in Gunst bei unserm Herrn Gebieter. Mein Freund, und damit, glaub ich wohl, kann allenthalben ich mit mir zufrieden sein." (III, 1, Vers 7—28.)

Das sind jene eingebildeten Hohlköpfe, die an den Königshof geeilt sind, um alles inneren Wertes ledig das savoir-vivre zu erlernen. Alles ist Schein und Putz an diesen Menschen. Ihre Empfindungen sind unwahr und ebenso gefälscht wie das Haar ihrer bis zum Erdboden herabhängenden Perücke. Alceste beschreibt sie uns, wenn er Celimene fragt:

„Wodurch hat Ihr Clitandre denn das Glück, Ihnen so sehr zu gefallen? Auf welch Verdienst und welche hohe Tugend stützen Sie die Ehre, Ihre Achtung ihm zu zollen? Ist es der lange Nagel seines kleinen Fingers, der solche Achtung ihm erworben hat? Sie haben sich mit aller feinen Welt dem glänzenden Verdienst ergeben, das der Perücke ihm entstrahlet, die er trägt? Sind's seine grossen Kanonen, die ihm Ihre Liebe zugezogen? Oder bracht' der Haufe seiner Bänder es fertig, Sie schier zu bezaubern? Hat die Anmut seiner unförmlich weiten Pluderhosen vielleicht Ihr Herz gefangen? Oder steckt der Kniff, zu rühren Sie, etwa in seinem Lächeln, seinem Fistelton?" (II, 1, Vers 29—42.)

Das ist die Tracht des galant-homme, der sein Heil bei Hofe und in den Salons der Frauen sucht. Er hält grosse Stücke auf allerlei lächerliche Aeusserlichkeiten. Dabei ist er innerlich wie äusserlich ein nicht ernst zu nehmender, geckenhafter Dummkopf. Ausser an seiner Kleidung merken wir das an seiner erkünstelten Sprache. Seine Reden sind voller Verlogenheit. Betrachten wir diese „Edelleute" im Verkehr mit den Frauen. Da sind sie die Vertreter der *société polie*. Sie lassen sich von schmeichlerischen Freunden in die Salons vornehmer Damen einführen, können sich nicht genug tun in faden Schmeicheleien, in protzenhaftem Hervorkehren ihrer Person und in eitlem Rühmen ihrer Würden und Verdienste. An Umarmungen und galantem Wesen lassen sie es durchaus nicht fehlen.

Auch nach dieser Seite hin schildert sie uns der Dichter. Celimene kennt sie genau.

„Es sind die Leute, die, ich weiss nicht wie, am Hofe sich das grosse Wort errungen haben. Man sieht sie sich in jeden Kreis einnisten. Sie nützen nicht, nur können sie sehr schaden. Und was für Unterstützung man auch hat, darf man es niemals doch mit solchem Geck verderben.“ (II, 3, Vers 11—16.)

So lässt sie sich von ihnen den Hof machen, wie es der Brauch der Zeit erfordert. Stundenlang sitzt die Gesellschaft in Celimenens Salon beim Geschwätz zusammen. Worum handelt es sich in ihrer angeregten Unterhaltung? Natürlich um den „lieben Nächsten“. Hofklatsch, Stadtgeschwätz, alles in bunter Folge.

„Alle Wetter! Ja, vom Louvre komme ich, wo Cleonte sich beim Lever[1]) höchst lächerlich benahm.“ Und nun geht es los. Von Cleonte, der mit seinem ungeschickten Benehmen überall unangenehm auffällt; von Damon, dem Schwätzer, der die Leute stundenlang im Sonnenbrande aufhält, von Timante, der allen seinen Zuhörern Geheimnisse und Wunderdinge anvertraut, die er sich aus Kleinigkeiten zurechtmacht. Dann von Geralde, dem Aufschneider, der so gern hoch hinaus möchte, der nur immer Fürst und Fürstin im Munde führt, und der Bekannte und Unbekannte von seinen Kutschen, Pferden und Hunden unterhält; der jedermann duzt, selbst die Hochgestelltesten. Dabei ist er Salonherr, geht aus und ein bei Belise, der beschränkten Frau, bei deren trockenem Geschwätz man wie auf der Folter sitzt. Nun folgt Adraste, der Aufgeblasene, der beständig den Beleidigten spielt. Seine Hauptbeschäftigung besteht darin, dass er Tag für Tag auf den Hof schimpft, der ihn, den Mann mit den grossen Fähigkeiten, bei der Verleihung aller Aemter und Pfründen übergeht. Nun zum jungen Schlemmer Cleon, der seinen Gästen die köstlichsten Gerichte vorsetzt, deren Genuss er noch obendrein durch angeborene Dummheit und fades Wesen würzt. Jetzt kommt Onkel Damis an die Reihe. Er will überall der *bel esprit* sein. Seine Sprache ist stets geziert. Er müht sich ab, mit jedem Worte etwas Witziges zu sagen. Seitdem er es sich in den Kopf gesetzt hat, gescheit zu sein, kann er an nichts mehr Geschmack finden. In allem Geschriebenen sucht er nach Fehlern. Er denkt, es zieme keinem Schöngeist, etwas zu loben, da nur Dummköpfe bewundern und belachen. Den Kenner dagegen erkennt man am Tadeln. Keins der Werke unserer Zeit gilt ihm etwas. Jede Unterhaltung ist ihm zu gewöhnliches Gerede, als dass er daran teilnehmen sollte. Mit verschränkten Armen schaut er mitleidsvoll vom Gipfel seiner Geisteshöhe auf das herab, was jedermann sagt. (II, 5; Szene der Porträts.) So zeichnen diese *alcôvistes de qualité* die Zierden der Gesellschaft. Und das alles mit bewunderungswürdiger Offenheit. Alceste aber sagt von diesen Lobrednern und frechen Krittlern:

[1]) d. h. der Aufwartung beim König am Morgen.

„Nur immer zu. Drauf los, Ihr Herren! Ihr schonet keinen, jeder muss heran. Wenn aber einer sich von ihnen zeigte jetzt, säh man Euch freudig ihm entgegeneilen, die Hand ihm reichen und mit schmeichlerischem Kuss den Schwur bekräftigen, dass Ihr sein Diener seid.“ (II, 5; Vers 93—98.)

So übermütig ihr Spott ist, so schmeichlerisch und verlogen zeigen sie sich in ihren Lobeserhebungen der Herrin gegenüber. Alceste stört ihre „geistreiche“ Unterhaltung, indem er Celimene unumwunden seine Meinung sagt. In der Galerie wollen sie sie fortsetzen. Die Salonherrchen wollen sogleich dorthin gehen. Celimene fragt sie ängstlich, ob sie schon aufbrechen wollen. Wie aus einem Munde tönt es: „Nein, gnädige Frau.“ Acaste meint: „Wenn ich der gnädigen Frau nicht lästig falle, so treibt mich hier den ganzen Tag nichts fort.“ Clitandre sagt: „Wenn ich nur beim *coucher*[1]) kann sein, weiter bin ich an kein Geschäft gebunden.“ (II, 5, V. 179—82.)

Gleich diesen beiden Marquis gehört Philinte als Vertreter der vornehmen Gesellschaft in ihren Kreis. Er ist der vollendete *honnête homme,* ohne Leidenschaft, massvoll in seinem Benehmen, abhold jeder Störung des guten Tones. Alles mit Mass und Anstand, das ist sein Wahlspruch. „Seelenruhe“ ist ihm das höchste Ziel in allen Lebenslagen. Er ist der gebildete *homme de bien* seiner Zeit. Sein Ideal ist, wie *Tout-le-monde* zu sein, d. h. sich weder im Guten noch im Bösen hervorzutun. I, 1 sagt er dem grollenden Freunde:

„Seien wir nicht allzu strenge mit dem Zeitgeist, und etwas gnädiger lass uns verfahren mit der menschlichen Natur.“

Vor allem verwerflich erscheint ihm die Passion. „Es ist klüger, Phlegma zu zeigen, als Galle“, meint er. Er sieht nichts Schlimmes darin, mit einem einfältigen Marquis nichtssagende Freundschaftsbeteuerungen und Umarmungen auszutauschen. „Wenn einer uns umarmt vor Freude, muss man ihm mit gleicher Münze zahlen.“ Danach handelt er. Er ist also nicht allein Weltmann, sondern auch ein *doucereux,* und dadurch rückt er auf die Seite der Marquis.

Der zweite Typus, der unser zeitgeschichtliches Interesse erregt, ist der der Preziösen. Celimene ist eine Dame der vornehmsten Gesellschaft in der Hauptstadt. Natürlich steht ihr Salon den Hofkavalieren, Dichtern und Gelehrten offen. Sie ist junge Witwe (I, 1, V. 225) und als solche viel umworben. Oronte und Clitandre mit Acaste machen ihr in den gewähltesten Formen den Hof. Vom *lever* des Königs gehen sie zu ihr, verbringen den Tag im Geplauder über alle Neuigkeiten, die sich bei Hofe oder in der Gesellschaft zugetragen haben. Sie haben Zeit bis zum späten Nachmittage. Wenn sie nur beim *Coucher* des Königs sein können. Der Dichterling Oronte liest der Herrin Reimereien vor. — Sonette natürlich — um sich in den galantesten Ausdrücken bis in den höchsten Dichterhimmel erheben

---

[1]) Aufwartung beim König am Spätnachmittage.

zu lassen. Solcher Dichterlinge gab es damals eine ungezählte Schar. Unter ihnen befanden sich Hofkavaliere, aber auch Gutbürgerliche, die sich durch ihre Machwerke Eingang in die Salons der Gesellschaftsdamen verschafften. — Celimene ist eine Kokette. Vom Gefühle echter Liebe ist sie weit entfernt. Ihr Leitstern ist das von der literarischen Führerin, der preziösen Madeleine de Scudéry verkündigte Evangelium der Galanterie: „Hier, im Lande des *Grossen Cyrus* — so hiess der dickleibige Roman —, d. h. in Paris, ist die Liebe keine gewöhnliche Leidenschaft wie in anderen Gegenden, sondern eine Forderung der Schicklichkeit und Notwendigkeit (!). Alle Männer müssen verliebt sein, und alle Damen müssen geliebt werden.“ Liebe ist eben Mode, und die grösste Modetugend des Jahrhunderts, auch in der Liebe, ist die Heuchelei. So liebt Celimene es, mit allen Herren schön zu tun. In ihrer Kunst, die Liebhaber hinzuhalten, geht sie selbst dem lächerlichen Acaste zu weit: „Wie hoch sich auch die Schönen stellen mögen, ich denke, gottlob, ich hab' meinen Wert wie sie. Wenn ich ihr soll mein Herz zu Füssen legen, so muss sie sich's auch etwas kosten lassen.“ (III, 1. V. 41—44.) Der arme Tropf! Er merkt nicht, wie er am Narrenseil geführt wird. In ihrem wahren Lichte zeigt sich die Kokette in der oben angeführten Szene der Portraits. Wie scharf und beissend ist ihr Urteil! Sie gefällt sich darin, durch Witz und Geist, aber auch durch Spott und Boshaftigkeit ihre einfältigen Zuhörer zu dem schmeichelhaften Ausspruch zu bringen: „Bewunderungswürdig zeichnen Sie die Leute.“ Wie boshaft und klatschsüchtig die Kokette bei aller ihrer zur Schau getragenen Höflichkeit ist, zeigt sie so recht in der angeregten Unterhaltung mit ihrer schlimmeren „Schwester“ Arsinoë.

Preziös, kokett, prüde. Das ist in einem Wort die Entwicklung jener Damen der vornehmen Gesellschaft, wie sie uns Molière des öfteren zeigt. Arsinoë zeigt die Charaktereigenschaften der Celimene, nur in verstärktem Masse. Oberflächliche Menschen wie Acaste wissen nur, dass sie für tugendsam gilt und durch ihren frommen Eifer viel von sich reden macht. Celimene kennt sie genauer. Sie bezeichnet der Arsinoë Gebaren mit des Dichters Lieblingsausdruck: Grimassen, nichts als Grimassen. In ihren Jugendtagen hat Arsinoë das Leben und mit ihm Liebesglück gekostet wie alle ihresgleichen. Doch ist sie älter geworden. Nach der Scudéry Vorschrift hat sie es verschmäht, das Liebesflehen eines ihrer Verehrer zu erhören. So steht sie allein, verlassen da. Was nun? Da wird sie eine Sittsame, eine übertrieben Tugendhafte, eine Prüde. Ist nicht mit vielen anderen vornehmen und vornehmsten Damen der Gesellschaft jene Maitresse Ludwigs bei zunehmendem Alter eine sittsame Betschwester geworden?

Arsinoë sucht die Oede ihres Inneren mit einem falschen Tugendschleier zu verbergen. Im Herzen ist sie noch recht weltlich

gesonnen. Mit neidischem Blick sieht sie auf die Liebhaber der jüngeren Genossin. Deren Liebesgetue nennt sie die Verblendung der Zeit. Den Männern nachzustellen hält sie für ein Verbrechen. Aber in ihrer Phantasie wimmelt es noch von Liebhabern. Wunderbar! Arsinoë schwärmt, glüht noch in schwach verhaltener Glut für Alceste. Dieser müht sich um Celimene. Da kann die Närrin gleich Belise in den *Gelehrten Frauen* nur mit Mühe ihren Verdruss verbergen. Sie fühlt sich beleidigt und tut, als ob die Kokette Raub an ihrem Besitz beginge. So lernen wir sie durch Celimenens Beschreibung kennen. Nun tritt sie selber ein. Die verlogene Celimene heuchelt Freude über der Närrin Besuch. Was will die Prüde? Natürlich nichts anderes als einen guten Rat geben. Worauf geht der? Er betrifft die Ehe der Celimene. Wir sind gespannt. — Arsinoë war gestern bei höchst ehrbaren Leuten. Im Gespräche kam natürlich die Rede auf Celimene.

„Zum Unglück lobte man nicht Ihr allerdings auffallendes Benehmen, verehrte Frau. Das Aufsehen, das Sie durch den Besuch so vieler Leute in Ihrem Hause erregen, fand weit mehr Tadler, als vonnöten war, und viel gestrengere, als mir lieb war. Ich ergriff natürlich Partei für Sie, ich suchte Sie zu entschuldigen, zu verteidigen. Ich hob Ihre Gesinnung sehr hervor . . . Doch schliesslich sah ich mich genötigt, zuzugeben, dass Ihre Lebensart Ihnen etwas schade. Nicht, dass ich Ihre Ehrbarkeit für verletzt hielte. Der Himmel behüte mich vor dem Gedanken! Doch — dem Schatten von Sünde schenkt man oft schon Glauben. Ich halte Sie für zu vernünftig, gnädige Frau, als dass ich glaubte, Sie nähmen mir den gutgemeinten Rat übel. Mein Eifer hat ja doch nur Ihr Bestes im Auge.“ Dies kurz der Gedankengang ihrer Rede. III, 5.

Haben wir da nicht die *natura vitiata,* den perversen Charakter in Reinkultur vor uns? Ein weiblicher Tartüffe! Aber Molière lässt Uranie in der *Kritik der Frauenschule* sagen: „L'honnêteté d'une femme n'est pas dans les grimaces.“ Und nun folgt die Entlarvung der „tugendsamen“ Arsinoë durch Celimene. Als Frau von Bildung und Stand nimmt sie den „wohlgemeinten Rat der Freundin“ an, erteilt aber sogleich der Arsinoë gleichfalls einen Rat. Natürlich ebenfalls „aus Freundschaft“. Sie erzählt:

Jüngst machte ich einen Besuch. Einige sehr würdige Leute unterhielten sich über die Frömmigkeit. Sie kamen dabei auch auf Sie zu sprechen. Da wurde Ihre zur Schau getragene Tugend nicht als das beste Muster hingestellt. Der angenommene Ernst in Ihrem Aeussern, Ihr Geschwätz von Schicklichkeit und Ehre, Ihr Gesicht und Gezeter bei dem geringsten Schein von Zweideutigkeit, dann die Wertschätzung, die Sie von sich selber haben, der mitleidige Blick, den Sie auf alle herabwerfen, das ewige Predigen, der bittere Tadel, der selbst die unschuldigsten Dinge trifft: das alles wurde einstimmig getadelt. Wozu ein ehrliches Gesicht aufsetzen, meinte man, wenn man sonst doch nicht so ist. Man kann im Beten wohl genau und pünktlich sein, aber dem Gesinde gibt man Schläge statt des verdienten Lohnes. In der Kirche in stiller Andacht und doch sich schminken, um schön zu erscheinen. Ja, sie lässt sogar alles Nackte auf Bildern bedecken. In Wirklichkeit

aber liebt sie das sehr. — — — Natürlich versuchte ich Sie zu verteidigen. Alles das wies ich als Verleumdung zurück. Aber alle widerstritten meiner Ansicht, und meinten, Sie täten besser daran, sich um eigene Dinge zu kümmern, als um das Treiben anderer Leute. — — —Auch ich halte Sie für zu vernünftig, als dass Sie mir meinen gutgemeinten Rat übel nehmen sollten. Nur aus Eifer um Ihr Bestes ist er gegeben. (III, 5.)

Grössere Offenheit gibt es kaum. Aber der Wortstreit ist damit nicht zu Ende. Beschuldigung auf Beschuldigung erfolgt. Ja, Arsinoë verdächtigt Celimene schliesslich bei Alceste, dem sie bei seinem Besuche in ihrem Hause vollends die Augen öffnen will. — Da haben wir ein wahres Kabinettstückchen von Intrigenspiel vor uns, wie es im galanten Zeitalter häufig war. Auch nach der Seite hin Schein, Heuchelei, Unnatur. In der Tat: „Die Heuchelei war das Laster des Jahrhunderts.“ (*Don Juan*, Vorrede, *au lecteur*.)

Unter den Besuchern von Celimenens Salon finden wir Oronte, den Dichter. Er gehört in Molières Komödie zum Typus des Pedanten, der je nach Bedürfnis als Scholastikus, Jurist, Arzt oder Dichterling auftritt. Oronte passt unbedingt in das Zeitbild hinein. Als Modedichter hat er Zutritt zur Gesellschaft. In Celimenens Salon zählt er zu den anerkannten Schöngeistern. Wie könnte die Kokette auch ohne einen Dichter sein, der sie in zierlichen Versen „anschmachtet“. Ist es doch die Zeit eines Corneille, Racine und Lafontaine, aber auch all der ungezählten adligen wie bürgerlichen Reimschmiede, deren Namen einst hochberühmt waren, nach 250 Jahren freilich vergessen sind. Die Kleinen wollen es den Grossen nachtun. Jeder Kavalier dichtet Sonette, jeder Schöngeist verfasst Madrigale, und jede Preziöse lobt begeistert die leichte Tagesware. Am beliebtesten sind die Sonette und Ringelgedichte, die in einem Zeitalter, in dem die Liebe Mode ist, natürlich auch nur sie zum Gegenstande haben können. Sie passen wundervoll in die Zeit der Schöngeisterei und des gebildeten Genusses. Ihr Inhalt besteht aus allem Möglichen. Meist bezieht er sich auf einen rein äusserlichen Anlass. So dichtet der Schöngeist Trissotin (in den *Femmes savantes*) ein zierliches Madrigal „auf eine blau und grün gestreifte Kutsche, die er einer Schönen schenkte“, oder als „winzigen Imbiss“ für eine erlauchte schöngeistige Damengesellschaft „einen niedlichen Ragout“ in Gestalt eines „Sonettes an die Fürstin Urania, als sie das Fieber hatte“. So dichtete Oronte sein Sonett „Die Hoffnung“. Er hat das Erzeugnis seiner Muse auch gleich in die Gesellschaft mitgebracht. Natürlich will er es vorlesen. Lesen doch alle grossen Dichter Proben ihres Könnens vor. Sehen wir uns das Treiben eines solchen Dichterlings der Zeit einmal genauer an. Mit einer Schmeichelrede führt er sich bei Alceste im Salon der Celimene ein. Die Herrin ist ausgegangen. Gleich „brennt er darauf, dass ihn Freundschaft mit dem ihm bisher gänzlich unbekannten Alceste verbinde.“ Alceste will von so hoher Ehre nichts wissen. Doch der Schöngeist

weiss sich zu helfen. Auf Alcestes Einwand, dass doch erst Einsicht und Prüfung einen Freundschaftsbund erstehen lassen können, meint Oronte: „das heisst als weiser Mann gesprochen. Ich muss Sie deshalb um so höher achten. Vielleicht, dass wir doch mit der Zeit noch Freundschaft schliessen.“ (I, 2, V. 35 ff.) Und nun kommt der Unwiderstehlich-Lästige zum Vorschein. Er gilt etwas bei Hofe. Vielleicht kann er Alceste dort zu Diensten sein. (Ebd. V. 39 ff.) Da er Alceste für einen Geist von grosser Feinheit hält, so möchte er, um das Band der Freundschaft zu knüpfen, diesem ein Sonett zeigen, das er erst kürzlich gemacht hat. (V. 44—47.) — So also bringt man seine Machwerke an. Alceste wehrt ab. Aber der Poet will lesen. Alcestes Gesicht nimmt einen eigenartigen, gelangweilten Ausdruck an. Aber Oronte beschwichtigt: „Es sind keine langatmigen Verse, nur kurze; zärtlich, süss und schmachtend.“ (V. 58.) Alceste stellt sich, als höre er zu. Aber der Dichter möchte erst wissen, ob ihm der Stil auch wohl leicht genug erscheine und ob der Ausdruck ihn befriedigen werde. Fast wie zur Entschuldigung fährt er fort: „Uebrigens müssen Sie doch ja bedenken, dass ich nur eine Viertelstunde drüber sass.“ (V. 63.) — Und dann folgt endlich das Gedicht an die Geliebte mit all dem Liebesschmachten und Hoffnungsschmerze und mit dem albern-plumpen Drohen am tragisch gesteigerten Schluss. Der Zuhörer Philinte findet es reizend, den Tonfall am Schluss allerliebst, vortrefflich. Alceste aber meint: „Die Pest über deinen Fall, boshafter Schmierer!“ (V. 84.) Oronte bittet um Alcestes Urteil. Der weiss, dass Schöngeister gern geschmeichelt sein wollen. Aber er ist der Meinung, dass ein Mann sich lieber beherrschen solle, wenn seine Neigung, etwas zu schreiben, zu gross werde. Bezähmen müsse er seine Neigung, die durch solchen Zeitvertreib nur Aufsehen erregen wolle. Er stellt ihm vor, wie diese Schreibsucht der Zeit schon sehr ehrenwerten Leuten geschadet hat. Er bittet ihn aufrichtig, seine Schreiberei doch ja nicht ins Publikum zu bringen. Er zeigt dem Dichterling Satz für Satz, wie wenig der sich natürlich auszudrücken versteht. Der bilderreiche Stil, mit dem man prangt, entbehre der Eigentümlichkeit, der Wahrheit. Es sei nur ein Spielen mit Worten, nur Ziererei. Wie die Natur auf einfache Weise spricht, das zeigt er ihm am reimdürftigen Volkslied mit seinem einfach-klaren Stil. Und Oronte? Er ist davon überzeugt, dass seine Verse gut sind. Er, der gefeierte Salondichter, soll sich von einem derart geschmacklosen Menschen kritisieren lassen! Da will er „lieber aller Welt zum Trotz ein Dichter sein.“ Wohl möchte er gerne sehen, wie Alceste auf seine Weise den Gegenstand behandeln würde. Er kann sich offenbar gar nicht vorstellen, dass ein Mann der Gesellschaft kein Schöngeist und Dichter sei. Oronte empfiehlt sich, unterlässt aber nicht, Alceste beim Marschallsgericht zu verklagen wegen Beleidigung. Nur mit knapper Mühe

bringen die Richter zwischen dem beleidigten Poetaster und seinem „verständnislosen“ Kritiker einen Vergleich zustande.

Da haben wir ein Bild der Zeit, jener Zeit der Poesie auf allen Gassen. Diese Art Dichter, die mit ihrer affektierten, durch hohlen Wortschwall ausgezeichneten Sonettensprache gut zur Dekoration der Salons passten, verstanden sich freilich ebensogut auf Schmeichelei wie auch auf leibliche Genüsse. Sie liessen sich gerne an den Tafeln ihrer Gönner sehen. Dass sie als literarische Tartüffes auch zuweilen unedle Nebenabsichten verfolgten, sehen wir an dem Prachtexemplar eines Trissotin.

Wie bei keiner Lustbarkeit des Hofes die Festdichtungen Molières fehlen durften, so war auch kein Familienereignis der Gesellschaft ohne ein Sonett oder dergleichen Reimerei. Das bedeutet eine Popularisierung der Poesie ohnegleichen. Aber die Missstände blieben nicht aus. Der Hausvater Chrysale sagt nicht ganz mit Unrecht in bezug auf seine Hauswirtschaft: „Der eine lässt den Braten mir anbrennen, weil er Geschichte liest, der andere dichtet, wenn ich zu trinken begehre. Jeder treibt's wie Ihr, und darum habe ich wohl Diener, aber keinen, der mich bedient.“ (*Femmes sav.* II, 7.)

Die bisher betrachteten Charaktere ergaben in ihrer Gesamtheit ein mehr oder weniger trübes Zeitbild. Doch lässt uns der Dichter als naturgetreuer Kenner seiner Zeit auch Lichtblicke tun. Eliante ist ein erfreulicher Charakter. Sie ist zwar nicht als Kontrastfigur zu denken. Sie steht nicht im Gegensatz zur Spröden und Koketten, sondern sie ist mehr eine abgeblasste Gestalt auf der Bühne des Meisters. Sie passt wenig zum schlechten Zeitalter. Inmitten einer Gesellschaft voller inneren Hohlheit und Boshaftigkeit hat sie sich ein natürliches Empfinden, ein verständiges Denken und ein aufrichtiges Gefühl für Wert und Unwert der Personen und deren Handlungsweise bewahrt. Solche Gestalten aber sind selten, um so seltener, je vornehmer die Gesellschaftskreise sind, in denen wir sie suchen. Was hilft es, dass sie dem Zeitgeiste entgegenstehen, dass sie frei von jeder Heuchelei und Galanterie den Menschen mit Wahrhaftigkeit begegnen. Ihre Zahl ist verschwindend klein. Auf der Bühne des Lebens aber, des grossen Scheinlebens, spielen sie ebenso wie in des Dichters Theater nur eine wenig beachtete, keinesfalls tonangebende Rolle.

Im vierten Auftritt des vierten Aufzuges sehen wir das Verhältnis des Herrn zu seinem Diener. Dubois ist in seinem wunderlichen Aufputz, seinem bestürzten Gesicht und seiner anfänglichen Sprachlosigkeit und Umständlichkeit eine komische Figur. Er wendet sich damit gerade bei einem Alceste an dessen schwächste Seite, nämlich an die Geduld seines Herrn. Aber wir finden trotzdem des Herrn Kraftausdrücke wenig passend. Dubois gehört zum Volke. Die vornehme Gesellschaft der Zeit versteht unter den Gliedern des Volkes nur Bauern, die auf Stroh schlafen und sich von Milch und

Erdwurzeln nähren, die als Georg Dandin Lachobjekte für die höfischen Kreise bilden, und die man im übrigen durch Abgaben und allerlei frivole Erpressungen ins Elend trieb. Die andere niedere Bevölkerung in den Städten war für jene Vornehmen nur Klasse, *la canaille,* die man durch harten Frondienst zu bändigen strebte. Ein Mittelstand war ja erst im Entstehen begriffen. Alle Mühsal und Plackerei des Lebens trugen diese Angehörigen der untersten Klasse. Auch Molières Komödie kennt neben den Vornehmsten in der Hauptsache nur Diener. Aus Fénelons *Brief an den König* (*Lettre au roi Louis XIV.,* 1694) wissen wir, wie schlimm und bitter ernst die Lage des armen, geknechteten Volkes zur Zeit des „grossen Ludwig“ war. Mit verschwindend geringen Ausnahmen berichtet die Chronik der Zeit nur von Prunkgelagen des Fürstenhofes, von verschwenderischen Festlichkeiten der vornehmen Welt, aber gar nichts oder doch nur wenig vom Jammer und dem Leiden des Volkes. Wie hätte auch des Volkes Notschrei bis an den Thron seines erhabenen Fürsten dringen können! Die armen Leute fanden ja nicht einmal Gehör vor Gericht. Rechtsschutz gab es eben nur für die Reichen und Mächtigen im Staate. Wie die Richter ihre Stellen gleich ihren Titeln und Würden kauften, so verkauften sie, um ihr Amt recht einträglich zu gestalten, ihrerseits die Gerechtigkeit. Das Recht wurde in schmählichster Weise gebeugt und verschachert. Da konnte der Mann aus dem Volke nicht mittun. Wie hätte er an der Reihe von Schreibern und Sekretären ohne Schmiergelder vorbei gekonnt, wie hätte er bei den um Geld Recht sprechenden Richtern etwas vermocht gegenüber dem reichen Gegner, der auf sein Vermögen gestützt einen langwierigen Prozess weit besser aushalten konnte. Wer die meisten Besuche machte und die grössten Geschenke brachte, der allein gewann. Wer das nicht konnte oder aus Ehrliebe nicht wollte wie unser Alceste in seinem Prozess mit dem „Schufte“, der musste unfehlbar verlieren.

Damit glauben wir die wesentlichen Züge im Zeitbilde, wie sie in des Dichters *Menschenfeind* enthalten sind, an der Hand der Komödie aus ihren Charakteren entwickelt zu haben. Fassen wir sie zu einem Gesamtbilde des Zeitalters zusammen, so müssen wir erkennen, dass zwischen dem äusseren Firnis und dem inneren Gehalte ein gewaltiger Gegensatz besteht. Aeusserlich ist glänzender Schein wie auf dem Parkettboden des Salons. Die glatt polierte Fläche lässt eine auserwählte Schar geübter Tänzer und Spieler in den schillerndsten Gewändern mit vollkommenster, wenn auch erkünstelter Sicherheit in berauschendem Festgelage sich auf ihr bewegen. Und doch: Die Naturfarbe des grauen Estrich kommt bei genauem Beschauen bis in die fernsten Winkel hinein zum Vorschein. Trotz aller Etikette, trotz aller Galanterie und Schöngeisterei eine gemütsarme, hass- und neiderfüllte Zeit voller Unnatur, Heuchelei und Gemeinheit. Abtötung der Natürlichkeit, der Menschlichkeit

und des Gewissens, so heisst die Losung. Ins Nichts verderbende Fäulnis hinter glänzendstem Prunk! Das ist die Bestimmung nicht nur des göttergleichen roi soleil und seines erlauchten Hauses, sondern auch des mehr und mehr in unheilbarer Krankheit der mählichen Auflösung und Vernichtung zustrebenden gesamten Volkslebens. So gefahrdrohend ist der düstere Hintergrund auf dem Gemälde der Zeit gleich dem ernsten Untergrund in des grossen Meisters Komik. Auf diesem dunkelüberschatteten Grunde lässt Molière in seinem Meisterwerke jene Kraftgestalt aufragen, die einzig in seinem Werke den Menschen darstellt, den ehrlich wollenden, leidenden Menschen, den ein geistesverwandter Hamlet als „den einzigen Auserwählten unter Zehntausenden“ erkennen muss. —

(Schluss folgt.)

Lübbecke i. Westf. Ernst Schmidt.

Der Humor bei A. Daudet in den Tartaringeschichten und bei Dickens in den *Pickwickiern*. (Schluss von *Zeitschr.* 24, 129 ff.)

Tartarin von Tarascon zeigt sich uns als friedlicher, wohl habender, fast reicher, unabhängiger, unverheirateter, untersetzter, wohlgenährter tarasconischer Rentner von würdiger Haltung, der die Bequemlichkeit liebt. Aber im Widerspruch mit diesem Aeusseren steht ein Geist, der mit einem so bescheidenen Leben nicht zufrieden ist. Tartarin ist ehrgeizig. Er hat seine hübsche kleine Villa und seinen Garten mit allen möglichen fremdartigen Dingen vollgepfropft, mit Pflanzen und Waffen, besonders mit Waffen. Denn er hat einen gar kriegerischen Geist. Er liest immer und immer wieder die Bücher von Cooper, Gustav Aimard und Cook, er versteht sich vortrefflich auf die Kriegführung der Wilden, und er geht abends nicht in den Klub ohne einen Degenstock und zwei Revolver in jeder Tasche, er bewegt sich sehr vorsichtig durch die Strassen und hat sich durch Uebungen zu Hause immer auf einen Apachenüberfall vorbereitet. Tartarin gilt nicht nur für den ersten Romanzensänger — weil er oft das „Duett“ *Robert der Teufel* gesungen hat, das nur in dem einzigen, dreimal wiederholten Worte „Nein!“ besteht, — er gilt auch für den besten Mützenjäger; denn in Ermangelung von Kaninchen und jeden anderen Wildes machen die Taraskoner auf Mützen Jagd, die sie in die Luft werfen. Ja noch mehr: Tartarin versteht sich auch auf die Ersteigung der höchsten Alpenberge, weil er viele Bücher darüber gelesen hat, und er ist dadurch würdiger als ein anderer, Präsident des in Taraskon gegründeten Alpenklubs zu sein, und er ist sehr stolz darauf, hinter seinen Namen ein *P. C. A.* setzen zu können. Später erstreckt sich sein Ehrgeiz sogar auf die höhere Kriegskunst und auf die hohe Politik: er weiss genau, wie man eine belagerte Festung verteidigen, wie man die feindlichen



Bewohner einer fernen Insel bekriegen muss, wie man dort eine Kolonie gründet und wie man sie regiert.

Und dieser selbe Mann, der schon in *Tartarin von Tarascon* (*TT*) in dem Rufe steht, alle unbekannten Länder bereist zu haben, hat sein Städtchen niemals verlassen. Welcher Widerspruch! Wie erklärt er sich? Er liebt trotz seines kühnen Geistes ganz einfach die Bequemlichkeit zu sehr, er vereinigt in sich die Seele Don Quichottes und den Körper Sancho Pansas, und im allgemeinen triumphiert in Kämpfen nach Art des folgenden Tartarin-Sancho über Tartarin-Quichotte (*TT* I, 6):

Tartarin-Quichotte s'exaltant aux récits de Gustave Aimard et criant: »Je pars!« — Tartarin-Sancho ne pensant qu'aux rhumatismes et disant: »Je reste.« — Tartarin-Quichotte, très exalté: »Couvre-toi de gloire, Tartarin!« — Tartarin-Sancho, très calme: »Couvre-toi de flanelle!« — Tartarin-Quichotte, de plus en plus exalté: »O les bons rifles à deux coups! ô les dagues, les lazos, les mocassins!« — Tartarin-Sancho, de plus en plus calme: »O les bons gilets tricotés, les bonnes genouillères bien chaudes! ô les braves casquettes à oreillettes!« — Tartarin-Quichotte, hors de lui: »Une hache! qu'on me donne une hache!« — Tartarin-Sancho, sonnant la bonne: »Jeannette, mon chocolat!«

Eines Tages jedoch unterliegt der die Bequemlichkeit liebende Tartarin-Sancho dem ruhmbegierigen Tartarin-Quichotte infolge eines anderen hervorstechenden Charakterzuges Tartarins, seiner ausserordentlichen Eitelkeit. Im allgemeinen kümmert er sich nicht darum, ob er die Taten, deren er sich rühmt, wirklich ausgeführt hat, wenn er nur bei seinen Landsleuten den Ruhm davon hat, wenn ihn nur jeder als den grossen Mann und den Helden, der er sein will, ansieht. Bis zu vierzig Jahren ist es ihm gelungen, seinen Ruhm unbestritten zu behalten, ohne Tarascon zu verlassen, weil es für Tarascon dasselbe war, ob er beinahe nach Shanghai gereist wäre oder wirklich dorthin gereist war. Als er aber immer wieder von seinen angeblichen Löwenjagden in Afrika erzählt und man ihm nicht mehr glaubt, da ist seine Eitelkeit stärker als sein Hang zur Bequemlichkeit; er reist wirklich nach Algier ab, er, der es nie gewagt, über die Rhone zu gehen, weil die eiserne Hängebrücke, die nach Beaucaire führt, im Winde so schrecklich schwankt. Wochenlang trifft er Vorbereitungen, wie wenn er Stanley oder Livingstone im Innern des unbekannten Afrika suchen wollte. Als „Türke" gekleidet, in weiten, weissleinenen Pumphosen, in knapper, anliegender Jacke mit blanken Knöpfen, einen zwei Fuss breiten roten Gürtel um den Leib, mit blossem Hals, rasiertem Vorderkopf, auf dem Kopfe eine riesige rote Mütze (*chechia*) mit einer langen blauen Quaste, dazu zwei schwere Büchsen, auf jeder Schulter eine, ein grosses Jagdmesser im Gürtel, auf dem Bauche eine Patronentasche, auf dem Schenkel einen in seinem Lederfutteral schaukelnden Revolver, mit einer blauen Brille, so reist er, umringt von Kisten und Waffen, nach Marseille ab, und geht dort nach Algier in See. Während der Ueberfahrt bietet

der kleine, dicke Tarasconer in seinem so heldenhaften Aufzuge einen recht kläglichen Anblick, als er von der Seekrankheit befallen wird. Bei seiner vollkommenen Unerfahrenheit hält er die schwarzen Lastträger für Seeräuber, glaubt er in nächster Nähe der Stadt Löwen zu finden, lässt er sich von der „Maurin“ Baïa, dem „Fürsten von Montenegro“ und dem Kapitän Barbassou zum Narren halten. Als er mitten in der Wüste einen Löwen getötet zu haben glaubt, findet er sich, als es Tag wird, in einem Gemüsegarten bei dem Café *Au rendezvous des lapins* und wird von einer Frau, deren Esel er erschossen hat, verprügelt. Als er, weiter nach Süden gereist, eines Abends auf dem Anstand ein Geräusch hört, glaubt er, der Löwe sei da, schiesst seine beiden Kugeln aufs Geratewohl in die Nacht hinein und läuft, vor Angst an allen Gliedern zitternd, davon. Endlich erlegt er wirklich einen Löwen: leider ist es aber ein blinder und gezähmter Löwe aus einem „Löwenkloster“, der Geld einsammelt. Aber er hat nun wenigstens ein Löwenfell, das er nach Tarascon schickt. Nach Bezahlung einer beträchtlichen Entschädigung, ganz ausgeplündert durch den „Fürsten von Montenegro“, betrogen von Baïa, kehrt er nach Frankreich zurück, begleitet, ja verfolgt von einem jämmerlichen Kamel, das er nicht los werden kann. In Tarascon wird er trotzdem begeistert empfangen und als der Held gefeiert, der Hunderte von Löwen erlegt hat.

Als sich fünfzehn Jahre später die ehemaligen Mützenjäger zu einem Alpenklub zusammengeschlossen haben und Sonntagsausflüge in die „Alpilles de Tarascon“ machen, ist Tartarin der Präsident des Klubs. Als er in Gefahr ist, seinen Ehrenposten zu verlieren, da ist er entschlossen, die Fahne des Klubs auf einem der höchsten Gipfel Europas, der Jungfrau oder dem Montblanc, aufzupflanzen. Nach langen Vorbereitungen und einem feierlichen Testament reist er heimlich ab, auf allen Vieren aus der Apotheke Bézuquets herauskriechend. Als Vorübung besteigt er den Rigi. Dorthin kann man zwar in der Bahn fahren, er aber erscheint „in gelben Tuchgamaschen und gelber Mütze, in einem gestrickten Kopfschützer, der von seinem Gesicht nur ein Stückchen seines schon ergrauenden Bartes sehen lässt und eine gewaltige grüne Brille mit stark gewölbten Gläsern, die Spitzhacke, den Alpenstock, den Rucksack auf dem Rücken, eine Rolle Seil, eiserne Klammern und Haken im Gürtel einer englischen Bluse mit breiten Aufschlägen.“ Während er noch mitten in der Bergwüste zu sein glaubt und nach einer Hütte oder auch nur einem Felsvorsprung, um darunter Schutz zu finden, sucht, erblickt er plötzlich vor sich auf der wilden und kahlen Hochfläche das ungeheure Hotel mit seinen dreihundert Fenstern. In eine hübsche, kleine Russin verliebt, die sich freilich über den dicken, biederen Tarasconer lustig macht, verwickelt er sich in gefährlicher Weise in nihilistische Angelegenheiten. Als er seinen Landsmann Bompard als Führer trifft, lässt er sich von ihm davon überzeugen,

dass es keine Schweiz gibt, dass die Schweiz gegenwärtig nur ein ungeheures Bad ist, von Juni bis September geöffnet, ein Kasino mit Panorama, in das man zu seiner Zerstreuung aus allen Weltteilen kommt und das von einer Gesellschaft mit vielen Hunderttausenden von Millionen, die ihren Sitz in Genf und London hat, ausgebeutet wird. Er glaubt es, dass es keine Gefahr gibt, dass sogar die Gletscherspalten nur künstlich sind. Und Tartarin, der es nicht gewagt hat, zwischen Beaucaire und Tarascon über die Rhone zu gehen, besteigt die Jungfrau, lächelnd und spottend über alle Schwierigkeiten, der schrecklichsten Gefahren unbewusst wie ein Kind. Begeistert besucht er Chillon, das Gefängnis Bonnivards, und wird dort dank seinen nihilistischen Freunden selbst als Gefangener eingesperrt. Gar zu weit getrieben durch seinen Ehrgeiz, seit er gehört hat, dass Costecalde, V. P. C. A. (Vice-Président du Club Alpin), sein Nebenbuhler, den Gipfel des Montblancs zu ersteigen beabsichtigt, hat er selbst den Montblanc „gemacht", obwohl ihm die Augen über die künstliche Schweiz geöffnet worden sind, und derselbe Tartarin, der bei der Besteigung der Jungfrau über die wirklichen, furchtbaren Gefahren, die er aber nicht für wirklich hielt, gelacht hat, hält sich für verloren, als das Seil, an das er mit Bompard gebunden ist, zwischen zwei Eisblöcke geraten und er einige Meter heruntergerutscht ist. Er zerschneidet das Seil und kehrt nach Tarascon zurück und fühlt sich an dem Tode seines Kameraden schuldig. Da er ihn aber lebend wiederfindet — Bompard glaubt seinerseits den Tod Tartarins verschuldet zu haben —, benutzt er sein Abenteuer, um zu erzählen, dass er den Montblanc von beiden Seiten „genommen" hat, auf der einen hinauf, auf der andern hinab.

Wieder fünf Jahre später, in *Port-Tarascon* (*PT*) führt er die Tarasconer nach einer fernen Insel des Ozeans und gründet dort die Kolonie Port-Tarascon, deren Gouverneur er ist. Auch diesmal lässt er sich von dem Herzog von Mons täuschen und findet dort nicht die verheissenen Einrichtungen; man hat dort nichts als die schönen Titel, die Tartarin mit vollen Händen verteilt, die Wilden, die eine grosse Zahl Tarasconer töteten, und viel Regen. Der fünfundsechzigjährige Tartarin heiratet die dreizehnjährige „Prinzessin" Likiriki, die Tochter des „Königs" Negonko, die wie ein Affe auf den Bäumen herumklettert. Gar bald befindet sich Tartarin mit den überlebenden Taraskonern als Gefangener an Bord eines englischen Kriegsschiffes; denn die Insel ist eine englische Besitzung. Er ist jedoch nicht unglücklich, da er als vornehmer Gefangener behandelt wird und sich damit schmeichelt, sein Geschick mit dem Napoleons an Bord des „Bellerophon" zu vergleichen. Als er aber seines Glorienscheines beraubt ist, kann er, obgleich er vom Gericht freigesprochen wird, nicht mehr in Tarascon leben und wandert nach Beaucaire aus, wo er stirbt.

Zu so vielen lächerlichen und komischen Abenteuern wird dieser biedere Tartarin durch seine ausserordentliche Eitelkeit gebracht. Ganz besonders komisch aber macht ihn seine Neigung zum Aufschneiden und Renommieren, die z. T. durch die Eitelkeit bedingt ist. Wenn man ein Motto für seinen Charakter suchen wollte, könnte man an das Johannesevangelium denken: „Am Anfang war das Wort.“ Für Tartarin ist das Wort in der Tat alles. Die Taten sind für ihn nur dazu da, um davon zu sprechen. Es genügt ihm, dass man seinen Worten glaubt, oder vielmehr schon, dass man sich stellt, als ob man ihnen glaube. Sobald man anfängt, daran zu zweifeln, und aufhört, ihn zu bewundern, dann ist es schlimm für ihn: dann muss er sein bequemes Leben aufgeben und sich in gefährliche und schwierige Unternehmungen einlassen, die seiner Natur doch so zuwider sind. Er hat seinen Zweck erreicht, wenn die Abenteuer ihm neuen Stoff für seine Aufschneidereien oder „Tarasconnaden“ liefern. Er ist also ganz zufrieden mit seiner Reise nach Algier und hat alle Strapazen vergessen in dem Augenblick, da er, nach Tarascon zurückgekehrt und, als Held gefeiert, anheben kann zu erzählen: „Stellen Sie sich vor, wie ich eines Abends, mitten in der Sahara...“ Das Schrecklichste für ihn ist, in der Schweiz inmitten von sechshundert Engländern, Deutschen und anderen Ausländern, die taubstumm zu sein scheinen, an der Tafel zu sitzen und mit niemand sprechen zu können. Beim Essen sprechen, mit jedem, dem er begegnet, sprechen, mit allen Dienern, mit den Kellnern und Zimmermädchen in den Hotels sprechen, mit allen Leuten sprechen, das braucht er, um sich behaglich zu fühlen. Welche Freude ist es für ihn, in den Alpen seine Landsleute zu treffen und mit ihnen auf gut tarasconisch plaudern zu können! Erzählen, wie man mit den Tataren oder Indianern Krieg führt, in feierlicher Sitzung des Alpenklubs mit rollenden Augen und einer Stimme, dass die Damen bleich werden, die tragischen Berichte von den Unternehmungen vorlesen, das sagt ihm mehr zu, als an den Bergbesteigungen selbst teilnehmen. Weil er einen armen Esel und einen alten blinden und zahmen Löwen erschossen hat, spricht er mit Ueberzeugung nicht nur von der Löwenjagd, sondern auch von jeder anderen Jagd, sogar von der Walfischjagd (*PT* III, 1). Kurz, Tartarin ist der Schwätzer, der Aufschneider, der Renommist par excellence und für uns Nordländer ganz einfach ein Lügner.

Aber Tartarin ist ein Typus. Er ist der Typus des Südländers. Es ist also nicht erstaunlich, dass die anderen Personen der Geschichtenreihe demselben allmächtigen Zauber des Wortes unterliegen, wenn sie auch, verglichen mit den Personen um Pickwick, nur skizziert sind. Excourbaniès hat sozusagen die Formel für diese sündländische Neigung gefunden, indem er bei jeder Gelegenheit ausruft: „Ha! ha! ha! fen dé brut!“ (= faisons du bruit). Bompard übertrifft selbst die Aufschneiderei Tartarins noch so sehr, dass man ihm sogar in

Tarascon den Beinamen Betrüger gegeben hat. Der Apotheker Bézuquet macht ein wahres Martyrium durch, als er ein Geheimnis Tartarins erfährt, ohne die Erlaubnis zu haben, es jedermann mitzuteilen. Ein vollklingender Name wie Tartarin und zahlreiche Interjektionen bereiten den Tarasconern ein wahres Vergnügen, und mitten im grössten Unglück in Port-Tarascon trösten sie sich mit schönen Titeln.

Der Hang zum Aufschneiden verbindet sich mit einer ungeheuren Leichtgläubigkeit. Es könnte nicht so viele Schwätzer und Aufschneider geben, wenn man ihnen nicht so leicht glaubte. Tartarin, der sich vom Kapitän Barbassou, von Baïa, vom Fürsten von Montenegro, von den russischen Nihilisten und besonders von Bompard und schliesslich vom Herzog von Mons zum Narren halten lässt, ist auch hierin nur der typische Tarasconer; denn „in jedem Tarasconer ist mit dem Aufschneider ein Leichtgläubiger verbunden" (*TA* V).

Das alles bringt uns zum Lachen, ist komisch. Es fehlt auch nicht an satirischen Spitzen gegen die algerischen Einrichtungen, die Schweizer Hotelbesitzer, die Steifheit der englischen und deutschen Reisenden, die Pedanterie und die Streitigkeiten der Gelehrten, die Furcht der Südländer vor dem Regen und ihre Vorliebe für den Knoblauch. Sicherlich lässt er seine Satire auch gegen den Hang zur Aufschneiderei und gegen die Glaubensseligkeit der Südländer spielen, wir werden aber gleich sehen, dass das Ganze trotzdem keine Satire ist. Es ist vielmehr ein humoristisches Werk.

Obgleich Tartarin eine komische und sogar lächerliche Gestalt ist, empfinden wir doch Sympathie für ihn. Er ist nämlich von einer ausserordentlichen Güte, einer rührenden kindlichen Naivität. Wenn er auch von dem Fürsten von Montenegro infolge seiner Eitelkeit an der Nase herumgeführt wird, wird er es doch ebensosehr infolge seiner Gutherzigkeit und Naivität. Als er einen Esel anstatt eines Löwen getötet hat, „gehört seine zweite Gefühlsregung ganz dem Mitleid" (*TT* II, 6). Er ist entrüstet, in Milianah einen zahmen Löwen betteln zu sehen. Infolge seiner Gutherzigkeit möchte er auch mit allen Leuten plaudern, jedem beliebigen gegenüber sein Herz ausschütten. Als er in die hübsche Sonja verliebt ist, vergisst er sogar seine eigene Sicherheit und Bequemlichkeit und ist bereit, sich für sie zu opfern, sobald sie in Gefahr zu sein scheint; denn er glaubt sich wirklich den Polizisten auszuliefern, als er heldenmütig ausruft: „Suchen Sie mich, meine Herren?" — dann aber seine Freunde aus Tarascon wiederfindet (*TA* VIII). Im Augenblick wirklicher Gefahr auf dem Montblanc denkt er mehr an die Gefahren der anderen als an seine eigene Verlegenheit. „Die armen Leute!" ruft er aus (*TA* XIII). Er hat niemals die Absicht, jemand ein Leid zu tun. Es macht ihm Freude, jedermann vergnügt zu sehen, und auf dem Rigi ist er erst zufrieden, als es ihm gelungen ist, einen Ball aus dem Stegreif zu veranstalten, als er alle tüchtig tanzen, lachen und plaudern

sieht. Er bemüht sich mit Erfolg, den Pessimismus des jungen Schweden zu überwinden, dem es bei der Besteigung des Montblanc einfällt, sich in den Abgrund zu stürzen (*TA* XIII). Trotzdem fürchtet er auf dem Montblanc angesichts des möglichen Todes, seine Tarasconnaden könnten Sünden gewesen sein, und er empfindet darüber Gewissensbisse, die allerdings mit der Gefahr auch sogleich wieder verschwunden sind. Leicht ist er bis zu Tränen gerührt. Ganz betrübt und verzweifelt ist er, als er den Tod Bompards verschuldet zu haben glaubt. Ausser Tartarin weist fast nur Pascalon, der Apothekerlehrling und Sekretär des Gouverneurs von Port-Tarascon, durch seine Treue gegen Tartarin andere als komische Züge auf.

Dafür zeigt uns Daudet so oft, welch innige Sympathie er selbst für Tartarin und alle Tarasconer hat, dass auch wir mit ihnen sympathisieren und sie nicht bloss lächerlich oder komisch finden. Es ist mehr als ein Scherz, es ist eine, freilich lachend gegebene, psychologische Erklärung, wenn er sagt (*TT* I,7): „Im Süden gibt es keine Lügner, ebensowenig in Marseille wie in Nîmes, Toulouse, Tarascon. Der Südländer lügt nicht, er täuscht sich: Er sagt nicht immer die Wahrheit, aber er glaubt sie zu sagen. Seine Lüge ist keine Lüge, sie ist eine Art Fata Morgana. . . . Der einzige Lügner des Südens, wenn es überhaupt einen gibt, ist die Sonne. Alles, was sie berührt, übertreibt sie!" Er sagt das nicht von Tartarin allein, er sagt es von allen Südländern; denn Tartarin ist für ihn Tarascon und Tarascon der Süden. Ja noch mehr: er sagt es von den Franzosen überhaupt: „In Frankreich ist jeder etwas aus Tarascon" (in der édition définitive von Céard als Motto vor den Band mit den Tartaringeschichten gesetzt) und: „En somme, le type tarasconnais, c'est le Français grossi, exagéré, comme vu dans une boule de jardin" (*PT* III,2). Wenn Tartarin und Bompard Lügner des Südens sind, so ist der Herzog von Mons „ein Lügner des Nordens" (*PT* III,5). Und er hat nicht so unrecht. Das Vergnügen an leichter und selbst oberflächlicher Plauderei, die Freude weniger an dem, was man sagt, als an der Art, wie man es sagt, ist wirklich ein charakteristischer Zug der Franzosen. Man höre darüber nur die Meinung Taines [*Notes sur l'Angleterre,* Kap. 8]: „Pour un Français, le meilleur moment de la vie est, je crois, un après-souper, une soirée intime entre hommes bien élevés et intelligents. Il se fait alors chez tous un bouillonnement et pétillement du sommet de la cervelle. Ils pensent et parlent du même coup, sur les plus hauts sujets, en sautant de l'un à l'autre, par petites phrases vibrantes, et leurs idées générales, vivement lâchées, voltigent comme un essaim. En deux heures, la causerie aventureuse a fait le tour du monde. Chacun a donné un résumé de sa pensée, en mots bouffons ou graves, avec excès, paradoxe et fantaisie, sans prendre ses saillies au pied de la lettre, ni chercher autre chose qu'une fête pour son esprit." Und etwas weiter noch: „Un journal aigre dit qu'on ne peut parler français sans mentir; la langue exagère: „Mille remer-

cîments! J'en suis enchanté! Un homme charmant!" Il oublie que l'auditeur en rabat ce qu'il faut." Weit entfernt davon, die Südländer oder alle Franzosen lächerlich machen zu wollen und die Ausländer auf Kosten seiner Landsleute zu bewundern, spottet er ebensosehr über die Steifheit der Deutschen und Engländer wie über die Lebhaftigkeit Tartarins und seinen Hang, seinem Gefühl freien Lauf zu lassen und sogar beim Essen zu reden. Als echter Humorist vergleicht er Tartarins Tarasconnaden mit der Sage von Wilhelm Tell. Wilhelm Tell hat niemals gelebt, so erzählt man Tartarin, und doch verehrt man ihn und spricht man von ihm wie von einer geschichtlichen Persönlichkeit. Wo ist der Unterschied zwischen dieser Sage und Tartarins Erzählungen von seiner Reise nach Shanghai oder seinen Löwenjagden? Und die Aehnlichkeit, die Tartarin als Gefangener der Engländer zwischen seinem Geschick und dem Napoleons findet, ist für Daudet mehr als lächerlich: das ist echter Humor. Erscheinen ihm etwa die Sitzungen des Alpenklubs zu Tarascon viel lächerlicher als der Streit zwischen Professor Schwanthaler und dem Mitglied der Akademie Astier-Réhu? Ist der Unterschied sehr gross zwischen der Leichtgläubigkeit der Tarasconer und den Reisenden, die auf dem Rigi, wie hypnotisiert durch Baedekers und Joannes Reiseführer und den lebendigen Führer Bompard, sich bemühen, mitten im dicksten Nebel den Sonnenaufgang zu bewundern? Der Humorist sagt nein. An dieser Stelle sagt es Daudet nicht ausdrücklich, aber er sagt es anderwärts, z. B. gelegentlich der enttäuschenden Aufklärung Tartarins hinsichtlich Wilhelm Tells: „Man redet immer über Tarascon. Das ist eine Tarasconnade, wie dergleichen da unten niemals erfunden worden ist!" (*TA* IV.) Das ist Humor und keine Satire. Denn Daudet liebt die Menschen, über die er lacht. Er liebt sie, weil sie seine Landsleute sind, weil er selbst ein Südländer ist, weil er selbst den Einfluss der provenzalischen Sonne, die Wirkung der Luftspiegelung erfahren hat. „Sobald ich," sagt er von sich und seiner Reise nach Algier, „den Fuss auf das Deck des „Zuaven" gesetzt hatte, auf dem man unsere gewaltige Waffenkiste verlud, da bildete ich mir, plus Tartarin que Tartarin, wirklich ein, dass ich bald alle Löwen des Atlas ausrotten würde" (*Trante ans de Paris,* S. 143) und etwas weiter (S. 150): „Mein Begleiter und ich gaben wirklich ein Paar schöne Tröpfe ab, wie wir in rotem Gürtel und leuchtender Mütze in der braven Stadt Algier landeten, wo es ausser uns beiden wohl keine „Türken" gab. Ich habe Tartarin jenen Angstschauer über den Rücken rieseln lassen und habe ihn jene närrischen Gedanken dabei aussprechen lassen; das ist eine grosse Ungerechtigkeit. Ich schwöre, dass, wenn der Löwe wirklich gekommen wäre, Tartarin ihn mit der Büchse in der Faust und hoch erhobenem Dolch empfangen hätte; . . . denn dieser Mützenjäger war übrigens ein entschlossener und dazu ein geistvoller Mann, der der erste gewesen ist, über meine „galéjade" (Scherz) zu lachen." Das hat Daudet zwar fast zwanzig

Jahre später gesagt, aber es zeigt trotzdem, dass die Tartaringeschichten keine Satire sind. Der Dichter möge noch einmal selbst sprechen, um uns zu sagen, dass er wohl eine Satire hätte schreiben können, aber keine geschrieben hat (*Trente ans,* S. 150): „Certes, je conviens qu'il y avait autre chose à écrire sur la France algérienne que les „Aventures de Tartarin"; par exemple une étude de mœurs cruelle et vraie, l'observation d'un pays neuf aux confins de deux races et de deux civilisations, avec leur action réflexe, le conquérant conquis à son tour par le climat, par les mœurs molles, l'incurie, la pourriture d'Orient, matraque et chapadarge, l'algérien Doineau et l'algérien Bazaine, ces deux parfaits produits du bureau arabe. Que de révélations à faire sur la misère de ces mœurs d'avant-garde, l'histoire d'un colon, la fondation d'une ville au milieu des rivalités de trois pouvoirs en présence, armée, administration, magistrature. Au lieu de tout cela je n'ai rien rapporté que „Tartarin", un éclat de rire, une „galéjade"."

Wir haben schon gesehen, dass es ein wenig mehr ist als ein einfaches Lachen, weil nämlich das Herz des Dichters stark dabei beteiligt ist. Daudet verbirgt sich nicht hinter seinem Werk, er zeigt sich uns offen und spricht unmittelbar zu uns. Wie oft wendet er sich an den Leser! Er unterbricht sich oft, z. B. um den Geist des Cervantes anzurufen (*TT* II,3). Er nimmt sogar auf seine eigenen Werke Bezug. Er spricht in *Tartarin sur les Alpes* (II) mit humoristischem Lächeln von seinem ersten Buche über Tartarin als von „pages mémorables que la modestie empêche l'historiographe de Tarascon de rappeler plus explicitement", und in *Port-Tarascon* (I, 2) stellt er der Uebertreibung der Südländer die Vernunft und Kaltblütigkeit des Herzogs von Mons entgegen: „Pas de danger qu'il exagère, celui-là; avec lui pas de ces coups de mirage de Daudet nous a tant reprochés!", und etwas weiter (III, 6) fängt Tartarin, seines Ruhmes beraubt und resigniert, an, über sich und sein Geschick zu philosophieren: „Ce gueusard de Daudet a écrit de moi que j'étais un Don Quichotte dans la peau de Sancho. . . . Il a dit vrai." Bei aller Sympathie für seine Personen steht Daudet seinem Buche mit überlegener Ironie gegenüber, und diese geht aus einer Persönlichkeit hervor, die hoch über der Verachtung der einzelnen Torheiten steht und ihn zur Selbstverspottung treibt.

Diese Einmischungen des Verfassers in die Erzählung sind schon Mittel des humoristischen Stils. In diesem Zusammenhange ist auch der Randbemerkungen des Dichters zu gedenken, z. B. des Fragezeichens und des „hum! hum!", das hinter jeder Erwähnung des Lord Chipendale und seiner Nichte in Klammern steht (in *TA*); ferner des häufigen Gebrauchs von Dialektwörtern, der Nachahmung der schlechten Aussprache des Französischen bei Ausländern, der Uebertreibungen und Hyperbeln, die dem humoristischen Stil eigen-

tümlich sind. Bompard wird z. B. genannt „le guide incomparable, le grimpeur des Alpes, de l'Himalaya, des monts de la Lune“ (*TA* IV). Hervorzuheben ist auch die komische Art, in der er die Steifheit und Kälte der Reisenden an der Tafel durch die „compotiers litigieux, les Rix et les Pruneaux,“ erklärt (*TA* I). Kurz, er bedient sich derselben Stilmittel, die sich bei allen humoristischen Schriftstellern und auch in den *Pickwickiern* finden.

Worin gleicht sich nun der Humor der Tartaringeschichten und der Pickwickier sonst noch, und worin weicht er ab? Daudet hat wie Dickens wohlhabende, beschränkte Kleinbürger geschildert, die sich aber für sehr wichtig halten. Beide Romanschreiber spotten über sie, aber ohne jede Bitterkeit, ohne gegen ihre Verkehrtheiten in Harnisch zu geraten. Wenn sie auch die komischen Züge ihrer Personen und ihre Handlungen stark hervorheben, so betonen sie doch ebensosehr ihre lobenswerten guten Eigenschaften, die unsere Sympathie verdienen. Sie haben sie sehr realistisch nach dem Leben selbst geschildert. Denn Daudet und Dickens hatten selbst das Leben, wie es wirklich ist, erfahren und verstehen es mit tief eindringender Schärfe zu beobachten. Diese genaue Beobachtung zeigt ihnen so viele Verkehrtheiten, dass sie nicht umhin können, in ihren Büchern hier und da kleine satirische Stiche auszuteilen, jedoch ohne Bitterkeit und Schärfe. Aber im allgemeinen sind sie voll Sympathie und Mitgefühl für die menschlichen Schwächen, weil sie sie nur zu wohl verstehen und weil ihre Lebensanschauung ein starker Optimismus ist.

Dieser Optimismus ist jedoch nicht ganz derselbe bei Dickens und Daudet; er ist auch nicht derselbe in den drei Geschichten seines Zyklus, die drei verschiedene Abschnitte seines Lebens vertreten. Um diese Unterschiede bestimmen zu können, müssen wir erst Daudets Humor überhaupt bestimmen und ihn dem Dickensschen gegenüberstellen. Der englische Dichter ist in den *Pickwickiern* wirklich ein Humorist im Sinne Jean Pauls, Carlyles und damit auch Taines und Stapfers. Er liebt die Armen, Unglücklichen, Einfältigen, alle Enterbten der Natur. Er weist die stärksten und manchmal erschütternde Widersprüche auf, er verbindet in seinem Buche groteske mit tragischen Zügen, er zeigt uns wirklich das Erhabene in den Trivialitäten und Niedrigkeiten, und er zeigt uns anderseits das Niedrige und Lächerliche in dem, was gross sein will. Bei ihm ist vom Erhabenen zum Lächerlichen wirklich nur ein Schritt. Es kümmert ihn nicht, ob er uns durch groteske Narrheiten vor den Kopf stösst und uns ganz ausser Fassung bringt, „il se plaît aux contrastes heurtés“, sagte Taine.

Daudet zeigt uns in den Tartaringeschichten eine andere Art des Humors. In seinen übrigen Werken weist er zwar dieselbe Liebe zu den Armen und den Enterbten der Natur auf wie Dickens (vgl. William Angus Munro, *Charles Dickens et Alphonse Daudet, romanciers de*

l'enfant et des humbles, Toulouse 1908), aber in den Tartaringeschichten zeigt er uns nicht gerade viel davon. Hier hat er nicht wie sonst und wie Dickens in den *Pickwickiern* das ganze Leben und die ganze Welt ins Auge gefasst, sondern er hat sich auf eine einzige Person und fast auf einen einzigen charakteristischen Zug eines Volkes beschränkt, dessen Vertreter diese Person ist. Deshalb erscheint der Zyklus seiner drei Geschichten armselig im Vergleich mit dem Reichtum der *Pickwickier.* Dafür ist er von klarerem und strafferem Aufbau. Die Tartaringeschichten sind nicht so kühn wie die *Pickwickier* und weisen nicht dieselben Widersprüche auf. „Daudet ne peut pas mettre dans sa gaieté de l'absurde ou de la bêtise sans l'appuyer sur la raison." (Gino A. Ratti, *Les idées morales et littéraires d'Alphonse Daudet.* Grenoble 1911, S. 110.) Er ist zu logisch. „La surprise, l'imprévu, l'absurde, voilà ce qui manque à Daudet pour être humoriste à la manière anglaise" (Ratti). Es ist also ein dem französischen Geiste eigentümlicher Zug (vgl. Doumic, *L'œuvre d'Alph. Daudet, Revue des deux mondes* 15. I. 1898, S. 445: „Ce qui charme, c'est ce qui n'est pas excessif; car nous aimons la mesure, et ce qui la dépasse nous oblige à un effort qui devient aisément pénible"), der auch Daudet hindert, ein Humorist nach englischer, d. h. germanischer Art zu sein, obwohl er durch sein tiefes Gefühl dem germanischen und besonders deutschen Geiste nahe verwandt ist. Er hat dafür seinen eigenen Humor, nämlich die „galéjade". Er sagt selbst (*Trente ans,* S. 146): „Il y a dans la langue de Mistral un mot qui résume et définit bien tout un instinct de la race: „galéja", railler, plaisanter. Et on voit l'éclair d'ironie, la pointe malicieuse qui luit au fond des yeux provençaux. Mais être „galéjaïré", cela n'exclut ni la bonté ni la tendresse. Là-bas le rire va avec tous les sentiments, les plus passionnés, les plus tendres." Und von sich selbst sagt er (S. 149): „Et moi aussi, je suis un galéjaïré." Die „galéjade" ist also ein Humor „sans les contrastes choquants, sans la saveur puissante, poignante et même un peu amère" (Taine) der Engländer und Deutschen, die galéjade ist der Humor der Provenzalen. Sie ist in Tartarin de Tarascon fast ein reines Lachen, aber sie ist keineswegs eine Parodie (so meint Hermann Lindemann, *A. D. als Humorist.* Diss. Leipzig 1896, S. 79) oder eine Karikatur oder eine Satire (so Adolf Gerstmann, *A. D., Sein Leben u. seine Werke bis z. J. 1883,* Bd. 1, S. 187). Der Ernst fehlt nicht. Don Quichotte und Sancho Pansa in demselben Körper, Don Quichotte in der Haut des Sancho Pansa, ist das nicht ein getreues Bild der menschlichen Natur? (Doumic, S. 449: „Tartarin n'est une caricature que si l'on regarde aux moyens d'expression; prise en elle-même et dans ses traits essentiels, l'étude est juste et non point outrée.") Fünfzehn Jahre später in *Tartarin sur les Alpes* kommt die „galéjade" dem wahren Humor, was die Universalität betrifft, schon sehr nahe. Hier beschränkt sich Daudet nicht auf die Franzosen, sondern er richtet seinen Blick auch

auf das Ausland. Aber trotz seiner ausgedehnteren Erfahrungen hat sein Optimismus nicht abgenommen. In *Port-Tarascon* erscheint der Humor recht gezwungen und gekünstelt, das ist nicht mehr die natürliche und urwüchsige „galéjade". Die Schicksalsschläge, besonders seine Krankheit, sind nicht ohne Wirkung auf Daudet geblieben. Man kann gewiss nicht von Pessimismus sprechen, aber der Optimismus verbirgt sich auf dem Grunde des Herzens, er triumphiert nicht mehr laut, er ist ruhig und resigniert. Immerhin finden wir in diesem Werke Humor, und Daudet war berechtigt, *Port-Tarascon* Léon Allard als ein „livre d'humour" zu widmen.

Die Tartaringeschichten weisen also zwar nicht den englischen Humor auf, sie haben aber ihren eigenen; sie sind nicht so reichhaltig wie die *Pickwickier,* aber sie sind mehr das eigene Werk ihres Verfassers. Denn Dickens hatte die englischen Humoristen des 18. Jahrhunderts als Vorbilder, Daudet dagegen hatte nur Cervantes, der auch das Vorbild von Dickens war, insofern als er wieder der Führer seiner Vorgänger war. Rabelais ist ohne Einfluss auf Daudet und die Tartaringeschichten gewesen; denn Rabelais vertritt den grotesken Humor, der seine Freude an sehr starken Widersprüchen hat und der, wie wir gesehen haben, dem feinen Humor Daudets ganz entgegengesetzt ist. Rabelais hat viel mehr Aehnlichkeit mit den englischen Humoristen. Vom Standpunkt des englischen Humors betrachtet, ist Daudet in den Tartaringeschichten nur ein mittelmässiger Humorist. „Der Humoristiker von mittlerer Güte ist ein erquickender Lacher, der den Gefühlen Farbe verleiht und sich manchmal von den Gefühlen überwältigen lässt. Aber der Humorist von hohem Rang verfügt über Kontraste, die weit über den Bereich des komischen Dichters hinausgehen." (Meredith, bei Dick, S. 162.)

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, ob die *Pickwickier,* die in der englischen Literatur einen so ungeheuren Erfolg gehabt hatten, von Einfluss auf die Tartaringeschichten gewesen sind. Wenn man das Gesamtwerk Daudets mit dem von Dickens vergleicht, fehlt es nicht an Aehnlichkeiten, und man hat Daudet, wie gesagt, den Vorwurf gemacht, in der Nachahmung Dickens' zu weit gegangen zu sein. Daudet hat uns seine Ansicht hierüber mitgeteilt (*Trente ans,* S. 309):

„Ce fut une occasion de me rappeler combien de fois on m'avait comparé à Dickens, même à un temps lointain où je ne l'avais pas lu, bien avant qu'un ami au retour d'un voyage en Angleterre ne m'eût appris la sympathie de David Copperfield pour le Petit Chose. Un auteur qui écrit selon ses yeux et sa conscience n'a rien à répondre à cela, sinon qu'il y a certaines parentés d'esprit dont on n'est pas soi-même responsable, et que, le jour de la grande fabrication des hommes et des romanciers, la nature, par distraction, a bien pu mêler les pâtes. Je me sens au cœur l'amour de Dickens pour les disgrâciés et les pauvres, les enfances mêlées aux misères des grandes villes; j'ai eu comme lui une entrée de vie navrante, l'obligation de gagner mon pain avant seize ans; c'est là, j'imagine, notre plus grande ressemblance."

Was die für uns hier in Frage kommenden Werke betrifft, so erklären sich die Uebereinstimmungen tatsächlich aus der Geistesverwandtschaft, von der Daudet spricht, und aus dem allgemeinen Einfluss der zeitgenössischen Literatur; denn so selbständig und eigenartig Daudet auch ist, so schwierig es auch ist, ihn für eine bestimmte der literarischen Schulen in Anspruch zu nehmen, so ist er doch von ihnen ebenso beeinflusst worden wie Dickens. Aber abgesehen von diesen allgemeinen Aehnlichkeiten sind doch die Unterschiede zwischen beiden Werken, ihre individuellen Züge, so bedeutend, dass man sagen kann, die *Pickwickier* haben keinerlei unmittelbaren Einfluss auf die Tartaringeschichten ausgeübt.

Landeshut i. Schl. Kurt Böhm.

Zu Rogges Ausführungen über „Alte und neue Probleme der französischen Grammatik". (*Zeitschr.* 23, 105 ff.)

Man wird Rogge, der im obengenannten Aufsatz die meisten Wortneubildungen in älterer und neuerer Zeit auf Kontamination zurückführen will, in vielen Fällen zustimmen können; aber die auf S. 107 gegebenen Erklärungen: schlecken = schmecken ~ lecken; bangen = beben ~ angen scheinen doch einigen Widerspruch herauszufordern. Abgesehen davon, dass bei dieser Annahme schlecken ein jüngeres Wort wäre als schmecken und lecken; bangen jünger als beben und angen, was nicht mit völliger Sicherheit wird bewiesen werden können, da das Fehlen älterer literarischer Belege früheres Vorkommen in der gesprochenen Sprache nicht ausschliesst — scheint Rogge im ersten Fall zu übersehen, dass das Deutsche innerhalb seines eigenen Wortschatzes wie zusammen mit den idg. Entsprechungen eine ganze Menge von Wortpaaren völlig gleicher Bedeutung besitzt, die die S-Prothese, bezw. S-Apokope aufweisen und dass also schlecken, mhd. slecken, und lecken ganz gut zu diesen Wortpaaren mit S-Prothese gehören können, so dass man nicht nach der von Rogge gebotenen etwas erkünstelten Erklärung zu greifen braucht.

Wir wollen zur Erhärtung unserer Ansicht noch ein paar Beispiele anführen: Die Schwinge (der Flügel) und engl. wing (den Familiennamen Wingerath würde ich deuten: Schwingrad); mhd. smelzen und engl. to melt; deutsch Strunk und engl. trunk; Schwall mhd. swal und Welle (es wallet und siedet usw.); das mundartliche und biblische Schnur, mhd. snur und lat. nurus; Schnee, mhd. snê-snêwes und lat. nix-nivis; das mundartlich schwäbische schlo'tzen = lutschen; schwb. Schnuller und

Nuller (Gummizapfen, der Säuglingen in den Mund gesteckt wird, um sie zu beruhigen); schwb. Schmotz und Motz (=Fett), daneben der Familienname Motzer. Vielleicht gehört hierher auch stapfen und tappen (unsichere, schwerfällige Schritte machen). Die Mundarten würden höchstwahrscheinlich ausser diesen aus dem Schwäbischen herausgegriffenen noch zahlreiche Belege liefern. Die S-Prothese ist eine nicht zu unterschätzende sprachbildende Kraft, die immer noch wirken kann. Die lebende Sprache ist ein Organismus, der mit den alten Kräften immer neue Formen hervorsprossen lassen kann.

Nun zum zweiten Fall: bangen = beben ~ angen. Auch diese Erklärung scheint uns wenig wahrscheinlich. Vielmehr möchten wir ang und bang (vgl. die Redensart: es ist mir angst und bange) als eines der Wortpaare betrachten, deren eines Glied durch die Vorsatzsilbe be — (b) dem andern Glied gegenüber eine verstärkte Bedeutung erhält. Das Deutsche liebt ja seit uralter Zeit bis auf unsere Tage Doppelformen, und zwar nicht nur stabreimende (Kind und Kegel), sondern auch endreimende (Sang und Klang, Stein und Bein, Handel und Wandel usw.) und dazu solche Wortpaare, die, ohne Stab- oder Endreim, denselben Begriff in zwei ganz verschiedenen Wörtern ausdrücken (recht und billig, kurz und bündig, Mord und Totschlag usw.). So gehört „barm" in erbarmen, barmherzig fraglos zu „arm". Sich erbarmen würde also bedeuten: sich (er) be-armen, d. h. sich in die Armut eines andern hineinfühlen, d. h. Mitleid mit ihm haben, sich seiner erbarmen. Aehnlich ist doch das neuere beelenden gebildet. „Das be-elendet mich" = ich fühle mich in dieses Elend hinein, ich habe Mitleid damit. Bekannt ist doch auch die Doppelform utan — butan (aussen). Ich führe noch an: schwäb. blangen ans be-langen, es blangt mich nach dir = ich sehne mich nach dir; vgl. das Goethische „langen und bangen in schwebender Pein" und das engl. to long for. Somit dürfte es nicht schwer fallen, bang ohne weiteres neben ang(e) zu stellen (als Verstärkung), ohne nach dem doch etwas entlegenen beben greifen zu müssen. Die Mundarten würden auch zu dieser Frage sicher noch manch schönes Beispiel liefern. Wir meinen, man dürfte in der deutschen Wortforschung der Freude des Deutschen an Doppelformen und der Kraft der deutschen Sprache solche zu bilden, doch mehr Beachtung schenken.

Stuttgart. Karl Bopp.

Drei Lieder der Vergänglichkeit (von Shelley und D. G. Rossetti) übertragen und erläutert.

— Our sweetest songs are those that
tell of saddest thought. —
(Shelley: *To a skylark.)*

Neben den Liedern der grossen Dichter, die ein Bekenntnis zum Leben enthalten, eine Bejahung des Daseins aus dem Gefühl des Einklanges mit den Dingen der Welt, ertönen jene Aufschreie, jene wehen Klagen über die Unzulänglichkeit dieser Welt, die aus dem innersten und persönlichsten Erleben der Dichter heraus entstanden sind und doch meist ganz allgemein menschliche Empfindungen ausdrücken, wie sie unter Umständen ein jeder nacherleben kann, — und nach Shelleys Wort sind die schönsten Lieder gerade die, welche von tiefstem Leid erzählen. Oft wissen wir, welches die Ereignisse sind, die in das Leben der Dichter traten und ihren seelischen Horizont umdüsterten, so dass nur noch Klage über die Vergänglichkeit des Lebens, Anklage gegen das Schicksal und wehe Trauer aus ihnen spricht. Bei Dante Gabriel Rossetti ist dies Ereignis der Tod seiner Lebensgefährtin Elizabeth Siddal, mit der er nach zehnjähriger Wartezeit knapp zwei Jahre verheiratet war. Oft aber ist es auch so, dass eine solche Klage aus dem Munde eines Dichters klingt, der sonst durchaus dem Leben zugewandt ist und bei dem man kein bestimmtes äusseres Ereignis anführen kann, das seine wehmütige Stimmung hervorgerufen hätte. Dies ist Shelleys Fall.

Wenn hier der Versuch einer Nachdichtung von dreien solcher klagenden Lieder veröffentlicht wird, so mag dadurch vielleicht das Bild der beiden Dichter Shelley und D. G. Rossetti eine bestimmte Beleuchtung und Ergänzung erfahren, und es mag dadurch eine Anregung zu weiterer Vertiefung in Leben und Werke beider gegeben werden. Die Uebertragungen der beiden Rossettischen Gedichte sind schon früher in einer weniger fertigen Form im Druck erschienen. (*Aus fremden Zungen,* 19. (1909), Heft 11 und *Neuphilol. Blätter* 19. (1911), Heft 2.) Beides sind meines Wissens erstmalige Uebertragungen ins Deutsche. — Das Shelleysche Gedicht ist auch von A. Wolfenstein verdeutscht und von mir in meiner Besprechung seines Buches „Shelley, Dichtungen, in neuer Uebertragung", Berlin 1922, kritisiert worden (vgl. *Zeitschr.* u. S. 275 ff. In O. L. Jiriczeks *Viktorianischer Dichtung* sind die beiden Rossettischen Gedichte aufgenommen. Da nicht jeder dieses Buch oder Shelleys und D. G. Rossettis Gesammelte Werke besitzt, bringe ich auch den englischen Text der Lieder.

Shelleys *Klage* wurde erst 1824, zwei Jahre nach seinem Tode, durch Mary Shelley in den *Posthumous Poems* veröffentlicht; sie stammt aus dem Jahre 1821. Wenn Shelley, der feurige Idealist,

hier auf das Glück der Jugend wie auf etwas längst Entschwundenes zurückblickt, so offenbart er sich hierin als ein Kind der Romantik, die sich so oft dem Tode, der Nacht, der Vergänglichkeit zu wandte. Mit Recht verweist Wolfenstein auf die Verwandtschaft mit Hölderlins ergreifendsten Versen: „April und Mai und Junius sind ferne, ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne.“ Aber als Hölderlin so sprach, hatten ihn bereits die Schatten des Wahnsinns umfangen, Shelley dagegen war, als er diese Verse schrieb, zwar von nicht ganz fester Gesundheit, aber geistesfrisch, er war 29 Jahre alt, hatte eine geistig ebenbürtige Lebensgefährtin und Kinder und führte ein Freiluftleben in Italien. Und doch gehören solche Aeusserungen zum Bilde dieses Dichters, der in geheimnisvoller Weise seinen frühen gewaltsamen Tod in den Meeresfluten vorausahnte. „It was a pleasant summer, bright in all but Shelley's health and inconstant spirits; yet he enjoyed himself greatly, and became more and more attached to the part of the country where chance appeared to cast us .... Several of his slighter and unfinished poems were inspired by these scenes .... It is the nature of that poetry, however, which overflows from the soul oftener to express sorrow and regret than joy.“ (Mrs. Shelley.)

Die beiden Gedichte von Rossetti stammen wahrscheinlich aus dem Jahre 1869. Der Bruder des Dichters, William Michael, weiss über die Entstehungszeit nur anzugeben: before autumn 1881, probably many years before. Doch diese Lieder, zu denen noch etwa sechs ähnliche gehören, entsprechen in der Stimmung dem längeren Gedicht *The Stream's Secret*, von dem wir wissen, dass es damals begonnen wurde, als der Dichtermaler sich in Penkill Castle in Ayrshire aufhielt, um im Frieden der Natur Heilung seines beginnenden Nervenleidens, seiner Schlaflosigkeit und seiner Augenkrankheit zu suchen. Sieben Jahre waren seit dem Tode seiner Gattin vergangen, und in neuer Umgebung, im Verkehr mit Gleichgesinnten und in rastloser Arbeit hatte seine kräftige Natur den Schlag schon ziemlich überwunden, und andere Frauen hatten begonnen, eine Rolle in seiner Kunst und seinem Leben zu spielen. Hier in der Einsamkeit der schottischen Landschaft und unter dem Einfluss der beginnenden Kränklichkeit erwachte machtvoll die Erinnerung an die Verstorbene, zugleich erwachte seine lange Zeit durch die Malerei verdrängte dichterische Schaffensfreude. So entstanden Gedichte wie die folgenden. Wenn *Alas, so long!* durch die Heraufbeschwörung des vergangenen Glückes noch einen verhältnismässig harmonischen Klang gibt, so ist die düstere Klage von *A Death-Parting* von erschütternder Wirkung. Die Natur nimmt hier ein geisterhaftes Aussehen an, die jenseitige Welt ragt in die Wirklichkeit hinein, im bleichen Licht des scheidenden Tages am Ufer des rauschenden Weidenflusses verschwimmen alle festen Formen, und im kalten Regen fühlt der Dichter unter Qualen, wie sich das

Antlitz der Dahingegangenen in kurzer, gespenstischer Berührung an seine Wange presst. Meisterhaft versteht er es, das Rauschen des Flusses und des Windes durch die w-Allitteration zu malen. Der fünfmal wiederkehrende, stets kunstvoll veränderte Kehrreim, dessen Gebrauch Rossetti aus den alten englischen und schottischen Volksballaden gelernt hatte, wirkt etwas altertümelnd, aber er erhöht wirkungsvoll die Eintönigkeit des Ganzen. Einen Höhepunkt von Rossettis Stimmungskunst bedeuten diese melodiösen Lieder, die als persönliche Bekenntnis-Dichtungen seine manchmal etwas gekünstelten Sonette an Wert noch übertreffen.

Klage. Von Percy B. Shelley.

O Welt! O Zeit! O Leben!
Dein Gipfel ist erklommen.
Wo einst ich stand, dorthin blick ich mit Beben.
Wann wird dein Traumglück wiederkommen?
Nie mehr, — o nimmermehr!

Aus meinen Tag' und Nächten
Entfloh die Freude weit.
Der frische Lenz, Sommer und Winterzeit
Machen das Herz mir schwer und bringen Seligkeit
Nie mehr, — ach nimmermehr!

A Lament. By Percy B. Shelley.

O world! O life! O time!
On whose last steps I climb,
Trembling at that where I had stood before;
When will return the glory of your prime?
No more — Oh, never more!

Out of the day and night
A joy has taken flight;
Fresh spring, and summer, and winter hoar,
Move my faint heart with grief, but with delight
No more — Oh, never more!

Ach, wie so lang! Von D. G. Rossetti.

So lang war unsere Jugendzeit,
Geliebte, als sollte sie nimmer enden.
Die Bäume, die Bäche sangen in Seligkeit,
Der Himmel war wie des Glückes Blenden. —
Wie fern sind die Tage, wie sind sie so weit,
Die schönen Stunden!
War damals ewige Frühlingszeit?
Wir waren jung und in Liebe verbunden.

Geliebte, nun bin ich so lang schon alt.
Will stets das Alter denn verweilen?
Freudlos sind meine Tage und kalt,
Und ach! wird je mein Herze heilen,
Das einst so warm an deinem schlug,
In alter Zeit,
Da ewiger Frühling uns erfreut,
Und Jugend und Liebe uns innig trug?

Geliebte, nun bist du so lang schon dahin. —
Wie lange noch, bis wir uns wiedersehn?
Dort, wo Lieder uns nimmer fliehn,
Wo wunderbare Blumen blühn
Und heiteres Taglicht kann nimmer verwehn.
Wie lange noch?
Ach, winkt ein neuer Frühling dort,
Und werden wir jung sein an seligem Ort?

Alas, so long! By D. G. Rossetti.

Ah! dear one, we were young so long,
It seems that youth would never go,
For skies and trees were ever in song
And water in singing flow
In the days we never again shall know.
Alas, so long!
Ah! then was it all Spring weather?
Nay, but we were young and together.

Ah! dear one, I've been old so long,
It seemed that age is loth to part,
Though days and years have never a song,
And oh! have they still the art
That warmed the pulses of heart to heart?
Alas, so long!
Ah! then was it all Spring weather?
Nay, but we were young and together.

Ah! dear one, you've been dead so long, —
How long until we meet again,
Where hours may never lose their song
Nor flowers forget the rain
In glad noonlight that never shall wane?
Alas, so long!
Ah! shall it be then Spring weather,
And ah! shall we be young together?

Todestrennung. Von D. G. Rossetti.

Blätter und Regen und Tage der Zeit
(Wasserweide, weh und ach!)
Sinken dahin, und mein Herz ist bereit;
Die mein einst war, ist von hinnen weit.
(Und der Wind weht Nacht und Tag.)

Da! — Ob sie heimliches Sehnen verstand?
(Die Weide schimmert, die Flutwelle wacht)
Da des Tages letztes Atmen schwand,
Fühl ich ihr Antlitz an meines gebannt.
(Und der Wind weht Tag und Nacht.)

Geliebte, o käme der Tod doch bald!
(Die Weiden flimmern und flüstern am **Bach**)
Wie sind unsre Wangen so regenkalt, —
Beim Wiedersehn werden sie glühen bald!
(Und der Wind weht Nacht und Tag.)

Nebel steigen, verhüllen den Tag; —
(In den dämmernden Weiden weint es sacht)
O löse die Lippen, dass seufzen ich mag,
Sie hemmen dem Herzen den letzten Schlag!
(Und der Wind weht Tag und Nacht.)

Blätter und Regen und Tage der Zeit
(Wasserweide, weh und ach!)
Sinken noch immer, bin immer bereit,
Und die mein einst war, ist von hinnen weit.
(Und der Wind weht Nacht und Tag.)

A Death-Parting. By D. G. Rossetti.

Leaves and rain and the days of the year,
(*Water-willow and wellaway,*)
All these fall, and my soul gives ear,
And she is hence who once was here.
(*With a wind blown night and day.*)

Ah! but now, for a secret sign,
(*The willow's wan and the water white,*)
In the held breath of the day's decline
Her very face seemed pressed to mine.
(*With a wind blown day and night.*)

O love, of my death my life is fain;
(*The willows wave on the water-way,*)
Your cheek and mine are cold in the rain,
But warm they'll be when we meet again.
(*With a wind blown night and day.*)

Mists are heaved and cover the sky;
(*The willows wail in the waning light,*)
O loose your lips, leave space for a sigh, —
They seal my soul, I cannot die.
(*With a wind blown day and night.*)

Leaves and rain and the days of the year,
(*Water-willow and wellaway,*)
All still fall, and I still give ear,
And she is hence, and I am here,
(*With a wind blown night and day.*)

Danzig-Langfuhr. Kurt Horn.

Vier Jahrzehnte Presse und Bühne in New York.

Im Jahre 1921 veröffentlichte ein Veteran der New Yorker Literaten, James L. Ford, seine Denkwürdigkeiten, die sich, wie aus dem Titel (*Forty Odd Years in the Literary Shop,* New York, E. P. Dutton and Co.) zu ersehen ist, über vier Jahrzehnte erstrecken. Er gibt uns keine chroniques scandaleuses New Yorks, er schreibt auch keine Apologia pro vita mea. Er führt uns nicht in die hohen Kreise der Millionäre, der Aristokraten und Diplomaten, sondern auf die grünen Fluren der Literatur und des Theaters. Als Berichterstatter, literarischer und dramatischer Kritiker, Presseagent und

Redakteur hat er fast alle Grössen der Literatur der Bühne und der Kunst intim kennen gelernt. Eingestandenermassen ist sein hindsight stets grösser gewesen als sein foresight; kommende Ereignisse und Bewegungen an ihren Vorboten zu deuten, ist ihm versagt; aber seine Rückschau auf das Vergangene zeugt von einer scharfen Beobachtungsgabe, einer unbestechlichen Ehrlichkeit und einem ungewöhnlichen Erinnerungsvermögen. Er beginnt seine Wanderung durch New York vom Standpunkt eines altmodischen amerikanischen conservatism, den Kopf voll von Traditionen, die ihm überkommen sind durch viele Generationen eines longsettled, God-fearing, English-speaking stock. Dieses Erbes beraubt ihn auch die sonderbare bunte Gesellschaft nicht, in die er gerät, gerade seine „wanderlust" ist typisch für den Amerikaner seines Schlages. Seine Bemerkungen sind besonders eine Fundgrube für den deutschen Amerikanisten, der die noch immer fehlende Geschichte des amerikanischen Dramas und Theaters zu schreiben unternimmt, und auch manches, was er über Presse und Schrifttum New Yorks der letzten vierzig Jahre mitteilt, ist es wert, einem deutschen Leserkreise zugänglich gemacht zu werden.

Wir gehen mit ihm zurück in die Zeit, da jede Schauspielerin noch gesellschaftlich geächtet war, da sich das Theater nur aus professional families zusammensetzte. Wir erleben mit ihm als Kind im lectureroom, wie man das Theater in dem *Museum* Barnums, des grössten amerikanischen showman, mit einer Verbeugung vor dem puritanischen Vorurteil nannte, eine Aufführung des grossen moralisch-biblischen Dramas *Joseph and his Brethren,* die er aber beim Auftreten einer leichtgekleideten Ballettänzerin mit seiner frommen Tante verlassen musste. Seine und seines älteren Bruders ständige Gefährten waren Harry und Dick Bateman, die Mitglieder der berühmten Theaterfamilie, von denen Kate und ihre Schwester Ellen jahrelang als die „Bateman Children" spielten. Als er zum ersten Male ein richtiges Theater besuchte, sah er Kate in ihrer Glanzrolle als Pauline in Bulwers *The Lady of Lyons.* Harry brachte übrigens später Irving am Londoner Lyceum Theatre unter und führte in den Jahren nach dem Bürgerkriege die französische opera bouffe, die in den letzten Tagen des Kaiserreichs unter Hortense Schneider in Paris tonangebend war, auch in New York ein, und eine andere Bateman wurde die Mutter von Compton Makenzie, dem Dramatiker der jetzt am Nottingham Repertory Theatre wirkenden theaterfreudigen englischen Familie der Comptons. In jenen Tagen starb der erste der multi-theatre managers als Pförtner am Howard Athenaeum in Boston, Ethelbert A. Marshall; dass Theaterunternehmer niemals im Reichtum endeten, war eine ständige Redensart in dieser Zeit. Der Tag der Uraufführung von Charles M. Barras' *The Black Crook* (12. September 1866) war der Beginn der grossen Aera der leg show und löste eine Begeisterung aus, die dem heutigen an comic opera

und musical comedy gewöhnten New Yorker unverständlich ist. Niemals hatte die Stadt eine derartige Schaustellung von legs oder lower limbs, wie sie dezenter hiessen, gesehen. Dabei war das Stück ein dreimal abgelehntes altmodisches Melodrama, das nur durch Einlage von Ballett und Kostümen in ein Schaustück verwandelt war. Edward E. Rice war es vorbehalten, "to keep alight the sacred lamp of burlesque", er begann mit einer glänzenden Inszenierung von Cheever Godwins *Evangeline,* einer ebenso feinen native burlesque wie John Broughams ältere Burleske *Pocahontas,* die übrigens die satirische Abart der vielen durch George Washington Parke Custis *Pocahontas or the settlers of Virginia* (1830) am besten repräsentierten Pocahontas- oder Indianerdramen darstellt. Rices erfolgreichste Inszenierung war die von *Adonis;* der 600maligen Aufführung folgte die 100malige in London, wo sie die heute noch nicht erloschene Begeisterung der Engländer für die musical comedy hervorrief.

Die Knabenzeit Fords fiel in das "Flash Age of New York", um den Ausdruck eines Lokalchronisten zu gebrauchen. Es war eine Zeit geheimnisvoller Verbrechen, ruchloser Ausschweifung, politischer Korruption, eines durch den Bürgerkrieg emporgekommenen Scheinwohlstandes, der „Inflation" und der künstlichen Preissteigerung. Der literarische Mittelpunkt des Landes war in dieser Epoche Boston. Henry James und William D. Howells legten die Grundlagen zu ihrem Ruhm. Mark Twain und Bret Harte tauchten im fernen Westen auf. Aber schon schickte sich New York an, eine Führerin in Literatur und Kunst zu werden; es barg Männer von literarischem Ruf in seinen Mauern: William Cullen Bryant, R. H. Studdard, George William Curtis, E. C. Stedman, George Bancroft, Bayard Taylor. Eine besondere Gruppe von Literaten waren "the Pfaff crowd", die im Bierkeller eines Schweizer Schankwirtes hausten, sich nach Murgers berühmtem Roman "bohemians" nannten, die vornehmeren konservativeren Autoren verachteten, besonders Emerson, da er ihr Idol Edgar Poe als "the jingleman" bezeichnete. Die amerikanischen „Gründerjahre" endeten 1873 mit dem grossen Bankrott und der allgemeinen Finanzpanik, wovon New York am meisten spürte. Dem Flash Age folgten etwa sechs Jahre der Mässigkeit, des wirtschaftlichen und sozialen Niederganges, der erzwungenen Sparsamkeit, die dazu beitrugen, die grosse Moody and Sankey revival hervorzurufen, die viele auf die Knie und zur Selbstkasteiung zwang.

Die 80er Jahre ("the Eighties") war das Jahrzehnt des schnellen Aufstiegs, äusserlich gekennzeichnet durch die Worte: telephone, typewriter, architecture, athletic sports, bicycling. Das Bühnenwesen, das durch die finanzielle Depression arg gelitten hatte, trat in eine neue Blüte ein. Der amerikanische Dramatiker, der bis dahin eine quantité négligeable im Theater gewesen war, wurde immer mehr Gegenstand der Beachtung. Der Spekulant in berühmten fremden Attraktionen zeigte sich auf dem nahen Horizont, und die ersten Wogen der grossen

Flut der light operas schlugen an die Küsten Amerikas. Das Publikum bewillkommnete die neue Lage. Shakespeare kam zeitweilig aus der Mode, und die alten englischen Komödien, die dem Wallack's Theatre so lange den Vorrang gesichert hatten, verloren an Beliebtheit. Das Drury Lane melodrama begann sich auf einer Bühne festzusetzen, die Englands und Irlands bester dramatischer Literatur geweiht war. Die alten Schauspieler und konservativen Theaterbesucher bedauerten das Verschwinden der Wallack Stock Company mit ihren vielen und guten Traditionen. Trotzdem war es der Vorbote neuerer und besserer Bedingungen für das heimische Drama, denn Wallack war nie aus den Ketten alles Britischen herausgekommen. Das einzige amerikanische Stück, das Wallack aufführte, war *Twins* von Nym Crinkle, da er den Autor als Kritiker fürchtete, und Bronson Howards berühmtes nationales Schauspiel aus dem Bürgerkriege *Shenandoah* sollte nur dann aufgeführt werden, wenn der Schauplatz nach der Krim verlegt würde! Die drei grossen New Yorker stock companies waren ausser Wallack's noch die Union Square und Daly's. Während die erste dem britischen Drama gewidmet war, pflegte die zweite besonders das französische. A. M. Palmer, ihr Leiter, für den der Oesterreicher A. R. Cazauran französische Stücke bearbeitete, führte mit Bartley Campbells *My Partner* und Bronson Howards *The Banker's Daughter* das moderne amerikanische Drama ein. Cazauran ebnete Bronson Howard die Wege als dem führenden Dramatiker seiner Zeit, der Dramatiker wurde von jetzt an überhaupt immer weniger der Diener des Theaterunternehmers und des Schauspielers. Augustin Daly, Kritiker, Unternehmer und Autor in einer Person, eröffnete sein Theater im Jahre 1879 und bildete die vielleicht beste stock company, die New York je gesehen hat. Ada Rehan, eine seiner Schauspielerinnen, ist mit Sarah Bernhardt, Duse, Ellen Terry und Réjane auf eine Stufe gestellt worden. Da andere Bühnen das französische und englische Drama bereits ausgebeutet hatten, „adaptierte“ Daly viele deutsche Lustspiele und komische Opern. Die komische Oper deutschen Ursprungs wurde auch auf anderen Bühnen die grosse Mode. Mehr als die stock companies waren die travelling companies in jenen Tagen Familienangelegenheit, ein Beweis dafür, dass das Blut die Leute von der Bühne fester band als alles Geschäftsinteresse. So stellte sich Edwin Booth, der jetzt als Amerikas bester Schauspieler gilt, mit Bruder, Schwager und Schwägerin unter die Leitung seines Schwiegervaters McVicker. McVicker war wohl der letzte Manager alter Art im Gegensatz zu den Frohmans, der sein Handwerk "both front and back" verstand und, wenn nötig auch mitspielte, z. B. den Totengräber in *Hamlet,* unterstützt von seinem Schwiegersohne. Der Schauspielerberuf und der Schauspieler als Persönlichkeit standen damals dem Herzen des Volkes näher als jetzt. Wer einmal Liebling des Publikums gewesen war, konnte seine Rolle unzählige

Male spielen, z. B. Joseph Jefferson in seiner eigenen Dramatisierung des *Rip van Winkle.*

Ein Pionier des amerikanischen Theaters ist Steele MacKaye, ein guter Schauspieler und tüchtiger Organisator, Gründer mehrerer Theaterschulen und Erbauer des Madison Square Theatre und des Lyceum Theatre in New York, nicht zuletzt der Verfasser von neunzehn Dramen, von denen keines ein Misserfolg war. Er verband sich mit den berühmten Unternehmern, den Frohmans, und mit David Belasco, dem Verfasser der romantischen Tragödie *Madame Butterfly.* Erst als er auftrat, begann das Kapital, das bis dahin jedes Theaterunternehmen mit Argwohn, wenn nicht mit Abneigung betrachtet hatte, Mut zu fassen. Er setzte eine originelle Idee in die Tat um. Er begab sich zu den Mallorys, den Verlegern der Zeitung *The Churchman,* mit dem Bekenntnis, dass das Theater die Trunksucht fördere, insofern als die Pausen zwischen den Akten immer wieder zum Besuche der nächsten Bar verleiteten; er entwickelte ihnen den Plan einer Doppelbühne mit einem so schnellen Szenenwechsel, dass die Pausen bis auf weniger als eine Minute gekürzt werden könnten; die mit MacKayes eigenem native play *Hazel Kirke* eröffnete Bühne wurde die erhoffte grosse Sensation. Sein Nachfolger als manager wurde William Gillette, der Verfasser des umfangreichsten Nationalschauspiels aus dem Bürgerkriege *Secret Service.* Die Mallorys unternahmen noch manches im Bühnenwesen, zu ihren Autoren zählten ausser Belasco noch Bronson Howard, H. C. O. Mille, Hodgson Burnett, H. H. Boyesen. Der Bürgerkrieg versetzte der Kunst der minstrels den Todesstoss, deren sentimentale und melancholische Lieder und Spässe des Autors Jugend hatte verschönern helfen und deren Hauptpflegestätte die San Francisco Minstrels waren. Als die minstrelsy im Aussterben war, nahmen Harringan und Hart ihren Platz ein; Ende der 70er Jahre trat dieses Doppelgespann, das im variety seine Lehrzeit durchgemacht hatte, im Théâtre comique in seine berühmte Laufbahn ein. Alle ihre Skizzen waren humorvolle Bilder aus dem New Yorker Leben, reich an lokalem Detail und heimischem Witz. Nach Harrigan und Hart begannen Charlie Hoyt's Farcen ihr langes und erfolggekröntes run. Hoyt hatte die comic column der *Boston Post* redigiert und kam auf den Gedanken, die verschiedenen dem Publikum durch die Zeitung vertrauten Gestalten auf die Bühne zu bringen. Es waren the plumber, the mother-in-law, the grass-widow, the temperance crank. Anfang der 70er Jahre entstanden eine Menge einfacher Theater, deren bescheidenstes the Grand Duke's Opera House war, das jedoch New Yorks beste Unterhaltungsstätte werden sollte. Hier taten sich Joe Weber, Lew Fields und ihr Star Sam Bernard zusammen, die viele Jahre später in dem in der Theatergeschichte weiter lebenden Broadway playhouse zusammen wirkten. Während Harrigan und Hart besonders die racial comedy of the lower wards pflegten, porträtierten Weber und Fields das Leben

des upper Broadway, mit dem ihr Publikum, besonders die Besucher der Erstaufführungen, die first nighters, durchaus vertraut waren. Die variety stage, die New York diese berühmte Gesellschaft und später viele der besten Schauspieler geschenkt hatte, wurde damals beherrscht von Tony Pastor, dessen Bemühungen um das Theater bis heute nicht ganz gewürdigt sind. Von ihm sagte man, er wäre der einzige New Yorker Theaterleiter, der kein profanes Wort auf seiner Bühne duldete. Zudem wurde Pastors Bühne eine wirkliche Erziehungsstätte für Schauspieler und bot ihnen so die Möglichkeit des Aufstiegs vom Variété zum Berufsschauspielertum. Eine neue Spielart, die sogenannte farce-comedy, eine merkwürdige Mischung aus Lustspiel und Farce, fand viele Nachahmungen, aber wenig Anklang bei der an minstrelsy und variety gewöhnten jüngeren Generation. Eine Variété-Bühne üblen Rufes sollte den Anstoss geben zur Geburt einer andern Dramengattung, dem rural oder pleasant Drama. Das Columbia Opera House führte eine dramatische Skizze The *Female Bathers,* das einen Jankee farmer auf einen Besuch in der Hauptstadt darstellte, auf. Ein Chikagoer Kaufmann sah, überwältigt von der Verkörperung des Helden durch einen Schauspieler Denman Thompson, die Vorstellung mehrere Male an und bat diesen, einen abendfüllenden Vierakter für eine gute Bühne daraus zu machen. Das neue Stück *Joshua Whitcomb* und sein Nachfolger *The Old Homestead* standen in einem wohltuenden Gegensatze zu dem Yankee-Drama alten Stiles mit dem farcenhaften typischen "Stage Yankee".

Die Literatur war bei weitem nicht das einträgliche Geschäft, welches es heute ist. Der Schriftsteller war im wesentlichen angewiesen auf das *Century Harper's* und *Harper's Weekly.* "To get into the Century" war aller Ziel, das als einer der wenigen nur H. C. Bunner erreichte. Dieser Bunner, dem seine Gedichte und short stories einen Platz in der amerikanischen Literatur sichern, gab den *Puck* heraus, das grosse und erfolgreiche Organ, einer der Redakteure des deutschen Puck war Carl Hauser, der führende Geist in der New Yorker Schlaraffia, deren einziges amerikanisches Mitglied F. war. Der Redakteur des *Century* war Richard Watson Gilder, ein Mann von literarischem Geschmack, dem viele Schriftsteller zu Dank verpflichtet sind. Aber er nahm nur Beiträge auf, die bei niemandem Anstoss erregen konnten.

Vor der Aera des *Century* gab es nur wenige weibliche Schriftsteller! nur die bekannteren traten unter ihrem wirklichen Namen auf. Die zurückhaltenderen und weniger berühmten schrieben unter alliterierenden Decknamen wie z. B. Grace Greenwood, Jennie Jame, Fanny Fern, Sophie Sparkle, und zwar über ehrbare Themen wie häusliches Glück und eheliche Liebe. Die neue Zeit liess viele neue Schriftstellerinnen aufkommen, die aber gleichfalls für die prüden Leserinnen des *Century* das Leben schilderten, wie sie es zu sehen

wünschten. Stoffe aus dem "low life" der Grossstadt, wie Dickens sie künstlerisch gestaltet hatte, waren für die Mitarbeiter des *Century* und ähnlicher Zeitschriften verpönt. Aber einer anderen Schule von Pseudodichtern trat Gilder entgegen, denjenigen, die unter Bret Hartes und Dickens' Einfluss, ohne diese Vorbilder künstlerisch zu erreichen, das Verbrechertum sentimental idealisierten. Manche literarische Krankheiten heilte das *Century* nicht: Manche der Autoren schwelgten in einer übertriebenen Kleinmalerei, häuften nichtssagende Einzelheiten und nannten das local color, unter Einfluss von Howells und James. Manche Poeten zeigten eine merkwürdige Vorliebe für den Knüttelvers, den doggerel, und wurden darum von einem Kritiker als "one-rhyme-to-the-quatrain bards" verspottet, was dem konservativen F. Gelegenheit zu einem Seitenhieb auf den modernen no-rhyme-to-the quatrain vers libre gibt. Ein Uebel förderte das *Century* sogar: den Missbrauch von dialektischen Ausdrücken, von denen viele sogar gefälscht und z. T. in der Literatur Amerikas verewigt sind; zu solchen Sprachvergewaltigungen zählten Ausdrücke wie das irische "be gobs" und "be gabers", das englische "h'I h'invite h'everybody". Noch verhängnisvoller ist die gleichfalls auf den Einfluss der früheren 80er Jahre zurückgehende Gewohnheit vieler Schriftsteller, die Wirklichkeit des Lebens zu fälschen, um den zahlungskräftigsten Lesern zu gefallen. Typisch dafür ist z. B. der Theaterroman, der die Anfängerin gleich bei ihrem ersten Auftreten rauschenden Beifall ernten und in wenigen Wochen zum bewunderten Star werden lässt, eine Gattung, die dem Federgewandten mühelos zum best-seller verhilft. Ebenso unwahr und unkünstlerisch sind die Romane mit den sogenannten happy endings nach viktorianischem Muster, die gleichfalls das Leben schildern, nicht wie es ist, sondern wie es sein sollte, nach dem Rezept "God's in heaven; all's right with the world". Keiner der zahllosen Romane erreicht die Qualität etwa von *Vanity Fair* oder *The Tale of two cities.* Derselbe oberflächliche wirklichkeitsfremde Optimismus herrscht auf der Bühne mit dem Ergebnis, dass ein wirklich gutes Lustspiel oft verdorben wird durch ein rührseliges Ende, das nur eine billige Konzession an ein einfältiges Publikum darstellt.

In der Zwischenzeit kamen zwei für die Ausbeutung literarischer Arbeit bedeutsame Neuerungen auf: die Pressesyndikate (newspaper syndicates) und die billigen Zeitschriften (cheap magazines). Allen Thorndike Rice war der erste Syndikatsbesitzer. Sein nicht viel Kapital erforderndes und viel nachgeahmtes System, die Arbeiten der besten Federn im In- und Ausland zu erwerben und sie zum gleichzeitigen Abdruck an die verschiedensten Zeitungen zu senden, tat jungen bedürftigen Autoren grossen Abbruch. Der Urheber des *Ten-cent Magazine* war Frank A. Munsey, sein Grundsatz dabei war der, dass die grosse Masse sich weniger für Sachliches als für Persönliches, weniger für die Dinge als für die Menschen

interessiere. Dieser Munsey fasste übrigens später den wahnsinnigen Plan, 1000 Zeitungen in ebensovielen Städten zu besitzen; während er seinen Kolonialwarengrosshandel aufbaute, unternahm er seine Presseabenteuer. In seinen gewaltigen Lagern fanden sich friedlich zusammen "figs and fiction, rice and romance, poetry on one shelf, prunes on another, all in order, ticketed and labeled." Von seinem einst in Tausenden von Arbeiterhäusern verbreiteten *New York Herald* ist der jetzige neue *Herald* nur ein Phantom seines früheren Selbst.

Am Anfang dieses Jahrzehnts tauchte der press-agent auf, neuerdings publicity director genannt, der, das wirkliche Verdienst vor dem unwürdigen Strebertum bevorzugend, einen unheilvollen Einfluss im Bühnenleben ausübte und eine die ganze Nation irreleitende Macht werden sollte. Mary Anderson (übrigens später als Gestalterin klassischer Rollen eine der beliebtesten Schauspielerinnen, aber unbewusst wenig heilsam in ihrem Einfluss auf kleinere, ihr vergeblich nachstrebende Geister) war der erste amerikanische Star, der einen press-agent verwandte, dessen Aufgabe darin bestand, kurze Artikel loszulassen, die das Werk des Autors herabsetzten und die Talente sowie die privaten Tugenden des Stars enthüllten. System wurde das Ganze mit dem Auftauchen fremder Stars anfangs der 80er Jahre. Ein Abenteurer der Presse war Steve Brodie; seine Methode war einfach; er verfasste einen allgemein gehaltenen Panegyrikus "Among the upright citizens of the metropolis are more than one who have been prevented by modesty from taking that position in the public eye to which their character and abilities entitled them. Such a one is —" und traf auch Dumme und Eitle, sogenannte uprights genug, die für den Abdruck ihres Namens in irgendeinem Winkelblatt bezahlten. Er blieb nicht der einzige Schwindler dieser Art. Die Publizistik wurde bald die begünstigte Handlangerin der Bücherverleger; persönliche Autorenanekdoten und Schauspieleranekdoten waren hier die beliebten Mittel. Das Mark Twain dinner trug äusserlich das Gepräge einer spontanen Huldigung seitens der vielen eingeladenen Dichter und Dichterlinge, deren Namen mit dem Mark Twains und den Titeln seiner Bücher wochenlang in den Spalten aller Zeitungen erschienen, an einen Berufsgenossen und traf zufällig zusammen mit dem Erscheinen der neuen und vollständigen Ausgabe seiner Werke, die dann gekauft wurden wie nie zuvor. F. selbst führte seine Eigenschaft als press-agent und Bühnenkritiker in den frühen 80er Jahren an das deutsche Thalia Theater, dessen manager Carl Herrmann, ein österreichischer Exoffizier, und dessen stage-manager, Heinrich Conried, ein Schüler der Meininger war, und wo Kathi Schratt (Franz Josephs Freundin), Marie Geisinger, Josie Gallmeyer, Jennie Stubel, Ludwig Barnay, Gustav Adolphi wirkten, wo selbst Sonnenthal eine dank sensationeller Reklame erfolgreiche Gastrolle gab. Seltsame Sitten beobachtet F. an den von

ihm so geschätzten deutschen Theater, das immer in der Nähe eines Biergartens oder eines Gasthauses liege, wo der Deutsche noch über das aufgeführte Stück „philosophieren" kann, während der Amerikaner zufrieden ist, wenn die Vorstellung ihn unterhalten hat. F.s Gesamturteil über die deutsche Bühne lautet: "America owes much to the German stage for many excellent plays and operettes as well as for many sterling actors." Aber sein Erstaunen über die terrible fittings used in the modern German stage kann er nicht unterdrücken. Doch tat er viel, um dem Theater auch englischsprechende Besucher zuzuführen.

Eine Neuerung im Pressewesen war die illustrierte Zeitung; der Urheber war ein Russe Valerian Gribayedoff, der eigentliche Verwirklicher der Idee Joseph Pulitzer. Die herrschende Macht im Journalismus aber war James Gordon Bennett, vielleicht Amerikas grösster Journalist. Sein Grundsatz war, um Geld zu machen, das Geld zunächst verschwenderisch auszugeben, sein Motto "to keep the people guessing". Unter ihm war der *Herold* die bekannteste Zeitung Amerikas, wenn nicht der Welt. Eine heute scheinbar ausgestorbene Gattung, der dramatic journalism, wurde repräsentiert durch zwei Wochenschriften *Dramatic News* (hrsg. von Charles A. Byrne) und *Mirror* (geleitet von Harrison Grey Fiske, jetzt ein bekannter Theaterleiter). Der *Mirror* war das anständigere Organ, die *News* konnten gemein werden bis zum Pamphlet. Die Bühnen schwebten in ständiger Angst vor ihren Angriffen, die besonders dann persönlich gehässig wurden, wenn ein Mummer, ein fahrender Komödiant, seine Anzüge nicht bezahlt hatte. Wichtiger ist eine bühnenorganisatorische Neuerung, das theatrical syndicate, dessen Gründung mit dem Namen der neuen und mächtigen Dynastie der Frohmans verbunden ist. Ende der 80er Jahre galt das Theatergeschäft als unsicher, ja als gefährlich. Fliegende Managers pflegten mit unzureichendem Kapital eine Gesellschaft zu gründen und oft die Schauspieler in irgend einem Nest im Stich zu lassen, um in der Hauptstadt eine neue aufzutun. Das dramatic copyright war ganz unzulänglich geschützt. Die Mallorys hatten vor allem unter den play-pirates zu leiden und beschäftigten zum Schutze gegen diese Schwindler einen besonderen Anwalt. Der grössten einer war der "toy tragedian" Teddy Byron; er besass eine ganz erstaunliche Fähigkeit, ein Drama zu „memorisieren", wodurch es nach dem laxen Kodex jener Zeit Eigentum des Diebes wurde; manche Vorstellung wurde unterbrochen durch das Geschrei der Galerie, wenn Teddy vom Theater direkt ins Gefängnis geführt wurde. Die Einrichtung der Reiserouten für die travelling companies war unter verschiedene booking agents verteilt gewesen, und es dauerte oft wochenlang, bis alle Anordnungen erledigt waren. Die verschiedenen Agenten schröpften die Theaterdirektoren gründlich und rivalisierten miteinander, so dass oft in derselben Stadt zwei Gesellschaften miteinander konkurrierten. Die neue

Methode der Frohmans verfuhr geschäftsmässiger. Sie begannen mit dem Abstieg J. H. Haverlys, dem es fast gelungen war, 40 Theater und ebensoviele reisende Gesellschaften in seiner Hand zu vereinigen. Allmählich nahm das neue Syndikat das booking business in eigene Gewalt, eine Route konnte in einer halben Stunde festgelegt werden, nur der Theaterleiter erfuhr rechtzeitig, welche Konkurrenz in jeder Stadt zu befürchten war. Besonders Abraham Erlanger bewies auf diesem Gebiete seine organisatorischen Fähigkeiten. Charles Frohman macht den Autor zum wirklichen Teilhaber des Manager; Bronson Howard gewann durch ihn aus *Shenandoah* ein Vermögen von 100 000 Dollar. Das Gute und Neue des Systems bestand gewiss darin, die Theater auf eine finanziell rentable Grundlage zu stellen. Aber es ist auch verantwortlich für das heutige Vertrustungssystem mit der Vorherrschaft des nur kassemachenden Sensationsstückes. Dieser unkünstlerische Geist, der sich, wie E. L. Stahl in einem Vierteljahrsheft des Bühnenvolksbundes darlegt, auch in Berlin immer mehr um sich greift, ist eine riesengrosse Gefahr für die ernste Kunst. Idealere Zustände wären es gewiss, wenn der beste box-office manager die geschäftlichen Angelegenheiten und ein gründlicher Kenner der Bühne, der nicht zugleich Schauspieler sein dürfte, die Bühne leitete. Der moderne Manager ist ein Produkt der Gunst des Publikums und muss sich dem Spruche des critic des box-office beugen. Die Pest des Theaters aber ist der berufsmässige Regisseur (producer); rühmliche Ausnahmen sind Belasco und Fiske. Die Unfähigen bilden leider die Mehrheit; sie sehen sich nach Typen statt nach Schauspielern um; das für eine Rolle erforderliche leibliche Aeussere ist ihnen wichtiger als die darstellerische Fähigkeit. Das ist ein Grund mit, dass die Theater mit untauglichen Schauspielern überfüllt sind, dass viele auf einen engen Rollenkreis beschränkt sind und dass so viele fähige beschäftigungslos sind. Daher auch der Misserfolg so mancher guter Stücke. Die Arbeit des Regisseurs bedeutet nicht nur Dekoration, Inszenierung, Beleuchtungstechnik, eventuelle Zwischenmusik und musikalische Untermalung, sondern auch Auswahl des Stückes, Rollenbesetzung, Sonderung der Schauspieler, Bearbeitung des Textes, ist somit eng verknüpft mit derjenigen des Dramaturgen und Schauspielers. Ist der Star sein eigener Regisseur, so geschieht das auf Kosten der anderen Mitwirkenden. Eine einzige Schauspielerin besass so viel künstlerisches Gewissen, dass sie eine Aufführung immer als ein einheitliches Ganzes ansah und nicht als Mittel für die Zurschaustellung der eigenen überragenden Kunst, die darum auch nicht im Tingeltangel endete, sondern die vielleicht ausgezeichnetste Schauspielerin Amerikas wurde: Mrs. Fiske.

Das Bühnenwesen der 90er Jahre ist gekennzeichnet durch die Entartung der comic opera zur musical comedy, durch das Auftreten der Duse, die ohne Pressereklame auf einer dürftig ausgestatteten

Bühne in einer Nacht in New York berühmt wurde und deren vielgerühmte Natürlichkeit im Spiel viele amerikanische Schauspielerinnen zur Unnatur verleitete, sowie durch die doppelte Tätigkeit Belascos als Manager und als Lehrer. Durch eine zehnjährige sorgfältige Vorbereitung verhalf er einer nicht überragenden Schauspielerin Leslie Carter, in einem mittelmässigen Stücke *Zaza* zu grössten Triumphen. Belasco hatte zuvor schon wertvolle Arbeit am Madison Square und Lyceum Theatre geleistet, und nach Leslie Carters Auftreten am Garrick Theatre erwarb er Hammerstein's Theatre, um noch von vielen jungen Talenten als Lehrer und Förderer gesucht zu werden. Eine noch grössere Sensation als die Theaterereignisse bedeutete es für die New Yorker Gesellschaft, als eine sensationsgierige Presse den Plan fasste, diese Gesellschaft genau zu katalogisieren und die Listen der ausgewählten "Four Hundred" zu drucken, um sie später zur Beförderung anderer gesellschaftlich Ehrgeizigen zu erweitern; besonders die Weiblichkeit hatte das grösste Interesse an diesem neuen „Adel"; ein feudaler Ball und eine vornehme Hochzeit veranlassten die Zeitungen wie ihre Leser zu ausgiebigen Erörterungen über die kostbarsten Garderoben, die Familienverhältnisse der bekanntesten Familien, die Frage, wem der Rang als Führer der Gesellschaft gebühre usw. Wir kennen solche „Hofberichte" ja auch aus der Presse des konservativen Englands. Der Pressegewaltige in New York wurde wie seinerzeit Bennett Hearst; infolge seines Streites mit Pulitzer über das Vorrecht, die *Yellow Kid*-Bilder abzudrucken, kam damals der Ausdruck „gelbe Presse" auf. Er begann mit einem gewaltigen Kapital im Stücke, er gab wie Bennett das Geld mit rücksichtsloser Gleichgültigkeit aus, er begehrte nur möglichst grossen Umsatz und suchte ihn durch ständige Berichte von Sensationen zu erreichen. Irgendein Verbrechen oder Unglücksfall regte ihn sofort zu fieberhafter Tätigkeit an. Die ideale Sonntagsbeilage war ihm die Verbindung von Verbrechen und Unterkleidern. Er wurde sogar eine Gefahr für das öffentliche Wohl. Seine gefährlichste Waffe im Kampfe der Geister waren Witz und Satire.

Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts war der Beginn der best-sellers und der Ibsenschule. Der eigentliche Schöpfer der best-sellers war Hearst mit den vielgelesenen Schundromanen seiner Sonntagsbeilagen; der erste best-seller *David Harum* von Westcott erschien 1898, eine auch dem Ungebildetsten verständliche simple altmodische Geschichte aus dem Landleben. Ibsen war schon im vorgehenden Jahrzehnt in New York gespielt worden, aber erst das neue Jahrhundert brachte die Klasse der "Ibsenites" hervor, welche die unglaublich schlechten Aufführungen beklatschten, ohne den Gedankeninhalt der Stücke zu verstehen; die Schauspieler verkörperten die Hauptrollen mit all den Tricks und Kunstgriffen, die das Starsystem zu dem gemacht haben, was es ist. Und heute gilt

das Ibsendrama als eine Art Zufluchtsstätte für schlechte Schauspieler; am liebsten möchte F. Ibsen auf den einfacheren Bühnen sehen, wo er besser gewürdigt wird als in den berühmten Ibsen-Matinées für die Intellektuellen. Die Verkennung der Psychologie der ärmeren, darum aber für wahre Kunst gerade empfänglicheren Theaterbesucher war auch die Ursache des Misserfolges des New Theatre, das nur vier Jahre Bestand hatte. Die Absichten der Gründer waren gut; sie wollten New York ein Theater geben, wo nur gute Stücke geboten wurden, aber nicht von Stars, sondern von einer einheitlich zusammengesetzten Truppe. Sie wollten nicht wie die Theatersyndikate nur Geld verdienen und glaubten doch mit ihrem Geld ihre Ziele zu erreichen. Sie wollten dem Volke geben, was es wünschte, stiegen aber zu ihm herab, anstatt es heraufzuziehen; so wurde in der Aufführung von Galsworthys *Strife* der Schauplatz von einer englischen Fabrikstadt in die Nähe von Pittsburg verlegt in der Annahme, das Publikum sei nicht mit englischen Sitten vertraut, anstatt es damit bekannt zu machen. Ausserdem lag das New Theatre in einer feudalen, durch Automobile besser als durch gewöhnliche Verkehrsmittel erreichbaren Gegend. Immerhin brachte das New Theatre die anderen Theater als Nur-Geschäftstheater in Verruf, wenn es auch keinen einzigen Schauspieler oder Dramatiker von Rang hervorbrachte. Dass eine Zeitschrift ebensowie das Theater von künstlerischem Geiste beherrscht sein soll, die Erkenntnis macht F. als Redakteur von verschiedenen satirischen Journalen (*Truth, Vanity, Procurpine*): der Redakteur bleibt immer der Sklave des Geldgebers, der sich immer die Oberaufsicht über sein Organ vorbehält, ohne je den Inhalt zu lesen oder zu verstehen. Geld allein sichert nicht den dauernden Erfolg eines kulturellen Unternehmens weder in der Presse noch auf der Bühne.

Wie wir gesehen haben, ist F. in seiner Chronik der 80er Jahre am ausführlichsten, die beiden folgenden Perioden, die noch nicht genügend weit zurückliegen, um als ausdrücklich historisch bezeichnet werden zu können, streift er nur in grossen Ueberblicken. Und anstatt aus dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, dessen Geschehnisse er als seinen amerikanischen Lesern bekannt voraussetzt, zu berichten, schaut er zurück auf die Erfahrungen seines jahrzehntelangen Theaterbesuches und seines Verkehrs mit der Bühne. Gegen den "higher criticism", gegen die rein literarisch eingestellten, bühnenfremden Akademiker hegt er eine ausgesprochene Abneigung. Er glaubt weder an das „intellektuelle" Drama noch an die „intellektuelle" Schauspielkunst. Die literarische Wertung hat mit dem Drama nichts zu tun, und alle Darstellungskunst ist für ihn nur gottgegebener Instinkt. May Irwin und Marie Tempest lehrten ihn, dass "listening is nine tenths of acting", und die Duse sagte "The finest moment of an actress is not when she is acting, but when she is listening". Marie Tempest machte ihm zuerst den feinen Unter-

schied zwischen hearing und listening klar; als Lady Macbeth hörte sie auf das Pochen am Tore nicht nur mit dem Ohr, sondern mit dem schuldigen Gewissen, das sich auf dem entsetzten Antlitz malt. Salvini als Othello war in der Szene, da Jago ihm den Verdacht von Desdemonas Untreue einflüstert, statt Jago der wirkliche Träger dieser Szene, wenn er mit zornentstellter Miene wortlos wie ein Panther im Käfig um den treulosen Freund schlich. Ludwig Barnay war als Mark Anton in der Forumszene, von der man herkömmlicherweise annimmt, sie spiele sich selbst, am grössten nicht, wenn er sprach, sondern wenn er die Wirkung seiner Worte auf den Gesichtern seiner Zuhörer beobachtete, die, nach dem Vorbilde der Meininger in Gruppen zu Dreien angeordnet, ihrerseits lauschten, also die vollendetste Kunst des cross-listening. Edwin Booth, der als Hamlet bei den nicht englischkundigen Bewohnern der Sandwich-Inseln grösste Erfolge errang, sprach auf der amerikanischen Bühne die Worte des Monologs nicht für die Zuhörer, sondern wusste, dass er, allein auf der Bühne, auf sich selbst hören musste, um auf seinem unbeweglichen Antlitz die Wirkung seiner Worte widerspiegeln zu lassen.

Bochum. Karl Arns.

Ferienkurse in England.

In Band 23, Heft 4, der *Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht* berichtet A. Knoch-Essen über seinen Studienaufenthalt in England Sommer 1924. Seine Ausführungen gipfeln darin, dass er am Schluss des Aufsatzes den Neusprachlern davon abrät, zu Sprachstudien einen Ferienaufenthalt in England zu nehmen. Die Zeit der Sommerferien sei zu kurz, um die der Sprechgelegenheit entgegentretenden Schranken niederzulegen. Ueberdies sei die für den kurzen Auslandsaufenthalt aufzuwendende Summe namentlich in Anbetracht des geringen Erfolges zu gross. A. Knoch hat in fünf Wochen 700 Mark einschliesslich Pass, Reisegeld usw. gebraucht.

Es wäre sehr zu bedauern, wenn sich durch den ungünstigen Bericht Neusprachler davon abschrecken liessen, im nächsten Sommer nach England zu gehen. Gegenüber dem Bericht von A. Knoch möchte ich doch recht nachdrücklich auf den durchaus günstigen Bericht von Direktor Franzmeier-Unna über den Ferienkursus in Oxford in Nr. 30 des vorigen Jahrganges des Philologenblattes hinweisen. Aufs Geratewohl nach England zu reisen, ist vorläufig allerdings höchst unzweckmässig; denn so schnell wird die der breiten Masse in England von der Northcliffepresse eingehämmerte Feindschaft gegen alles Deutsche nicht verfliegen, zumal die Engländer immer wieder sehen müssen, dass sie den deutschen Geist nicht vernichten

können. Aber wie Direktor Franzmeier kann auch ich nur dazu raten, sich an den Ferienkursen der englischen Universitäten zu beteiligen. Von dem Ferienkursus, der unter Leitung des Herrn Ripman Sommer 1924 in London gehalten wurde, will ich hier nur soviel sagen, dass sich Ripman um die Unterbringung der deutschen Kursusteilnehmer in Häusern mit guter Sprechgelegenheit für Deutsche grosse Mühe gegeben hat. Ich selbst habe in dem Hause einer anglofranzösischen Schriftstellerin mit einem ehemaligen schottischen Hauptmann, einem englischen Kaufmann, einer Amerikanerin und zwei Schweden zusammengewohnt. Innerhalb dieses Hauses habe ich keine Feindschaft zu spüren bekommen. Der Hauptmann hat sehr sachliche Gespräche über den Krieg, die Kriegführung 1914/18, die Tüchtigkeit des deutschen Heeres und Politik geführt. Alle übrigen Engländer, die im Hause verkehrten, haben sich mir gegenüber gentlemanlike benommen. Sie sprachen keinen Cant, sondern ganz unverhüllt, wie es gebildeter Engländer Art ist, über die Ziele der englischen Politik Deutschland gegenüber. Die Hausfrau war zwar Northcliffe-gläubig, aber als Pazifistin für einen Deutschen eher eine komische Figur und daher geniessbar. Ich habe recht viel im Kursus und in jenem Hause gelernt.

Die Summe von 700 Mark für fünf Wochen, noch dazu einschliesslich Passgebühren, Reisekosten usw. sind recht gering bemessen. Man sollte auch mindestens sechs Wochen in England zubringen. Die Kurse dauern durchschnittlich etwa drei Wochen. Nachdem man durch sie die erforderlichen Beziehungen und die Sprechgelegenheit gewonnen hat, findet man dann in den letzten drei Wochen hinreichende Zeit, die im Kursus erarbeiteten Kenntnisse und Fertigkeiten anzuwenden und zu pflegen. Gerade für die Sprechgeschwindigkeit und die Pflege des Tonfalls ist diese Zeit der Praxis unerlässlich. Mit einer Ausgabe von 800 Mark a u s s c h l i e s s l i c h Reise usw. muss man unbedingt rechnen. Andernfalls ist man gezwungen, derartig kleinlich mit dem Gelde umzugehen, dass trotz der besten Kleidung, der saubersten Wäsche, des geräuschlosesten Auftretens und der bestimmtesten Vertretung des deutschen Standpunktes — alles Umstände von allergrösster Bedeutung — der Deutsche wieder in ungünstigem Lichte erscheint. Es ist nicht nebensächlich, wie wir Philologen in England und bei einem solchen Kursus auftreten. Die ganze Welt ist dort vertreten, beobachtet uns und berichtet dann über „d i e Deutschen". Die Gefahr eines zu üppigen Auftretens im Auslande dürfte für Vertreter unseres Berufes so leicht nicht entstehen, selbst wenn sich der Staat oder die Patronate wieder dazu entschliessen wollten, zu solchen Auslandsaufenthalten nach dem im letzten Sommer von den Hansestädten gegebenen Vorbilde durch 600—800 Mark Beihilfe zu ermutigen. Statt der Fahrt mit dem Flugzeug nach Croydon kann ich die Fahrt zweiter Klasse von Han-

nover über Hoek van Holland bis London—Liverpool Street Station für 72 Reichsmark durchaus empfehlen.

Der nächste von Ripman geleitete Londoner Ferienkursus (17. Juli bis 13. August 1925), dessen Programm soeben versandt wird, bietet folgendes: Mr. Wilkinson, *Six Lectures on Some Contemporary English Writers* (Galsworthy, Maugham, Bennett, J. Conrad, Masefield, Walter de la Mare); Mr. Ripman: *Seven Lectures on The Sounds of Modern English*; Mr. Slater: *Three Lectures on The Government of Britain (Parliament and the Party System, Governmental Departments and the Civil Service, the Electorate and the Distribution of Political Power)*; Mr. Walker: *Five Lectures on The History of London with visits to buildings mentioned*; Mr. Fuhrken: *Lantern Lectures on Scenes from Early British History, The Thames, English Architecture.* Ausserdem werden Uebungen gehalten über *Practical Phonetics*; Sprech- und Intonationsübungen finden statt in „Classes“ zu höchstens acht Teilnehmern. Ein Zusammentreffen von Angehörigen desselben Volkes in den Classes wird tunlichst vermieden. Ausflüge werden unternommen nach Windsor, Harrow, Eton, Hampton Court, Cambridge. Wöchentlich wird zweimal von 9 bis 1 Uhr abends getanzt. Ein Tennisplatz steht zur Verfügung. Die Kosten für den dreiwöchigen Kursus betragen 100 Mk. Die Unterbringung in London geschieht auf Wunsch durch die Kursusleitung. Die Anschrift für diesen Kursus ist: „Holiday Course, The University Extension Registrar, University of London, London S. W. 7.

Ungefähr gleichzeitig mit diesem Kursus, aber von nur vierzehntägiger Dauer, findet unter Leitung von Daniel Jones ein zweiter Kursus ebenfalls in London statt. Der Kursus von Jones ist hauptsächlich auf Phonetik und Intonation eingestellt und leistet hierin selbstredend Vorzügliches. Aber es fehlen die literarischen, soziologischen und historischen Vorlesungen sowie die Ausflüge und geselligen Veranstaltungen. Die Kosten betragen 80 Mk. Die Unterbringung wird ebenfalls von der Kursusleitung besorgt.

Mein Urteil geht dahin, dass man unbedingt zwei Ferienkurse in England mitmachen sollte: den ersten in Oxford oder Cambridge — die Kurse wechseln jährlich zwischen den beiden Städten — oder bei Ripman in London, den zweiten bei Jones. Beide Ferienaufenthalte in England müssten mindestens sechs Wochen dauern. Die vorgesetzten Dienststellen sind mit der Erteilung von 14 Tagen Zusatzurlaub sehr entgegenkommend. Der letzte Kursus in Oxford war meines Erachtens von einer zu grossen Zahl von Deutschen besucht. In so kleinen Orten wie Oxford und Cambridge bedeutet eine Zahl von 80 deutschen Kursusteilnehmern eine Gefährdung des Erfolges. Man muss überdies noch mit einer ansehnlichen Zahl von Deutsch-Schweizern und einigen Deutsch-Oesterreichern rechnen. Das Beispiel

der Schweizer, die im letzten Sommer in London untereinander grundsätzlich deutsch sprachen, steckt die übrigen Deutschen leicht an. Da hat die Riesenstadt London in ihrer ungeheuren Ausdehnung selbstredend einen Vorzug. Die grossen Entfernungen allein unterbinden das Zusammenhocken der Nationalitäten von vornherein.

Göttingen. E. Dieterich.

Tagung der Lehrer und Lehrerinnen des Englischen an höheren Schulen und Mittelschulen Niedersachsens in Lübeck,

vom 9.—11. Oktober 1924.

Die Tagung war eine Wiederholung der Göttinger Tagung vom vorigen Jahr (s. *Zeitschr.* 23, 167 ff.). Die gemeinsame Ursache beider ist der zumal für unsere Gegenwart so überaus wichtige Gedanke, dass grössere durch Sprache und Kultur zusammenhängende Reichsgebiete erst einmal von sich aus Stellung nehmen müssten zu den dringenden Unterrichtsfragen unserer Tage. Dieser Gedanke scheint lebenskräftig zu sein, denn die Versammlung war einmütig in der Anerkennung seines Wertes und beschloss einstimmig, im nächsten Jahr zu demselben Zweck in Braunschweig zusammenzukommen. Denn praktische Wege zur Lösung von neuzeitlichen Unterrichtsfragen lassen sich am besten finden auf dem Boden gleichartiger Bedingungen und gemeinsamer praktischer Erfahrungen. So wertvoll nämlich die zentrale Zusammenfassung aller geistigen und organisatorischen Bestrebungen auf dem Gebiete des Unterrichts auch sein mag, so liegt in einer zentralen Entscheidung doch auch die Gefahr, dass eben die besonderen Verhältnisse dieses Zentrums oder auch der mit ihm in Verbindung stehenden Nebenzentren für die allgemeine Regelung massgebend werden, und zwar dann, wenn die grösseren Landgebiete nicht vorher auf Grund der für sie gültigen Bedingungen und Erfahrungen zu diesen Fragen eine bestimmte Stellung genommen haben.

Das ist der eigentliche Sinn dieser Tagungen. Wenn die Niedersachsen von sich aus das Englische betonen und seine Stellung als Haupt- und Anfangssprache verfechten, so ist dies für Niedersachsen ein natürliches Ergebnis praktischer Unterrichtserfahrung und nicht etwa ein mangelndes Verständnis oder gar eine Ablehnung den übrigen Fremdsprachen gegenüber. Im Gegenteil, die Versammlung beschäftigte sich im Anschluss an einen Vortrag von Oberstudiendirektor Dr. Schwarz aus Lübeck auch mit den Erfahrungen in den neuesten Fremdsprachen (Russisch, Spanisch, Schwedisch) an der Oberrealschule zum Dom, und die zukünftigen niedersächsischen Tagungen werden das Französische und die andern Fremdsprachen noch mehr in den Vordergrund stellen.

Der hauptsächlichste Gegenstand der Lübecker Tagung war, neben praktischen Anregungen für die methodische Gestaltung des

englischen Anfangsunterrichts, die Frage der englischen Kulturkunde, sowohl in wissenschaftlicher als auch in methodisch-pädagogischer Hinsicht. Universitätsprofessor Dr. Roeder (Göttingen), einer der ersten Fürsprecher der kulturkundlichen Einstellung des englischen Unterrichts, entwarf auf Grund archäologischer Forschungsergebnisse ein Bild von der Besiedelung Altenglands durch Sachsen, Angeln und Jüten, wobei recht deutlich wurde, wie diese besiedelten englischen Gebiete mit dem festländischen Niedersachsen eine grosse Kulturgemeinschaft gebildet haben. Universitätsprofessor Dr. Schmalenbach (Göttingen) stellte durch klare Beleuchtung besonders der religiösen Einstellung des Menschen die geistige Struktur von Altertum, Mittelalter und Neuzeit einander gegenüber und gab so einen allgemeinen Anhalt für die richtige Einschätzung des englischen Denkens in der Gegenwart. Lektor Dr. Barkas machte in englischer Sprache ganz vorzügliche und in lebendig prägnanter Form überaus treffende Bemerkungen über das englische Parteiwesen und den praktischen politischen Sinn der Engländer im Gegensatz zur theoretischen Befangenheit des Deutschen.

Der Unterrichtspraxis zugewandt waren die Vorführung des lautlichen Vorkursus einer Anfangsklasse (Sexta) von Studienrat Dr. Oehme und die einer englischen Unterrichtsstunde in Quinta von Prof. Grund; dazu die Vorträge von Prof. Dr. Bode (Lübeck): *Wie kann man an der Hand der Lektüre englischen Kulturunterricht treiben?* und von Prof. Dr. Karpf (Oesterreich): *Die Wahl der englischen Lektüre nach kulturkundlichen Gesichtspunkten.* Beide wiesen auf eine überaus anregende und doch persönlich verschiedene Art an praktischem Lehrstoff nach, wie man den englischen Unterricht im besten Sinne kulturkundlich gestalten kann. Eine englische Probestunde der Mittelschule von Herrn Humke, ein Vortrag desselben Herrn über den *Anfangsunterricht in der Mittelschule,* die beide reiche Anregungen boten, und grundsätzliche methodische Darlegungen über die Stellung der Grammatik im praktischen Unterricht von Studienrat Schwabe (Lübeck) beschlossen die Tagung, während deren letzter Stunde auf vielfachen Wunsch noch eine Probe des russischen Unterrichts an der Oberrealschule zum Dom aus dem Stegreif gegeben werden musste.

Der Ertrag dieser Lübecker Tagung besteht in zwei Entschliessungen. Die eine stimmt folgenden von Prof. Dr. Bode vorgeschlagenen Leitsätzen zu:

1. Die Auslandsreisen, besonders der jüngeren Lehrer des Englischen, müssen durch Anknüpfung neuer Verbindungen in England, durch Reisebeihilfen aus staatlichen und städtischen Mitteln gefördert werden. Desgleichen sind Mittel bereitzustellen, die den Besuch fachwissenschaftlicher Tagungen erleichtern.

2. Die Schul- und öffentlichen **Büchereien** müssen durch Anschaffung neuer und neuester Erscheinungen über England und Amerika aufgefrischt werden, neues Anschauungsmaterial (Bilder, Diapositive, Karten) muss beschafft werden.

3. Die **Schulausgaben** für englische Klassenlektüre müssen durch Heranziehung neuer Stoffe erweitert und bis zur Gegenwart ergänzt werden.

4. Es sind **Kulturlesebücher** neu zu schaffen, in denen die Grundlagen der englischen und amerikanischen Kulturentwicklung und die uns Deutsche berührenden Probleme des Angelsachsentums für die Schüler klar herausgestellt werden. Sie sollten **nicht** die Schriftstellerlektüre verdrängen oder beeinträchtigen, sondern zu jeder Lektüre, zu privater Beschäftigung, zu Vorträgen und Aufsätzen wertvolles Material bereitstellen.

Jede Systematisierung und Schablonisierung des kulturkundlichen Unterrichts ist zu vermeiden. Jedoch muss er sich auf einer zweckmässigen Auswahl der Lesestoffe aufbauen. Die Beziehungen zu deutscher und (in Niedersachsen) zu niederdeutscher Kultur sind hervorzuheben.

5. An die Universitätslehrer ergeht angesichts der nationalen Bedeutung tieferer Einsicht in die Gegenwartsleistungen und Zukunftsaufgaben der angelsächsischen Welt der dringende Wunsch, ihre Vorlesungen und Uebungen für die Erzieher deutscher Jugend entsprechend auszugestalten.

6. Alle in Betracht kommenden Prüfungsordnungen der einzelnen Länder sind im Sinne obiger Forderungen zu revidieren.

Die zweite Entschliessung wurde angeregt durch den Vortrag von Landesschulrat Dr. Schwarz (Lübeck) über *die neuen Sprachen im Kern- und Kurssystem,* dessen Inhalt in folgenden Leitsätzen zusammengefasst wurde:

1. Auch auf dem Gebiet der neueren Sprachen muss der Grundsatz zur Geltung kommen: Unten Einheit, nach oben zunehmende Freiheit.

2. Es ist also, wenigstens in grösseren landschaftlich geschlossenen Gebieten, die gleiche Anfangs- und Grundsprache zu wählen.

3. Die Versammlung empfiehlt, dass alle Länder Versuche mit der elastischen Einheitsschule machen, um den Bedürfnissen der Zeit, der Schülerpersönlichkeit, der kleineren Städte und Anstalten schon auf der Mittelstufe (Oberstufe der Mittelschulen) besser Rechnung zu tragen, als es durch die starren Schultypen möglich ist.

4. Dabei ist gebührende Rücksicht auf die Freizügigkeit zwischen den verschiedenen Schulen zu nehmen.

Lübeck. W. Schwabe.

Aussichten für akademisch gebildete Lehrkräfte in Südamerika.

Der Auswanderungsgedanke hat in den letzten Jahren nicht nur Kaufleute und Handwerker, sondern auch einen Teil der Lehrerschaft, und zwar die jüngeren Kräfte, die noch nicht untergebracht werden konnten, ergriffen. Diese sind mit den Angehörigen anderer Berufe der Meinung, dass Südamerika, dessen Entwicklung ja tat-



sächlich eine besonders glückliche Zukunft verheisst, für sie das geeignetste Feld der Tätigkeit sei.

Wohl machte sich während des Krieges wegen des ausbleibenden Zuzugs ein Mangel an Lehrkräften bemerkbar, aber seit jener Zeit hat sich die Lage derartig geändert, dass heute auf die Gefahren, die eine Auswanderung ins Ungewisse mit sich bringt, ernstlich hingewiesen werden muss. Insbesondere gilt dies für akademisch gebildete Lehrkräfte.

Für diese liegen die Verhältnisse drüben jetzt so ungünstig wie nur möglich. Wie wenig Stellen überhaupt in Betracht kommen, kann jeder hier schon leicht feststellen, indem er die deutschen höheren Schulen Südamerikas sich aufzählt. Meist besteht nur eine derartige Anstalt in den Hauptstädten der grösseren Republiken, eine Ausnahme bildet Buenos Aires mit zweien. In den kleineren Staaten hat sich fast nirgends eine nennenswerte deutsche Kolonie gebildet, mithin bedarf man hier nicht einer solchen Bildungsstätte. — Der Besuch der wenigen Schulen ist nun verhältnismässig schwach, einmal, weil das Schulgeld hoch ist — es sind ja Privatschulen —, anderseits auch, weil sich eine Vorliebe der sesshaften deutschen Gesellschaft für die staatlichen Nationalkollegs bemerkbar macht; wenigstens gilt das für Argentinien. Der Grund ist darin zu suchen, dass für die staatlichen Berufe das Abgangszeugnis der Nationalkollegs verlangt wird. Die geringe Schülerzahl, sowie die Tatsache, dass die deutschen Schulen von der Kolonie erhalten werden und dass der Reichszuschuss bisher so gut wie wegfiel, bedingen äusserste Sparsamkeit bei der Frage der Stellenbesetzung. Somit kann man von der Möglichkeit, an Schulen unterzukommen, kaum sprechen.

Dagegen gibt es eine ähnliche Stellung, in der der akademisch gebildete Lehrer für eine bestimmte Zeitspanne sein Brot finden kann: die eines Hauslehrers und Erziehers. Hier werden tatsächlich von Zeit zu Zeit deutsche Lehrkräfte benötigt, und zwar von den Farm- und Plantagenbesitzern, die, im Innern des Landes wohnhaft, ihre Kinder nicht nach der Hauptstadt schicken wollen. Die Bedingungen sind meist günstig; die Reise wird vergütet, das Gehalt ist bei sehr guter freier Station höher als im Reiche. Da der Hauslehrer wenig Ausgaben hat, kann er gut sparen. Freilich dürfen auch die Schattenseiten nicht übersehen werden. In solchen materialistischen Ländern ist für geistige Berufe wenig Verständnis vorhanden, und so sitzt der Hauslehrer meist in einer geistigen Einöde. Abwechslung kann er sich kaum leisten, denn Reisen, Aufenthalt in den Städten usw. ist recht kostspielig. Bücher könnten zwar viel helfen, aber heute stehen sie drüben noch höher im Preise als in Deutschland. Da man aber durch das Studium der Landessprache Befriedigung und inneren Gewinn finden kann, lassen sich die Nachteile mit in Kauf nehmen, nur sei man sich über diese vor Antritt einer solchen Stellung im Klaren.

Der nahe liegende Gedanke, an den Schulen des Staates Beschäftigung zu suchen, ist undurchführbar. Denn dazu gehört ein Aufenthalt von vielen Jahren, während welcher Zeit man Beziehungen zu den Stellen aufnehmen muss, die solche Posten vergeben. Diese Verbindungen sind schwer zu erreichen, da ein Weg zu ihnen über die deutsche Kolonie selten führt. Hier spielen Partei und Politik eine bestimmte Rolle; wie will der eingewanderte Deutsche zu diesen Parteiführern — meistens Advokaten — kommen? Wie die Lehrposten vergeben werden, erhellt aus der Tatsache, dass manche besetzt sind von Personen, die für den Lehrberuf gar nicht vorgebildet sind, wie z. B. von den so einflussreichen Advokaten.

Und die Betätigung auf anderen Gebieten oder der Uebertritt zu anderen Berufen? Da kann nur geantwortet werden, dass diese beiden Möglichkeiten in der Heimat eher vorhanden sind als draussen. Die Zeitungen, bei denen vielleicht vorübergehend ein Redakteur- oder Mitarbeiterposten zu erlangen wäre, zahlen sehr schlecht. In deutschen kaufmännischen Betrieben Anstellung zu finden, ist auch bei bester Verbindung völlig ausgeschlossen, herrscht doch bei den stellungslosen Fachleuten grosses Elend. Man nehme nur den Anzeigenteil „Arbeitsmarkt" der deutschen Blätter Südamerikas mal vor! Ebensowenig ist in die nichtdeutschen Geschäftshäuser hineinzukommen, denn diese entnehmen ihre Angestellten entweder der europäischen Heimat oder dem Lande selbst; auch für sie kommen nur Bewerber mit Fachausbildung in Betracht.

Hingegen liesse sich wohl der Uebertritt in den landwirtschaftlichen Beruf, also bei Farmern oder Pflanzern, erwägen, da auf diesen Gebieten stets Arbeitskräfte gebraucht werden, denen sich bei entsprechender Bewährung eine glänzende Laufbahn eröffnet. Aber der akademisch gebildete Lehrer wird gar nicht dem Plan näher treten können, da er für diesen Schritt, den Leute in der ersten Hälfte der Zwanziger mit besten Aussichten tun können, zu alt ist.

Sind demnach die Bedingungen für Lehrkräfte die denkbar schlechtesten, so hüte sich jeder, ohne festen Vertrag, in dem übrigens die Vergütung der Hin- und Rückreise festgelegt sein muss, die Länder Südamerikas aufzusuchen.

Zum Schluss sei noch hinzugefügt, dass das grösste Land, Brasilien, augenblicklich gegen das deutsche Element feindselige Haltung einnimmt, da viele junge Deutsche während der Revolution im Staate Sao Paulo auf seiten der Aufständischen kämpften. Das wird nicht ohne Einfluss auf die Einwanderung bleiben, mithin ist für die nächste Zeit wohl an Mehrbedarf deutscher Lehrkräfte dort nicht zu denken.

Görlitz i. Schles. Albert Engmann.



Nachtrag zu *Zeitschr.* 24, 10.

In dem Aufsatze *Das Englische als humanistisches Unterrichtsfach* ist die Ansicht ausgesprochen worden, dass das englische Drama ausser Shakespeare für die Schule kaum in Betracht komme. Bei erneutem Nachdenken scheint mir, dass ich in der Ablehnung des aussershakespeareschen englischen Dramas hier zu weit gegangen bin. Nach dem zweihundertjährigen Verfall des englischen Bühnendramas hat dieses doch in dem letzten Menschenalter einen Aufschwung genommen, der ihm auch für die Schule einen Wert verleiht. Namentlich einzelne Dramen des besonders als Romanschriftsteller bedeutenden John Galsworthy, *Strife* und *Justice,* sind zur Lektüre in den oberen Klassen wohl geeignet, und dasselbe gilt von mehreren Stücken des vielseitigen G. B. Shaw, ich nenne nur *Arms and the Man, The Man of Destiny, Caesar and Cleopatra, The Devil's Disciple* und namentlich sein letztes grosses Drama *Saint Joan.*

Berlin. Ph. Aronstein.

Die 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner findet vom 29. September bis 2. Oktober 1925 in Erlangen statt. Anmeldungen von Vorträgen sind bis spätestens 20. Juni an den ersten Vorsitzenden Geh. Reg. Rat Prof. Dr. O. Stählin-Erlangen, Rathsbergerstrasse 9, zu senden. Die Obmänner der romanistischen Abteilung sind Prof. Dr. J. Pirson-Erlangen, Hindenburgstr. 59, und Oberstudienrat H. Danschacher-Fürth i. B., Oberrealschule, für die anglistische Abteilung Prof. Dr. R. Brotanek-Erlangen, Spardorferstrasse 49, und Studienprof. H. Betz-Erlangen, Oestl. Stadtmauerstrasse 14. — Weitere Mitteilungen folgen.

Literaturberichte.

Frank T. H. Fletcher, Étude sur la Langue des Vœux du Paon, Roman en vers du XIVe siècle de Jaques de Longuyon, suivie d'un index alphabétique des principales formes dialectales. Paris, Presses Universitaires, 1924. 184 S.

Ein durchaus abschliessendes Urteil über das Buch von Fletcher zu geben, ist der Berichterstatter leider nicht in der Lage, da ihm der Text der *Vœux du Paon* (welche bekanntlich einen späten Trieb der Alexanderdichtung bilden) nicht zugänglich ist. Das im Anfang des 14. Jahrhunderts, vermutlich im Jahre 1314, entstandene Gedicht ist im Jahre 1921, freilich einstweilen erst zu einem Dritteil, von R. L. G. Ritchie in Edinburg herausgegeben. Diese Ausgabe findet sich einstweilen nicht in den mir zugänglichen Bibliotheken. Der Verfasser der vorliegenden Studie ist ein Schüler Ritchies und ein Schüler des um die Kenntnis der Ardennenmundarten verdienten Professor Bruneau an der Universität Nancy. Es ist leicht ersichtlich, dass er seine Arbeit (die übrigens nicht nur auf jenem veröffentlichten Drittel, sondern auf der Gesamtheit des Textes beruht) mit grosser Sorgfalt und mit ausgezeich-

neter Methode hergestellt hat. Der Dichter der *Vœux* nennt sich als Jaques de Langhion. Fletcher hält dieses Langhion für den Ort Longuyon im Département Meurthe-et-Moselle. Er verschafft sich durch sorgsame Untersuchung der Dokumente eine eingehende Kenntnis der Sprache jener Gegend im Mittelalter. Er zieht auch die modernen Mundarten zum Vergleich heran. Es ergibt sich ihm, dass das Gedicht jedenfalls lothringischen Ursprungs ist, und nichts scheint der Annahme zu widersprechen, dass der Dichter in der Tat aus Longuyon stammt. Dass die sprachliche Untersuchung sich nicht nur auf die Reime stützt, sondern auf die Gesamtheit der Ueberlieferung, rechtfertigt Fletcher durch das vermutlich sehr nahe Verhältnis der von ihm benutzten Handschrift zum Original. Die Arbeit wird warme Anerkennung verdienen.

S. Eringa, La Proposition infinitive simple et subjective dans la prose française depuis Malherbe, Paris, Champion, 1924. 254 S.

Das Buch ist beachtenswert, weil es die Absicht ausspricht, eine besondere Methode sprachwissenschaftlicher Untersuchung zu beobachten. *La pensée et le sentiment sont les deux facultés de l'âme humaine qui déterminent, non seulement l'emploi des mots, mais aussi la structure de la phrase.* Auf diesem, freilich nicht neuen Axiom begründet der Verfasser seine Methode (S. 3). *Nous nous flattons d'avoir appliqué une méthode qui, unissant la logique avec le sentiment, permettra de rendre compte d'un certain nombre de phénomènes grammaticaux que le raisonnement pur s'efforce inutilement d'élucider.* Mit diesen Worten verabschiedet er sich vom Leser.

Die Methode zu erproben hält E. den Infinitiv für ein besonders geeignetes Medium, denn der Infinitiv vereinigt in sich die Natur des Substantivs und des Verbs, und: *il est vraisemblable que l'élément affectif de la pensée se concentre dans le verbe et le substantif, puisque ces parties du discours ont la plus grande valeur représentative* (S. 6). Das ist nun freilich nur eine Annahme, die sich vielleicht auch nicht durch besondere Klarheit und Wahrheit auszeichnet. Kann man nicht ebensowohl, und besser, behaupten, dass sich das *élément affectif de la pensée* überhaupt nicht in irgend einer Wortart konzentriere, sondern in der Intensität und der Intonation und in der Wortstellung, welche zum Ausdruck des Gefühlten und Gedachten angewendet werden? Wichtiger scheint das andere, dass der *infinitif s'est dépouillé de toute flexion et ne présente plus que l'idée de l'action pure* (S. 6). Deshalb hat die affektvolle Rede in der Tat den Infinitiv gern verwendet, wo der Redende darauf verzichtet, den Begriff der Handlung mit allen Nuancen der Zeit, der Modalität, der Person auszustatten, um ihn in seiner Blösse mit um so grösserer Energie zum Ausdruck zu bringen. Von solchen Fällen redet das erste Kapitel: *La proposition infinitive simple.* Aber bei ihnen ist die Methode *qui unit la logique avec le sentiment* ja von allen Grammatikern, die in Betracht kommen, schon immer angewendet worden.

Die anderen Kapitel handeln vom *Infinitif pur employé comme sujet simple,* vom *Infinitif avec de employé comme sujet simple,* vom *Infinitif pur avec un verbe impersonnel* usw. Dass in ihnen die Methode des Verf. zu neuen wesentlichen Resultaten geführt habe, ja dass sie wirklich ernsthaft zur Anwendung gekommen sei, sehe ich nicht. Er spricht dort nicht viel von ihr, und wo er es tut, geschieht es in einer, wie mir scheint, keineswegs klaren Weise. Das siebente Kapitel z. B., *L'infinitif avec de après les verbes impersonnels,* schliesst: *L'émotion, l'intérêt de la personne*

en question est excité par l'action verbale qu'exprime l'infinitif, qui par là le (?) prolonge et imprime son mouvement rythmique à la période. Et à mesure que l'infinitif, pour ainsi dire, s'éloigne de son centre de gravitation, la notion des rapports logiques s'affaiblit, on cesse de répéter la préposition, pour que le rythme de la phrase puisse se dérouler librement. Ich gestehe, dass ich mit diesen Sätzen nichts anzufangen weiss. Aber es liegt vielleicht an mir.

Die Arbeit ist wertvoll als eine reiche, ja überreiche, Materialsammlung für die Verwendung des Infinitif in den letzten drei Jahrhunderten. Dass er sich auf diese Jahrhunderte beschränkt hat, rechtfertigt der Verf. S. 8: *C'est dans la prose française des trois derniers siècles que s'équilibrent le mieux les deux forces de l'âme humaine, le sentiment et l'intelligence.* Auch dies ist eine gewagte Behauptung. Für eine Untersuchung, die auf die Bedeutung der *intelligence* einerseits, des *sentiment* andererseits abzielt, wäre es aber wohl jedenfalls empfehlenswert gewesen, gerade auch die Sprache von Zeiten und Bevölkerungsschichten besonders zu berücksichtigen, welche jenen Ausgleich nicht vollzogen haben.

Breslau. C. Appel.

Ludwig Messerschmidt, Ueber französisch *bel esprit*, eine wortgeschichtliche Studie (= *Giessener Beitr. z. Romanischen Philol.* Heft 9. Selbstverlag d. Roman. Seminars.) Giessen 1922. 64 S.

Der Verf. verfolgt das Modewort *bel esprit* von seinem ersten literarisch nachweisbaren Auftreten (1568) an durch das 17. u. 18. Jahrh. in seinen verschiedenen Bedeutungen, der abstrakten, als galante Höflichkeit und Schöngeisterei, der konkreten zur Bezeichnung geistreicher Dichter und Schriftsteller sowie geistvoller Menschen von feinem Geschmack überhaupt. In dem Masse, wie in einzelnen Teilen der französischen Gesellschaft Zucht und reine Sitte in Ungebundenheit und Freigeisterei ausarteten, Geziertheit und Unnatur an die Stelle von Geist und Zierlichkeit traten, hat auch die Bezeichnung *bel esprit* früh eine fortschreitende Verschlechterung des Wortsinnes erfahren. Der erste Beleg von *beaux esprits prétendus* lässt sich für das Jahr 1624 nachweisen; noch deutlicher aber sind die Aeusserungen von Vaugelas, Scarron, Mlle. de Scudéry, La Rochefoucauld u. a. über den tadelnden Sinn, den der Begriff *bel esprit* allmählich annahm. Welche Charaktereigenschaften man diesen *beaux esprits* übler Art zuschrieb, wird S. 44 ff. gezeigt, alles mit zahlreichen literarischen Beispielen. In einem Anhange (S. 55—63) wird noch kurz der *bel esprit* als Bühnenfigur in Frankreich seit Molière behandelt. Die ansprechende Studie hat nicht nur wortgeschichtlichen Wert, sondern verdient auch als ein Beitrag zur französischen Kulturgeschichte rühmende Erwähnung.

Breslau. H. Gröhler.

Gustav Krüger, Französische Synonymik nebst Beiträgen zum Wortgebrauch. Dresden, C. A. Koch (H. Ehlers), 1922. XX+1230 S.

Die Bedeutung Gustav Krügers und des Hauptteils seines Lebenswerkes für die englische Philologie ist jedem in der Anglistik auch nur oberflächlich Heimischen wohlbekannt. Ihm verdanken wir die *Umfassende Darstellung des lebenden Englisch*, wie er im Untertitel seine jetzt in vier Teilen vorliegenden *Schwierigkeiten des Englischen* mit gutem Recht genannt hat. Sein Verleger Heinrich Ehlers weist in dem Nachwort, das er dem hier besprochenen Werke beigefügt hat, darauf hin, mit welcher rastlosen Unermüdlichkeit Krüger arbeitete und schuf,



wie er neben Auszügen aus dem grösseren Werke kleinere Abhandlungen schrieb, z. B. *Systematic English-German Vocabulary, Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz, Die Fachbezeichnungen der Sprachlehre, Berichtigungen und Ergänzungen zum 2. Teil von Muret-Sanders Enzyklopädischem Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache,* und wie er seine praktische Lehrerfahrung anderen in dem fünfbändigen englischen Unterrichtswerk, das bei Freytag in Leipzig erschienen ist, zugute kommen liess. Ehlers berichtet dann weiter, wie infolge eines Gesprächs über französische Synonymik, das er mit Krüger führte, die Anregung, die Bernhard Schmitzsche *Französische Synonymik* neu zu bearbeiten, bei ihm Zustimmung fand. Krüger hat ja niemals in enger Beschränktheit auf eine Sprache seine Werke geschrieben, er zog Russisch, Italienisch, Holländisch in den Kreis seiner Betrachtung und hat aus weiter, tiefgründiger Forschung sich den Blick für sprachliche Erscheinungen geschärft. Im Vorwort spricht er hier selbst von seinen romanischen Studien:[1]) „Der Rat des Horatius Nonum prematur in annum! war für dieses Werk nicht nötig, denn ich habe daran zwanzig Jahre gearbeitet, und meine Teilnahme für seinen Stoff geht schon auf meine Jahre der Hochschule zurück, war ich doch dort weit mehr dem Romanischen als dem Germanischen zugewendet, seitdem es mir der geniale Conrad Hofmann in München angetan — der einzige Philologe, dem ich aus eigener Kenntnis dieses Beiwort zuerkenne. Nachdem ich dann das Germanische, vor allem das Englische, als mein Hauptgebiet erwählt, habe ich freilich jahrelang der französischen Synonymik nur gelegentliche Aufmerksamkeit zuwenden können, aber ich habe seit 1900 ihr täglich Zeit gewidmet, sei es oft auch nur im Ausheben passender Beispiele oder Anmerken darauf bezüglicher Eigentümlichkeiten, die mir beim Lesen auffielen — nulla dies sine linea.“ Dass sein Interesse sich dem Französischen wieder stark zuwandte, beweist auch sein mit H. Gillot verfasstes *Dictionnaire systématique français-allemand,* dessen beide erste Abteilungen 638 S. + 698 S. 1912 erschienen. Die erste Abteilung behandelt den menschlichen Körper, die zweite das Haus; Stadt, Land, Staat und Weltall sollten in den beiden Schlussbänden erledigt werden. E. Pariselle urteilt über den ersten Band:[2]) „Das Wörterbuch von Gillot und Krüger wird nach seiner Vollendung, wenn die weiteren Bände dem ersten gleichen, nicht nur die umfangreichste, sondern auch die bei weitem beste französisch-deutsche Sammlung nach Stoffen geordneter Wörter und Redensarten sein, die wir besitzen. Ihr Programm, „die lebende Sprache der beiden Länder wiederzugeben“, haben die Verfasser in musterhafter Weise erreicht“. Schmerzlich berührt es uns daher, in dem hier besprochenen Buch unter den Verlagsanzeigen zu dem Gillot-Krügerschen Werke die Bemerkung lesen zu müssen: „Der zweite (Schluss-) Band wird erst in einigen Jahren erscheinen können, da das Manuskript während des Krieges unterging und neu hergestellt werden muss.“ Hoffen wir, dass die Neuherstellung gelingt.

Ueber das, was er in seiner *Französischen Synonymik* bieten wollte, spricht er sich in einem längeren Vorwort aus. „Das Verhältnis sinnverwandter Wörter ist zwiefach. Entweder bezeichnet ein Wort die Gattung, andere ihre Arten: aimer — chérir. Oder es können Wörter dem Sinne nach gleich sein, sich aber durch den ihnen anhaftenden Gefühls-

[1]) Ursprünglich war er Mediziner, musste aber auf Wunsch seines Vormundes dieses Studium wegen Mangels an Mitteln aufgeben.

[2]) Im *Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprach.* 1913, Bd. 131, 230.

wert . . unterscheiden: Kopf — Haupt. Der Unterschied kann auch in der Landschaft liegen: Sahne heisst in Ostpreussen *Schmand*, in Oesterreich *Obers*." Von diesen Gesichtspunkten aus müssen also die vorgeführten Wörter behandelt werden. Einem besonderen Anhang hat er solche sinnverwandte Wörter vorbehalten, in denen sich ein Wort in mehrere mit ähnlicher Bedeutung gespalten hat, Spaltformen, Doppelformen, doublets. Dazu rechnet er attaquer, attacher; gracile, grêle. Aber nicht aufzunehmen waren doch folgende Abschnitte: rabais — rabat. Ersteres ist angeführt als Verminderung eines Wortes, Erniedrigung eines Preises, Ermässigung, Ablass, Nachlass im Wert oder Preis, Abstrich, Rabatt. Ist irgend eine dieser Bedeutungen mit denen von rabat Zusammentreiben des Wildes; Bäffchen sinnverwandt? recouvrir — recouvrer. Hier liegen ganz andere etymologische Grundlagen vor: recuperare — re-co-operire, und wiedererlangen und wiederbedecken haben nichts gemeinsam, vgl. A. Risop, *Studien zur Geschichte der französischen Konjugation auf -ir* 19 ff. — Bei mousseux gärend und moussu moosig bemerkt er selber, sie gehörten zu Hauptwörtern verschiedenen Stammes. Es sind also weder Spaltformen, noch sind sie synonym.

Weiter sagt er auf S. VI: Eine in jeder Hinsicht vollständige Lehre des Sinnverwandten soll auch die Verbindungen und Fügungen sinnverwandter Wörter und Ausdrücke, ihre Rahmen, sozusagen, geben: viel kosten — hoch (teuer) zu stehen kommen, il me semble que mit Gewissheitform, il semble que mit Ungewissheitform. Sie muss auch enthalten, dass ein Zeitwort, zielend oder ziellos oder rückbezüglich, fragend, bedingt, verneint, in einer bestimmten Form oder Zeitform verwendet wird usw. Wollte er eine solche Synonymik schreiben? Dann hätte er fast den ganzen Reum in sein Werk verarbeiten können und müssen. Hier scheint mir die Grenze für die Synonymik doch viel zu weit gezogen zu sein und demnach ein Artikel wie der über Orgel nicht am Orte zu sein. Er lautet: „Orgue, Orgel, in der Einzahl männlich, in der Mehrzahl weiblich, doch darf sie nach dem Erlass vom 26. 2. 1901 als männlich behandelt werden. C'est un des plus belles orgues que j'aie vues (des plus beaux orgues que j'aie vus). Cet orgue est excellent; il peut compter parmi les plus parfaites (parfaits)". Auch die Bemerkung zu se départir 880: Seine Formen sind dieselben wie die von partir, gehört in eine Formenlehre und nicht in eine Synonymik.

Aber wohl hat Krüger recht, wenn er S. XII sagt: „Begriffsbestimmungen, Uebersetzungen der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes sind gut, aber erst Beispiele geben ein anschauliches Bild seines Gebrauches. Darum kann es davon nicht genug geben, wenn sie gut gewählt sind." Und er hat sie gut und reichlich zusammengestellt und in ihnen eben jene Fügungen und Verbindungen zur Anschauung gebracht, die er für nötig hält. Allerdings bin ich kein Freund seiner Theorie, die Sätze so zuzustutzen, wie es der Zweck des Buches erheischt. Auch wünschte ich sehr die genaueste Quellenangabe, da keineswegs alle seine Sätze so sind, wie sie jeden Tag ein Franzose sagen kann. Er fragt S. XII: „Soll man nicht auch inhaltlich ändern dürfen, wenn eine Behauptung falsch oder ungenau, zu eng oder zu weit ist?" Man muss kategorisch nein antworten. Der Verf. eines solchen Buches ist nicht für alle Aussagen und Meinungen, die in den Beispielsätzen zum Ausdruck kommen, verantwortlich. Er kann sie sich nicht zu eigen machen.

Eine besondere Eigenheit seines Werkes betont Krüger S. VII. Er hat Artikel eingereiht, die nur ein einzelnes Wort enthalten, wenn dieses

Bedeutungen aufweist, die als synonym anzusehen sind. Solche Artikel sind Nr. 657 mütterlich maternel: 1. mit der Mutter zusammenhängend, le sein ~; 2. wahrhaft mütterlich, Mutterliebe zeigend: l'amour ~. Nr. 1240 weise sage; von Mädchen: züchtig, sittsam; von Kindern: artig, folgsam; als Hauptwort: Weiser. Nr. 1197 wird unter Waffe nur arme behandelt: 1. Waffe als Gerät; 2. als Waffengattung. Die beiden Beispiele für die zweite Bedeutung hätten sauberer von den anderen getrennt werden müssen. Nr. 1118: Vernunft raison in seinen drei Bedeutungen: 1. Vernunft, Verstand; 2. Recht, Gerechtigkeit, Billigkeit; 3. Verstandesgrund, Grund, was begründet. Aber nicht zu billigen ist, wenn er unter Nr. 885 solange nur von tant que spricht und als einzige Differenzierung den syntaktischen Gebrauch anführt, wie er erhellt aus: Tant qu'elle a besoin de moi je resterai près d'elle und Tant qu'à être séparée de ses enfants, notre mère n'est nulle part mieux que chez nos parents. Nr. 1149 Verwendung bietet nur emploi und employer. Es liegt kein Grund vor, den Abschnitt nicht dem Artikel Nr. 363 Gebrauch anzugliedern, in dem user und se servir behandelt sind, die anderwärts z. B. in Lafaye, *Diction. des synonymes de la langue franç.* 1903 (Krüger kennt nur die allerdings mit der späteren völlig übereinstimmende Ausgabe von 1858) überall employer zur Seite gestellt werden. Auch claquer § 62 im Anhang, der Wörter wie collecteur — collectionneur, colon — coloniste, atterrer — atterrir zusammenstellt, fällt so alleinstehend aus dem Rahmen heraus.

Er spricht sich weiterhin über die Anordnung der behandelten Wörter aus. Er hat sie in Gruppen zusammengefasst und ihnen je ein deutsches Stichwort vorangesetzt. Der S i n n dieses Wortes beherrscht den so geformten Artikel, nicht seine lautliche Formulierung. So werden unter klug neben intelligent die Wörter ingénieux erfindungsreich, malin pfiffig, gerieben, prudent vorbedacht, vorsichtig, behutsam, umsichtig, unter kochen neben bouillir mijoter schmoren gegeben, unter Verlegenheit embarras und interloqué verdutzt, sprachlos. Die Idee des deutschen Wortes, das ist das Prinzip der Darstellung, soll sich in den mannigfachsten Ausstrahlungen bei den französischen Wörtern wiederfinden. Es ergeben sich bei der Zuweisung der Wörter an die verschiedenen Stichwörter mancherlei Schwierigkeiten. Verweisung von einem Artikel auf den anderen muss da helfen. So fragt es sich, ob attraction unter Ziehen, Reiz oder Zauber zu bringen ist, ficeler binden wird man nicht gern von ficelle trennen, das selbst ebensogut unter Faden wie unter Strick behandelt werden kann. Eine andere Schwierigkeit erhebt sich bei Behandlung der Wörter mit mehreren Bedeutungen. Letztere können sich so entwickelt haben, dass sie zu dem Stichwort der Gruppe in keiner Beziehung mehr stehen. Das muss nach meiner Meinung entschieden vermieden werden, denn sonst erfüllt das Buch nicht das, was Krüger von ihm S. X verlangt. Dort heisst es: „Wenn ein mehrsprachiges Handbuch sinnverwandter Wörter etwas taugt, so muss es also auf eigenen Füssen stehen, es muss seinen Wert behalten, wenn man alle fremden (gemeint sind deutsche) Entsprechungen weglässt.“ In seiner englischen Synonymik sagt er: „Meine Synonymik kann ebensogut Engländern wie Deutschen dienen.“ Ist das der Fall für den Artikel Sinn S. 703, wo nur das eine Wort sens behandelt wird, in seinen sieben verschiedenen Bedeutungen: 1. Sinn, les cinq sens. 2. Verstand, Sinn. 3. Meinung avis, sentiment; opinion. 4. Sinn, von etwas Gedachtem oder Gesprochenem, le sens d'un passage. 5. Sinn, Sinnlichkeit, les plaisirs des sens. 6. Seite côté d'un corps. 7. Bewusstsein: le noyé commençait à reprendre ses

sens. 6 fällt völlig aus dem Rahmen, 3 und 7 passen nur gezwungen zu dem Ganzen. — Korb S. 446 bietet panier, cabas flacher Binsenkorb, corbeille Korb aus Weidengeflecht und anderes gut Passendes. Am Schluss steht hune Mastkorb, das Dupiney de Vorepierre, *Diction. franç. illustré et encyclopédie universelle* (1876) erklärt: plateforme rectangulaire qui est en saillie autour des mâts, qu'elle solidifie, et qui sert aux gabiers de lieu d'observation. Es steht hier an ganz unangebrachter Stelle. — Rolle S. 618 bringt folgende Wörter: rôle Rolle eines Schauspielers; rouleau: un ~ de papier; roulette Rädchen, un fauteuil à ~s; calandre Wäscherolle; store Rollvorhang. Rôle und store bieten unter sich nicht den mindesten Vergleichspunkt und stehen beide den Wörtern rouleau und roulette ganz fern, store wird von Larousse erklärt: rideau qui le lève et se baisse par un ressort. S. 572 unter Parade ist die Bedeutung 3 Abwehr beim Fechten zu französischem parade ganz überflüssig. Ganz unbegreiflich ist der Artikel Wrack S. 1034. Zu dem ersten Wort épave, das diese Bedeutung hat, stellt er das Wort vrac, dessen Bedeutung er richtig als Unordnung angibt; en vrac durcheinander, von Ladung. Hier liegt für den Franzosen irgendwelche Synonymie nicht vor, wenn auch vrac etymologisch über das Holländische mit der deutschen Bedeutung épave verwandt ist.

Wie in diesem Artikel Krüger sich durch irgend eine philologische Merkwürdigkeit verleiten lässt, so finden sich viele Dinge, die in eine Synonymik nicht hineingehören. Oder hat er diese Abschweifungen durch die Untertitel „nebst Beiträgen zum Wortgebrauch" decken wollen? Unter Wortgebrauch kann man schliesslich alles verstehen, es ist ein viel zu weiter Begriff. Ich rechne hierher etwa folgendes. Unter dem Stichwort ob S. 558 steht nach dem allgemein bekannten si folgendes: „pschutt, pchut männlich, argot der feinen Welt = ursprünglich Ausruf = fein! tadellos! Als Antwort = Na, ob! ob! [Das zweite ob ist wohl überflüssig.] Dann auch Hauptwort. Le pchutt tout entier die ganze feine Welt, familiär alles, was ein bisschen was ist." Was das alles mit dem ob begrifflich zu tun hat, ist völlig rätselhaft. Für die Bedeutung na ob! ist ein Beispiel unbedingt nötig. — S. 1001. Unter Werk steht nach ouvrage und œuvre, die mit guten und reichlichen Beispielen erläutert sind, am Schluss: Le mouvement d'une horloge, pendule, montre das Werk einer Uhr. Warum ist dann nicht auch Werk als usine, jeu d'orgue und anderes herangezogen? — S. 148 führt er unter Dach toit von dem deutschen Begriff ausgehend an faîtage, comble Dachstuhl, lucarne Dachfenster, œil-de-bœuf rundes Dachfenster, tuile Dachziegel, mansarde Dachstube. Dann springt er auf den französischen Begriff toit über und gibt mitten unter der ersten Reihe toit à cochon Schweinestall. Erstens könnte man Einwendungen gegen den Wechsel des Standpunktes erheben und zweitens gegen das Prinzip, die einzelnen Teile eines Gegenstandes unter dessen Bezeichnung anzuführen, was z. B. unter Kopf zu bedenklichen Folgen führen könnte.

Noch in anderer Hinsicht lässt er sich von seinen Neigungen leiten. Unter hören erwähnt er wie billig ouïr. Dass er aber erklärt, die Mundart habe das Zeitwort noch vollständig, und dass er dazu einen längeren volkstümlichen Satz gibt und auch in der Anmerkung eine Stelle aus dem *Tartuffe* anführt, ist überflüssig. S. 468 weist er nach, dass die Wendung des Nebensatzes in Ils font du bruit qu'on n'entendrait pas le bon Dieu tonner schon im *Cliges* steht. Ganz in sprachgeschichtliche Erörterungen lässt er sich S. 547 ein, indem er sich unter An-

führung Littrés eine halbe Seite lang über ne — pas que = nicht nur und ähnlich S. 925 umfangreich über Sätze wie Tu comprendrais, tu ne saurais pas encore ce que je veux dire! und S. 990 über rien moins que auslässt. S. 1010 weist er in sechs Zeilen nach, dass tel que im 17. Jhd. wie neueres quel que gebraucht wurde. S. 919 gibt er in vier Zeilen Belehrung über die Aussprache von quatre. S. 921 erklärt er das merkwürdige plein in Ausdrücken wie elle avait des larmes plein des yeux. S. 931 erscheint mir am Schluss ganz überflüssig unter dem Stichwort vor: brochant sur le tout eigentlich Ausdruck der Wappenkunde im Sinne von par-dessus le marché, aber nur scherzhaft oder spöttisch. S. 151 unter dauern steht veraltetes à la continue durch zwei Beispiele aus La Motte und La Fontaine belegt, was für die jetzige Sprache belanglos. Für die Erklärung = à la continuité wäre mir ein Beleg erwünschter, ich finde und kenne keinen.

Ich komme nun noch zu Ausstellungen im einzelnen. Die Etymologie als Hilfe zur Erklärung der Synonymie der Wörter heranzuziehen lehnt Krüger S. XIII ab. Trotzdem kann er der Versuchung nicht widerstehen, etymologische Erläuterungen zu geben, wenn ihn das reizt. Leider sind sie erstens ganz willkürlich und zweitens oft ohne genügende Gründlichkeit und ungenau und daher mit grosser Vorsicht hinzunehmen. S. 295 sagt er zu bailler: nicht zu verwechseln mit bâiller gähnen, lat. badare. Nach Meyer-Lübke, *Roman. etym. Wb.*, 986 in Tobler, *Altfr. Wb.* = baiaculare. S. 873 débit Soll, Lasten, Debet — lat. debet. Es muss debitum heissen. S. 708 incontinent: Aus dem Spanischen entnommen: en contenente. Alles spricht gegen spanische Herkunft, die zwei i, das älteste Beispiel im *Diction. général* Froissart, *Chroniques* II 37 aus dem 14. Jhd., die Tatsache, dass erst in der zweiten Hälfte des 16. Jhd. spanischer Einfluss sich in der Sprache bemerkbar macht. S. 405 zu ah ça! im Text gibt er die Anmerkung: Merkwürdigerweise klingt die Redensart wie das gleichbedeutende englische I say. Etwas Derartiges sollte nie ohne Begründung so leicht hingeworfen werden. S. 259 bemerkt er zu prendre la poudre d'escampette: Altfr. escamper, ausreissen, ausrücken, eigentlich in die Felder gehen, engl. to decamp [décamper kennt das Französische auch]. Ist vielleicht escampette nach escopette, Stutzen, gebildet, zugleich mit Wortspiel mit den beiden Bedeutungen von poudre, Staub und Pulver? Das scheint mir mehr phantastisch als wissenschaftlich. S. 479 chic. Es ist das deutsche Schick. Dieses neudeutsche Wort der Mode scheint mir aus Frankreich übernommen, wo es aus germanischem Sprachgut gebildet wurde.

Wie bei der Etymologie lässt er sich bei der Aussprachebezeichnung von augenblicklichen Neigungen, nicht von prinzipiellen Notwendigkeiten leiten. Das angewandte phonetische System mutet einen ganz veraltet an. Leider laufen auch viele Fehler dabei mit unter: S. 77 pensum: pañ-ßom > päñ-ßom'; S. 359 maximum: mak-ſi-mom > mak-ßi-mom'; S. 834 chaos: ka'-ō' > ka-ō'; S. 978 moelleux: mo-a-lö' > moa-lö'; S. 299 fehlt für péril neben pē-rij', pē-ri' die ganz übliche Aussprache pē-ril'; S. 1062 but: büt, aber in den weitaus überwiegenden Fällen bǖ; S. 779 décevoir: dä.. > dē..; S. 1022 douairière: du-a-ri-är > duä-rjär zweisilbig! Die Aussprache mit ua ist veraltet. S. 617 brut: brǖt > brüt; S. 271 exemption: ä-gſañ-pßoñ — ..-pßjoñ'. Bei manchem anderen Worte wäre die Aussprache erwünscht gewesen z. B. S. 594 rapt, S. 783 quote-part, S. 823 vice versa, S. 446 occiput, S. 646 nef, transept.

Das *Diction. de l'Aacad. franç.* kommt bei Krüger sehr schlecht weg. Im Vorwort S. XVI sagt er sarkastisch: „Für die Lehre von den sinnverwandten Wörtern hat das Wörterbuch der französischen Akademie so gut wie nichts geleistet; darauf bezügliche Bemerkungen sind in dem ganzen Werke kaum zu finden, obwohl sie nur mit Mühe und Absicht zu umgehen waren; eine unverzeihliche Nachlässigkeit." Er hat darin recht, leider begeht er eine ebensolche Nachlässigkeit. Er war wohl davon überzeugt, dass die Akademiker bei der Neuabfassung des Wörterbuches nichts Sonderliches änderten, und so hielt er es nicht für nötig, bei seiner Kritik an ihm sich der letzten Auflage zu bedienen, der von 1878. Die Folge davon ist, dass er des öfteren sagt: S. 78 élucider fehlt im Dict. de l'Ac., S. 532 q. ch. incombe à q. ebenso, S. 308 cachottier ebenso; S. 397 altitude: dieses unentbehrliche Wort fehlt im Wtb. der Akademie. Alle vier fehlen in der Ausgabe von 1835, befinden sich aber in der vom Jahre 1878, während S. 724 tressauter tatsächlich fehlt. Auch der Vorwurf S. 523, signaler (qch. à q.) (jemandem etwas) melden, kundtun, mitteilen, durch Schrift oder Druck sei, obwohl gewöhnlich, nicht im Wörterbuch der Akademie, ist wahrscheinlich nicht stichhaltig, da erst der genaue Nachweis erbracht werden müsste, dass diese Bedeutung vor der Zeit der letzten Ausgabe des Wörterbuches schon gang und gäbe war. Für zeitliche Fixierung des Gebrauches der Wörter im Französischen fehlt ja fast noch jede Grundlage; wie dankbar müssen wir sein, dass in dieser Beziehung das *Oxford Dictionary* und für das Amerikanisch-Englische Thornton in seinem *American Glossary* 1912 oft die Grundlage zu sicherem Urteil bietet. Sehr ungerecht verfährt er gegen die Akademie auch S. 826 bei dem Worte malhonnête und seiner Stellung beim Substantiv. Die Akademie sagt zu dem Worte gleichmässig in den beiden letzten Ausgaben: Qui manque, qui est contraire à l'honneur, à la probité. Il se dit des personnes et des choses. *Cette action est d'un ~ homme. Il a eu avec moi un procédé ~.* Il signifie aussi incivil. *Voilà un enfant bien malhonnête. Un homme ~. Il a un ton ~, des manières ~ s.* Dans ce sens, il suit toujours les noms de personnes auxquels on le joint; dans le premier sens, au contraire, il les précède toujours. Krüger in der Anmerkung zu S. 826 schreibt ab: „Dans ce sens etc. bis joint (es hätte heissen müssen: des personnes ou des choses); dans le premier sens .. il se dit des personnes et des choses. *Cette action .... procédé malhonnête* statt malhonnête procédé." Dabei hat er erstens willkürlich statt des personnes gesetzt des personnes ou des choses, und zweitens ist er beim Abschreiben der Stelle nach den Worten dans le premier sens in den Anfang des Artikels der Akademie geraten. Diese wollte sagen, malhonnête folgt in der Bedeutung unhöflich Personen bezeichnenden Wörtern. Beispiel: Voilà un enfant bien malhonnête. Un homme malhonnête. Ueber die Stellung bei Sachen bezeichnenden schweigt sie, lässt aber aus dem Beispiel, procédé ~, erkennen, dass es dahinter steht. Damit erübrigt sich Krügers Vorwurf als nicht stichhaltig: „Eine arge Nachlässigkeit, die man wohl einem einzelnen, aber nicht einer körperschaftlichen Arbeit verzeihen darf." (Schluss folgt.)

Berlin-Schöneberg. Max Born.

Strohmeyer, Französisches Unterrichtswerk. I. **Fritz** u. **Hans Strohmeyer,** Elementarbuch für den französischen Anfangsunterricht an Knaben- u. Mädchenschulen mit Französisch als erster Fremdsprache (Einheitsausg. B für Preussen), 140 S. 1924. — Dazu gesondert: Grammatischer

Anhang, 24 S. 1925. — II. Lehrbuch für den französischen Unterricht an Knaben- u. Mädchenschulen mit Französisch als zweiter Fremdsprache. Grundbuch u. Lesebuch (Einheitsausg. A für Preussen, Teil I). Mit einer Karte von Frankreich. 129 S. 1924. — III. **Fröhlich** u. **Schön**, Französisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur Frankreichs. Mit einer Karte von Frankreich und einem Plan von Paris. [= Kulturkundliches Lesebuch zu Strohmeyers Elementarbuch.] 106 S. 1925. — IV. **Fritz Strohmeyer**, Französische Sprachlehre. (Einheitsausg.: Grammatik.) 158 S. 1924. Leipzig, Teubner, 1924.

Das Strohmeyersche Unterrichtswerk will mit den Einheitsausgaben gleichzeitig den Bedürfnissen der Knaben- und Mädchenschulen gerecht werden. Das Verbot des preussischen Unterrichtsministeriums hinsichtlich des Gebrauchs besonderer grammatischer Uebungsbücher für Klassen mit fremdsprachlicher Lektüre macht Sonderausgaben für preussische und nichtpreussische Schulen nötig. Auch die Stellung des Französischen als erste oder zweite Fremdsprache erfordert besondere Bearbeitungen. Die stärkere Rücksicht auf kulturkundliche Unterweisung stellte gleichfalls neue Anforderungen. So muss ein Werk, das allen diesen Wünschen Rechnung trägt, recht vielgestaltig aussehen. Es ist nicht zu verwundern, dass sich zur Bewältigung der großen Schwierigkeiten vier Herausgeber in dem vorliegenden Gesamtwerke zusammengeschlossen haben.

I. Das Elementarbuch zeigt in Stoffwahl, Wortschatz und methodischer Anordnung des grammatischen Lehrganges feines Verständnis für das in Sexta eben noch Erreichbare. Der Unterrichtsgang schreitet rasch voran, aber das Erarbeitete wird dauernd wieder aufgenommen. Die *Leçons de mots, Exercices en forme de séries* und die *Leçons de choses* sind mit ihren Uebungen, auch in der Wortbildungslehre, ausgezeichnet. Die *Exercices de composition* geben erwünschten Anhalt für eigene Arbeiten des Schülers. Die Stoffe führen in angemessener Form in das französische Leben ein. Die Grammatik zum ersten Teile (Kap. 1—19) ist im Buche selbst, die zum zweiten und dritten Teile (Kap. 20—48) in einem gesonderten Anhange enthalten; alle drei Teile umfassen knapp 34 Seiten; sie bieten alles Wesentliche für die drei ersten Schuljahre in anschaulicher, zum Denken anregender und wissenschaftlich einwandfreier Form. Diesen Vorzügen gegenüber fallen einige Ausstellungen kaum ins Gewicht. Stück 26 V ist eine wertlose Vokabelhäufung, zwei Dutzend Vokabeln auf 16 Halbzeilen. Stück 27 (Zahlwort) erscheint an dieser Stelle schon zu leicht. Das oft wirre Durcheinander der Gegenstände in den Sätzchen der Exercices erscheint als unerwünschte Rückkehr zu überholten Uebungsstücken älterer Lehrbücher. Eine Karte von Frankreich wäre schon hier nützlich. Druckfehler sind sehr selten. S. XIV, 8 v. u. ist die Lautschreibung von *maîtres* falsch. S. 15, 13 v. u. besser *sainte*. S. 41, 12 v. u. *Des*. S. 43, 15 *des écoles*. S. 69 VI Satz 11 *Allez-vous-en!*

II. Das *Grundbuch* bildet mit einem *kulturgeschichtlichen Lesebuche* einen einheitlichen Band. Das Lehrbuch umfasst 25 Lektionen auf 56 Seiten; es teilt die grossen Vorzüge des Elementarbuches. Doch ist leider der einführende Lautkursus in ein nur für den Unterrichtenden bestimmtes Sonderheft verwiesen. Die aus dem Sextateile entnommenen Stücke und Bilder sind teilweise für Tertianer schon sachlich zu naiv; sprachlich eignen sie sich auch für diese Stufe. Das angeschlossene

Lesebuch gibt in 18 Stücken eine Auswahl aus dem selbständig erschienenen Kulturlesebuche von Fröhlich und Schön (s. unten!); diese Stücke sind als erste Einführung in die französische Gegenwartskultur und als Ergänzung zur Schriftstellerlektüre gedacht. Sie gliedern sich in *Anecdotes et lectures amusantes; la France, son pays et son peuple; traits de la vie française; l'âme française à travers les siècles; le caractère français, l'esprit.* Im Wörterbuche sind die Aussprachebezeichnungen in schwierigen Fällen angegeben.

III. Die Gesichtspunkte für die Wahl der Stücke sind im *kulturgeschichtlichen Lesebuche* reichhaltiger; es treten hier hinzu: *Le Français comme petit bourgeois; nationalisme, chauvinisme; un orateur; esprit de sociabilité; clarté française; la France comme nation.* Neben unbekannteren Namen begegnen hier dem Schüler La Fontaine, Mme de Sévigné, Montesquieu, Voltaire, Mme de Staël, Lamartine, A. de Vigny, Renan, Taine, Michelet, Coppée, Daudet, Maupassant, A. France, Loti, Courteline, Labiche. Dazu wären kurze Verfasserdaten erwünscht. Die Heraushebung der zu grammatischer Besprechung geeigneten Stellen in Kursivdruck wirkt peinlich, leitet vom rein Sachlichen und Aesthetischen ab und ist auch der Eigenbetätigung der Schüler nicht förderlich, die ja selber das Verwertbare entdecken sollen. Die unter dem Strich gegebenen deutschen Uebersetzungshilfen sollten ruhig dem Lehrer überlassen werden; das meiste versteht sich übrigens von selbst. Die beigegebene Karte von Frankreich und der Plan von Paris sind inhaltlich dürftig. Einzelheiten: Stück II ist teilweise zu schwer. S. 6, 111 nach *sourire* Komma weg! S. 6, 123 nach *payer* Komma! S. 9, 108 *chaussée.* S. 10 Stück Va ist albern. S. 11 St. Vb braucht zu seinem Verständnisse 110 Vokabeln! S. 14, 9 nach *pêcheurs* Komma! S. 17, 9 *étaient.* S. 20, 121 nach *dos* Punkt! S. 21, 36 nach *diable* Komma! S. 24, 17 nach *fruitiers* Komma weg! S. 25, 50 nach *d'idées* Komma weg! S. 26, 4 nach *singulière* Komma weg! S. 28, 30 nach *instant* Komma weg! S. 44 Anm. 1: Die Stelle wird erst verständlich, wenn zugesetzt wird *Déjà au Mexique, l'attitude de Bazaine avait été équivoque.* S. 50, 45 nach *doctrines* Komma weg! Im Wörterverzeichnis: zu I *s'aviser de;* II *le goût;* Vb Aussprachebezeichnung zu *aristocratie* fehlt, ebenso XX zu *prophétie,* XXVa zu *démocratie,* XX zu *gageure.* VI *trophée* ist Masc.; *hyperborée* auch im Masc.; VII *ramasser* ist von *l'amas* abzuleiten; ein *le mas* 'Der Haufe' gibt es nicht; VIII *coutelas* ist Masc.; VIIIb *intrépide; l'imagination; l'interlocuteur;* XII *la décoration;* XVIII die 2. bis 5. Vokabel kommen im Stück nicht vor; XXI *le bonnet; le panier.*

IV. Die *Grammatik* ist schon in der ersten Auflage eine entscheidende Tat für die Erneuerung des französischen Schulunterrichts gewesen. In ihrer neuen Form rückt sie noch schärfer ab von der altüberlieferten Lerngrammatik, indem sie den Stoff noch mehr vereinfacht und gleichzeitig durch die noch entschiedenere Betonung der psychologischen und logischen Begründung den Bildungswert grammatischer Arbeit in der Schule erhöht. Beispiel und Fassung der Regel dienen in gleicher Weise der verstandesschulenden Erarbeitung der Tatsachen wie der gedächtnismässigen Befestigung. Immer bleibt die Einführung des Schülers in die aller Sprachbetrachtung gemeinsamen Voraussetzungen der Ausgangspunkt; daraus werden dann die besonderen französischen Tatsachen abgeleitet. In einer solchen Darstellung liegen wertvolle Möglichkeiten vergleichender und konzentrierender Sprach-

behandlung auf den höheren Schulen. Ein sehr eingehendes Sachregister macht das Werk zum grammatisch-stilistischen Nachschlagebuche. Schon die Tatsache, dass dem üblichen Bestande Kapitel über die Entwicklung der französischen Sprache, über ihre Laute, über Aussprache und Schreibung, über Aktionsarten, Ausdrucksformen und Zustandsformen des Zeitworts, sowie über die Stimmführung eingegliedert sind, zeigt den neuen Geist. Dabei braucht man gewiss nicht alle Lösungen als endgültige anzusehen. Die Anordnung der Zeiten in den Abschnitten über den Gebrauch der Zeiten (§ 225 ff.) halte ich für falsch; hier wirkt die aus der lateinischen Grammatik aus der Formenlehre entnommene Anordnung noch nach. Dem Präsens sollte das Passé indéfini folgen als die mit dem Erleben des Sprechenden in Beziehung stehende Vergangenheit (subjektive Darstellung). Dann sollte das Passé défini als Ausdruck der vom Erleben des Sprechenden losgelösten Vergangenheit (reiner Inhalt des Wissens, objektive Darstellung) folgen. Dann erst das Imperfekt als ein relatives, immer auf einen anderen Inhalt bezogenes Tempus; die Inhalte dieser Sätze können stets zu Attributen oder Adverbialausdrücken zusammengedrängt werden; sie tragen in der zusammenhängenden Erzählung nie den Ton, sind nie Erzählungsgipfel. Imperfektische Sätze können immer nur im Zusammenhange mit anderen Sätzen verstanden und geübt werden. Die scheinbaren Ausnahmen lassen sich leicht deuten. In den § 232 sollte die Erklärung des deutschen „Futurs" als frühere Inchoativform „ich werde sehend" aufgenommen und für das Französische nutzbar gemacht werden. Der Konjunktiv lässt sich auch für Wunschinhalte und zaghafte Aussage auf die eine Wurzel: „nur als Vorstellung Ausgesagtes" zurückbringen. Der präpositionslose Infinitiv sollte aus dem stärker modalen Inhalte des regierenden Verbums hergeleitet werden; der Infinitiv mit *de* müsste dann als losere Verbindung bei Gleichwertigkeit der beiden Verben (Tonstärke!) betrachtet werden. Es empfiehlt sich, ihn vor dem Infinitiv mit *à* zu behandeln. Die Reihenfolge der Adverbialsätze (§ 351 ff.) ist nicht richtig. Die Sätze der Art und Weise (§ 355) gehören hinter die der Folge (§ 352). Die gesamte Grammatik gibt dem Schüler viel Stoff zum Denken; auch dem Lehrer.

Für die Hand des Lehrers sind neben diesen Einzelteilen noch drei Heftchen erschienen. Das erste enthält eine trefflich mit methodischen Anleitungen ausgestattete Lautlehre als Hilfsmittel für den Lautkursus. Das zweite bringt Bemerkungen zum praktischen Gebrauch der preussischen Einheitsausgabe, worin das über die Dauer des Lautkursus Gesagte zu Widerspruch zwingt; 8 bis 10 Unterrichtsstunden reichen gewiss nur selten aus; es wird sich auch empfehlen, zunächst alle in der ersten Lektion vorkommenden Lauterscheinungen zu üben, ehe man an die Durchnahme der Lektion geht. Das dritte Heft enthält Bemerkungen zum praktischen Gebrauch der kulturgeschichtlichen Lesebücher für die Mittelstufe; die Vorbemerkung bleibt hier in allgemeinen anfechtbaren programmatischen Redewendungen stecken; die Erläuterungen enthalten viel Ueberflüssiges, falls sie, was nicht ausdrücklich gesagt ist, nur für den Lehrer bestimmt sein sollten.

Breslau. Jos. Klapper.

Jakob Beyhl, Tausend Jahre Franzosenpolitik. München, R. Oldenbourg, 1924. 6. Aufl. 37 S. f0,50 Gm.

Das schmale Heft gibt eine glänzende Uebersicht über die Grundzüge der auswärtigen Politik Frankreichs im letzten Jahrtausend. Es

zeigt in äusserst geschickter und dabei geschichtlich treuer Darstellung, wie Frankreich seit der Regierung Karls des Einfältigen stets darauf ausging, deutsches Gebiet an sich zu reissen und die Macht des Deutschen Reiches zu schwächen oder zu brechen, wie es das heute auch noch tut. Die Methoden waren stets dieselben. Auf die grausame Theorie Pierre Dubois' wird mit Recht ganz besonders hingewiesen; sie ist genau dieselbe wie die Poincarés. Zehnmal haben sich französische Könige um die deutsche Kaiserkrone beworben. Die Raubzüge in den verschiedenen Jahrhunderten werden eindringlich und anschaulich geschildert. — Das Büchlein ist ausserordentlich lehrreich. Es sollte nicht nur jedem Neuphilologen, sondern überhaupt jedem Lehrer bekannt sein; sein Inhalt müsste Gemeingut aller unserer Schulen werden. Es ist für Frankreich ebenso wichtig wie das grössere Buch von Foß, *England als Erzieher,* für das britische Reich (vgl. *Zeitschr.* 21, 55 f.).

Heinrich Rabe, Deutsch-englisches Satzlexikon der allgemeinen und wirtschaftlichen Sprache. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanstalt, 1924. XV+806 S. Gebd. 16,— Mk.

Dieses Werk ist ein Gegenstück zu dem *Deutsch-französischen Satzlexikon* von Rabe und Rieffel, das Pilch *Zeitschr.* 19, 138 ff. eingehend besprochen hat. Es berücksichtigt in erster Reihe die allgemeine und wirtschaftliche Sprache, ohne jedoch grundsätzlich die Kultursprache auszuschliessen, was ja auch nicht gut möglich wäre. Insbesondere ist der auf das Gebiet von Bank, Börse, Gewerbe, Handel, Industrie, Landwirtschaft, Politik, Rechtspflege, Steuerwesen, Technik, Verkehr, Versicherung, Verwaltung, Volkswirtschaft und Zollwesen sich beziehende Wortschatz verzeichnet; dabei ist bewusst Wert darauf gelegt, den einst nicht mit Unrecht viel geschmähten Kaufmannsstil nicht in seinen üblen Erscheinungsformen, sondern in möglichst gutem Deutsch zu berücksichtigen, wenn auch Fremdwörter in diesen Zusammenhängen natürlich nicht ganz ausgeschaltet werden konnten. Das Buch steht auf dem richtigen Standpunkte, dass das Wort erst im Satzzusammenhange sinnvoll und lebendig wird, und bringt daher grundsätzlich seine Belege für Wendungen, in denen die Wörter vorkommen, möglichst in ganzen Sätzen; durch dieses Verfahren wird es zu einem ausserordentlich reichhaltigen und nützlichen synonymischen und phraseologischen Nachschlagewerke. Wertvoll ist es, dass auch Personen- und sonstige Eigennamen aufgenommen sind; hier und da sind auch kurze Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten mit eingeflochten. Die vier letzten Seiten bringen ein alphabetisches Verzeichnis der starken und der unregelmässigen schwachen Zeitwörter, wobei man allerdings die Angabe der Bedeutung vermisst.

Ich muss mich darauf beschränken, hier nachdrücklich auf das Buch aufmerksam zu machen. Soviel ich sehe, ist es durchaus zweckmässig angelegt, sehr reichhaltig und sehr brauchbar und entspricht voll seinem Zwecke, „beim Verfassen englischer Briefe und Aufsätze sowie beim Uebersetzen zuverlässige und rasche Hilfe zu bieten". Auch unseren Fachgenossen und Schülern wird es sehr willkommen sein. Eigentliche Kritik kann man an einem solchen Werke erst üben, wenn man es entweder systematisch durchgearbeitet oder in langem und ständigem Gebrauche praktisch erprobt hat, wozu ich bisher nicht in der Lage war. — Rühmend hervorzuheben ist die gediegene, wenn auch einfache Ausstattung, das gute Papier, der klare, übersichtliche Druck und der verhältnismässig bescheidene Preis.

Englischer Sprachkalender 1925. Hamburg, Will. Wilkens. 3,— Mk.

Es ist kein schlechter Gedanke, durch einen hübsch ausgestatteten Abreisskalender die Kenntnis der englischen Sprache bei denen, die es nötig haben, Schülern, Schulentlassenen, Kaufleuten, Beamten oder wer es sonst sein mag, ein bisschen aufzufrischen und die Teilnahme daran zu erhalten. Dieser Gedanke ist hier nicht übel ausgeführt. Das Wesentliche ist, dass auf jedem Kalenderblatte irgend ein englischer Text steht, hübsch gross und deutlich gedruckt. Der Stoff ist äusserst mannigfaltig, Prosa und Gedichte aus allen möglichen Zeiten, aus Grossbritannien und Amerika. Irgend ein Grundsatz für die Auswahl ist nicht erkennbar. Es sind immer in sich abgeschlossene Stücke, kleineren oder grösseren Umfanges, meist nicht schwer. Wenig bekannte Wörter sind mit Ziffern im Text bezeichnet und auf der Rückseite des Blattes verdeutscht. Auch ein kleiner Abriss der Formenlehre ist beigegeben, auch auf einzelne Blätter verteilt. Der taugt allerdings nicht viel. Er will ganz elementar sein, ist aber so mechanisch und zum Teil so unzureichend (z. B. bei der Konjugationstafel von to have und to be), dass er auch für rein praktische Zwecke unzulänglich ist. Die Aussprache ist in der Regel nicht angegeben; wo es geschieht, ist die Art ganz unbeholfen (*the* sprich *dse*!). Da als Abnehmer voraussichtlich auch viele Schüler und Schülerinnen in Frage kommen werden, wäre es empfehlenswert, den grammatischen Teil, der übrigens schon auf dem Blatte des 22. August sein Ende erreicht, von einem pädagogisch und wissenschaftlich geschulten Fachmann umarbeiten zu lassen oder noch lieber ganz darauf zu verzichten. — Als Herausgeber zeichnet Walter Wriggers in Hamburg.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, hrsg. von W. Keller. Neue Folge 1. Bd. (der ganzen Reihe Bd. 59/60). Jena, Frommann, 1924. IV+312 S.

Das letzte *Jahrbuch*, das ich hier besprochen habe (22, 315) war der 58. Band vom Jahre 1922. 1923 war keines erschienen; jetzt eben, Ende 1924, kam nun ein Doppelband für 1923/24 heraus; er eröffnet eine „Neue Folge", da der Verlag an die Frommannsche Buchhandlung übergegangen ist. Die Druckausstattung ist die gleiche geblieben, der Einband — hellblau Ganzleinen mit rotem Aufdruck — hat sich verschönt. Zwei treffliche Bilder schmücken den Band. Das eine stellt den verstorbenen Protektor der Shakespeare-Gesellschaft dar, Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen, das andere Professor Rudolf Fischer. Inhalt: E. von Bojanowski, *Die erste Protektorin der Deutschen Sh.-Gesellschaft, Grossherzogin Sophie, und ihr Enkel, Grossherzog Wilhelm Ernst* (1—7). Eine warmherzige Würdigung der beiden fürstlichen Gönner der Sh.-Gesellschaft, denen sie viel zu danken hat. — W. Deetjen, *Jahresbericht 1922/23* (8—14). — W. E. Leonard, *Sonette auf das Ich W. Shakespeares.* Uebersetzt von E. Feise (15—18). Der Urtext steht in den *Sh.-Studies of the University of Wisconsin* (Madison, 1916: s. *Zeitschr.* 16, 184). — H. Lilienfein, *Sh.s dichterische Phantasie* (19—40). Der Festvortrag von 1923. In lebensvoller und formvollendeter Darstellung kennzeichnet er das Wesen von Sh. Phantasie und macht auch zahlreiche sehr feine Einzelbeobachtungen. — G. Hartmann, *Die Bühnengesten in Sh.s Dramen als Ausdruck von Gemütsbewegungen* (41—61). Der Aufsatz bringt auf Grund sorgfältiger Betrachtung der Bühnenanweisungen und der Texte einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Geschichte der Spieltechnik im Elisabethanischen Zeitalter. — K. Ege, *Der Anteil Sh.s an „The Two Noble Kinsmen"* (62—85). Eine neue Untersuchung der viel

umstrittenen Verfasserfrage auf Grund systematischer Stilvergleichung; es ist dieselbe Methode, nach der Verf. schon im letzten Jahrbuche Heinrich VIII. untersucht hatte. — Elis. Schaefer, *Zur Datierung von Sh.s „All's Well That Ends Well"* (86—108). Nimmt etwa 1604 als Entstehungszeit an. — A. E. Berger, *Zur Technik des „Hamlet"* (109 bis 122). Untersucht den Beginn des 4. Aufzuges, der später zu legen ist, als es in den Ausgaben geschieht. — W. Keller, *Sh., Ben Jonson und die Folio von 1623* (123—129). Verteidigt seine Anschauungen über Sh.s „Literarisches Testament", die er in den *Engl. Stud.* 50, 1 ff. [s. *Zeitschr.* 16, 41] ausgesprochen hat, gegen Angriffe Hechts in der *Germ.-Rom. Monatschr.* 10, 162 ff. — Emil Wolff, *Die sogenannte Sh.-Bacon-Frage* (130—158). Festvortrag von 1924. Wie einst Kuno Fischer im Festvortrage von 1895 setzt sich Wolff hier nach 29 Jahren abermals mit den unentwegten Baconianern auseinander, die seitdem eine Unmasse neuer Behauptungen und Schriften in die Welt gesetzt haben. Die Abwehr, die sich namentlich mit den neueren Werken dieser Art beschäftigt, ist fein, gründlich und sehr lesenswert. — *Nekrologe:* O. Francke, *Zum Heimgange der Brüder Dr. Wilhelm und Geheimrat Prof. Dr. Adolf von Oechelhäuser* (159—161). — A. Brandl, *Rudolf Fischer* [31. 12. 1860 bis 13. 12. 1923] (162—165). — H. Lindau, *Hans Daffis* (165—167). — Die sehr umfangreiche *Bücherschau* (168—200) bringt einen eingehenden Sammelbericht über 25 Werke von W. Keller und 4 Einzelbesprechungen. — Die *Zeitschriftenschau* (221—239) stammt von W. Keller und Cläre Hunekuhl. — In der *Theaterschau* (240—254) berichten verschiedene Verfasser über Sh.-Aufführungen in Berlin, Weimar, Wien, München, Bochum und Essen. — Den *Statistischen Ueberblick über die Sh.-Aufführungen* gibt wieder E. Mühlbach (255—268). Danach wurden i. J. 1922 von 171 Theatergesellschaften 25 Dramen in 1882 Vorstellungen vorgeführt; i. J. 1923 sind die entsprechenden Zahlen: 168, 26, 2020; i. J. 1921 lauteten sie: 191, 23, 1997. Am häufigsten wurde gespielt 1922: *Hamlet, Kaufmann, Widerspenstige, Was ihr wollt,* 1923: *Was ihr wollt, Kaufmann, Othello, Sommernachtstraum.* — Die *Sh.-Bibliographie* für 1921—23 stammt von Ed. Hartl (269—301); sie verzeichnet 400 neue Nummern, 42 Nachträge und 36 Miszellen. — S. 302—308 steht noch der *Jahresbericht* 1923/24 von W. Deetjen.

Richard Kühnemund, Die Rolle des Zufalls in Shakespeares Meistertragödien (= Stud. z. engl. Philol., hrsg. v. L. Morsbach, Heft 67). Halle, Niemeyer, 1923. 47 S.

Diese fleissige und sorgfältige Arbeit ist von Morsbach angeregt und knüpft an sein Buch *Der Weg zu Shakespeare* (*Zeitschr.* 23, 77) an. Morsbach behauptet da, und sicher mit Recht, dass für Shakespeare bei seinem dichterischen Schaffen immer die Handlung Hauptsache und Ausgangspunkt war, nicht der Charakter seiner Helden. K. untersucht nun systematisch einen der wichtigsten Vorgänge beim Ablaufe der dramatischen Handlung, den Zufall, dessen angeblich sehr häufiges Vorkommen schon oft hervorgehoben und getadelt worden ist. Er untersucht fünf der grössten Tragödien: *Romeo, Hamlet, Othello, Macbeth* und *Lear,* und es gelingt ihm der Nachweis, dass der eigentliche rohe, blinde Zufall da nur äusserst selten zu finden ist, nämlich im *Romeo* einmal (Verzögerung des Briefes), im *Hamlet* dreimal (Eintreffen der Schauspieler, Verwechslung der Rappiere, Trinken des Giftes durch die Königin), im *Othello* zweimal (Verlieren des Taschentuchs, Auffinden der Briefe bei Rodrigo) im *Macbeth* und *Lear* gar nicht. Was man gewöhnlich bei oberflächlicher Be-

trachtung als „Zufall" anzusehen geneigt sein könnte, zeigt sich nach gewissenhafter Prüfung fast immer als mehr oder minder sorgfältig begründet und in den Gesamtverlauf der Handlung sachgemäss eingeordnet. Die Schrift ist recht lehrreich und gibt auch für die Behandlung von Shakespeares Dramen im Unterricht mancherlei Anregungen.

Paul Meissner, Der Bauer in der englischen Literatur (= Bonner Stud. z. engl. Philol., hrsg. v. W. Dibelius, Heft XV). Bonn, Hanstein, 1922. 208+III S.

Diese Arbeit ist nicht nur eine wertvolle literargeschichtliche Untersuchung, sondern in fast noch höherem Grade ein sehr lehrreicher Ausschnitt aus der Kulturgeschichte Englands. Sie wirft ein helles Licht auf die menschenunwürdigen Verhältnisse, die jahrhundertelang und bis in die allerjüngste Zeit hinein den englischen Bauernstand in schmachvollen und drückendsten Fesseln hielten, ja ihm insbesondere durch die Abhängigkeit vom Landlord sein freies Wahlrecht nahmen, da die gesamte bäuerliche Bevölkerung unweigerlich nur für ihren „Herrn" stimmen musste. Mit der kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Stellung des Bauern hängt auch seine literarische zusammen. Im Schrifttum des Mittelalters und der Renaissancezeit tritt der Bauer nur ganz spärlich auf und nur als Typus. Erst im 18. Jahrh. hält er eigentlich seinen Einzug in die Literatur. James Thomson und vor allem Burns haben ihn „entdeckt". Bei Wordsworth spielt er bereits eine erhebliche Rolle. Im 19. Jahrh. kommt dann eine besondere Bauerndichtung auf, die aber in wesentlich andern Bahnen verläuft als unsere Dorfgeschichte. Scott, Crabbe, M. Edgeworth, Kingsley, Emily Brontë und Meredith im *Rhoda Fleming* sind die Begründer und Hauptvertreter dieser Richtung, den Höhepunkt bilden George Elliot und Thomas Hardy. Geschickt und reizvoll ist die Darlegung der Entwicklung, wie man den Bauern ansieht, wie man sein Leben, seine Arbeit, seine soziale Stellung, seine seelische Veranlagung betrachtet. Der volkskundliche Gehalt, der sich in den Bauernromanen findet und S. 175/6 flüchtig gestreift wird, hätte eingehender herausgearbeitet werden können; mit dem Ausdruck „Fetischismus" ist jedenfalls der weitverbreitete sympathetische Zauberbrauch der Fluch- oder Verwünschungspuppen nicht abzutun. Zum Schlusse gibt der Verf. noch eine ganz knappe Uebersicht über die Behandlung des Bauern in der englischen Malerei. — Die Schrift ist aus der Schule von Dibelius hervorgegangen und eine sehr anerkennenswerte Leistung.

Bernard Shaw, Back to Methusalem. (Tauchnitz Edition 4578). Leipzig, Tauchnitz, 1922. 295 S.

— —, Saint Joan. (Tauchnitz Edition 4657). Leipzig, Tauchnitz, 1924. 254 S.

— —, Zurück zu Methusalem. Uebersetzt von S. Trebitsch. Berlin, S. Fischer, 1923. 430 S.

— —, Die heilige Johanna. Uebersetzt von S. Trebitsch. Berlin, S. Fischer, 1924. 213 S.

— —, Helden. Deutsch von S. Trebitsch. Stuttgart, Cotta, 1924. 125 S.

— —, Candida. Deutsch v. S. Trebitsch. Stuttgart, Cotta, 1924. 118 S.

— —, Der Amateur-Sozialist. Deutsch von W. Cremer. Potsdam, Kiepenheuer, 1921. 388 S.

— —, Cashel Byrons Beruf. Deutsch von A. Brieger. Potsdam, Kiepenheuer, 1921. 404 S.

Mit den beiden grossen Dramen *Back to Methusalem* und *Saint Joan*, die uns durch die *Tauchnitz Edition* erfreulicherweise sehr rasch allge-

mein zugänglich gemacht worden sind, hat der alternde Dichter zweifellos einen Höhepunkt seiner Leistung erreicht. Freilich ist es sehr schwer, sich hier mit ihm auseinanderzusetzen oder abzufinden, schwieriger als bei irgend einem seiner früheren Werke. Denn all seine schillernde Vielfarbigkeit, sein Witz, sein Humor, seine Bosheit, sein Sarkasmus, seine politischen, wissenschaftlichen, ästhetischen Anschauungen fügen sich hier zu einem fast unübersehbar bunten, gestaltenreichen und grotesken Bilde zusammen. Den *Methusalem* hat er selbst mit dem Kennwort *A Metabiological Pentateuch* versehen. Von dem starken Bande — es sind fast 300 ungewöhnlich klein und eng bedruckte Seiten — kommen 72 auf die Vorrede *The Infidel Half Century,* in der er naturwissenschaftlich-philosophisch mit den Theorien Darwins, seiner Anhänger und Gegner abrechnet, nebenher noch eine Fülle von religiösen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen aufrollt und an allem Bestehenden schonungslose Kritik übt. Was er hier theoretisch in philosophischer Prosa ausführt, kleidet er dann alsbald in dramatische Form. Sein *Pentateuch* besteht aus fünf Stücken, in denen er mit einer schier ungeheuerlichen Phantasie ein Bild der menschlichen Entwicklung zeichnet, wie sie sich in seinem Gehirn spiegelt, so bunt und grell, so widerspruchsreich und grenzenlos, dass einem fast der Atem ausgeht und der Verstand stillzustehen droht. Der erste Teil heisst *In the Beginning.* Er spielt im Paradies i. J. 4004 v. Chr. und führt uns Adam, Eva, die Schlange und Kain vor mit allerhand tiefsinnigen Betrachtungen über Leben und Sterben, Wert des Daseins und Ewigkeit, über Arbeit und Müssigkeit, Herrentum und Knechtssinn. Der zweite Teil ist *The Gospel of the Brothers Barnabas* und schildert die Gegenwart. Das Evangelium ist die Erfindung, dass die Menschen fortan 300 Jahre leben sollen. Hier ist eine köstliche politische Satire in dem Auftreten zweier grosser englischer Staatsmänner eingeflochten; in Joice Burge ist klar Lloyd George zu erkennen, Mr. Lubin scheint Asquith zu bedeuten. Der dritte Teil *The Thing Happens* ist auf das Jahr 2170 n. Chr. angesetzt und zeigt, welche Wirrnisse sich ergeben, wenn, wie hier geschieht, die Menschen wirklich bis zu 300 Jahren alt werden. Die Schlussworte: „Oh, these English! these crude young civilizations! Their manners! Hogs. Hogs!" sind nicht sehr schmeichelhaft für die Engländer. Der vierte Teil ist die *Tragedy of an Elderly Gentleman* in drei Akten. Zeit: 3000 n. Chr., wo es nur noch langlebige und kurzlebige Menschen gibt; gleichfalls stark satirisch gehalten. Der fünfte Teil endlich *As far as Thought can reach* versetzt uns gar in das Jahr 31 920. Da pflanzen sich die Menschen durch Eierlegen fort, sind nur vier Jahre jung und leben dann 700 bis 800 Jahre, bis sie irgend einem Unglücksfall zum Opfer fallen. Das Spiel endet mit dem Wiedererscheinen der Personen des ersten Teils, und auch Lilith, die Urmutter der Menschen, tritt auf, um nach einem langen Monolog über die Tragödie der Menschheit mit dem Bekenntnis zu schliessen, dass es doch ein Jenseits gebe. — Es muss genügen, hier in dieser Kürze auf das Werk hinzuweisen; sich mit ihm auseinanderzusetzen, erfordert ein eigenes Studium.

Was der Dichter im *Methusalem* im freiesten Spiel der Phantasie an einem rein gedanklichen Stoffe dargelegt hatte, überträgt er in *Saint Joan* auf das Gebiet der Geschichte. Er hat sich gerade diesen Stoff ausgesucht, um — zunächst wieder in einer 88 S. langen Vorrede — seine Ansichten über die geschichtliche Persönlichkeit Johannas, über Kultur und Sittlichkeit ihrer Zeit, über deren politische Mächte, besonders die

Kirche, auseinanderzusetzen, seiner Art entsprechend auch hier mit vielen Seitenblicken auf die Verhältnisse der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, wobei unser Zeitalter nicht eben glänzend abschneidet. Das Stück selbst, das er *A Chronicle Play in six Scenes and an Epilogue* nennt, bewegt sich in denselben Gedankengängen. Es ist in erster Reihe auch ein gewaltiger Protest gegen Shakespeares Auffassung der Jungfrau in *Heinrich VI.* und gegen Schiller und in seiner Art ein Meisterstück Shawscher Kunst, spannend, kühl und klar aufgebaut, scharf in der Charakterzeichnung der Hauptpersonen, rücksichtslos in der Blossstellung von Monarchie, Feudaladel und Kirche, überfüllt mit grimmiger Satire. Diese gipfelt in dem sarkastischen *Epilogue,* der i. J. 1456 spielt und König Karl VII. die Botschaft von der Revision des Prozesses und der Widerrufung des Todesurteils von 1431 bringt. Und nicht nur, dass Johanna da noch einmal erscheint — es tritt auch ein Herr aus dem Jahre 1920 darin auf, der ganz amtlich die Nachricht von ihrer Heiligsprechung verkündet.

Ausser im englischen Text der *Tauchnitz Edition* liegen die beiden neuen Werke auch schon in deutscher Uebersetzung vor und zwar von Siegfried T r e b i t s c h, der es immer versteht, für die nicht eben leichten Formen Shawscher Wortkunst den möglichst entsprechenden deutschen Ausdruck zu finden. Diese Uebersetzung wird allen, die den Urtext nicht lesen wollen oder können, hoch willkommen sein und auch manchem, der sich tiefer in die ursprachliche Fassung versenken möchte, als sicherer Führer dienen.

Im Anschluss hieran sei auch gleich noch auf die im Cottaschen Verlage erschienenen deutschen Neuausgaben zweier älterer Lustspiele Shaws hingewiesen, die *Helden* und *Candida,* die beide bereits in 4. Auflage vorliegen. *Helden (Arms and the Man)* entstand 1894 und ist jene unglaublich kecke Satire auf den Militarismus, in der der schweizerische Hauptmann Bluntschli als Schokoladensoldat auftritt; die hübschen Schilderungen der Kultur der Balkanstaaten und die scharfen Seitenhiebe auf die Engländer sind vergnügliche Beigaben, die die flott aufgebaute Komödie viel harmloser erscheinen lassen, als sie nach ihrem trostlosen Grundgedanken — höhnisches Ableugnen jeglichen Heldentums überhaupt — ist. — Psychologisch viel feiner und auch sonst höher stehend ist *Candida* (1895), in der Shaw nach Ibsenschem Vorbilde eines seiner Frauenideale aufstellt.

Dass man in Deutschland jetzt auch die Romandichtung Shaws mehr beachtet und schätzt, vielleicht allerdings vorwiegend deswegen, weil er darin so schön die frohe Botschaft des Sozialismus predigt, beweist die Herausgabe seiner *Gesammelten Romane* durch den Verlag von Kiepenheuer, von der uns die beiden oben genannten Bände vorliegen. Der erste *(The Unsocial Socialist)* erschien schon 1884 und zeigt in erzählender Form, wie Shaw über die soziale Frage denkt, z. T. in recht breiten Ausführungen, die sich wie sozialistische Werbereden ausnehmen, z. T. auch in der Gestalt heftigster Angriffe gegen die Sitten und Bräuche der vornehmen englischen Gesellschaft, gegen die Kirche, gegen die Monarchie, gegen die englische Heuchelei, die er z. B. in der Szene am Totenbett (S. 185 ff.) rücksichtslos brandmarkt. — *Cashel Byrons Profession,* erschienen 1887, gehört in denselben Zusammenhang. Es handelt sich hier um die Lebensgeschichte eines berufsmässigen Boxers, der als Sportsmann allgemein bewundert und verherrlicht, in der Gesellschaft aber ob seines Gewerbes aufs tiefste verachtet wird. Selbstverständlich finden sich auch

in diesem Buche viele heftige Ausfälle gegen die Gesellschaft im allgemeinen, gegen die Schule, gegen Hochmut, Selbstsucht und Heuchelei. — Diese beiden Romane sind an sich nicht gerade im eigentlichen Sinne bedeutend, aber sie sind für das Verständnis der Persönlichkeit und des Gesamtwerkes Shaws unentbehrlich, und sie sind für uns Deutsche ausserordentlich lehrreich, weil sie uns das Wesen des Durchschnittengländers mit einer so rückhaltlosen Offenheit schildern, wie man das sonst kaum findet. Mag auch manches darin vom Dichter absichtlich und seiner politischen Einstellung wegen übertrieben sein, in allen Hauptsachen trifft er den Nagel doch immer auf den Kopf.

Englische Meister. — Französische Meister. Je 12 Gravüren. Berlin, Verl. d. Vereinigten Kunstanstalten (1925). Je 2,50 Mk.

Beim neuzeitlichen neusprachlichen Unterricht wird die Kunst eine sehr viel grössere Rolle spielen müssen als bisher, wo sie kaum beachtet wurde. Ihr wird mit ein wesentlicher Anteil an der dringend erforderlichen Konzentration aller Unterrichtsstoffe zukommen müssen. Ein ganz vortreffliches Hilfsmittel, um dieses Ziel zu erreichen, sind da die neuen, sehr preiswerten Kunstmappen, die der oben genannte Verlag herausgibt. Die mir vorliegenden beiden Mappen sind geradezu mustergültig. Jede enthält 12 Gravüren in schwarz, Grösse durchschnittlich 18×24 cm, ganz vorzüglich gelungene Wiedergaben berühmter Bilder. Die englische Mappe bringt 4 Bilder von Reynods (Nelly o' Brien, Alter der Unschuld, Musidora, Herzogin von Devonshire), 4 von Gainsborough (Morgenspaziergang, Miss Graham, Miss Siddons, The Blue Boy), 2 von Constable (Meierei im Tale, Dom zu Salisbury), Landseers König des Waldes (Hirsch) und Whistlers Porträt der Mutter. — Die französische Mappe enthält 3 Bilder von Greuze (Mädchen mit dem Lamm, Zerbrochener Krug, Milchmädchen), 3 von Lancret (Unschuld, Musikunterricht, Frühling), 2 von Lebrun (Selbstbildnis, Mlle. Raymond), 2 von Millet (Aehrenleserinnen, Abendläuten), Delaroches Napoleon I. zu Fontainebleau und Bartholomés Monument aux Morts. — Die Grösse der Mappen beträgt 25×34 cm, Ausstattung und Ausführung sind in jeder Beziehung ausgezeichnet. Neben der Ausgabe in schwarz gibt es noch eine farbige, die 3,50 Mk. kostet.

Das höhere Schulwesen. Stimmen gegen die Neuordnung des preussischen höheren Schulwesens. Berlin SW. 19, VDI,Verlag, 1924. 48 S.

Dieses kleine Heft mit seinen 48 ganz eng bedruckten Seiten ist eine erschreckende Urkunde für die Zerrissenheit und Unklarheit in unserem höheren Schulwesen im Zeichen der Reform. Es ist eine Sammlung von fast 70 Stimmen gegen die vom preussischen Unterrichtsminister verkündete Neuordnung. Diese Stimmen wiegen zum Teil recht schwer, denn sie stammen von ganz grossen, Tausende von Mitgliedern zählenden Verbänden und Vereinen, von Behörden, von einzelnen Universitäten und Hochschulen, von Zeitungen verschiedenster Richtung oder von bedeutenden Einzelpersönlichkeiten. Eigene kritische Stellungnahme wird man von mir nicht verlangen. Aber die Fülle von Bedenken, die hier ausgesprochen werden, muss zu ernstesten Gedanken Anlaß geben, und die Philologen werden gut tun, die auf jeden Fall beachtenswerte Schrift kennen zu lernen.

Königsberg Pr. H. Jantzen.

Shelley, Dichtungen, in neuer Uebertragung von Alfred Wolfenstein. Berlin, Paul Cassirer, 1922. 94 S.



Die grossen Dichtungen der Menschheit müssen immer wieder von neuem in fremden Sprachen nachgedichtet werden. Der Sprachgeist wandelt sich schnell. Oft genügt schon ein Menschenalter, um Wiedergaben fremder Dichtungen veraltet erscheinen zu lassen. Es brauchen nur Spracherneuerer aufzutreten, die zu den Quellen der Sprache zurückführen, und wir sind gezwungen, einen ganz neuen Massstab zu verwenden. Die deutsche Sprache hat von jeher Grosses geleistet in der Aneignung fremder Geisteswerke, nicht nur berufsmässige Uebersetzer, wie etwa der sehr ungleichwertige Otto Hauser, haben ihres Amtes gewaltet, auch bedeutende Dichter haben es nicht unter ihrer Würde erachtet, die Poesie des Auslandes nachzudichten, wenn Liebe und das Gefühl der Geistesverwandtschaft sie dazu trieben, ich erinnere aus neuerer Zeit nur an Stefan George, Rilke und Dehmel. Diese Spracherneuerer zwingen uns den heutigen hohen Massstab auf.

Zahlreich sind die Uebersetzungen, die in den 100 Jahren seit seinem Tode Lord Byrons Werke erfahren haben; die seines grossen Zeitgenossen Shelley dagegen sind an Zahl gering. Doch gehört Lord Byron schon mehr der Vergangenheit an, während Shelleys Wirksamkeit in die Zukunft weist und erst jetzt recht beginnt. Die früheren Uebersetzungen Shelleys liegen weit zurück. Es erschienen Uebertragungen von einzelnen seiner Dichtungen von Seybt (1844), von Ad. Strodtmann (1866), ferner von Louise v. Ploennies, Albrecht Graf Wickenburg, O. Baisch, Wilhelmine Prinzhorn und Gisberte Freiligrath, der Schwester Ferdinands, ausserdem bei Reclam das Prometheusdrama von H. Richter und die Cenci von G. H. Neuendorff.[1]) — Es ist kein Zufall, dass jetzt Shelley von einem der Wortführer der jüngsten deutschen Dichtung, Alfred Wolfenstein, ins Deutsche neu übertragen wird. Die Tiefe und Ursprünglichkeit seines Naturgefühls, sein unerbittlich forderndes Ethos, wodurch er sich hoch über Byron erhebt, machen ihn zu einem der Unsrigen. Die Verinnerlichung, die die Poesie der Gegenwart unstreitig durch den Expressionismus erfahren hat, führt uns zu einem Dichter wie Shelley zurück. Schon Walther Heymann, der Sänger der Kurischen Nehrung, (gefallen 1915) hat bekannt, wieviel er Shelley für seine Poesie verdankte, und der genialische Gustav Sack (gefallen 1916) zeigt deutlich den Einfluss von Shelleys Naturanschauung in seinem autobiographischen Roman: *Ein verbummelter Student* (1917). Auch Wolfenstein sieht in ihm ein Vorbild und einen Geistesverwandten, wie aus dem knappen Nachwort zu seiner „gedrängten Uebertragung" hervorgeht, in dem er den Lebensgang und die Wesensart des Dichters liebevoll zeichnet. Sowohl dies Nachwort wie die Uebertragung beweist, dass hier ein wirklicher Dichter am Werke ist, und dies ist schon ein grosser Gewinn. Da heisst es etwa: „Die letzte Schönheit aller Dichtungen Shelleys ist Naturgestaltung, so dass selbst die Probleme, schön geworden, wie Schmetterlinge hindurchwehen."

So scheinen denn die Vorbedingungen für das Gelingen einer guten Uebertragung gegeben, und doch kann ich nur mit starkem Vorbehalt in das Lob einstimmen, welches das Buch nach den Verlagsanzeigen vielfach erfahren zu haben scheint. Ob wohl einer dieser Beurteiler sich die Mühe gemacht hat, die Uebertragung mit dem Urtext zu vergleichen? Bei einem solchen Vergleich und bei kritischer Lektüre kommt man zu dem Ergebnis, dass hier ein Nebeneinander von hervorragend gut Gelungenem und völlig Verfehltem vorliegt, wo-

[1]) Vgl. S. Liptzin, *Shelley in Germany*. New York. Col. Un. Press 1924.

bei das Gelungene überwiegt. Gelungen sind die verkürzten Fassungen der längeren Dichtungen wie *Adonais, Alastor* und *Epipsychidion,* die man allerdings stellenweise kaum mehr als Uebertragungen, sondern als freie Paraphrasen bezeichnen muss. Ueberall wo Wolfenstein sich freier bewegt, erzielt er starke Wirkungen. Die handwerksmässige Technik des Versemachens beherrscht er wie selbstverständlich, das Musikalische der Lyrik, die Feinheiten, die sich durch die Wahl der Vokale und durch Alliteration und Rhythmus ergeben, finden wir verwendet. Im einzelnen ergibt sich manchmal eine Schönheit durch grössere Wörtlichkeit und Natürlichkeit, als die früheren Uebersetzer sie aufweisen, im ganzen sind die Uebertragungen viel freier. *Alastor* ist von 720 Versen auf etwa 400 zusammengestrichen, *Epipsychidion* von 604 Versen auf die Hälfte, *Adonais* zählt statt 55 Strophen gar nur 17. Diese starke Verkürzung könnte als ein Mangel erscheinen, aber hier ist sie nicht ganz unberechtigt. Zwar verdient es ein Dichter wie Shelley wohl, unverkürzt übertragen zu werden, aber in seinen längeren Dichtungen gibt es doch dürre Strecken, die der Gesamtwirkung zum Nutzen fehlen können. — Prachtvoll nachempfunden und in ergriffenen Worten neugestaltet sind die phantastischen Landschaften in *Alastor,* wundervoll herausgearbeitet ist im Schluss von *Epipsychidion* der Aufschwung zum Traumglück und das plötzliche Zurücksinken in die Wirklichkeit. Der Vorzug dieser Nachdichtungen ist der, dass man niemals wie so oft bei früheren Uebersetzern den Eindruck hat, Uebersetzungen zu lesen, die Dichtungen wirken original, im einzelnen mag man Einwendungen gegen diesen oder jenen Ausdruck machen, den Wert des Ganzen muss man anerkennen. Es erklingt die Dichtersprache unserer Zeit, die der Shelleyschen nahekommt.

Anders lautet das Urteil über die kürzeren Dichtungen, bei denen Shelleys fehlender Sinn für das Architektonische nicht bemerkbar ist, die in sich vollendet und in ihrem So-sein notwendig, weil vom Anfang bis zum Ende vom Geist eingegeben sind. Hier ist der Nachdichter zu grösserer Treue verpflichtet, will er diese Dichtungen nicht entwerten. Als z. T. gelungen zu bezeichnen sind da noch die wenn auch sehr freie und gekürzte *Hymne an die geistige Schönheit,* das Sonett *England im Jahre 1819,* die Stanzen *In Niedergeschlagenheit bei Neapel* und *Ende* (When the lamp is shattered). — Leider sind gerade die berühmtesten kürzeren Gedichte Shelleys, die *Ode an den Westwind* und *Die Lerche* bei Wolfenstein am schlechtesten weggekommen. Die Ode zwar hebt wirkungsvoll an:

> O wilder Wind, du Herbstes Atemzug,
> In dem die Blätter zauberhaft erstarren
> Gleich Geistern, die ein grösserer Magier schlug —
>
> Rot, schwarz, pestgelb: auf deinen sausenden Karren
> Packst du die Leichenhaufen, selber kalt,
> Und fährst dem Winter zu, sie zu verscharren!

Aber die Wolfensteinsche Fassung wird dadurch entwertet, dass zwei der vierzehnzeiligen Terzinenstrophen (III und IV) zu einer zusammengezogen sind. Der kunstvolle Aufbau der Ode ist dadurch zerstört. — Völlig misslungen erscheint mir die Uebertragung des berühmten Liedes *An die Lerche* (statt 21 Strophen 15, verkürzt um den jede Strophe abschliessenden Alexandriner). Die ersten vier Verse zwar sind wörtlich von Strodtmann übernommen, alles übrige aber ist so stark verändert, ja verstümmelt, dass man das Original kaum wiedererkennt; man sucht vergebens nach vielen liebgewordenen, klassischen Versen. Ganz weggelassen sind die vier mit Like beginnenden Strophen, dafür traut man kaum seinen

Augen, wenn man an anderen Stellen von Dingen liest, von denen kein Sterbenswörtchen im Urtext steht. So wird in Strophe 17: Waking or asleep, thou of death must deem, things more true and deep than we mortals dream übersetzt mit: „Doch den Tod vielleicht sieht dein Aufschwung näher als der Blick uns reicht: hell den finstern Häher." — Ich frage mich: was hat der Häher mit der Lerche zu schaffen? Warum soll das lustige Vöglein Garrulus glandarius hier den Tod bedeuten? Ich suche nach Belehrung und finde, dass es ausser dem Eichelhäher noch einen anderen Häher gibt, Garrulus infaustus, den Unglückshäher, der in Deutschland selten ist. Der also ist gemeint und soll den Tod bedeuten! Wie dem auch sei, besser bliebe dieser Vogel aus dem Gedichte weg, in dem er doch nur eine Rolle spielt wie Christian Morgensterns ästhetisches Wiesel, das bekanntlich, um des Reimes willen! „auf einem Kiesel, inmitten Bachgeriesel" sass. — Misslungen ist schliesslich auch die Uebertragung des kurzen Gedichtes *Klage (A Lament)*, eines jener ergreifenden Gefühlsausbrüche. Man urteile selbst: O world! O life! O time!" on whose last steps I climb, trembling at that where I had stood before; when will return the glory of your prime? No more — oh, never more! — Wolfenstein: „O Welt! O Zeit! O Leben! Bin auf der letzten Stufe. Seh zitternd diese, darauf stand ich eben. Wann ist der ersten Wiederkehr? Nicht mehr." — (That = diese, prime als „die erste" aufgefasst, während es hier doch Substantivum ist) — Out of the day and night a joy has taken flight wird übersetzt: „Aus Tag und Nacht genommen ist Freude. Und es war nicht schwer." usw. Was soll der völlig sinnlose Zusatz: Und es war nicht schwer? — Es war nicht schwer, so eine Uebertragung aus dem Aermel zu schütteln! Auf den ersten Anhieb ist so etwas nicht zu machen! Wie der Dichter Hans Franck in seiner Besprechung in der *Frankf. Zeitung* von diesem kümmerlichen schwachen Abglanz des Originals sagen kann: Enthielte dies Buch an Schönem auch nur jenes eine Gedicht *Klage,* das durch Wochen mein treuer Wortbegleiter war, es wöge alle anderen weihnachtlichen Geschenkwerke auf, — ist mir völlig unfasslich. — Den Schluss von Wolfensteins Nachdichtungen bilden einige Freiheitslieder Shelleys, Chöre aus *Hellas* und der Gesang von Mond und Erde aus dem 4. Akt von *Prometheus Unbound.* Statt dieses Bruchstücks hätte man lieber noch eine zusammenhängende Dichtung Shelleys gesehen, etwa die für den Dichter sehr charakteristische *Sensitive Plant.* Vielleicht entschliesst sich Wolfenstein zu einer Umarbeitung und Erweiterung seiner Uebertragungen, dann könnte man sein Buch vielleicht uneingeschränkt empfehlen. — Das Werk ist gut ausgestattet und mit dem in der Bodleian Library befindlichen Shelley-Bildnis geschmückt.

Danzig-Langfuhr. Kurt Horn.

Joseph Mellin, Englisches Uebungsbuch. Uebersetzungsstücke zum Uebersetzen in das Englische mit zahlreichen Uebersetzungshilfen und den englischen Originaltexten (Methode Gaspey-Otto-Sauer). Heidelberg, Groos, 1923. 2 Teile. VII+72 S. 61 S. — Preis zus. 2,20 Mk.

Diese Uebungsstücke sind fast durchweg gute Uebersetzungen wertvoller englischer Originale verschiedenen Inhalts, ergänzt durch ein paar Ausschnitte bester deutscher Prosa. Sie sind nicht zum Uebersetzen zurechtgemacht, aber mit Hilfen versehen. Sie stellen eine schwierige, aber vielseitige Uebung dar und können nicht nur zum Selbstunterricht, sondern auch in Universitätskursen, aber nur für Fortgeschrittene, verwendet werden.

Grund-Schwabe, Englisches Lehrbuch. A I. 2. Aufl. Gekürzte Ausgabe. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1923. 129 S.

Meiner Anzeige der 1. Auflage (*Zeitschr.* 22, 153) habe ich nichts hinzuzufügen. In der Neuausgabe ist der ausführliche Vorkursus gestrichen und durch eine kurze Beispielsammlung „Laut und Schrift" und (S. 91) durch ein eingeschobenes Muster für die erste lautliche Einführung ersetzt worden, was über den von mir damals gemachten Vorschlag hinausgeht. Uebrigens können beide Ausgaben nebeneinander verwendet werden, da der eigentliche Textteil (von S. 17 ab) sogar in den Seitenzahlen übereinstimmt.

Lincke, Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe A u. B. I. Teil. Gekürzte Ausg. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. XX+72 S.

Die Kürzungen betreffen die englischen Texte nur in geringem Umfange; aber die Hinübersetzungsstücke sind auf ein reichliches Drittel verkürzt, die Prosatexte des Anhangs und die *Exercises* ganz gestrichen worden, die letzteren, um dem Lehrer mehr Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Gegen das Streichen der *Exercises* habe ich Bedenken, da nicht nur die Anleitung zu Umformungen und anderen formalen Uebungen verschwunden ist, sondern bis auf eine alle Reihenübungen, die doch auch dem Wortschatz dienten. Ich hätte statt dessen lieber *Proverbs* gestrichen. Aber es bleibt ja jeder Schule unbenommen, die ungekürzte Ausgabe zu wählen, die weiter bestehen bleibt.

Adolf Junge, Elementargrammatik. (Deutschbeins englisches Unterrichtswerk.) 2. Aufl. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1924. IV+43 S.

Diese Elementargrammatik ist ein durchaus brauchbares Buch. Sie bringt den in den ersten drei Jahren (Sexta bis Quarta) etwa zu bewältigenden grammatischen Stoff in systematischer Anordnung knapp und klar; ein Register erleichtert das Auffinden der gerade zu behandelnden Erscheinung. Natürlich enthält sie hauptsächlich die Formenlehre; doch werden die nötigsten Elemente der Syntax nicht vergessen. Rühmend hervorzuheben ist die Heranziehung niederdeutschen Sprachgebrauchs zur leichteren Eingewöhnung in den englischen.

Hirschberg i. Schl. Walther Preusler.

Adolf Junge, Lese- und Uebungsbuch für die Unterstufe. 168 Seiten.

—, Lesebuch zur Einführung in die Syntax. 96 S.

—, Uebungsstoff im Anschluss an das Lesebuch zur Einführung in die Syntax (= Deutschbeins englisches Unterrichtswerk). Leipzig, Quelle u. Meyer, 1924. 36 S.

Massgebend für die Beurteilung des Elementarbuches sollte der heute noch seltene Vorzug sein, dass es auf langjährige (Geestemünder) Erfahrung mit Englisch als erster Fremdsprache aufgebaut ist. Demgegenüber sollte die heuer so grosse Schar der Neulinge auf diesem Gebiete ihre etwaigen Bedenken vorläufig zurückstellen. Um den rein akustischen Betrieb des Lautkursus zu vermeiden, ordnet J. in der mit ausserordentlichem Fleiss ausgearbeiteten Lautschule die Laute den Schriftzeichen unter, so dass z. B. ɔ und ɔ: an mehreren Stellen auftauchen, je nachdem sie in der historischen Schreibung ausgedrückt sind. Auf diese Weise entstehen über 100 Reihen von Beispielen, deren Bewältigung an die Fassungskraft der Sextaner recht hohe Anforderungen stellt, wenn sie auch gruppenweise in acht Lesestücken zusammengefasst werden. Mancher Benutzer des Buches wird vorziehen, einen Teil der Laut-

schule, mindestens die letzten 20 Reihen auf später aufzuheben. „Alles neue Unerklärte fernhaltend" baut Junge das Lautsystem auf, so dass sich die ersten Wortreihen, ganz wie ich seinerzeit (*Zeitschr.* 22, 290) gefordert habe, fast durchweg mit deutschen Lauten bewältigen lassen. Ich hätte allerdings versucht, die schwierigen Laute für *l, r* und *th* noch länger aufzuschieben und dafür die aus dem Deutschen bekannten Laute *u, s, k, v, ʃ, tʃ, g, ks, sk, a,* ŋ, ŋ*k* früher zu bringen. Die meisten Wörter der Lautschule sind einsilbig (wie in englischen Schulfibeln) und germanischer Abkunft (mit häufigen Hinweisen auf Plattdeutsch), ein grosser Vorteil für Sextaner, die französische Mutterwörter nicht kennen. An der Lautschrift, die auch für die umstrittenen Diphthonge *ei, ou, au* an dem internationalen Gebrauche festhält, hätte ich das etwas gekünstelte əᵉ in *fisher* beanstanden. Der Sprachstoff der für Sexta und Quinta berechneten Unterstufe wird in mehr als 70, allerdings oft ganz kurzen Lesestücken mit etwa 25 Gedichten und Reimen geboten, die zum grössten Teile aus der früheren Fassung „Borgmann-Junge" übernommen sind. Die ersten 33 Lektionen (Sexta) sind lediglich Skizzen aus der Umwelt des Schülers. Von da ab werden immer häufiger Anekdoten eingestreut. Geschichtliche Stoffe fehlen auf der Unterstufe fast ganz. Dialoge sind verhältnismässig selten (6), nur einmal wird die Briefform gewählt. Drei Bilder sind im Text abgedruckt (Meinholds Winter und Garten und Hirts Sommer). Sie sind jedoch nicht im Texte besprochen, dagegen gibt das Vokabular genügend Stoff zur Besprechung. Im Druck sind da, wo der Deutsche Kommas setzen würde, Lücken gelassen, um die Sprechtakte dem Anfänger sichtbar zu machen. Sieben Lesestücke werden am Schluss in Lautschrift wiedergegeben. Die unentbehrlichste Grammatik wird je nach Dringlichkeit in bunter Reihe vorgenommen und in ausserordentlich vielseitigen Uebungen (meist mehr als fünf Arten für jedes Stück) behandelt. Die Hinübersetzung tritt gegen diese für Lehrer und Schüler überaus anregenden Ausbauübungen zurück, so dass sie in 12 Lektionen überhaupt fehlt. Wie sehr es dem Verf. darauf ankommt, dem Sextaner und Quintaner eine breite Grundlage des Wortschatzes aufzubauen, beweist der Umfang des Vokabulars von 54 S., einem Drittel des ganzen Buches. Wie gross ist hier der Fortschritt gegen die ledernen, geradezu schädlichen Glossare noch der jüngsten Vergangenheit! Phonetische Umschrift ist natürlich in Klammern beigefügt, auffallende Aussprache wird im Druck hervorgehoben (bi'zi, wʌn), schon in den ersten Lektionen finden sich häufig synonymische Unterscheidungen, die Hauptbedeutung wird gesperrt gedruckt (*to shine* scheinen, glänzen), Wortfamilien werden zusammengestellt, auch wenn sie nicht vollzählig im Text erscheinen, Anglizismen sind unterstrichen (to take a look). Von Kap. 8 an sind die Wörter nach Wortklassen geordnet. Das ist für den Sextaner, der die Ordnung noch zu lernen hat, sehr vorteilhaft, doch sollte er zunächst erst selbsttätig ordnen. Wenn unter dem Strich zahlreiche etymologische Hinweise geboten werden (*window* Windauge, *lead* Lot, *yet* jetzt), so besteht doch dabei die Gefahr, dass sie zur Fortsetzung falscher Bedeutungen führen, wie es früher die französischen Mutterwörter oft taten.

Das *Lesebuch* soll einen „ersten Streifzug" durch die Syntax ermöglichen, dem spätere Vertiefung folgen soll. Ebensowenig soll es stofflich die Lektüre ersetzen, sondern nur auf sie vorbereiten. Ich glaube aber kaum, dass sich viele Fachlehrer durch dieses Lesebuch veranlasst fühlen werden, nach Schluss des Elementarkursus die eigentliche Lektüre aufzuschieben. Wenn freilich alle Stücke inhaltlich so wertvoll wären wie diejenigen,

die in fesselnder und praktisch brauchbarer Weise die Landesnatur, Kultur und Industrie Englands darstellen, so würde das Lesebuch viele Freunde erwerben. Wer aber wird nach zwölf Stücken aus der amerikanischen Geschichte und Kultur noch zwölf Prosastücke über die altenglische Geschichte von der Römerzeit bis zur Schlacht bei Hastings in Kauf nehmen wollen, zumal wenn auf die spätere englische Geschichte nur ein einziges Stück entfällt? Nur einen Brief und einen Dialog enthält das Buch, dagegen zwölf Gedichte, die den Prosastücken inhaltlich nachstehen (z. B. *The Village Blacksmith — Birmingham*) und so die stoffliche Einheit veranschaulichen helfen, die der Verf. grundsätzlich anstrebt. Das tägliche Leben wird wahrscheinlich deshalb im Lesebuch fast gar nicht behandelt, weil es dem Elementarbuch vorbehalten bleiben soll. Quellen sind für die Texte nicht angegeben, doch liegen laut Vorwort nur Originaltexte und Ueberarbeitungen vor, die von vier Engländern ausgeführt sind. Die Sprache der Texte, die man deshalb unangefochten lassen sollte, ist bis auf eine Seite, auf der fünfmal mit *it was* umschrieben wird, flüssig und ungezwungen, obwohl die Stücke nach altem Brauche auf bestimmte grammatische Erscheinungen zugeschnitten und z. T. geradezu mit Beispielen gleicher Art gespickt sind, z. B. die Stücke über die defektiven Verben und die indefiniten Fürwörter oder über Partizip und Gerundium. Sämtliche Lesestoffe sind laut Vorwort im Klassenunterricht der Quarta gründlich erprobt worden.

Der *Uebungsstoff* ist nicht nur für IV, sondern auch für U III und O III bestimmt. Die Verteilung im einzelnen soll der Fachkonferenz überlassen bleiben. Da sich innerhalb jedes Kapitels die Schwierigkeiten steigern, ist für IV nur ein Teil jedes Kapitels als geeignet auszusondern. Die Uebungen nehmen etwa denselben Raum ein, wie die Uebersetzungsstücke, sind ausserordentlich vielseitig, verlangen Einsatz bestimmter Worte, Veränderung von Stellung, Funktion, Wortart, Umformungen, Wortbildungen und Aufstellung von Listen besonderer Erscheinungen. Die Uebersetzungsstücke stellen keine Umwandlungen der englischen Lesestücke des Lesebuches dar, sondern behandeln andere, jedoch den englischen Stücken verwandte Gegenstände, so dass der in den englischen Lesestücken gewonnene Wortschatz ausgebeutet werden kann (z. B. *Canute — Wiking raids, Birmingham — Essen*). Der Zusatz *or composition exercise* deutet an, dass die deutschen Texte nicht nur zur örtlichen Uebersetzung, sondern auch zu freier Wiedergabe des Inhalts verwandt werden sollen. Damit kommt der Verf. den zu erwartenden Einwänden der Hinübersetzungsgegner zuvor. Stichproben haben mich nicht überzeugen können, dass die mit „vergl." angegebenen Paragraphen ausserhalb des methodischen Aufbaus stehen, wie das Vorwort angibt.

Hirschberg i. Schl. Walter Domann.

Wilhelm Viëtor und Franz Dörr, Englisches Lesebuch, 11. Aufl. Leipzig, Teubner, 1923. 209 S.

Dieses englische Lesebuch für die Unterstufe liegt in der 11. Auflage in beträchtlich verkürztem Abdruck der zehnten vor. Es wird auch in dieser Form den Anforderungen gerecht, die das Englische seiner Vordergrundstellung entsprechend stellen darf. Der Lesestoff kommt zunächst innerlich dem Denken der Kinder entgegen (vgl. den Anhang *Fairy Tales and Stories*), ist aber auch didaktisch brauchbar, da er sich leicht für die gerade in der Unterstufe wichtigen und nach kurzer Zeit möglichen Sprechübungen reichlich verwenden lässt. Das lebendige, gute, moderne Englisch der Stücke ist auch für Inhaltsangaben und Nacherzählungen

geeignet. Sehr ansprechend sind in diesem Sinne u. a. die Stücke 9, 13, 55, 89/90, 91/95, 106 u. a. Der Teil *England and the English*, das Rückgrat des Buches, gibt die erste Vorstellung von Land und Leuten. Hier bedauert man, dass die Zahl der entsprechenden Bilder herabgesetzt ist. Auffällig ist die grosse Zahl der Gedichte, die mit glücklichem Griff ausgewählt sind und daher, dem Schüler ganz unbewusst, den ersten Grund legen für seine eigene literarische Geschmacksbildung. Die *Nursery Rhymes, Riddles* usw. berücksichtigen auch das Verlangen der Jugend nach Scherz und Humor. Das Wörterbuch ist ausführlich und mit Sorgfalt gearbeitet.

Clarence K. Streit, Where Iron is, there is the Fatherland! The Freeman Pamphlets. New York. 52 S.

Der *Freeman* verfolgt die Entwicklung wirtschaftlicher und politischer Probleme und bringt besonders solche zur Sprache, die aus dem Gegenwartsgeschehen heraus eine offene und freie, mehr grundsätzliche Beleuchtung verlangen. Vorliegendes Heft versucht Zusammenhänge zwischen dem Weltkrieg und gewissen internationalen Berufsgruppen herauszustellen, die sich dem schärfer Zusehenden aufdrängen. Die Tatsache, dass der Frontabschnitt in der Gegend des Longwy-Briey-Beckens der ruhigste während des ganzen Krieges war, sucht der Verf. aus dem Einfluss industrieller Gruppen zu erklären, deren Verhältnis zu ihrem französischen und deutschen Vaterlande, *fatherland*, das ja der Engländer in ironischem Sinne braucht, gekennzeichnet wird.

Die Untersuchung gipfelt in dem Satze, dass „those who own iron mine control peace and war ... the most profitable way of handling iron ore is in manufacturing it into armament. Modern war is the natural and ever-recurring fruit of metallurgy." Verf. fordert daher „that coal and iron can no longer in any country remain private property." Er bemüht sich, beiden Ländern, Frankreich und Deutschland, gerecht zu werden. Sein Urteil auf S. 2 aber, der Krieg von 1870 „was really fought for the control of the valuable Lorraine iron basin" verrät, dass er der grossen deutschen Einigungsbewegung verständnislos gegenübersteht.

Breslau. Fr. Bitzkat.

Albert Tansen, Lehrbuch der englischen Stenographie. Uebertragung des Einigungssystems Stolze-Schrey in Schul- und Redeschrift auf die englische Sprache. 7.—9. Auflage. Berlin, Ferd. Schrey, 1922. 40 S.

— —, Schlüssel zum Lehrbuch der englischen Stenographie. 16 S.

— —, Lesebuch nach der Uebertragung des Einigungssystems Stolze-Schrey auf die englische Sprache. 16 S.

Die Zahl der Uebertragungen deutscher Kurzschriftsysteme auf die englische Sprache ist ausserordentlich gross. Gleich nach dem Erscheinen von Gabelsbergers Redezeichenkunst und Stolzes Kurzschrift sind Uebertragungen auf die englische Sprache erschienen. Aber viele dieser Systeme starben, kaum geboren, wie die Eintagsfliegen dahin. Anders verhält es sich mit der hier angezeigten Uebertragung des Kurzschriftsystems Stolze-Schrey. In wenigen Jahren hat das Lehrbuch von Tansen neun starke Auflagen erlebt. Das Buch ist in deutscher Sprache geschrieben und in erster Beziehung für Kenner des deutschen Systems bestimmt. Dass das Lehrbuch eine so weite Verbreitung gefunden hat, ist auf seine geschickte Anlage und auf den Umstand zurückzuführen, dass in unseren grossen Handelshäusern, die besonders mit England, den englischen Kolonien und den Vereinigten Staaten von Amerika in Beziehungen stehen, der Schriftwechsel fast ausschliesslich in englischer

Sprache geführt wird. Man mag es bedauern, dass der deutsche Handel im Ueberseeverkehr sich nicht der deutschen Sprache bedient, aber der deutsche Kaufmann, der im Gegensatz zum Engländer und Amerikaner mehrere Sprachen beherrscht, glaubt dem englisch sprechenden Geschäftsmann auf diese Weise entgegenzukommen und seinen eigenen Vorteil besser wahrzunehmen. Tatsache ist, dass besonders in Hamburg und Bremen, wo der deutsche Handelsherr seinem Korrespondenten seine Aufträge und Mitteilungen in englischer Sprache in die Feder diktiert, ein so starkes Bedürfnis nach englisch schreibenden Stenographen besteht, dass die Unterrichtkurse in englischer Kurzschrift, die die kaufmännischen Fortbildungsschulen dort erteilen, völlig überfüllt sind. Der starke Verkehr mit der englisch sprechenden Welt, der in den deutschen Städten der Nordsee zum Ausdruck kommt, zwang ja dazu, dass in ihnen zuerst die englische Sprache als erste Fremdsprache in die Schulen eingeführt wurde.

Tansens Uebertragung ist in phonetischer Beziehung recht fesselnd. Der Verfasser hat sich dabei mitunter weniger von wissenschaftlichen, als von praktischen Gesichtspunkten leiten lassen. Aus diesem Grunde folgt er auch nicht sklavisch dem Muttersystem, sondern weicht oft von ihm ab. Das englische *v*, das mehr dem deutschen *w*-Laut entspricht, wird von ihm übereinstimmend mit diesem bezeichnet, während dem englischen *w* das zweistufige *v*-Zeichen zugewiesen ist. Dadurch wird, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, nicht nur die lautliche Uebereinstimmung vergrössert, sondern auch ein graphischer Vorteil erzielt; denn das englische *v* kommt im Inlaute weit häufiger vor als das *w*. Auch im Vokalisationsschema hat der Verfasser Aenderungen vorgenommen. Methodisch ist das Werk sehr geschickt angelegt. Die Schrift ist überaus flüssig, klar und einfach, so dass eine grosse Schreibgeschwindigkeit erreicht und auf der anderen Seite eine sichere Wiederlesbarkeit gewonnen wird. Neu ist an dieser Uebertragung, dass nicht nur für die gewöhnlichen Schreibzwecke eine sog. Schulschrift, sondern auch für die höchsten Anforderungen der Kammerpraxis oder Geschäftswelt eine sog. Rede- oder Debattenschrift aufgestellt ist. Ein besonderes Lesebuch bringt u. a. Erzählungen von Dickens, Mark Twain und F. Marryat in gewandter und schöner Schrift.

Wer viel in englischer Sprache zu schreiben hat und wer dabei von dem drückenden Zwange einer schwerfälligen Kurrentschrift befreit werden will, dem sei die Aneignung der vorliegenden Uebertragung warm empfohlen.

Halle. K. Dewischeit.

Hugh Walpole, Jeremy and Hamlet, Leipzig, 1923. — Tauchnitz Edition. Vol. 4616.

Der Verfasser gibt mit dem lockenden Untertitel *A chronicle of certain incidents in the lives of a boy, a dog, and a country town* einen Ausblick auf das, was er dem Leser bieten will. Was Jeremy, der Sohn des Geistlichen Cole in Polchester, in der Heimat, im Elternhause und in der Schule an Ernst und Scherz erlebt, wie er in manchen harmlosen Kinderfreuden durch den übertrieben rechtlichen Sinn des Vaters eingeengt und dafür durch den prächtigen Oheim Samuel reich entschädigt wird, in welch kühne Wagnisse Jeremy sich einlässt, um mit zitterndem Herzen Mut nach aussen hin zu zeigen, wie es ihm endlich gelingt, zu Hause in ein herzlicheres Verhältnis zu den Eltern und den beiden Schwestern zu kommen und in der Schule sich durch sportliche Betäti-

gung einen Namen zu erwerben, wie sein Hund Hamlet, dessen Ahnen den verschiedensten Rassen angehören, an allen Erlebnissen seines jungen Herrn verständisvollen Anteil nimmt und sich schliesslich in einer grossen Beisserei Achtung unter den reinblütigen Vierfüsslern der Nachbarschaft erkämpft — das alles wird in dem Bändchen erzählt, das jeden Leser befriedigen wird, nicht zum mindesten den Erzieher, der gern in Kinderseelen liest.

Neusalz a. d. Oder. W. Grack.

Bennett, Riceyman Steps. Leipzig, Tauchnitz, vol. 4622.

Riceyman Steps sind einige Stufen, die von King's Cross Road, Clerkenwell London, nach Riceyman Square hinaufführen, beide benannt nach dem Antiquar R., der dort seinen Laden hatte, und von dessen Nachfolger und Neffen und seiner späten Ehe die Geschichte handelt. Dieser, ein eingefleischter Junggeselle, hat bisher in seiner verstaubten Bücherhöhle ein zurückgezogenes, sparsames, ja geiziges Leben geführt. Nun lernt er eine junge Witwe kennen, die ganz in der Nähe einen kleinen Laden hat. Sie heiraten sich, und nun wird mit wundervoller Anschaulichkeit geschildert, wie es ihm gelingt, seine Frau trotz anfänglichen Widerstandes und mehrfacher Auflehnungsversuche zu seiner sparsamen Lebensweise zu bekehren. Er isst sehr mässig, er behauptet, keinen Appetit zu haben, und sie wagt bald auch nicht mehr, sich satt zu essen. Nach einigen Monaten muss sie sich einer Operation unterziehen und stirbt aus Schwäche infolge von Unterernährung. Nach zwei Tagen stirbt auch er — an Magenkrebs.

Berta Ruck, The Dancing Star. Leipzig, Tauchnitz, Vol. 4624.

Die Entwicklungsgeschichte einer Tänzerin von frühester Jugend an, stellenweise etwas breit, aber im ganzen nicht uninteressant erzählt. Aus Liebe zu ihrem Beruf löst sie auch ein Verlöbnis mit einem Manne, den sie zu lieben geglaubt hat, der ihr aber nicht gestatten will, ihre Kunst weiter auszuüben. Schliesslich jedoch verlobt sie sich mit ihrem Jugendfreunde.

Breslau. C. Reichel.

Freytags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke. Spanisch. Hrsg. von Adalbert Hämel. 1. **Cervantes,** La Gitanilla, hrsg. von A. Günther. 106 S. — 2. **Agustín de Zárate,** Die Entdeckung und Eroberung Perus, hrsg. von H. Petriconi. 87 S. — 3. **D. Ramón de Mesonero-Romanos,** Szenen aus dem spanischen Befreiungskampf (Auswahl aus *Memorias de un setentón*), hrsg. von Angela Hämel. 100 S. Leipzig (G. Freytag), 1923.

In einfach-schmuckem Gewande treten jetzt auch spanische Bändchen aus Freytags Sammlung in die Bahn: Spanische Erzählungskunst in ihrer höchsten Blüte (Anfang 17. Jahrh.), Geschichtsschreibung im Chronikenstil (Perú: 16. Jahrh.), Geschichtserzählung im munteren Plauderton aus persönlicher Erinnerung (19. Jahrh.); J. R. und P. de Alarcón, Bécquer, Romancero del Cid, Mariana, Zorilla u. a. sollen folgen.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob bei dem derzeitigen Wettbewerb in spanischen Schulausgaben alle billigen Forderungen methodisch-didaktischer und pädagogischer Art erfüllt werden. Insbesondere soll nicht der bedingungslosen Einführung wissenschaftlicher Erklärungen, auf die die vorliegenden Bändchen ausdrücklich verzichten, das Wort geredet werden; hierüber werden die Ansichten immer auseinandergehen, obwohl durch knappe etymologische und stilistische Hinweise, gram-

matische Erklärungen und Vergleiche mit Erscheinungen aus anderen Sprachen (als Material, um zum Nachdenken anzuregen) der Wert der „Anmerkungen“ sich bedeutend heben lässt, ohne dass der Lehrer in seiner Bewegungsfreiheit behindert wird. Aber leider lässt sich die Feststellung nicht unterdrücken, dass auch heute noch, wenn auch nur kümmerlich, eine Methode ihr Dasein fristet, die neben mehr oder minder genügenden Sacherklärungen schlechtes Wörterbuchdeutsch fast unbesehen zur Weiterwucherung in die Anmerkungen verpflanzt.

Die neuen Bändchen erscheinen ohne Wörterheftchen, gehen aber in der Darbietung unbekannter Wörter verschieden weit. Die Einführung („Einbegleitung“, wie es in Nr. 3 gesucht bescheiden und höflich — auch glücklich? — heisst) ist zwischen Text und Anmerkungen gelegt. Ist der Zusatz: „für den Schulgebrauch herausgegeben“, der sich in den Bändchen der französischen und englischen Reihe findet, absichtlich weggelassen?

1. *La Gitanilla*, die romantische Liebesgeschichte von spannender Handlung, anschaulicher Schilderung, scharfer Charakterisierung der Personen (in den Zigeunertypen allerdings stark idealisiert), von strömender Lebensweisheit in vollendeter Sprache, kann sich nur selbst empfehlen; die Einführung aber (Cervantes als Mensch und Dichter — Die *Novelas Ejemplares* — Die *Gitanilla*) will in der Form, besonders im Grundton des ersten Teiles (Leitmotiv: „Held — Märtyrer — göttlicher Dulder“) nicht recht gefallen, weil in dem Bilde die Gestalt des Cervantes in ihrer herben Männlichkeit nicht getroffen ist, abgesehen von den Ungenauigkeiten, die sich so in die Darstellung eingeschlichen haben. Die Besonderheiten in der Sprache des C. und seiner Zeit, die im Text beibehalten werden, sind am Schluss der Einleitung zusammengestellt; infolgedessen war ihre dauernde Kennzeichnung in den Anmerkungen überflüssig. Erfreulicherweise wird bei Uebersetzungshilfen meist von der Grundbedeutung ausgegangen; weil letztere fehlt, ist die Uebersetzung Anm. **63.** 36, **68.** 5, **70.** 1 u. 18, **75.** 21 zu frei.

Bemerkungen im einzelnen: Anm. **7.** 6 l. „Schellentrommel“ st. „Trommelschellen.“ — **7.** 46 u. 47 l. „Ihr“ st. „du“ (einheitlich!). — **11.** 1 ff.: . . . ***mirando el baile, y escuchando el canto de las gitanas, y en la fuga dél acertó*** . . . ist ***dél*** angesichts von **6.** 30 (***fuga del baile***) und **84.** 22 (***en la fuga del baile***) auf ***baile*** und nicht auf ***canto*** zu beziehen. — **13.** 18 unklar (wohl „deiner“ st. „seiner“?) — **17.** 34 ***otra vez***: l. „zum zweitenmal“ st. „zweimal“. — **18.** 8 „***prometiéndole***: und sie versprach ihm“: unklar („sie versprachen ihr“!). — **20.** 11 l. „das“ st. „was. — **38.** 13 l. „würden“ st. „werden“ (***aunque*** .. ***tuviera*** .., .. ***transformáramos*** . . !). — **44.** 33 erg. „hier Peitschen“. — **45.** 30 st. „***todas las vías***: alle Möglichkeiten“ l. „***por*** . . . ***que pudiese***: auf jede mögliche Weise“. — **56.** 1 „***a hurto de todos los ojos***: ***heimlich vor*** aller Augen“ : sprachlich nicht möglich. — **64.** 10 unklar („sie“ = ?). — **64.** 21 ***haga yo lo que en mí es***: „. . . soviel als . . .“, nicht „sofern es . . .“. — **65.** 29 ***poner tierra en medio*** l. „zwischen sich und den anderen“ st. „in der Mitte ***zwischen sich*** Boden lassen“. — **67.** 12 merkwürdige Interpretation! Es muss wohl heissen: „Wie verdorben er vom Stehlen geworden ist“ (***cuál se ha quedado*** .. ***podrido de hurtar***). — **70.** 10 ***suspensión***: eher = „Unschlüssigkeit“ als = „erstaunendes Ueberlegen“. — **73.** 5 fordert eine Erklärung (= Auslassung des Hauptverbs bei einer Beteuerung). — **78.** 8 trifft in der freien Wiedergabe den Sinn; es ist aber zu konstruieren: ***la*** = Preziosa, und A. ist als Subjekt zu ***pusiera*** zu nehmen. — **79.** 14 ***proveído***: eher „angestellt, ernannt“ als „befördert“. — **79.** 17 l. „würde“ st. „wird“ (***saldría!***).

— Auf die Beurteilung verschiedener Textstellen (z. B. **77.** 11) muss ich verzichten, da ich keine kritische Ausgabe, vor allem nicht die hier zugrunde gelegte, zur Hand habe. Auch bei Nr. 2 und 3 waren mir die Originaltexte nicht zugänglich.

Berichtigung von Druckfehlern und Versehen: Text: **7.** 7 *ligerísimas*. — **8.** 2 *gentil red* (2 Wörter!). — **10.** 37 *Virgen*. — **11.** 7 f. *escuchó*. — **13.** 23 und 31, **14.** 19, **36.** 20 *tí*. — **14.** 34 *críe*. — **17.** 56 *lindo!*. — **17.** 58 *antípodas*. — **20.** 9 *que*. — **25.** 6 *muchacha*. — **25.** 8 *tú*. — **29.** 16 *siempre* — **34.** 24 *le* st. *él*. — **35.** 13 *ellos*. — **42.** 1 *tenemos*. — **42.** 2 *generoso*. — **44.** 25 *corre*. — **45.** 7 *quiero*. — **45.** 30 *escusarlo*. — **47.** 20 *ladrón solo* (2 Wörter!). — **51.** 15 und **52.** 17 *satisfación* (vgl. Anm.). — **55.** 8 *boba*. — **62.** 33 *Que*. — **68.** 33 *pecho*. — **71.** 9 *Don*. — **72.** 25 *puntualidades*. — **73.** 17 *aguardar*. — **74.** 3 *madre, como*. — **74.** 32 *una gitanilla*. — **78.** 25 *padres*. — **78.** 32 *alcalde*. — **79.** 9 *dél*. — **79.** 11 *Génova*. — **82.** 7 *discípulo*. — **86.** 27 *Pérsiles*. — **89.** 4 darunter. — **98.** 6 *efetos*. — **98.** 10 *así*. Anm.: **16.** 13 *ocho*. — **21.** 17 erg. *para* vor *con*. — **22.** 9 *espiritillo*. — **24.** 3 *en los* [*momentos*]. — **26.** 21 tilge *jamás*. — **34.** 13 *cinta*. — **39.** 13 erg. *blandamente* nach *vueltas*. — **59.** 30 (*camara*) gehört hinter „Zimmer“ st. hinter „Sinne“. — **65.** 25 erg. *en* nach *estar*. — *aún* ist stets mit Akzent, das subst. Poss.-pron. stets ohne Akzent gedruckt.

2. Ausgewählte Abschnitte mit modernisierter Rechtschreibung und Interpunktion. Auf den Angaben von Augenzeugen fussend, gibt A. de Zárate, der nachher selbst Beamter in Perú war, einen Ueberblick über den Verlauf der Ereignisse bis zur Ermordung Pizarros, die einen Höhepunkt der trockenen Darstellung bildet. Der Bericht, der im Schlusskapitel eine nach Plutarchs Vorbild gearbeitete vergleichende Charakteristik von Fr. Pizarro und D. de Almagro enthält, interessiert vor allem durch die Beschreibung von Land und Leuten. Für die Schüler hätte sicher die spannende Wiedergabe der eigenen Erlebnisse von Fr. de Jérez als Lesestoff mehr Reiz gehabt. Der Herausgeber wird sich auch darüber im klaren sein, dass sich trotz den geringen syntaktischen Schwierigkeiten die Lektüre für den Anfänger in sprachlicher Hinsicht nicht besonders fruchtbar erweisen wird. Angesichts der vielen Ortsbezeichnungen war die Beigabe einer Karte geboten. — Kap. I, Satz 1 liegt eine Unebenheit vor (*tres vecinos:* zwei Namen). — Druckfehler: Text: **16.** 3 *horadadas*. — **27.** 13 *navíos*. — **36.** 16 *hablaba*. — **38.** 18 *al derredor*. — **70.** 18 *haciendas*. — **75.** 17 allzu vieler. — **75.** 22 die meisten. Anm.: **6.** 22 *acogerse*. — **9.** 3 *Panamá*. — **11.** 3 *compañía*. — **13.** 16 Schillern. — **20.** 7 *tablón*. — **20.** 31 *capitulación*. — **24.** 23 *Río*. — **44.** 7 *ensaye* (weil so im Text). — **51.** 3 *cañaveral*. — **53.** 26 Huancavelica. — **72.** 7 Jérez.

3. Das Leben in Madrid mit dem Widerhall der Ereignisse in der Provinz während der Jahre 1808—1812, wie es sich in der Erinnerung des alten, als Sittenschilderer Madrids bekannt gewordenen Mesonero-Romanos (1803—1882) spiegelt. Diese Bilder des gemütvollen, nachdenklichen Mannes und scharfen Beobachters, von erfreulicher Frische und Natürlichkeit, gewähren einen Einblick in die Seele des spanischen Volkes, das uns hier in seiner Vaterlandsliebe und zähen Ausdauer, in seiner Religiosität und dem nicht minder charakteristischen Zuge zur Ironie entgegentritt, was die Herausgeberin in der musterhaft knappen Einleitung mit Recht als besonders wertvoll für nichtspanische Leser hervorhebt. Eine Lektüre, die auch wegen der klaren und edlen Sprache empfehlenswert ist, für Schüler allerdings nur in einem Alter, wo der

Sinn in etwa schon für die geistige Durchdringung des geschichtlichen Stoffes geöffnet ist. Man vermisst in der Ausgabe einen Lageplan von Madrid und Umgebung, um sich auch äusserlich zurechtfinden zu können.

Einzelheiten: Anm.: **8.** 3 „*rezar*' = besagen" passt nicht; im Wb. von Langenscheidt steht richtig: „*rezar con uno* j. betreffen". — **20.** 3—11 l. *das* Schwert st. *ein* Schw.; st. „listiger Plan" (*supercheria*) wohl besser „Betrug". — **39.** 4 *intruso*: l. „eingedrungen, Eindringling" st. „eingedrängt". — **47.** 9 *apercibimiento*: hier „Verwarnung, Strafandrohung" st. „Veranstaltung". — **53.** 27 *baquetas* sind „Spiessruten"; „Wallbank" (wie angegeben) = *banqueta*! — **58.** 15 heisst es offenbar nach Tolhausen (der doch immer mit Vorsicht und kritisch zu benutzen ist!): „*tahonero* = in Madrid: Mehlhändler", **59.** 5 nach der gleichen Quelle: „*la tahona* = in Madrid: Bäckerei"; *tahonero* muss hier „Bäcker" bedeuten. — **64.** 7 *embargo*: l. „Beschlagnahme" st. „Beschlag auf Güter" (Tolh.!). — **66.** 11 und **67.** 12: Im allgemeinen Sprachgebrauch heisst es Karmeliter (-orden) und Karmeliter**innen**. — **73.** 14 *asomo* besser „Anzeichen" als „Anschein". — **75.** 19 *aposento*: l. „Loge" st. „Schauspielhalle". — **75.** 32 *con creces*: etwa „in grösserem Ausmasse" st. „mit Vermehrung". — **77.** 22 erg. „ausfechten". — Verschiedentlich wird die Bedeutung eines Wortes erst beim zweiten Vorkommen angegeben: St. **19.** 17 l. **18.** 14; **21.** 7 : **20.** 18; **25.** 2 : **23.** 11; **47.** 6 : **46.** 18.

Druckfehler: Text: **30** Anm. *orden*. — **47.** 10 *rigor*. —. — **50** Ueberschr. *ocupación*. — **53.** 28 *tímido*. — **58.** 24 *fabricación*. — **59.** 28 *muerte*. — **69.** 16 *las*. — **71.** 6 *estrenos*. Anm.: **20.** 3 *solicitando*. — **24.** 25 *empeñarse*. — **29/30** Anm. *Por*, *por*. — **35.** 15 *hueste*. — **37.** 27 Strahlen, Funkeln. — **40.** 20 erg. *largo* hinter *a* —. — **40.** 27 vor **40.** 28! — **43.** 14 heissen: *olé*. — **45.** 23 *Somosierra*. — **47.** 6 *del*. — **47. 11** st. **4.** — **48.** 20 führte. — **53.** 25 Gerichtshof. — **53.** 27 st. 29. — **55.** 26 *depreciación*. — **59.** 2 Scheffel. — **61.** 15 *Aparicio:* scheint . . . — **62.** 27 : 1812. — **77.** 8 *alícuota*.

Honnef (Rhein). H. Neunkirchen.

Kühn de la Escosura, Ibero-America und Deutschland. Berlin, Editora Internacional [1924]. 44 S., mit einem Vorwort von Geh.-Rat G. Roethe und einem Nachwort von Studiendirektor W. Greif.

Ein temperamentvoller Aufsatz, der in Form einer Kritik der bisher üblichen Bezeichnungen für den nichtenglisch sprechenden Teil von Amerika den überragenden Anteil Spaniens am Aufbau der heutigen amerikanischen Generation klarlegen will. Unter „Amerika" nur das angelsächsische verstehen zu wollen, wird vom Verf. als eine Anmassung Nordamerikas empfunden, der leider auch der europäische Sprachgebrauch gefolgt ist. Die Bezeichnung „Lateinamerika" gestattet Frankreich und Italien (als ebenfalls lateinischen Nationen), sich einen unverdienten Anteil am Aufbau zuzuschreiben, während umgekehrt die Benennung „Indo-Amerika" die Bedeutung des indianischen Grundelements überschätzt. Verf. entscheidet sich für „Hispano-Amerika" oder „Ibero-Amerika" und gibt, indem er es bewusst dem von Nordamerika aus inspirierten „Panamerika" gegenüberstellt, damit die Meinung wohl der überwiegenden Mehrheit der Amerikaner von der Margellanstrasse bis Mexiko wieder. Wer eine Vorstellung von den politischen Kernfragen gewinnen will, die den Ibero-Amerikaner gegenwärtig bewegen, wer eine Antwort auf die Frage sucht, warum die Sympathien Ibero-Amerikas mehr zu Deutschland als zur angelsächsischen Welt neigen, wird hier wichtige Fingerzeige finden. Einige Unebenheiten könnten vielleicht bei einer Neuauflage, die wir der kleinen Schrift wünschen, beseitigt werden, so z. B. das dem

deutschen Philologen ungewöhnliche „die Romance“ (S. 14), die spanische Bezeichnung für diejenige Sprachentwicklung, die wir „das Romanische“ nennen; ebenso bliebe wohl in diesem Zusammenhang der Hinweis auf „den bekannten Sprachwissenschaftler (!) Carrimendi“ besser weg.

A. Paz y Mélia, Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache (Methode Toussaint-Langenscheidt). 2 Teile. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. XIII, 525; XXIV, 486 S.

Der spanisch-deutsche Teil dieses ansprechenden Taschenwörterbuchs liegt nunmehr im 121.—130. Tausend auf, der deutsch-spanische Teil im 112.—120. Tausend. Die hohe Auflagenzahl entspricht der Gediegenheit des Inhalts. Wer sich einmal vergegenwärtigt, wieviel lexikographisches Material aus einer lebenden, in stetem Fluss befindlichen Sprache man in zweimal rund 500 Seiten Kleinoktav unterbringen kann und wer dabei mit Einzelheiten nicht allzuscharf ins Gericht geht (wie etwa dem falschen Ansatz pedante = Schulfuchs, Pedant (S. 386), der richtig mit 1. Besserwisser, Bildungsprotz, 2. Hauslehrer wiedergegeben werden müsste), der wird in diesem Wörterbuch stets einen brauchbaren und im ganzen zuverlässigen Berater bei der Interpretation nicht allzuschwieriger moderner spanischer Schriftsteller vorfinden. Auch für kaufmännische Schriftstücke allgemeineren Inhalts reicht das Werkchen hin. Dialektisches Sprachgut darf und soll man in ihm nicht erwarten. Etwas anders beurteile ich freilich die gänzliche Ausserachtlassung des südamerikanischen Sprachgebrauchs. In Wort und Schrift folgen ihm reichlich dreimal soviel Menschen wie dem Kastilischen der Halbinsel, und selbst wenn man sich auf den Standpunkt stellt, dass das Südamerikanische weiter nichts als eine südspanische Mundart ist, so trägt man damit vielleicht einer philologisch-historischen Tatsache, bei der täglich wachsenden Bedeutung Südamerikas gerade für die deutsche Wirtschafts- und Kultureinstellung, aber keineswegs der praktischen Wirklichkeit Rechnung. Dieser Nachteil wiegt sicherlich schwerer noch als der andere, dass die vorliegende Ausgabe, obgleich erst kürzlich erschienen, so gar nicht die mannigfaltigen Ausdrücke berücksichtigt, die der Fortschritt des Lebens und vor allem auch der Weltkrieg mit seinen technischen, wirtschaftlichen und politischen Umstellungen innerhalb des letzten Jahrzehnts auch auf der spanischen Halbinsel selbst neu geschaffen hat. Braucht man auch nicht gerade ein Wort wie „Rundfunk“ bereits hier vorfinden zu wollen, so würde man doch gern auch im Rahmen eines Taschenwörterbuchs etwa ein Aequivalent für Luftschiff, Weltkrieg, Kurzschluss, Füllfederhalter, durchhalten, hamstern (als *acaparar* nicht erst seit dem Weltkrieg in der ganzen spanischen Welt verbreitet), landen (eines Flugzeugs) u. ä. antreffen. Es würde den Wert des Büchleins beträchtlich erhöhen, wenn künftige Ausgaben sich nicht mit dem Abdruck der vorhergehenden begnügen würden, sondern wirkliche Neubearbeitungen wären. Schon eine gute Auswahl von einigen 150 bis 250 neuen Wörtern in beiden Sprachen würde hier viel Gutes stiften.

Hamburg. R. Grossmann.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten bis Mitte September an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Königsberg i. Pr., Provinzialschulkollegium, dann wieder Breslau 5.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstrasse 94, zu senden.

Inhalt.

Literaturberichte.

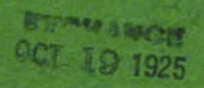
Mit Beilagen von B. G. Teubner in Leipzig.

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.

Zeitſchrift für franzöſiſchen und engliſchen Unterricht

Mit Berückſichtigung der übrigen neueren Fremdſprachen

Begründet von M. Kaluza, E. Koſchwitz, G. Thurau
Herausgegeben von Hermann Jantzen, Breslau







Gewidmet
der romaniſtiſchen und angliſtiſchen Abteilung
der 55. Philologenverſammlung zu Erlangen

24. Band 1925 4. Heft

Weidmannſche Buchhandlung / Berlin

Fremdes Volkstum und nationale Kultur.[1])

Ich habe wiederholt die Forderung erhoben, dass in einem allgemein bildenden neusprachlichen Unterricht die Wesensart fremden Volkstums der Jugend zum vollen Verständnis gebracht werden müsste. Welches sind nun die Grundzüge französischer, englischer Geistesart? Welche Kulturgüter dieser Völker sind daher in erster Linie auszuschöpfen? Wie kann ihre Erarbeitung und Durchdringung beitragen zur Bereicherung, Erhöhung und Festigung unseres eigenen deutschen Wesens?

Als Material empfehle ich besonders: Fouillée, *Psychologie du peuple français*, Paris 1903; Bernhard, *Die Struktur des franz. Geistes*, *Logos* III (1912); Wechssler, *Die Franzosen und wir*, 1915; Nostradamus, *Die Franzosen, wie sie sind, Gegenwart u. Zukunft,* Freiburg 1916; Vossler, *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung*, Heidelberg 1921; Curtius, *Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich,* Potsdam 1919; Platz, *Geistige Kämpfe im modernen Frankreich*, Kempten 1922; Grautoff, *Die Maske u. das Gesicht Frankreichs,* Stuttgart 1923; Glaser, *Frankreich und seine Einrichtungen,* Bielefeld 1923.

Für das Englische besonders: Dibelius, *England*, Leipzig 1923 (Besprechung von Fehr, *Dtsche. Literaturztg.* 1924, 27. Hft.); Spies, *Das moderne England*, Berlin 1911, sowie *Kultur und Sprache im neuen England,* Leipzig-Berlin 1925; Wendt, *England,* Leipzig 1919. In diesen Werken findet man auch das einschlägige Material. Ich hebe zudem hervor: *Handbuch d. engl.-amerikanischen Kultur,* herausg. von Dibelius; Baumgarten, *Religiöses u. kirchliches Leben in England*, Leipzig 1922; Levy, *Die engl. Wirtschaft*, ebd. 1922 und E. Wentscher, *Englische Philosophie, ihr Wesen und ihre Entwicklung,* 1924. — W. R. Sorley, *A history of English philosophy,* Cambridge 1920; Brie, *Britischer Imperialismus,* Freiburg 1917; Brinkmann, *Engl. Geschichte 1815—1914*, Berlin 1924; Daniels, *Engl. Staatsmänner,* Berlin 1925; Sauer,

[1]) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers abgedruckt aus des Verfassers *Methodik und Didaktik*, die in 2. Auflage erscheint.



Grundlagen d. Gesellschaft, Berlin-Grunewald 1924; Krüper, *Deutschkunde im engl. Unterricht*, Frankfurt a. M. 1924; Lüddemann, *Entgegengesetzte Denk-Welten*, Halle 1925. Immer wird man ausser auf Troeltsch und Max Weber zurückgreifen auf Schulze-Gaevernitz, *Britischer Imperialismus u. engl. Freihandel*, Leipzig 1915. Ueber die besondere Struktur des Amerikaners unterrichtet sehr gut E. Bruncken, *Die amerikan. Volksseele*, Gotha 1911. Recht anregend ist die von Fritz Roeder herausgegebene Broschüre: *Englischer Kulturunterricht*, Leipzig 1924. Daselbst auch gute Literaturangaben (S. 11, 28, 39).

Persönliche Anregungen verdanke ich ausserdem Kurt Glaser-Marburg (Lahn) und Fritz Karpf-Bruck (Mur).

1. Die Geisteshaltung des französischen Volkes wird bestimmt durch die Vorherrschaft der Vernunft. Die raison drückt dem geistigen, gesellschaftlichen und religiösen Leben ihren Stempel auf.

Daraus folgt zunächst die verstandesmässige Regelung des gesamten Kulturlebens und Strebens. Alle Lebensäusserungen werden systematisch vereinheitlicht: l'amour de la simplification! Das Besondere und Individuelle wird zurückgedrängt. In der Verwaltung wird alles nach Möglichkeit auf dieselbe Linie gebracht: einheitliche Gestaltung der Departements und Arrondissements, der Städte und Flecken. Paris gibt den Ton an; die Hauptstadt ist die einzige Zentrale das Vorbild, das Schema, der Typus. Der Stadtplan ist von Jahrhundert zu Jahrhundert übersichtlicher und eintöniger geworden: Gleichmässigkeit der Häuser und Strassenzüge; die Häuser werden nicht mit Namen benannt (vgl. England!), sie werden gezählt und nicht selten mit recht hohen Zahlen. Mit Grauen denken wir Deutsche an Le Nôtre und seine bekannten Gartenanlagen von Versailles! — Ueber die Bestrebungen des Regionalismus vergleiche: Charles Brun, *Le régionalisme*, Paris 1911; Henri Hauser, *Le problème du régionalisme*, Paris 1924; Grautoff, *Das geistige Leben in den franz. Provinzen, Preuss. Jahrb.* 1925.

Auch Lebensführung und Lebensgestaltung werden rationalisiert: Einfachheit und Mässigkeit der Lebenshaltung im Essen und Trinken; Sparsamkeit, um zur vorgeschriebenen Zeit das Ziel des Daseins, das Glück des kleinen Rentners zu erreichen. Die Ehe ist meist eine Vernunftsangelegenheit, die Grösse der Familie von vornherein klar festgelegt.

Der Glaube an Schlagworte und Ideen beherrscht die Masse: der Kampf für und gegen Dreyfus spielt sich ab unter der Parole Gerechtigkeit bezw. Vaterland. Der Ruhm Frankreichs hält und trägt den einzelnen, die nationale Ehre geht ihm über alles. Das französische Volk hält sich für berufen, die geistigen Güter der lateinisch-französischen Kultur zu wahren und zu schützen: Kulturimperialismus! Dazu fühlt sich Frankreich — trotz aller Gegenströmungen — als „fille aînée de l'Eglise", als Hort des echten Katholizismus: eine ungeheure Spannung zwischen Glauben und raison! In der Action française stehen bald katholische, bald monarchistische, bald militaristische Interessen im Vordergrund. Diese Bewegung fand in mancherlei Hinsicht ihre Ergänzung in der Seelengemeinschaft des Glaubens und der Liebe, in dem demokratisch-sozialen Freundschaftsbunde des Sillon. Vgl. dazu H. Platz, *Le Sillon*, *Hochland* 1911.

Kunst und Wissenschaft sind den Forderungen der Klarheit und Systematik unterworfen. Für das Gebiet der Kunst prägt man das Wort: l'art pour l'art. Die klassische Tragödie fügt sich der Forderung der drei Einheiten. Man vergleiche dazu die „innere Logik" der gotischen Kirchen mit der Umbildung und Verinnerlichung, die dieser Stil in Deutschland erfahren hat. Die Kunst kämpft gegen die Bindungen der Vernunft, von Zeit zu Zeit durchbricht die Phantasie die beengenden Schranken, aber immer werden die Zeiten der „Romantik" als unfranzösisch empfunden oder gar als Krankheit; vgl. Pierre Lasserre, *Le romantisme français,* Paris 1907. Der erste neuere Philosoph Descartes schreibt seinen *Discours de la méthode.* Das 18. Jahrhundert, das eigentliche „klassische" Zeitalter der Franzosen, durchleuchtet alle Gebiete des menschlichen Lebens mit Verstandeshelle, durchdringt alle Kultursphären mit wissenschaftlicher Theorie; vgl. Taine's Methode! Und die Franzosen fühlen sich selbst gern als das Volk der Mathematiker.

Die Sprache weist dieselbe Abstraktheit auf (*se réjouir de: de = in bezug auf*, vgl. *sich freuen über*), dasselbe regelmässige Gepräge, dieselbe Gebundenheit: Akademie. Kennzeichnend ist die Bestimmtheit der Wortbedeutungen, der Beziehungsmittel; Eindeutigkeit und Klarheit der festen Wortstellung: lineare Anreihung der Worte (vgl. deutsche Satzverschlingung! auch Elise Richter, *Studie über d. neueste Französisch, Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. u. Lit.* 1916, und Leo Spitzer, *Aufsätse zur romani-*

schen Syntax u. Stilistik, Halle 1918, S. 281 ff.). Die Sprache der Kunst, der Vers, wird von derselben Logik beherrscht trotz aller Wandlungen, die der symmetrische Aufbau des Alexandriners durchgemacht hat.

Zu dieser Vorliebe für Regelung und Systematik gesellt sich die Neigung zur Analyse und Abstraktion. Typische Beispiele sind die Dramen Corneilles und Racines, sowie auch Molières. Der Inhalt der Dramen ist die Klärung eines Begriffes, einer Idee: Vaterlandsliebe, Ehre, Glaube, Gnade bezw. Liebe, oder auch die Darstellung eines Typus: der Geizige usw. (vgl. auch besonders die Gedichte von Théodore de Banville und Leconte de Lisle). Die reiche Mannigfaltigkeit des Inhalts tritt zurück hinter der Durchsichtigkeit der Form: Klarheit des Aufbaus, Antithetik des Dialogs! Welche Experimente hat man auf dem Gebiete des Romans gemacht! Ich erinnere beispielsweise an die Anlage des *Disciple* von Bourget. Die Franzosen sind Meister der kritischen Analyse: Renan, Taine, Sainte-Beuve, Nisard, Brunetière, Faguet, Lemaître, Sarcey u. a. Dieselbe Eigenart durchweht die anderen Gebiete der Künste. Paula Modersohn berichtet in ihren Briefen und Tagebuchblättern, welchen Eindruck die französische Malerei auf sie gemacht hat: Herauslösung des Wesentlichen aus dem Zusammenhang des Ganzen. Die Ausführung und Vollendung des Details ist Nebensache. Und die Entwicklung der Malerei hat uns gezeigt, dass man auch hier liebt „de conduire un principe jusqu'à ses conséquences les plus lointaines“ (Fouillée). In der theoretischen Erwägung hat man die Technik bis zum Kubismus vorgetrieben.

Der Hang zur Analyse führt leicht zum Skeptizismus und zur Ironie, zeitweise zum Pessimismus (Dekadenz!). Der Franzose wendet sich noch immer gern dem Neuen zu: Mode! Das Gefühl für das geschichtlich Gewordene, die Achtung vor dem Alten ist recht gering trotz eines bestimmten Konservatismus. Er zweifelt an Wissenschaft und Religion; er vertraut den Tatsachen und der Erfahrung nicht. Er spottet des Fremden und des Eigenen, der anderen und seiner selbst mit feiner, bisweilen mit bissiger Ironie. Dieser leichtbeschwingte esprit durchweht die ganze französische Literatur, die geistvolle Prosa (Voltaire!), den Roman von Rabelais und Montaigne bis A. France und unsere Tage, das Drama (Molière!). Das Ringen von Pessimismus (Romantik und Kirchenfeindlichkeit) einerseits und Traditionalismus

(Klassizismus und Katholizismus) anderseits nach 1871 und der nationale Umschwung um 1890 gestatten eine tiefe Einsicht in die Psyche der Franzosen.

Können wir alle diese Einzelheiten dem französischen Intellektualismus und Rationalismus unterordnen, so durchkreuzt und verbindet sich mit dieser Grundhaltung des Geistes ein anderer Wesenszug: das Streben nach Rhythmus und Harmonie, die Verehrung des schönen Scheins, der Hang zur grossen Geste. Individuell äussert sich dieser Aesthetizismus in der Freude an der persönlichen Selbstdarstellung des Franzosen in der Gesellschaft, in der Anmut und Zierlichkeit der bewegten Form. Kollektiv findet derselbe Zug seinen Ausdruck in der Selbstdarstellung der Gesamtheit, d. h. in der Repräsentation der Staatsidee.

Fragen wir auch nach der Intensität und dem Ablauf seines Wertstrebens, so fällt uns das Plötzliche, das Stosshafte auf, die schnell emporlodernde Erregbarkeit und Leidenschaft des Franzosen, die grausam alles versengen und zerstören kann (Reformen, Kriege, Revolutionen). So reisst der französische Elan als Massensuggestion alles mit sich fort. Da ist der Franzose in seinem Element, da fühlt er sich wohl. Anderseits drückt ihn die Einsamkeit. Nous ne pouvons consentir à penser seuls, à sentir seuls, à jouir seuls (Fouillée); und ebenso Brunetières Charakteristik des Franzosen: social, sociable.

Was sollen wir unserer Jugend demnach bieten für das Verständnis des französischen Geistes? Ed. Wechssler, in dieser *Zeitschr.* 22 (1923), unterscheidet in weitgehender Uebereinstimmung mit den obigen Ausführungen drei Arten französischen Stils:

a) Der witzig-ironische Stil des Witzworts und des Spottverses. Unter diesem Gesichtspunkt sind gerade die kürzeren Gattungen vorzuziehen: Aphorismen und Sinnsprüche (La Rochefoucauld), Anekdoten, Novellen und Skizzen (Taine, France).

b) Der rhetorisch-pathetische Stil im Heldendrama und Heldenepos, in der Kanzelrede und der hohen Geschichtserzählung, in der erhabenen Lyrik. Unter diesem Gesichtspunkt ist die klare Kunstprosa allerdings vorzuziehen der gespreizten Rhetorik der Poesie. Doch wird uns gerade Corneille und Racine, ebenso Hugo in diese Seite französischen Wesens einen tieferen Einblick gewähren.

c) Der anmutig-natürliche Stil des geistreich-gefälligen Verkehrs. In dieser Hinsicht kommen in Betracht Lustspiele

(Molière, Beaumarchais, Scribe, Sandeau, Musset und Rostand) Fabeln (Lafontaine), Briefe (Madame de Sévigné, Madame de Staël, Stendhal, Mérimée, Flaubert), Portraits (La Bruyère), Memoiren (Saint-Simon).

2. Ich stelle diesen Ausführungen die Struktur des englischen Volkscharakters an die Seite und möchte versuchen, gerade die Andersartigkeit des englischen Typus herauszustellen.

Während der Franzose dem Abstrakten, der Theorie zuneigt, ist der Engländer der Mann der praktischen, nüchternen Erfahrung. Er liebt es nicht, die Welt der Erscheinung in Gesetz und Regel zu bannen oder gar die Gegenstände der Erfahrung doktrinär zu vergewaltigen, sondern er hat eine naive — nicht objektiv-wissenschaftliche — Achtung vor dem organisch Gewordenen, vor der Tatsache. Als Politiker und Kolonisator lässt er den selbständigen bezw. abhängigen Kolonien, Dependencies, Protektoraten und Interessensphären möglichst ihre Eigenart und passt sich den Gegebenheiten des Lebens an. Auf anderen Gebieten der Kultur ist man dem Normieren und Ausgleichen ebenso abhold. Das common law ist durch Gewohnheit und richterliche Entscheidung fixiert. Man geht der Kodifizierung des Rechts aus dem Wege, greift gern auf leading cases zurück und vermehrt das Chaos des durch Parlamentsakte (statutes) abgeänderten Rechts von Jahr zu Jahr. Ein noch bunteres Bild zeigt das Bildungswesen. Man kennt keine „Einheitsschule“, keinen systematischen Aufbau des Schulwesens; Lehrplan und Unterrichtsmethode erfreuen sich der grössten Freiheit (Individualismus!). Dem entspricht in religiöser Hinsicht das weitverzweigte Sektenwesen. In der Philosophie bekämpft man die Idee (Locke, Hume). In der Wissenschaft deduziert man nicht aus einem allgemeinen Satz, sondern geht induktiv von den Tatsachen aus (Hume ist Schotte, Berkeley ist Ire, und Ricardo, der Begründer der theoretischen Nationalökonomie, entstammt einer zugewanderten Familie). Man fragt immer nach dem praktischen Nutzen der theoretischen Forschung: Pragmatismus (W. James). Der nüchterne Sinn des Engländers und des Amerikaners ist der Sphäre der Imagination nicht günstig. Daher gedeiht die Kunst nicht. Nur auf dem Gebiet der Poesie ist England schöpferisch. Aber aus dem Streben nach „Ueberkompensation“ gibt sich der nüchterne Geschäftsmann nach dem kalten, aufreibenden Geschäftstreiben gern dem Genuss der Musik und des Theaters hin, wenn

auch die Kraft zu ernster Kunstpflege nicht mehr ausreicht. Auch die Sprache zeigt dieselbe Schonung des Individuellen und Besonderen. Mit Achtung und Scheu werden die historisch gewordenen „Ausnahmen“ und „Unregelmässigkeiten“ der Schreibung, der Syntax (der Formen- und der Beziehungslehre) gewahrt gegenüber ausgleichender Analogie. Und praktisch ist wiederum die ganze Lebensführung und Lebenshaltung: Einteilung des Tages, die Kleidung, Tischsitten, das Essen, das gesellschaftliche Leben.

Statt des Hanges zur Analyse und Abstraktion finden wir die Verehrung des common sense und des tatkräftigen Handelns: Puritanismus. Keine Ideen, keine Schlagworte, sondern die Tat! Im Spiel der zielfreien, aber zweckvollen Betätigung führt diese Neigung zur Pflege des Sports, in dem zielvollen Handeln zur Eroberung der Welt durch den Kaufmann. An die Stelle eines systematischen und bewussten Lebensplanes tritt ein instinktsicheres Handeln und der instinktive Genuss des nüchtern-behaglichen Daseins. Die Erziehung ist auf das Ganze des wollenden und handelnden Menschen gerichtet, brain und brawn! Trotz der Mannigfaltigkeit des Bildungswesens ist das bunte Durcheinander zu einer Einheit des Zieles zusammengeschlossen: das Persönlichkeitsideal des gentleman. Der Wirklichkeitssinn der Engländer hat ein individuelles und nationales Ethos hervorgebracht, das allen seinen Ansprüchen in allen Lebenslagen gerecht wird. Im Anschluss an Gedankengänge des alten Testaments und Calvins Lehre hat der Engländer den Beweis seiner Vorbestimmung und des Erwähltseins durch sittliche Leistungen im Diesseits zu erbringen: Puritanismus! Zur Ehre Gottes vermehrt er den nationalen — und den eigenen — Besitz, denn Besitz ist Heiligtum. Zur Ehre Gottes breitet er die englische Staatsform und Freiheit über die Welt aus: Britischer Imperialismus. Dazu bedarf es des unbedingten Selbstvertrauens, der unbedingten Selbstbeherrschung des Führers, der seine Triebe und Leidenschaften zu mässigen weiss. Um wirken und schaffen zu können, muss man gesund sein. So gewinnt der Sport, ein Ausfluss ritterlichen und humanistischen Denkens, die spezifische Körperbetätigung des Machtmenschen, unter diesem Gesichtspunkt eine andere Bedeutung. Statt der unfruchtbaren Spekulation fröhn er einem ethischen Utilitarismus: J. Bentham (the greatest happiness of the greatest number), J. St. Mill! Das für den Augen-

blick Nützliche und Zweckmässige muss nachträglich ethisch begründet werden: Moralisieren.

Im Gegensatz zum Skeptizismus, zur Ironie und zur Neuerungssucht der Franzosen steht in England die Verehrung des Alten und Ueberlieferten auf allen Gebieten. Eine eigenartige Verknüpfung konservativer und demokratischer Gesinnung! Im geistigen, gesellschaftlichen und religiösen Leben wird alt Ueberkommenes ängstlich und fromm gehütet. Das Neue rechtfertigt sich nur als getreue Fortsetzung des Alten. Der geistvoll zugespitzten Dialektik der Franzosen entspricht der englische Humor (Dickens, Wells) und ein Hang zur Sentimentalität (Tagesliteratur!).

In soziologischer Hinsicht herrscht der persönliche Individualismus (Geschichtsschreibung! Malerei: Portrait!) oder besser die Differenziertheit des Pluralismus: nicht die Selbstdarstellung der schönen Pose, sondern die germanische Sonderung innerhalb der Gemeinschaft, die Zwanglosigkeit der „geschlossenen Gesellschaft“. Der Pluralismus wirkt sich aus in der Gruppenbildung der Gesellschaft (Klubs!), der Kirche (Sekten!) und der Familie (Familienegoismus, Kult der Kinderstube!). Demnach ist auch die staatliche Zusammenfassung der Nation nur ein Mittel zum Zweck: Förderung der Wirtschaft, des Handels. Es besteht eine grosse Abneigung gegen State-interference; alles Heil wird erwartet von Liberty und Self-help: Friendly societies der Arbeiter!

Werfen wir auch einen Blick auf die Intensität und den Verlauf des Wertstrebens und Wertwirkens, so tritt an die Stelle des französischen élan die zähe Energie der sich rücksichtslos durchsetzenden Persönlichkeit. —

Derartige Betrachtungen wollen und können nichts anderes sein als das rationell entworfene Koordinatensystem, auf das der unendliche und nicht auszuschöpfende Reichtum des flutenden Lebens in der Abstraktion bezogen ist. So lassen sich koexistierende Gesetzlichkeiten der „inneren Form“ herausarbeiten, da sich ja jedes Volk unter qualvollen inneren und äusseren Kämpfen erst zu dem hindurchringt, was es seinem Wesen nach ist. Geschichtlich ist alles seelische und geistige Leben Englands (Schottlands, Irlands — des Imperiums, Amerikas!) im ewigen Fluss begriffen, es durchdringt sich in wechelseitiger Befruchtung: Germanentum mit keltischem und normannisch-

romanischem Einschlag (das ritterliche Ideal!), die sich durchkreuzenden Ausprägungen des Christentums (vgl. z. B. Puritaner, Methodisten, Quäker!), Anregungen im geistigen Verkehr der Völker: Humanismus, Klassizismus, Romantik. Und welche Entwicklungslinie zeigt selbst das einzelne Individuum! Man vergleiche den jüngeren und älteren Milton, den jüngeren und älteren Carlyle!

Es entsteht nun auch hier die weitere Frage, welche Seite spezifisch englischen Geisteslebens wir den Schülern besonders zum Verständnis bringen sollen. Ich meine, es sollten besonders folgende Hauptzüge der kulturellen Entwikelung Grossbritanniens herausgearbeitet werden:

a) Der britische Imperialismus. Es sind daher zu lesen oder wenigstens im Unterricht heranzuziehen Historiker wie Macaulay (z. B. *Indian Essays*) und Froude (*Oceana*) ausser dem in erster Linie stehenden Seeley. Dazu treten Dichter und Schriftsteller von Milton bis Kingsley, Kipling und Meredith. Neben der oben angegebenen Literatur verweise ich hier auf Salomon, *Der britische Imperialismus*, Leipzig 1916, und *Das Problem d. Organisation d. brit. Weltreichs,* Halle 1921; auf Hatschek, *Brit. und römisches Weltreich*, München 1921, und die guten Aufsätze von Karl Ehrke, *Neuere Spr.* 1923 und 1925.

b) Die innerpolitischen Auseinandersetzungen. Einen Einblick gewähren die grossen Historiker; ausser den bereits erwähnten auch Green und Lecky; empfehlenswert sind Teubner, kleine Auslandstexte; daneben noch Biographien und vor allem Parlamentsreden vom älteren Pitt an bis auf Austin Chamberlain. Vor allem kommen die Schriften von Mill, Carlyle und Ruskin in Betracht sowie der historische (Dickens, Scott) und der gesellschaftliche Roman (s. u.!).

c) Die literarischen Schöpfungen, vor allem auch die Ballade und das Volkslied, Sagen und Märchen. Wie man im Französischen neben den literarischen Grössen auch neuere wie Ed. Rostand, Ch. Peguy, G. Duhamel, P. Claudel, R. Rolland, H. Barbusse, J. Romain, A. Gide nicht unerwähnt lassen kann, wird man auch im Englischen, um in das geistige und namentlich gesellschaftliche Leben einzudringen, neben den bedeutendsten Denkern und Dichtern[1]) gelegentlich heranziehen bzw. lesen:

[1]) Es war allgemein die Forderung erhoben worden: auf der Oberstufe müsste eine jede Generation im Laufe der Zeit gelesen haben:

Thackeray, Galsworthy *(Strife* — Hauptmanns *Weber!)*, Hardy, Shaw, Wilde, Wells und Meredith; als amerikanische Schriftsteller Hawthorne, Mark Twain, Bret Harte.

3. Vergleichen wir mit den gekennzeichneten Völkertypen die Struktur der deutschen Volksseele, so ersieht man, welche Bereicherung wir aus dem Studium fremden Geisteslebens schöpfen können.

Man hat behauptet, dass die deutsche Psyche eine Synthese französischen und englischen Wesens sei. Das ist falsch. Dann könnten wir das Studium der französischen und englischen Kultur schliesslich auch entbehren. Ich deute in Anlehnung an die Untersuchungen von Wundt, Worringer, Troeltsch, Steinhausen, Scheler und Natorp auf die Wesenszüge des deutschen Menschen hin.

Ihn befriedigt nicht der englische Empirismus, nicht der französische Logizismus, sondern ihn zieht es zur Metaphysik. Das Leben ist ihm ein Symbol, das er in der Intuition, in der Zusammenschau zu erfassen sucht: Vergleiche die Bedeutung der Synthesis bei Goethe (in der wirklichen Welt des Seins), bei Schiller (in der idealen Welt des Seinsollens) und bei Kant (Erkenntnistheorie!). Der Deutsche geht nicht auf das Konkrete wie der Engländer, er betrachtet die Dinge nicht sous l'aspect de l'universel wie der Franzose, sondern sous l'aspect de l'éternel. Nicht Induktion und instinktiv empfundene Zweckmässigkeit treibt ihn zum Handeln, nicht klare und deutliche Deduktion aus einer Idee, sondern er ist im wesentlichen konstruktiv. So ist ihm die Idee in sittlicher Hinsicht eine unendliche Aufgabe, und technisch liegt seine Stärke auf dem Gebiet der Organisation. Zum Wirklichkeitssinn ist er erwacht, um sich in dieser Welt

1. ein klassisches Trauerspiel, womöglich auch ein Lustspiel (Shakespeare — Corneille, Racine; Molière),
2. eine Erzählung (Dickens, G. Eliot, Kipling, Stevenson. — Vigny, Mérimée, Balzac, Daudet, France, Zola, Loti);
3. die wichtigste lyrisch-epische Dichtung (Milton, Percy, Macpherson, Burns, Byron, Shelley, Keats, Wordsworth, Tennyson, Browning. — La Fontaine, A. Chénier, Chateaubriand, Lamartine, Vigny, Hugo, Musset, Leconte de Lisle, Prudhomme, Heredia, Baudelaire, Verlaine);
4. eine kulturhistorische und wenn möglich auch eine kritisch-philosophische Schrift (Seeley; J. St. Mill, Spencer, Arnold, Carlyle, Ruskin. — Rousseau, Voltaire, Guizot, Taine, Seignobos).

Im Englischen sollte auch die amerikanische Literatur nicht unberücksichtigt bleiben (Irving, Emerson, Longfellow, Whitman).

behaupten zu können — trotz seines Unendlichkeitsstrebens. An die Stelle englischen Humors, französischen esprits tritt deutsche Phantasie und deutsches Gemüt. Religion wird zur Religiosität. — Die nationale Einheit des Staates kommt nicht im Streben nach Macht und Herrschaft, nicht nach Ehre und Ruhm zum Ausdruck, sondern offenbart sich im Pflicht- und Ordnungssinn.

Der Verlauf des Wertstrebens zeigt eine Dynamik übersprudelnder Kraft, die immer die Form zu zerbrechen droht, zumal das Suchen und Drängen nach Erlösung in der Endlichkeit niemals seinen Abschluss finden kann. Die ruhelose Aktivität des Deutschen, das unbefriedigte Gefühl des Unvollendeten und Unausgeglichenen mag seine Hinneigung — leider oft sklavische Nachahmung! — zum fremden Volkstum begründen, wo er Anregung und Befriedigung zu finden glaubt, — wie ja der Romantiker in seiner Einmaligkeit, in seiner Einzigkeit und Vereinzelung in stiller Sehnsucht hinblickt auf die Idee und das Vorbild des klassischen Menschen in seiner zeitlosen, abgeschlossenen Vollendung.

So kann uns die Vertiefung in fremdes Volkstum wohl Ergänzung und Bereicherung unseres eigenen Wesens geben. Dabei dürfen wir aber nicht stehen bleiben. Alle Anregungen müssen voll verarbeitet — und überwunden werden. Es steckt eine tiefe Wahrheit in der Mythe, die uns von Antäos berichtet. Nur aus dem heimischen Boden schöpfen wir zuguterletzt die Kraft unseres eigensten Wesens, den Glauben an uns selbst und an die sittliche Aufgabe unseres Volkes. —

Diese Art, die geistige Grundhaltung der Völker in ihrer strukturellen Gesetzlichkeit herauszuarbeiten, hat nichts zu tun mit der noch immer herrschenden Neigung, die Zusammenhänge eines Ganzen zu zerpflücken (Atomismus!); statt dessen ist der Blick immer wieder auf das Ganze zu lenken (Konzentration!), auf die Einheit fremden Volkstums und auf seine Beziehungen zum Deutschtum. Auch das Stoffprinzip (Materialismus!) hat zurückzutreten, da ja gerade die geistigen Wechselwirkungen zwischen den Völkern zu erfassen sind. Die mechanistische Weltanschauung wird ergänzt durch die teleologische Betrachtungsweise, die in dem Menschen ein auf die Verwirklichung von Werten gerichtetes Kulturwesen sieht. Wenn man weiterhin dem Intellektualismus dadurch entgehen wollte, dass man das grosse Allheilmittel im „Erleben“ entdeckt zu haben glaubte, so ist nunmehr

über das Erleben hinaus zum Verstehen sinnvoller Zusammenhänge (der Sukzession und der Koexistenz) vorzustossen; das subjektive Erleben geht über in das objektive Verstehen (Humanität!). Dies erhebt Anspruch auf Allgemeingültigkeit, insofern es auf der Uebereinstimmung alles Kulturhaften in den Grundlinien beruht.

Das Verstehen bedeutet aber auch für den auf Werte gerichteten Kulturmenschen ein aktives Verhältnis („Bildung") zu den geistigen Gütern, namentlich zu der Kultur des eigenen Volkes. So wird das bloss theoretische Verstehen zum Schaffen am eigenen Volkstum, zur nationalen Tat!

Marburg (Lahn). Ernst Otto.

Zu den neuen preussischen *Richtlinien* für den neusprachlichen Unterricht.

Soeben sind die neuen Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preussens erschienen. Dass sie etwas nach Beginn des Schuljahres herauskamen, ist kein Schade, da sie, auch wenn sie vor Ostern erschienen wären, doch höchstens rein äußerlich bei Beginn des Unterrichts hätten in Wirksamkeit gesetzt werden können; bieten sie doch gegenüber dem bisherigen Betrieb eine solche Fülle des Neuen, so viele wertvolle Anregungen in methodischer und sachlicher Hinsicht, daß selbst die etwa drei Viertel Jahr lange Frist zur Ausarbeitung der Sonderlehrpläne nicht ausreichend erscheint, um wirklich den neuen Gedanken eine im einzelnen ausgeprägte Form zu geben. Diese Anstaltslehrpläne werden auch nur vorläufig sein können und werden immer erneuter Prüfung bedürfen, was natürlich nur von Vorteil ist, da es eine Erstarrung verhindert.

Infolge der Typenbildung ist eine Verschiebung in der Beziehung der einzelnen Schulgattungen zu den neuen Sprachen dadurch eingetreten, dass an die Stelle der Oberrealschule, die bisher die meisten neusprachlichen Stunden hatte, das Reformrealgymnasium getreten ist. Es ist jetzt d i e neusprachliche Anstalt. Es ist zu begrüssen, dass bei einer Schulgattung die neuen Sprachen zum Hauptträger des Bildungsgedankens bestimmt sind; und es sieht so aus, als ob das Ref.-Rg. die Schule der Zukunft werden sollte, denn schon sind die Realgymnasien dabei, sich diese neue Form zu geben; ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich auch für viele Oberrealschulen eine ähnliche Entwicklung voraussehe.

Das hängt damit zusammen, dass das Bildungsideal dieser Anstalten in weiten Kreisen unseres gebildeten Bürgertums als das empfunden wird, was heute erstrebt zu werden verdient: eine im besten Sinne humanistische Bildung der Jugend dadurch, dass sie unsere deutsche Gegenwartskultur in ihrem Wesen und ihren

geschichtlichen Werden erfassen lernt. Dazu dienen die neuen Sprachen, die eine zwiefache Aufgabe lösen können; die, das Werden unserer neuen Zeit seit ihrem Beginn im 17. Jahrhundert verstehen zu lehren und in das Verständnis des Lebens der Völker einzuführen, mit denen wir es heute politisch und wirtschaftlich in erster Reihe zu tun haben. Dazu kommt noch die praktische Bedeutung des Erlernens zweier Sprachen, mit denen man heute ziemlich durch die ganze Welt kommt.

Wenn wir die weitgehendsten früheren Lehrziele und die damit zusammenhängenden Lehraufgaben der neuen Sprachen mit den heutigen vergleichen, so sehen wir den gewaltigen Fortschritt. Jeder kann die Fassungen selbst nachlesen; ich will sie hier nicht wiederholen. Scharf herausgesagt: früher wurden Kenntnisse, Wissen, oft nur Fertigkeiten erstrebt; jetzt Erkenntnis, Können, die Fähigkeit, das fremde Leben und Wesen zu erschauen. Und zwar gilt das für den neusprachlichen Unterricht auf allen Schulen. Nicht mehr die Sprache selbst steht im Vordergrund, sondern sie ist nur Vermittlerin tieferdringender Betrachtung, und Grammatik wie Lektüre erstreben den Einblick in das Leben des fremden Volkes. Die Kunde von der fremden Kultur an sich und zum Zweck eines tieferen Verständnisses der deutschen Kultur ist das Ziel. Dabei ist der Erwerb einer gewissen Fähigkeit, die fremde Sprache zu handhaben, selbstverständliches Ergebnis der Art des Sprachenbetriebs; davon wird noch zu reden sein.

Die Stoffauswahl wird bedingt durch dieses Lehrziel im Verein mit dem Gedanken der Konzentration. Dieser Gedanke ist überhaupt einer der Grundgedanken der ganzen Reform. Während früher die Konzentration nur innerhalb des neusprachlichen Unterrichts, besonders auf der Oberstufe, gefordert wurde, ist sie in dem Sinne, wie sie in den Richtlinien auftritt, seit langem das immer erneute Bestreben derer, denen es nicht um Vielseitigkeit, wohl aber um innere Einheit und Tiefe der Bildung zu tun war. Ihre Verwirklichung ist schwer zu erreichen; in erster Reihe wird sich das Gesicht der Konferenzen gänzlich ändern müssen. Wenn die geforderte und nötige Arbeitsgemeinschaft der Lehrer zur Tatsache werden soll, werden wir unsere Konferenzen wirklich zur Stätte eines lebhaften Meinungsaustausches machen müssen, zu einer Art von *debating club* im besten Sinne, bei dem kurze Referate und Leitsätze die Grundlage der Aussprache bilden. Erst dann wird die in den Richtlinien angeregte gemeinsame Arbeit vieler Fächer an einer Aufgabe möglich sein; erst dann wird es möglich sein, dass Gedanken und Erkenntnisse des Einzelnen der Gesamtheit bekannt werden; erst dann wird man auch in die Fähigkeiten und Sonderbegabungen des einzelnen Kollegen einen Einblick bekommen. Ergänzt müsste das werden durch häufige gegenseitige Besuche im Unterricht; hierzu muss aber leider gesagt werden, dass bei

25 Wochenstunden des grössten Teiles der Lehrerschaft diese Besuche praktisch unmöglich werden, da einfach der Stundenplan dafür keinen Raum lässt.

Die Lehrpläne geben eine Fülle von Anregungen der gegenseitigen Verknüpfung der Fächer; es ist hier unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen. Insbesondere sind die Lehrpläne der Kernfächer und der künstlerischen Fächer von jedem genau durchzusehen, und den dort gegebenen Anregungen ist nachzugehen. Dabei ist aber eins zu beachten: die Richtlinien betonen selbst, dass der Versuch, sämtliche zur Auswahl gestellten Stoffgebiete, also auch sämtliche Konzentrationsmöglichkeiten, heranzuziehen, im schärfsten Gegensatz zu dem Geist der Reform stünde. Damit würde eine solche stoffliche Ueberfülle, ein solches schematisches Herunterraspeln aller Unterrichtsgegenstände eintreten, dass eine Vertiefung und Anpassung an die Kräfte der jeweiligen Lehrenden und Lernenden unmöglich wäre. Daher geben die Richtlinien volle Bewegungsfreiheit im Stofflichen.

Der Gedanke der Konzentration allein kann überdies in einer gewissen Beziehung zur Einseitigkeit führen. Soweit er den sogenannten Querschnittunterricht fordert, ist er unzweifelhaft fördernd; soweit er aber eine möglichst weitgehende Unterordnung aller Bildungsstoffe unter die führenden Fächer eines Schultyps fordert, ist er nicht unbedingt anzuerkennen. Hier wird sich ein anderer Gedanke durchsetzen müssen, der der Ergänzung. Ich denke dabei vornehmlich an das Ueberwiegen des mathematischen Geistes an der Oberrealschule. Hier haben die Sprachen und das Deutsche meiner Meinung nach eine wichtigere Aufgabe als die der Unterstützung der führenden Fächer, nämlich die, der abstrakt-logischen Richtung dieser Fächer ein Gegengewicht durch die Betrachtung des irrationalen Lebendigen zu bieten und so die Schüler vor einer mechanisierenden Auffassung der Dinge zu hüten.

Zur Stoffauswahl sind sehr eingehende Vorschläge gemacht worden. Spätestens von UIII ab soll zusammenhängende Lektüre getrieben werden. Mit den Vorschlägen für die Mittelstufe wird man sich einverstanden erklären können und es besonders begrüssen, dass entschieden gegen die rein lehrhaften Bücher vorgegangen wird; nur wird im Englischen das Ausfindigmachen eines leichteren Dramas für diese Stufe schwierig sein.

Auf der Oberstufe tritt der historische Untergrund der Gegenwartskultur, das 17. und 18. Jahrhundert, meiner Meinung nach zu sehr hervor. Freilich wird auch das 19. Jahrhundert, ja die Gegenwart betont. Aber das schwächen die Richtlinien selbst ab, wenn sie sagen, dass die Klärung des jugendlichen Geistes besser durch die erprobten Meisterwerke als durch Erzeugnisse geschehe, zu denen uns noch der nötige Abstand fehle. Und sie lassen ausser acht, dass die Beschäftigung mit der älteren Literatur der bisher herrschende

Zustand ist und dass es deshalb gilt, das Neue, noch Ungewohnte, scharf im Gegensatz dazu herauszustellen. So, glaube ich, wird die Beschäftigung mit den älteren Epochen, die zwar der historischen Kulturkunde und insbesondere der Deutschkunde nützlich ist, weiterhin im Vordergrunde bleiben, zum Schaden der Kunde von der Gegenwartskultur des fremden Volkes und der Uebung in der idiomatischen Gegenwartssprache. Es ist im Englischen schon ein Unterschied, Vorkriegs- oder Nachkriegsprosa zu lesen; es ist ein gewaltiger sprachlicher Unterschied zwischen Dickens oder Thackeray und Shaw. Hier scheinen die Richtlinien auch in dem Nebeneinander der Namen nur den Inhalt und Gehalt, nicht die sprachliche Form zu beachten. Da wird also vieles nachzuprüfen und zu ändern sein. Es ist erfreulich, dass der früher alleinseligmachende Macaulay nicht mehr genannt wird und neue, vielen sicher ganz unbekannte Namen (Collar, Dilke) auftauchen. Wir werden alle viel zu lesen haben, um allen Anregungen der Richtlinien gegenüber Stellung nehmen zu können.

Das kann hier auch nicht versucht werden. Nur sollen Vorschläge zur Stoffverteilung in den Oberklassen gemacht werden. Es ist unbedingt notwendig, dass in OI nur 19. und 20. Jahrhundert im Lektüreplan erscheinen, um der Konzentration, der Gegenwartskulturkunde und der sprachlichen Ausbildung willen. (Es ist übrigens erfreulich, wie oft Wilde und Shaw[1]) — man sollte noch H. G. Wells hinzufügen — und Anatole France genannt werden.) Auf der anderen Seite ist das 17. Jahrhundert, die französische Klassik, Shakespeare und Milton, bis spätestens in das erste Halbjahr der UI zu verlegen, und zwar aus denselben Gründen. Sprachlich können wir unsere Schüler doch nicht für Shakespeare vorbereiten; er erfordert ein wissenschaftliches Spezialstudium. Sprachlich lernen können sie aus ihm auch nichts. Es ist deshalb am besten, ihn in einer möglichst eingehend und fortlaufend erläuterten Ausgabe zu lesen, damit die Schüler möglichst unbelastet zum Genuss der Form, zur Freude am Inhalt und zur Ausschöpfung des Gehalts kommen. Dem Konzentrationsgedanken nach gehört er an das Ende der OII und an den Anfang der UI. An die erstgenannte Stelle versetzt ihn auch der Lehrplan für Deutsch am Gymnasium; also ist kein Grund einzusehen, warum er im fremdsprachlichen Lehrplan nicht an derselben Stelle eingereiht werden sollte. Aehnliches gilt für die französische Klassik, wenn sie auch sprachlich noch lebendiger ist.

Die freien Arbeitsgemeinschaften werden zur Vertiefung und Ergänzung des neusprachlichen Unterrichts gerade nach der Seite der historischen Kulturkunde hin sehr nützlich sein können. Deshalb sollten wir Neusprachler an allen Realanstalten nachdrücklich dafür

[1]) Leider ist es nicht möglich, eins oder das andere seiner Dramen in einer kommentierten Schulausgabe herauszubringen: *Mr. Shaw dislikes school-editions,* wie er mir auf eine Anfrage mitteilen liess.

eintreten, dass uns stets 2 Stunden dafür zur Verfügung stehen, die etwa halbjährlich abwechselnd für Französisch und Englisch verwendet werden.

Wie in der Zielsetzung und Stoffauswahl entsprechen die Richtlinien auch in der Methode den Gegenwartsforderungen und -anschauungen, wie sie in Berlin 1924 in den Hübnerschen Leitsätzen zum Ausdruck kamen. Der Einfluss von Ottos Methodik ist deutlich zu spüren. Ein Unterricht nach diesen Richtlinien wird die geforderte Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck sozusagen als selbstverständliches Ergebnis haben, nicht als besonderes Ziel; das ist auch ganz im Sinne der Hübnerschen Leitsätze. „Grundsätzlich" ist die Fremdsprache die Unterrichtssprache; das heisst, so weit als möglich, wie Hübner es selbst auslegte. Bemerkenswert ist, dass die Richtlinien mit Hübner darin übereinstimmen, dass ein Uebungsbuch für die Mittelstufe, spätestens von UIII ab, nicht mehr zugelassen wird; bemerkenswert deshalb, weil der Neusprachlertag in Berlin diese These Hübners strich. Ich kann nur sagen, dass ich mich davon überzeugt habe, dass es ohne Uebungsbuch geht und gut geht, wenn auch sicherlich für die Gewinnung und Sicherung des Wortschatzes ein Uebungsbuch nützlich ist. Uebrigens erscheint in den Richtlinien von der Mittelstufe an ein sachlich geordnetes Prosalesebuch neben der Lektüre und der Gedichtsammlung, das bisher selten und nur auf der Oberstufe benutzt wurde.

Bei den schriftlichen Arbeiten ist die Hinübersetzung zur Prüfung grammatischer Sicherheit ganz verschwunden; Uebungen im Hinübersetzen können als Gipfelleistung auf der Oberstufe die freie Wiedergabe eines nicht zurechtgemachten Textes erstreben. Alle schriftlichen Klassenarbeiten sollen überhaupt eher Uebungs- als Prüfungsarbeiten sein.

Sehr lehrreich ist das über die Grammatik Gesagte; besonders auch die Betonung des Zusammenhanges zwischen Satzrhythmus, Satzmelodie, Syntax und Stilistik in den grammatischen Untersuchungen der Oberstufe. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass diese Untersuchungen nur dann Erfolg haben können, wenn von Anfang an die Tonführung in der fremden Sprache, wie es auch die Richtlinien verlangen, beachtet und den Schülern zur sicheren Gewohnheit wird. Ganz abwegig ist aber der sicher von keinem Neusprachler herrührende Gedanke in den methodischen Bemerkungen zur Mathematik, dass zwischen der logischen Seite der Mathematik und der grammatischen der Sprachen eine enge Verwandtschaft bestehe; gerade das Gegenteil ist der Fall, und selbst im Lehrplan der alten Sprachen ist nirgends mehr von dem formallogischen Bildungswert der Grammatik die Rede.

So bieten die Richtlinien in allem Wesentlichen ein erfreuliches Bild des Fortschritts. Aber sie setzen zu ihrer Verwirklichung voraus, dass äussere Hemmungen wegfallen, wie sie gegenwärtig in

den allzu vollen Klassen und in der allzu hohen Stundenzahl der Lehrer liegen, die noch dadurch indirekt erhöht wird, dass bei der auf der Oberstufe besonders geringen Stundenzahl des einzelnen Faches mehr Klassen und damit mehr Korrekturen auf jeden Lehrer entfallen als früher. Es muss gesagt werden, dass es methodisch richtig, aber praktisch bei 55 Sextanern unmöglich ist, sich im Ausspracheunterricht mit jedem einzelnen Schüler genügend zu befassen. Das gilt natürlich für andere Dinge, z. B. die Ueberwachung der Uebungen, ebenso, und zwar auf allen Klassenstufen. Daran müssen der beste Wille und die grösste Arbeitskraft sich zerreiben. So muss auch hier mit Nachdruck auf die grundsätzlichen Entschliessungen des Berliner Neusprachlertages hingewiesen werden.

Hirschberg i. Schl. Walther Preusler.

Zur Durchführung der *Richtlinien* im neusprachlichen Unterricht.

Mit dem Erscheinen der *Richtlinien* bricht ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte der preussischen höheren Schulen und damit auch des neusprachlichen Unterrichts an. Alle Erfahrungen und Wünsche, die in zwei Jahrzehnten aufgespeichert worden sind, werden nunmehr gesammelt und gesichtet in eine Form gegossen, als Wegweiser aufgestellt, dem der Unterricht bis auf weiteres zu folgen hat. Ich war noch nicht im Amt, als die Lehrpläne von 1901 erschienen; aber ich habe als Soldat die Umwälzungen erlebt, die das Exerzierreglement von 1906 und die neuen Ausbildungsvorschriften während des Krieges brachten. Der Vergleich mit jenen militärischen Vorgängen liegt jetzt nahe. Ich erinnere mich noch lebhaft der Offiziere, die sich an die neuen Kommandos und Bewegungen nicht gewöhnen konnten, und der zahlreichen Ausbildungskurse, die während des Krieges zum Umlernen eingerichtet wurden. Aehnliches wird sich jetzt in unserem Berufe abspielen. Denn ich kann nicht glauben, dass die Unterrichtsbehörde es darauf ankommen lassen wird, dass sich die Lehrenden ohne praktische Anleitung und ohne ausreichende behördliche Nachprüfung mit den neuen *Richtlinien* abfinden. Ein solches Verfahren würde freilich allen bequemen Lehrern willkommen sein, weil sie sich der lästigen Umstellung, vor allem aber den auf die Dauer erhöhten Anforderungen an ihre Vorbereitung und die Arbeitsleistung im Unterricht ungestört entziehen könnten. Selbst diejenigen, die mit Eifer an die Ausführung der neuen Anweisungen herangehen, werden übrigens jede Gelegenheit benutzen müssen, ihre Arbeitskraft zu schonen, solange erhöhte Arbeitsleistung bei der bisherigen Stundenzahl gefordert wird. Unter den Gutwilligen wird es nicht wenige geben, die mit mancher neuen Zumutung, besonders auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts vergeblich ringen und die darauf rechnen werden, dass ihnen

dieses oder jenes Verfahren von Kollegen gezeigt wird, die es bereits durchprobiert haben und einigermassen beherrschen. Die Unterrichtsbehörde wird sich vor einer Gefahr hüten müssen, die den Erziehern des Heeres von jeher bekannt war: Wer Befehle gibt oder Anweisungen erteilt, für deren stramme Ausführung nicht die nötigen Vorbedingungen geschaffen worden sind, schädigt nicht nur sein eigenes Ansehen, sondern auch den Geist und den Kampfwert der Truppe. Deshalb sorgte das Heer nicht nur für peinliche Ausbildung von Führer und Mann, sondern schulte auch die Führer gründlich für die Ausbildungsarbeit. Welchem alten Soldaten fällt da nicht das Lehrregiment ein und die sorgfältige Vorbereitung der Rekrutengefreiten bei jeder Truppe? Haben die Seminare soviel Zeit und Mühe auf die praktische Ausbildung des höheren Lehrerstandes aufgewendet? Es mag Anstalten gegeben haben, an denen die Referendare für ihre Unterrichtstätigkeit genügend angelernt wurden. Aber ebenso gewiss hat es viele gegeben, an denen einige Fächer in den Händen recht mittelmässiger Instruktoren gelegen haben. Noch viel schwerer wird es von jetzt ab sein, Lehrer zu finden, die einen Anfänger im neusprachlichen Unterricht nach modernen Grundsätzen einwandfrei anleiten können. Dabei wird man mit den Seminaren für Anfänger allein vorläufig nicht mehr auskommen. Wie das Heer das vorhandene Ausbildungspersonal auf die neuen Dienstvorschriften in besonderen Kursen umstellte, wird man jetzt Lehrgänge zur Anleitung älterer Kollegen einrichten müssen.[1]) Um deren Empfindlichkeit zu schonen und dem Ausbildenden ihr Entgegenkommen zu sichern, sollte man diese Lehrgänge zu Arbeitsgemeinschaften ausgestalten. Schliesslich wird sich die Unterrichtsbehörde auch davon überzeugen müssen, ob ihre Anordnungen im Dienst wirklich ausgeführt werden. Es ist ja in erster Linie ihre eigene Angelegenheit, ob sie die bisherige Ueberwachung des Unterrichtsbetriebes für genügend hält, um eine Reform durchzudrücken. Das zur Zeit bestehende Dezernentenwesen reicht aber zur Ueberwachung des verfeinerten Lehrverfahrens in einzelnen Fächern, besonders in den neueren Sprachen, nicht aus. Wie kann man sachgemässe Eingriffe in den neusprachlichen Unterricht von einem Mathematiker verlangen, dem die betreffende Schule zufällig unterstellt ist?

Um diese drei Aufgaben: 1. Ausbildung der Anfänger, 2. Anleitung der Aelteren in besonderen Lehrgängen, 3. Ueberwachung der Umstellung, durchführen zu können, wird sich die leitende Stelle Meister des Unterrichtshandwerks suchen müssen. Man verwechsle diese „Meister" nicht mit den „Fachberatern", die uns, wenn sie wirklich

[1]) Auf Anregung des Verfassers sind inzwischen von massgebender Seite Versuche mit solchen Kursen in Aussicht gestellt worden.

nach sachlichen Grundsätzen und nicht nur aus Rücksicht auf ihre Beförderung ernannt werden, doch wohl mehr mit wissenschaftlichem und theoretisch-pädagogischem Rate zur Seite stehen sollen. Diese Hilfeleistung hätte man übrigens den Universitätsdozenten überlassen können und die für die Fachberater geschaffenen Stellen den hier geforderten Meistern vorbehalten sollen. Man sehe sie auch nicht in den „namhaften" Pädagogen, die uns zwar aus vortrefflichen Aufsätzen und Vorträgen bekannt sind, von deren Unterrichtsbetrieb wir aber nie etwas zu sehen bekommen. Nein, Meister sollen uns ihre Kunst zeigen, die in der veredelten Lehrweise mit allen ihren Kniffen sattelfest sind. Wir wollen nicht immer nur lesen, wie es gemacht werden soll, sondern man soll es uns einmal „vormachen"!

Wie soll man aber diese Meister finden? Direktoren und Dezernenten könnten doch nur dann ernst zu nehmende Vorschläge machen, wenn sie als Fachleute über Lehrer ihres eigenen Faches zu urteilen hätten. Wie selten trifft das aber zu! Ich fürchte, dass man häufig in der Wahl fehlgreifen und den rechten Mann übersehen würde. Am sichersten würde die Unterrichtsbehörde in der Auswahl der Meister des neusprachlichen Unterrichts gehen, wenn sie einige altbewährte Führer wie Walter auf die Suche schickte. Die Auslese würde dadurch wesentlich erleichtert werden (d. h. auf eine geringe Anzahl von Anwärtern beschränkt werden können), dass diejenigen Kollegen, die Lust und Liebe zu der oben geschilderten Tätigkeit hätten, sich dazu melden dürften; denn Lust und Liebe zur Sache ist gerade in diesem Falle erste Vorbedingung zu erfolgreicher Arbeit. Vorsicht in der Auswahl des Ausbildungspersonals ist jedenfalls zu empfehlen: Ein Meister des Handwerks wird selbst die Missvergnügten mit den neuen Vorschriften aussöhnen können, während Unsicherheit und Lässigkeit in der Ausbildung die Kritik der Tüchtigen und die Schadenfreude der widerwilligen Teilnehmer herausfordern und sie erst recht zur Durchkreuzung der Reformarbeit reizen würde. Die Auserwählten müssten meiner Ueberzeugung nach in ihrer Lehrtätigkeit, vielleicht sogar an der gewohnten Schule belassen werden, damit sie in ständiger Fühlung mit dem Unterricht bleiben. Es müsste auch vorgesorgt werden, dass sie nicht durch Verwaltungsarbeit von ihrem eigentlichen Gebiet abgelenkt würden. So vertragen sich die Amtsobliegenheiten eines Direktors nicht immer mit der Ausbildungstätigkeit.

Mit Helfern, die in der geschilderten Weise auszusuchen wären, würde die Durchführung der *Richtlinien* sichergestellt werden können. Vielleicht wäre es auch vorteilhaft, die Ausbildungsarbeit durch eine Zentralstelle für den neusprachlichen Unterricht zu stützen, ähnlich der für den naturwissenschaftlichen Unterricht am Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin.



Wie ich schon mehrfach angedeutet habe, stellen die *Richtlinien* gerade an den neusprachlichen Unterricht besonders hohe Anforderungen. In welchen Zweigen des Lehrverfahrens die Ausbildung und Aufsicht vor allem anzusetzen hätte, will ich zum Schluss an einigen Beispielen zeigen, um einen Begriff von den bevorstehenden Schwierigkeiten zu geben.

1. Konzentration. Wie lassen sich im neusprachlichen Unterricht einerseits Lehrplan und Lektüre einrichten, um Parallelen mit anderen Fächern zu erreichen, und wie kann anderseits die Einzelstunde ohne schädliche Abschweifung für Nationalerziehung, staatsbürgerliche Erziehung und Kunsterziehung nutzbar gemacht werden?

2. Arbeitsunterricht. Der Lehrer kann besondere Kräfte im Schüler entwickeln: Ausdrucksfähigkeit, Mut zum freien Sprechen und Fragen in der fremden Sprache, Unbefangenheit im Verkehr mit Ausländern. Ferner kann er individuelle Fähigkeiten der Schüler ausnutzen: Zeichnungen zur Veranschaulichung, um deutsche Uebersetzung zu vermeiden, dramatischen Vortrag und Vorsingen bei besonderen Veranstaltungen, z. B. einem Burnsabend. Er kann mit reiferen Schülern Sinn und Zweck des neusprachlichen Unterrichts erörtern. Es muss gezeigt werden, wie die Schüler aller Stufen in der Klasse zu vernünftiger Arbeitstechnik angeleitet werden können: beim Auswendiglernen mit Hilfe von Sinn und Rhythmus, bei der Bildung der Laute durch Beobachtung des Mundes, beim Vokabellernen (falls es überhaupt in Betracht kommt), bei Benutzung des Wörterbuchs, bei Benutzung der erarbeiteten einfachsten Ausdrucksmittel und beim Stoffsammeln für freie Arbeiten.

3. Unterricht bei geschlossenem Buche.

a) Vorkursus der Anfänger
b) Neudurchnahme eines Textes } in der Fremdsprache,
c) Wiederholung des Textes
d) Hinübersetzung durch Entwicklung des Satzes an der Tafel.

Dabei sollte nicht versäumt werden, den ungünstigen Eindruck derselben Klasse bei geöffneten Büchern zu zeigen.

4. Die Lektüre als alleinige Sprachquelle. Wie man ein „Schatzkästlein“ von Worten, Synonymen und Redensarten anlegt, wobei man die Worte nicht isoliert, sondern in einem gewissen Zusammenhang belässt. Wie die Grammatik induktiv aus der Lektüre erarbeitet und vorwiegend deskriptiv weiterbehandelt wird.

5. Wie in kleinen schriftlichen Uebungen in der Klasse der gewonnene Sprachstoff befestigt wird. Vorzuführen wären alle Arten solcher „kleinen Uebungen“. Vor allem aber muss gezeigt werden, dass die kleinen Uebungen nicht wie die Klassenarbeiten als eine Art von Klausur angefertigt werden sollen, sondern in der Regel unter fortlaufender Aussprache zwischen Lehrer und Schülern.

Hirschberg i. Schles. Walter Domann.

Molières *Menschenfeind* in seiner zeitgeschichtlichen und allgemein-menschlichen Bedeutung.

Eine literaturgeschichtliche Studie. (Schluss von S. 206.)

Ich komme zum zweiten Teile der Abhandlung: Welches allgemein-menschliche Interesse nehmen wir an Alceste?

Wer ist Alceste? Der Dichter macht uns mit dem äusseren Leben Alcestes nur andeutungsweise bekannt. Wir dürfen ihn uns als einen Edelmann vorstellen, da er ja infolge der Beleidigung des Oronte vor das Marschallsgericht geladen wird. Es war das eine Art Ehrengericht, das aus den Marschällen Frankreichs gebildet war, um Ehrenhändel zwischen Angehörigen der höchsten Stände zu schlichten. Er muss zur vornehmsten Gesellschaft gehören, da Arsinoë, die doch Beziehungen zu Hofleuten hat, wünscht, dass „der Hof auf ihn gelenkt würde,“ um ihm eine seinem Verdienst entsprechende Stellung anzutragen. (III, 7, V. 9/10.) Man kann annehmen, das er reich ist, denn er will gerne zwanzigtausend Franken zahlen für seinen verlorenen Prozess, wenn er dafür nur das Recht erkauft, der menschlichen Natur fluchen zu können. Sicherlich hat er sich eine hohe Geistesbildung erworben. Wolff deutet an, wie wir uns vorzustellen haben, dass er vielleicht fern der Hauptstadt im vertrauten Umgang mit der Natur aufgewachsen ist und auf hohen Schulen seinen Geist mit feinem Verständnis für Kunst und Wissenschaft hat ausrüsten lassen.[1]) Unter der Obhut und in der Schule fürsorglicher Lehrer ist er zum Jüngling und Manne gereift. Als solcher tritt er in das Leben der Stadt des Reichtums, der Schönheit, des Luxus, der feinsten Gesellschaft und des glänzendsten Hoflebens ein. Einem jungen Manne seines Standes und seiner Bildung steht der Zutritt zur vornehmsten Gesellschaft offen. Mit Leichtigkeit muss er Aufnahme in die Hofgesellschaft finden. Titel, Ehren und Pfründen liegen zur Verleihung an ihn durch seinen König bereit. Er wird dem Beispiele seiner Standesgenossen folgen und das Mannesideal, das er von der Schule Montaignes[2]) her in seiner Brust trägt, da zu verwirklichen suchen, wohin es ihn gleich tausend andern mit unwiderstehlicher Kraft ziehen muss. Ideale Glückseligkeit war ja nur am Hofe seines Königs zu finden. Wohl dem, der hier seinen Ein- und Ausgang fand. Dreimal wohl ihm, wenn er am Morgen König Ludwig bei der Aufwartung sein Taghemd reichen darf, wenn er hinter des Erhabenen Stuhl stehen darf beim reichlichen Mahle, gegen das die beiden Rebhühner und die halbe Hammelkeule eines Tartüffe rein nichts bedeuten, und das der Hochgekrönte ohne Teilnahme auch nur seiner nächsten Anverwandten für sich allein einzunehmen pflegte. Welche Ehre, wenn er nach der Audienz beim Könige am Spätnachmittage vor dessen Zubettgehen wiederum in

---

[1]) Wolff, *Molière.* S. 388.

[2]) Durch seinen Lehrer Gassend, † 1655.

der Schar der aufwartenden Höflinge steht, um des Gottgesalbten Schnallenschuhe loszubinden! — Er hat Gelegenheit genommen, das grosse, buntglänzende Leben kennen zu lernen. Da er ein teilnehmendes Gemüt und ein Herz ohne Falsch besitzt, so wird eine kürzere oder längere Zeit vergehen, bis er, der in den Dingen dieser wirklichen Welt noch unerfahren ist, durch die bunt übermalte, glänzende Hülle hindurchgedrungen ist und die Menschen seiner Umgebung ganz erkennt. Welcher Art wird seine erste grosse Lebenserfahrung sein? Muss nicht das Idealbild, das er in dieser im Spiegel der Vollkommenheit erscheinenden Welt des Hoflebens verwirklicht zu finden hofft, gerade hier am ersten und schmerzlichsten zertrümmert werden? — Bitterste Enttäuschung! Mit Abscheu wendet er sich ab. Arsinoë kann ihn um keinen Preis dazu bewegen, einen Schritt dahin zu tun, wo Verlogenheit und Hinterlist, Müssiggang und Laster thronen. Kein Amt am Hofe sticht ihm mehr in die Augen (III,7). Zwar ist er kein neidvoller Kritiker, kein aus Eigennutz oder Gehässigkeit auf Staat und Obrigkeit schimpfender Bürger. Die Staatsgewalt erkennt er willig an. Aber er erwartet vom Staate keine ausserordentlichen Bemühungen um ihn (III, 7, Vers 21—24). Auch vom Lob einflussreicher Leute hält er nicht viel. „Man lobt heut alle Welt. Unsere Zeit macht darin gar keine Unterschiede. . . Es ist keine Ehre mehr, sich hoch gelobt zu sehen. Man strotzt von Lobeserhebungen, bewirft die Köpfe sich damit. Sogar mein Hausknecht steht schon in in der Zeitung (ebd. V. 29—34). Ehrlichkeit und persönlicher Mut, das sind Tugenden, die aus seinem aufrichtigen, edlen Herzen zu uns sprechen. Sie sind um so höher zu bewerten bei einem Manne vom Stande des Alceste in einer dessen Empfinden und Denken so ganz entgegen gerichteten Zeit. Wir können ihm unsere Hochachtung nicht versagen. Alceste offenbart uns sein Herz:

„Mein ganzes Wesen hält vom Hof mich fern. Der Himmel schuf mich nicht mit einer Seele, die gut des Hofes Luft verträgt. Mir fehlen sehr die brauchbaren Talente, erfolgreich und befriedigt dort zu sein. Die grösste Gabe der Natur an mich ist Offenherzigkeit. Ich kann die Menschen nicht in Worten täuschen." — —

Er gibt zu:

„Fern von dem Hofe fehlt hilfreiche Unterstützung, erlangt man nicht die Ehrenämter, die er heute gibt."

Aber er „hat auch nicht den Aerger, einen Narren zu spielen. (III, 7, V. 21—64.)

Was Wunder, wenn dieser sonderbare Mensch nicht in jene Hofgesellschaft passt. Freilich wissen wir auch im voraus, dass Alceste mit seinem rückhaltlosen Bekenntnis in einem Staatsleben, in dem Gunst und Bestechung die grössten Triumphe feiern, nicht durchkommt. Wir sind gespannt darauf, wie er auf die Dauer mit der Gerechtigkeit sich abfinden mag. Es kann ja bei seinem Charakter nicht ausbleiben, dass er durch seine rücksichtslose Offenheit bei diesem und jenem Gliede der von ihm durchschauten Hofsipp-

schaft anstösst und sich bitterböse verfeinden wird. Wie mag sich unser Alceste verhalten, wenn er mit irgendeinem dieser schlimmen Menschen vor Gericht steht? — Alceste hat einen Prozess. Einen Prozess mit einem Erzschurken.

„Man schaut recht gut den Heuchler durch seine Maske hindurch. Man weiss, was von ihm zu erwarten ist. Sein Aug'verdreh'n, sein zuckersüsser Ton kann nur noch Bauern täuschen. Man weiss, dass dieser Leisetreter sich durch schmutz'ge Händel hat empor gebracht. — — — Und doch ist seine Fratze überall willkommen.“ (I, 1, V. 125—140.)

Wie muss es einen Alceste aufregen, wenn „man noch Nachsicht übt“ mit einem solchen Schuft. „Zum Henker,“ ruft er aus, „es bringt mich um, wenn ich zusehen muss, wie mit der Lasterhaftigkeit so schonend man verfährt“ (ebd. V. 141/2). Aber muss nicht seine gerechte Sache den Sieg davon tragen über die Schufterei seines Gegners? Drum fällt es ihm gar nicht ein, sich sehr um seine Sache zu kümmern. Sein Recht, die Vernunft und das Gesetz, nichts andres soll sein Anwalt sein. Er will nichts wissen vom verderblichen Brauche der Zeit. Würde er seine Richter besuchen, so müsste man ja glauben, seine Sache wäre ungerecht. — Der unerfahrene, noch auf Glauben und Gerechtigkeit bauende Tor! Ränke und Kabalen fürchtet er nicht. Ja, wir schauen noch tiefer in sein von Bitterkeit durchzittertes Herz. Alceste sagt:

„Mich soll es freuen, wenn ich den Prozess verliere. Zeigen wird mir dieser Streit, wie weit die Menschen ihre Frechheit treiben. Ob sie so schlecht, verrucht und gottlos sind, vor aller Welt mir Unrecht anzutun. — — — Ich möcht' um jeden Preis den selt'nen Fall erleben, dass ich den Prozess verlöre.“ (V. 197—202.)

Wir empfinden Mitleid und zugleich Furcht für Alceste und seine Sache. Ist die nicht aussichtslos? Wie steht es dann aber mit seinem Fünkchen von Glauben an das Rechtsgefühl bei den Menschen? Sein Gegner ist ja ein überaus gefährlicher Mensch, der mit vergifteten Pfeilen nach Alcestes Leben zielt. Er hat ein abscheuliches Buch in Umlauf gesetzt. Der Schuft besitzt die Frechheit, Alceste als Autor anzugeben. (V, 1, V. 21—24.) Können wir verstehen, wie schwer dieser unter all der Niederträchtigkeit und schändlichen Gemeinheit leidet. Aber spricht man nicht überall ganz offen aus, dass Alceste das Recht auf seiner Seite hat? (V. 9.) — Alceste hat seinen Prozess verloren. Welche furchtbare Enttäuschung!

„Zum Henker! Sind die Menschen von der Art? Ist das die Treu' und Redlichkeit, Tugend und Ehre, die man unter ihnen findet?“ (Vers 37—40.)

Philinte meint, er habe ja das Recht, gegen dieses Urteil Berufung einzulegen. Alceste will aber davon nichts wissen.

„Das tu ich nicht. Wie hart mich auch ein solches Urteil trifft, so werd' ich mich doch hüten, veränderten Entscheid zu wollen. Man sieht darin ja klar das gute Recht misshandelt.“ (V. 60—63.)

Wir fühlen mit Alceste und verstehen wohl, wie diese traurige Erfahrung jede Achtung vor dem Gericht und allen Glauben an Recht

und Gerechtigkeit aus seinem Herzen reissen muss. Aber wir fragen uns doch, ob Alceste da nicht zu weit geht, wenn er diesen Fall seines wenn auch noch so offensichtlich gebeugten Rechtes auf die Nachwelt vererben will als unumstösslichen Beweis für die Schlechtigkeit der Menschen seiner Tage. So etwas kam doch schliesslich in seinem Zeitalter beinahe alltäglich vor. Was bezweckt er damit, dass er gegen die Zahlung von zwanzigtausend Franken sich das Recht zu erwerben glaubt, der menschlichen Natur fluchen und einen ewigen Hass gegen sie in seiner Brust nähren zu dürfen glaubt? (V, 1, V. 65—70.) Wird er damit etwas erreichen? Gibt ihm die bittere Lehre, die er aus seinem Rechtsstreite zieht, die innere Berechtigung, auf die menschliche Natur zu fluchen? Wir müssen sagen: Nein, nie und nimmer! Damit wirft sich Alceste ja nicht nur zum Richter der Menschen und ihrer menschlichen Einrichtungen auf, sondern der Menschlichkeit schlechthin. Auf der andern Seite müssen wir sagen, wer so wie er an der menschlichen Natur zuschanden wird, der kann leicht zur Verzweiflung kommen. Alceste kommt in seinem Hass dahin. Er wird ein „Menschenfeind“. Sicherlich würden wir ihn vorsichtiger nennen, wenn er nicht die menschliche Natur ohne weiteres für grundschlecht hielte, sondern die Verworfenheit der Menschen um ihn. —

Betrachten wir nun Alceste im Verkehr unter den Menschen der Gesellschaft, zunächst sein Verhältnis zu seinem Freunde Philinte. Alceste grollt ihm, weil er mit einem Marquis, den er nicht einmal kennt, lächerliche Freundschaftsbeteuerungen ausgetauscht hat. Der Sittenrichter findet das abscheulich. Er nennt das „seine eigene Seele verraten“. In seinem Groll ist er so erzürnt, dass er Philinte verbietet, ihn noch ferner Freund zu nennen. Er „will doch keinen Platz in schlechten Herzen und hätte er Philintes unglückliche Tat vollbracht, so würde er sich vor Scham sogleich erhängen“. (I, 3, V. 12.) Philinte ist anderer Ansicht. Alceste aber sieht in jeder gegenteiligen Anschauung Spötterei. Er verlangt von seinem Freunde Aufrichtigkeit. Wer aller Welt Freund sein will, der kann Alcestes Freund nicht sein. Ohne Zweifel hat Alceste in seiner Anschauung von Ehre und Freundschaft recht. Aber geht er nicht wiederum zu weit, wenn er verlangt, dass man rücksichtslos alles Verkehrte, das man sieht, strafen soll? Ja, er will sogar, dass man ohne Säumen jedem Menschen ins Gesicht sagt, was man von ihm denkt. Niemand will er in diesem Punkte schonen. Alceste verallgemeinert und übertreibt wieder:

„Hof und Stadt, wo ich auch sehen mag, bieten nur das, was meine Galle mir erregt. Es fasst mich Missmut und ein heft'ger Zorn, seh ich die Menschen, wie sie's treiben unter sich.“ ((I, 1, V. 89—92.)

So sehen wir Alceste als Sonderling und Splitterrichter in der Gesellschaft seiner Zeit; einer Zeit freilich, in der selbst die Ehrenhaftesten nicht frei davon bleiben, sich an die Lebensart unwahrhaf-

tiger, heuchlerischer Menschen zu gewöhnen. Warum muss er gerade in einem solchen Jahrhundert leben? Wem die Menschen so verhasst sind wie ihm, wer so tief die menschliche Natur verabscheut wie er, was taugt der noch auf der Welt. Er kennt sich selbst:

„Klugheit erheischt, dass ich zurück mich ziehe. Ich kann die Zunge nicht genug bewahren, nicht dafür einstehn, was ich sagen würde, und was ich alles auf den Hals mir zöge.“ (V, 1, V. 93—96.)

Philinte kann in ihm nur einen Eiferer gegen den Zeitgeist, in seinem Hass gegen die menschliche Natur nur einen Weltverbesserer entdecken, dem es unmöglich ist, die Menschen so zu nehmen, wie sie nun einmal sind. Hier steht Moralisieren gegen *laisser faire, laisser aller,* Philinte gegen Alceste. Wieder müssen wir zugeben, dass Alcestes sittliche Begriffe an sich richtig sind. Aber wohin würde die menschliche Gesellschaft kommen, wenn ein Alceste als Weltverbesserer gegen alles wenn nicht auf gegenseitiger Achtung, so doch auf Duldung beruhende Gemeinschaftsleben der Menschen rücksichtslos zu Felde ziehen dürfte. — Wir fragen: Würde Alceste als Weltverbesserer überhaupt Erfolg haben? Würde nicht gerade sein Temperament, seine grosse Empfindsamkeit, seine leichte Erregbarkeit und aufbrausende Leidenschaft ihn beim ersten Versuche unmöglich machen? Da offenbart sich uns ein Stück überaus feiner Komik. Es ist die Selbsttäuschung, die in uns *le rire dans l'âme* erzeugt.[1]) Was kann es uns wundern, dass Alceste bei seinem Freunde Philinte und allen *honnêtes hommes* der Gesellschaft, deren Ideal der „Mensch ohne Leidenschaft“ ist, als *insociable* verstösst. Wie schlecht passt in der Tat sein fanatisches Poltern in jene *société polie.* Erst einem Rousseau konnte der Menschenfeind wieder mehr zusagen.

Dass Alceste einen Schöngeist wie Oronte auf den ersten Blick als den erkennt, der er ist, als einen Mann der leeren Form und hohlen Phrase, ist nach dem, was wir bisher über seinen Charakter wissen, nicht weiter zu verwundern. Die Belehrungen, die er ihm über Freundschaft und Liebe, aber auch über die Modekrankheit der Schreibsucht erteilt, sind durchaus am Platze. Nur darf Alceste nicht glauben, dass er einen aufgeblasenen Dichterling wie Oronte von seiner Krankheit heilen wird. Der wird doch aller Welt zum Trotz weiter dichten. Wir bewundern das feine Verständnis, das Alceste in der Beurteilung des Sonetts an den Tag legt. Masslos und darum zu bedauern sind aber wieder seine Kraftausdrücke wie „verwünschter Schmierer“ zu Oronte, „Verräter“ zu Philinte, der des Dichterlings Verse schön findet. —

Selbstbewusstsein zeigt Alceste vor dem Gericht, vor dessen Schranken er infolge der Beleidigung des Oronte geladen ist. Er bleibt standfest bei seinen früheren Aussagen und nimmt nichts von seinem damaligen harten Urteil zurück. Nur mit grösster Mühe

[1]) Nach dem Ausdruck des Donneau de Visé in seinem *Briefe über den Misanthropen,* s. oben.



bringen die Richter einen Vergleich zwischen den Streitenden zustande. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, dass neben berechtigtem Selbstbewusstsein doch auch etwas wie Hochmut in Alcestes Herz wohnt. Vielleicht geht es ihm wie einem Michael Kohlhaas, der in übertriebenem Eifern für sein Gerechtigkeitsgefühl sich mit der ganzen Welt verfeindet, um dem erwürgten Recht zu seinem endlichen Siege zu verhelfen. Dass solche melancholisch-cholerischen Menschen ihrer Mit- und Umwelt lästig fallen, liegt auf der Hand. Wie leicht kann gerade ein Alceste, der zum Sittenprediger und Weltverbesserer berufen erscheint, dadurch selbst verwerflich werden, dass er andern Demut und Aufrichtigkeit predigt.

. Wir haben Alceste gesehen als den Menschen, der in bewusstem Gegensatz zur Losung seiner Zeit steht. Er will „lieber mit dem Weisen allein stehen, als mit den Toren töricht sein“. (*Schule d. Ehemänner* I, 1.) Wir haben ferner erkannt, wie dieser natürliche Mensch infolge von Charakter und Temperament so leicht ins Masslose verfällt und dadurch als ein Feind der Menschen einsam und unverstanden seinen dornenvollen Weg unter ihnen geht. So gross auch unser Bedauern und Mitleid für seine Art und deren Schwächen ist, so dürfen wir ihm dennoch unsere Hochachtung nicht versagen.

Gustav Frenssen lässt in seinem *Jörn Uhl* den Heim zu Jörn mit Bezug auf das Menschenleben sagen: „Das Schicksal ruht nicht eher, als bis es uns schuldig gemacht hat. Darauf kommt es an, dass du trotz der Schuld den Kampf um Glauben und Treue nicht aufgibst. Schuldig sein und den Kampf um das Gute aufgeben, das ist Tod. Schuldig sein und doch für das Gute kämpfen, das ist rechtes Menschenleben.“ (S. 169.) — Alceste, der vergeblich in einer Welt des Scheins, der Verstellung und Heuchelei Treue und Redlichkeit sucht, der an seinem Freunde zuschanden wird, dem ein ungerechtes Urteil und ein gestrenger Haftbefehl das Band zerschneiden, das ihn auf das Innigste mit der Gemeinschaft der Menschen verband, ist durch all die Kümmernisse und Irrungen zu dem einen Entschlusse gedrängt.

„Fort von hier, aus dieser Räuberhöhle. Denn nicht wie Menschen, nein, wie Wölfe lebet Ihr zusammen. Mein Lebtag sollt Ihr mich nicht unter Euch mehr sehen, Ihr Verräter.“ (V, 1, V. 41—44.)

Und doch, und doch! Auch Alceste ist gehalten. Ihn hält die Liebe fest. Vielleicht das letzte, dafür aber auch das stärkste Band. Das helle Dreigestirn christlicher Tugend ist: Glaube, Liebe, Hoffnung. Aber die Liebe ist die grösste unter ihnen. Alcestes Glaube an Recht und Gerechtigkeit im Staats- und Einzelleben ist unwiderbringlich dahin. Seine Hoffnung auf Besserung der in Heuchelei und Boshaftigkeit verstrickten Gesellschaft bricht mehr und mehr zusammen. Aber die Liebe! Seine Liebe! Sie glaubet alles, hoffet alles, duldet alles.

Alceste, der Menschenfeind, liebt! Philinte, der Allerweltskluge, kann das nicht verstehen. „Bei seiner Gemütsart begreife ich nicht, wie er drauf kommt, zu lieben. Viel weniger begreife ich, wie seine Wahl auf Celimene fiel,“ sagt er zu Eliante. Die aber versteht sich besser darauf. „Das zeigt uns, dass nicht immer bei der Liebe die Gleichheit der Gesinnung braucht zu herrschen,“ meint sie. (IV, 1.) Philinte befürchtet, dass sein Freund durch Celimene noch mehr Herzeleid erfahren werde, als dieser ahnt. Warum ist Alcestes Wahl nicht auf die einzige, ihm gleichgesinnte Eliante gefallen? Wir wissen, wie gross die Achtung der Eliante für ihn ist, wie hoch sie seine Aufrichtigkeit als eine sehr edle, seltene Tugend schätzt. (IV, 1, V. 33—36.) Alceste und Eliante. Wir dürften glauben, dass die nach Wesen und Lebensanschauung für einander geschaffen wären. Sie sind gleicherweise von einem lebendigen Gefühle für persönliche Freiheit und aufrichtige Ueberzeugung durchdrungen. Dazu würde der Einfluss der ruhigen, massvollen Eliante gewiss von heilsamster Wirkung für den Stimmungsmenschen sein. Sie würde ihn in eine bessere Stellung zur menschlichen Gesellschaft bringen, würde seinem unruhvollen, kampfbegierigen Herzen der sichere Pol in seines Lebens Stürmen sein. Bei ihrem sonnigen Wesen müsste der Hypochonder zu neuem Leben gelangen, müsste Liebe, Glaube und Achtung für das Menschengeschlecht in ihr und durch sie wiederfinden. — Alceste liebt, aber er liebt Celimene. Wir kennen die kokette Gesellschaftsdame. Wie so viele, hat sie auch das ahnungslose Herz des jungen Idealisten Alceste mit ihren Künsten bestrickt. Er ist ihrem verführerischen Wesen unterlegen. Er liebt sie mit einer schier grenzenlosen Liebe. Fürwahr ein feiner Zug von psychologischem Verständnis in unseres Meisters Kunst: Der Menschenfeind verliebt in eine Kokette! Sein reines, edles Herz ist vollkommen frei von jedem Eigennutz. Er liebt sie, weil er muss. Er sagt nicht zuviel, wenn er ihr das Geständnis seiner unendlich tiefen Neigung in den Worten kundgibt:

„Nichts ist mit meiner Liebe zu vergleichen. In der Glut, wie sie sich offenbart, geht sie so weit, feindsel'ge Wünsche selbst für Sie zu hegen. Ich möchte, keiner fänd' Sie liebenswert. Wären Sie doch lieber dem elenden Geschick anheimgegeben, der Himmel hätte keinen Reichtum Ihnen mit auf den Lebensweg gegeben. Sie wären ohne Stand, Geburt, Besitz, damit mein Herz durch Opfer Ihnen könnt' ersetzen, was ein übelwollend Schicksal hätt' versagt, und mein wär' nun die Freude und der Ruhm, Sie im Besitze alles dessen durch meine Liebeshände nur zu sehen.“ (IV, 3, V. 146—156.)

Aber Celimene ist eine Kokette. Sie ist im schlechten Zeitalter die Allerschlechteste. Sie treibt nur ihren Spott mit ihm. „Wie kommt es,“ fragt ihn sein Freund, „dass man dieselben Fehler, die man doch bis auf den Tod hasst, — übermütigen Sinn und kokettes Wesen — bei der Geliebten duldet. Sind es an der Schönen vielleicht keine Fehler? Oder gibt es dafür Entschuldigungen? (I, 1, Vers

221—224.) Er ist nicht blind dafür. Aber er kann nur seine Schwäche eingestehen. Sie versteht sich auf die Kunst, ihm zu gefallen. Er muss sie wider seinen Willen lieben. Der Idealist hofft die Falsche durch treue Liebe von den Lastern der Zeit zu reinigen. Hier will der Weltverbesserer am interessiertesten Punkte noch einmal seine Kunst einsetzen. Zum letzten Male. Gerät es hier nicht, so ist er verloren. Alceste glaubt sich trotz der vielen Nebenbuhler von Celimene geliebt. Aber es ist seines Herzens grösster Wunsch, ihre wahre Liebe für sich allein zu besitzen. Philinte rät ihm, von der Treulosen abzulassen und um Eliante zu werben. Alceste erwidert: „Ja, mein Verstand sagt mir dasselbe täglich. Doch der Verstand bestimmt die Liebe nicht.[1]) Bei ihm ist alles Gefühl. Aber kann ihm die oberflächliche, gefallsüchtige und gefühllose Celimene so treue Liebe schenken? Sie kokettiert im Gegenteil mit ihren Verehrern um so mehr darauf los. Er macht ihr Vorhaltungen über ihr unpassendes Betragen. Sie klagt ihn der Eifersucht an. Alcestes Stimmung wird immer gereizter. Er muss mehr und mehr erkennen, dass er sein Herz an eine Unwürdige gegeben hat. Er müsste sie verlassen. Aber kann er das? Er ruft aus:

„Muss ich Sie nicht lieben? Ach könnt' mein Herz von Ihnen los sich reissen, wie wollt' ich für solch Glück dem Himmel danken! Ich verberge nicht, ich tue, was nur möglich, um dies mein Herz aus seinen schlimmen Ketten zu befreien. Doch all mein Mühen hat bisher zu nichts geführt. Zu meiner Sünden Busse muss ich Sie so lieben.“ (II, 1, Vers 69—74.)

Das ist die Tragik in Alcestes Liebesleben. Sie, die er über alles auf der Welt liebt, will ihn nicht verstehen. Die Gegensätze zwischen ihm und ihr sind zu gross. Er droht, er mahnt, er schilt und fleht, alles vergebens. Sie freut sich ihres Einflusses über ihn, der willenlos wie ein Kind zu ihren Füssen liegt.[2]) Er hat sie durchschaut. Und doch liebt er sie so tief. Sie selber muss eingestehen:

„Ja, Ihre Liebesglut für mich ist ohnegleichen. — — — Doch nur in Schimpfesworten zeigt sie sich. War wohl jemals ein Liebender so zänkisch!“ (ebd.)

Wie schlecht versteht sie ihn, wenn sie glaubt, er liebe nur die Menschen, um Streit anzufangen; er, der von seiner Liebe sagt:

„Ich kann es darin mit der ganzen Welt aufnehmen; denn meiner Liebe kommt nichts andres gleich. Nie hat je einer Sie wie ich geliebt.“ (ebenda V. 76—78.)

Anstatt offen miteinander zu reden, weicht sie ihm beständig aus, belustigt mit ihren spöttisch gezeichneten Porträts lieber lächerliche Hohlköpfe wie Clitandre und Acaste. Ja, Alceste selber muss

---

[1]) I, 1, Vers 247/8 nach Schröders feinsinniger Uebersetzung.

[2]) Vergleiche, was Arnolphe in der *Frauenschule* V, 4 sagt. Aehnlich schildert er sie im *Bürgerlichen Edelmann* III, 9 mit dem gleichgestimmten Schluss: „An den Schönen ist alles schön, und alles erduldet man von dem Schönen.“

ihren Spott erfahren. (II, 5, V. 11—122.) Selbst nachdem sie von den beiden adligen Nebenbuhlern entlarvt ist, will sie sich noch nicht „der Koketterie begeben". „Gerechter Himmel! Kann mit soviel Anmut solch eine Lasterhaftigkeit gemeinster Seele sich vereinen. — — — Ach, alles ist verloren, mein Herz verraten, auf den Tod verwundet." (IV, 2, V. 9—14.) Der Choleriker kann sich nicht beherrschen. Und nun bricht seine verhaltene Leidenschaft noch einmal in heftigen Zornesausbrüchen hervor. Wir sind gespannt, worin seine Rache bestehen wird. „Je mehr man liebt, desto weniger soll man schmeicheln." (II, 5, V. 143.) Er stellt sie über ihre schändliche Verstellung zur Rede. Sie scherzt. Er will seiner Rache freien Lauf lassen. (IV, 3. V. 33—38.) Aber er kennt sich selber wenig. Die Vernunft hat ihn ganz und gar verlassen. Er, der bei Frauen Unerfahrene, hat sich von der schlimmen Arsinoë mit Zweifeln, die „ihm doch das Gefährlichste sind", überhäufen lassen. Wie sollte er der List einer Celimene gewachsen sein! Er ist im voraus geschlagen.

Es folgt eine hässliche Eifersuchtsszene. (IV, 3.) Sie hat ihn satt. Zornig affektiert sagt sie ihm ins Gesicht:

„Entschliessen Sie sich, gehn Sie oder bleiben Sie. Tun Sie, was Ihnen wohlgefällt. Nur machen Sie nicht länger mir den Kopf verdreht."

Zwar machen sein auffahrendes Wesen und seine Zanksucht ihr zuweilen Spass. Die meiste Zeit aber ist ihr Alceste, „der Mann mit den grünen Schleifen", der lästigste Mensch von der Welt. Sie treibt seinen Jammer aufs äusserste. Und er? Dennoch ist sein Herz zu feige, die Kette, die es fesselt, zu zerbrechen. (IV, 3, V. 139—144.) Ein Blick von der Koketten, und er ist stumm. Eine verhängnisvolle Liebe! — Sie täuscht ihn mit Verstellung und süssen Worten. (IV, 3, V. 115 ff.) Er kann ihr nicht mehr glauben und vertrauen. Sie kann ihn nicht mehr achten. Die Marquis haben sie verlassen. Nur Alceste harrt treulich bei ihr aus. Sie bekennt ihm ihre Schuld. Sie gibt zu, dass er ein Recht darauf hat, erzürnt zu sein und sie zu hassen. „So tun Sie es denn. Ich bin damit einverstanden. (V, 7, V. 10—15.) Ist das nicht der Gipfel der Verstocktheit! Und Alceste?

„Kann ich's, Verräterin? Kann meine Liebe ich bezwingen? Und wenn ich gleich Sie glühend hassen wollte, ist auch mein Inneres bereit dazu, bedingungslos mir zu gehorchen." (V, 7. V. 15—18.)

Eben weil er mit dem Herzen liebt, kommt er nicht los von ihr. Er will ihr alles vergeben und vergessen, alle Untreue, alle Schmach und alle Herzlosigkeit. (V, 7, V. 25—28.) Wenn sie nur mit ihm ziehen will, von da fort, wo das Laster triumphiert, wo sie inmitten der Gesellschaft immer wieder in ihre Schwächen und Fehler zurückfallen muss. Was sagt die herzlose Kokette dazu?

„Ich auf die Gesellschaft verzichten, ehe ich altere; mich in Ihre Einsamkeit vergraben! Die Einsamkeit erschreckt ein zwanzigjähriges Herz. Das meinige fühlt sich nicht gross, nicht stark genug dazu." (V, 7. V. 37/38.)

Wenn sie je aufrichtig gesprochen hat, so ist es jetzt geschehen. Nach dieser endgültigen Weigerung ergreift selbst Alceste tiefster Abscheu. Er sagt sich blutenden Herzens von ihr los. Das letzte Band, das ihn mit dem Leben verknüpfte, ist gelöst. Was kann ihn jetzt noch halten? Er entflieht dem Abgrund, wo das Laster triumphiert, um einen einsamen Ort aufzusuchen, wo er frei und ein Ehrenmann sein kann.

So geht der grundehrliche, starkmütige Alceste dahin. Die unglückliche Liebe, die seines Lebens Leid war, macht ihn schwach und gibt ihm den Todesstoss. Aber der Menschenfeind, der zwanzigtausend Franken zahlen will, um der Menschheit, mit der er zerfallen ist, fluchen zu können, er tritt nicht fluchend, sondern segnend ab vom Schauplatz seiner Kämpfe.[1]) So hat er sich selbst überwunden.

Ich habe im zweiten Teile meiner Arbeit untersucht, welches allgemein-menschliche Interesse wir der Person des Menschenfeindes entgegenbringen. Ich versuchte dabei, einen Blick in den inneren Entwicklungsgang Alcestes zu tun, um sein Seelenleben zu ergründen. Wir sahen ihn inmitten seiner Umgebung, als Menschen unter Menschen, wir schauten ihn in seinen inneren Nöten und Kämpfen.

Was Wunder, wenn seit jeher eine übertragende Deutung am Menschenfeinde vorgenommen wurde. Am meisten sagt uns eine Erklärung der Natur des Alceste aus des Dichters Eigenleben zu. Wir müssen jedoch gleich hinzufügen: mit Vorbehalt.

Alceste ist Molière. — Es steht historisch fest, dass die Zeit des *Misanthropen* für Molière Jahre grosser innerer und äusserer Kümmernisse umschloss. Das schwerwiegende Verbot seines *Tartüffe,* das zu beklagende Freundschaftszerwürfnis zwischen ihm und Racine. wiederholte Krankheitsanfälle um 1665 und 1667, der Tod mehrerer Verwandten, darunter der schmerzliche Verlust seines einzigen Söhnchens: Das alles waren Ereignisse, die unseres Dichters Leben schwer erschütterten. Dazu kam all das innere Weh und Leid, das sein Herz brechen und seine Seele umdüstern wollte. Die Sorge des durch körperliches Leiden gebrochenen Mannes um die Schöpfung seines arbeitsamen Lebens, sein Theater, der Betrug unaufrichtiger Freunde, der elende Hass seiner literarischen und höfischen Feinde, die vor den abscheulichsten Mitteln nicht zurückschreckten, um sein Dasein ganz zu vergiften, und dazu noch die überaus unglückliche Ehe, aus deren frühzeitiger Trübung um jene Zeit eine vollständige Entfremdung wurde, das war für die von Haus aus weiche, gemütvolle Natur Molières zu viel. Musste er da nicht in qualvollen Stunden all den herzzerreissenden Jammer seines Misanthropen durchleben, nicht selber ein Feind der Menschen werden?[2]) Was Wunder,

---

[1]) V, 8 steht am Anfang sein Wunsch für seines Freundes Liebesglück.

[2]) Einen wertvollen Einblick zu diesem Teile gewährt das teilweise auch bei Wolff, S. 380—382 berichtete Gespräch des Dichters mit seinem

wenn der reizbare, durch die Tätigkeit des Dichters, Schauspielers, Theaterdirektors und Festordners bei Hofe vor der Zeit aufgeriebene Mann nervös ist; wenn der „griesgrämige Liebhaber“[1]) in seiner seelischen Verstimmung sich gleich Alceste dazu entschloss, sein verwundetes Herz in die Einsamkeit der stillen Natur zu tragen. Die treulose Armande, die in der Gestalt der koketten Celimene auf der Bühne vor ihm stand, verstand jedoch nicht den tieferen Sinn der Worte, die der Menschenfeind an sie richtete. Das Wort vom Zauber blinder Liebe bedeutet allerdings eine alltägliche Erscheinung im Menschenleben. Selbst Goethe muss in bezug auf sein Liebesverhältnis zu Charlotte von Stein bekennen, was Molière zu Chapelle sagt: Der Verstand bestimmt die Liebe nicht.[2]) Grimarest berichtet, dass Molière nach Abfassung seines *Misanthropen* gesagt habe: „Dieses Stück habe ich für mich selber geschrieben.“ Warum sollte es nicht so sein, dass er sich, bevor er in die Einsamkeit von Auteuil ging, in diesem Stücke seinen Kummer von der Seele habe schreiben wollen? Gleich Goethe, Shakespeare und vielen andern. Dennoch ist Alceste nicht Molière und Molière nicht Alceste, so wenig Hamlet Shakespeare oder Tasso Goethe ist. Aus dem einfachen Grunde, weil der Dichter nie sich selbst ganz auf die Bühne bringt. — Er, der die Herzen der Menschen bis in das Innerste zu lesen und zu deuten versteht, muss sich selbst eingestehen, dass sein zu weiches Herz getäuscht, entehrt, zertreten ist. So überwiegt auch in des Künstlers Leben im grossen und ganzen die Tragik alle noch so komischen Einzelzüge. Es war in der Tat, wie Engel sagt, die Tragik seines Lebens, dass er nie die volle Wahrheit sagen durfte. Er sagte sein letztes Wort nicht. Darum haben seine Stücke auch so wenig Abgeschlossenes. Wollte er sein letztes Wort sagen, so wäre es aus mit der Komödie. Wir hätten die Tragödie.[3])

Wir wenden uns damit einer anderen Kernfrage zu: Ist Alceste eine komische Figur? Im Streite der Meinungen darüber ist viel Tinte vertan worden, Wolff schliesst sich in seiner Erklärung dem Urteile des verdienten Molièreforschers Lotheissen an, der in seiner *Geschichte der franz. Lit. im XVII. Jahrhundert,* IV, S. 44 und seinem Werk *Molière* S. 285 sich folgendermassen auslässt: „Der Gedanke, dass der Menschenfeind als komische Figur aufzufassen und darzustellen sei, gehört zu den vielen Geschmacklosigkeiten, durch welche übereifrige Erklärer sich seltsam hervortun.“ Wolff kommt

---

Freunde Chapelle — nach Molières erstem Biographen Grimarest mit dem Physiker Rouhault —, das aus der *Fameuse Comédienne* bei Molland, *Œuvres* vollständig abgedruckt zu lesen ist.

[1]) Der Nebentitel des *Misanthrope* lautet *l'Atrabilaire amoureux.*

[2]) Alceste zu Philinte I, 1, V. 248. So Goethe zu Dietmann, 1786; „Wissen Sie wohl, dass das Herz Geheimnisse pflegt, wovon der Verstand nichts weiss?“ Engel, *Goethe,* S. 217.

[3]) Engel, *Psychologie der franz. Literatur.* Berlin 1904. X. Kapitel: Molière

der Auffassung Lotheissens um so mehr entgegen, als er von seinem Shakespearestudium her gewöhnt war, den tragischen Gehalt im Welttheater des grossen Engländers auch bei Molière zu suchen und zu finden.[1]) Wir möchten uns mit dem Urteile Goethes zufrieden geben: „Seine (Molières) Stücke grenzen ans Tragische.“[2]) Und das aus folgenden Erwägungen: Es ist ausser allem Zweifel, dass Alceste eine Reihe komischer Züge aufweist. Wir zählen dahin sein aufbrausendes Wesen, seine übertriebene Empfindsamkeit, mit der er alle Verkehrtheiten auf dieser Erde als ihm selbst zugefügte Kränkungen ansieht, seine in üblen Schimpfworten polternde Gemütsart. Aber der ganze Mann ist für uns keine komische Person, meint Wolff. Wer wie Lotheissen den Menschenfeind analysiert, wer ihn wie Wolff kommentiert, der muss als „Erklärer“ zu dem tiefinnerlichen tragischen Gehalt des Menschenfeindes kommen. Auch unsere Vertiefung in Alcestes innerstes Wesen hat uns dahin geführt. Aber wir dürfen dabei doch ja nicht vergessen, dass wir als deutsche Leser den Alceste denn doch etwas anders sehen als unsere westlichen Nachbarn im „Lande der Komödie“. Der deutsche Leser kommt vermöge seiner Charakterveranlagung, die in vollem Gegensatz zum *esprit gaulois* eher sentimental genannt werden kann, unbedingt dazu, in der gefühlsmässigen Betrachtung des Menschenfeindes diesen für eine tragische Person zu halten. — „Ein Stück auf dem Papier ist gar nichts,“ sagt Molière im Vorwort der Posse *L'amour médecin.* Wer je Gelegenheit hat, ein Stück Molières auf der Bühne zu sehen, der muss das gerade für seine Komödien bestätigt finden. Besehen wir Alceste auf der Bühne Molières im Paris des 17. Jahrhunderts, wie der farceur Molière ihn in vollendeter Darstellung seinen schaulustigen Volksgenossen vor Augen stellt, mit der Absicht, „anständige und gebildete Leute lachen zu machen“, so ist auch Alceste eine komische Figur des Dichters. — Zu dieser Begründung aus der Volks- und Zeitgeschichte kommt noch ein Gesichtspunkt, der im Charakter Alcestes liegt. Wir haben ihn kennen gelernt als einen fanatischen Polterer, der aus Uebereifer auf die Menschen flucht, zu deren Besserung er anderseits gerne Hand anlegen möchte. Er ist tatsächlich der *insociable* inmitten einer *société polie,* dem der den Zeitgeist mitverkörpernde Philinte mit seinen Worten *Votre esprit se gendarme toujours* das Urteil spricht. (II, 5, V. 125/6.) I, 1 (V. 105/6) sagt er von ihm: „Seine Krankheit wirkt wie ein Lustspiel.“ Eine solche Person muss mit ihren leidenschaftlichen Störungen unbedingt der Anschauung der Zeit entsprechend ein komischer Charakter sein.

Als solcher ist Alceste keine Idealfigur. Wir haben seine Fehler und Schwächen kennen gelernt. Auch Philinte kann nicht unser Vorbild sein. Er erkennt gleich Alceste die Schlechtigkeiten dieser Welt, aber er sieht darin „nur Flecken, die unlösbar der Natur des

---

[1]) Man vergl. besonders seine Erläuterung z. *Don Juan,* S. 346 bis 364. — [2]) Eckermann, *Gespräche mit Goethe.* 12. Mai 1825.

Menschen anhaften". Er erträgt sie mit der Weisheit des Stoikers. Der Raisonneur meint: „Die menschlichen Gebrechen geben uns Gelegenheit zur Uebung in der Weisheit," mit der gewohnten Begründung: „Wäre Rechtschaffenheit bei jedermann zu finden, und wäre jedes Herz aufrichtig und gerecht und umgänglich, dann wäre wohl der grösste Teil aller Menschentugend überflüssig." (V, 1, V. 81—86.) Nehmen wir Philintes weises Benehmen und Alcestes ideale, doch nicht ins Masslose übertriebene Offenherzigkeit und gefühlvolle Liebe, so ersteht vor uns Eliante. Als männliche Person gedacht, würde sie die Frage mancher Kritiker lösen: Wo bleibt der gesunde, hoffnungsfreudige Optimist, den Molière seinem „schwarzgalligen" Pessimisten gegenüberstellt? Philinte kann der nicht sein, denn dessen tatenloser Pessimismus (I, 1, V. 173—78; V, 1, V. 75—78; I, 1. V. 156) ist im Grunde genommen weit schlimmer. als der des Alceste.

Wir haben gesehen, wie gross und welcher Art das allgemeinmenschliche Interesse ist, das wir an der Person des Menschenfeindes nehmen. Zu allen Zeiten ist das Interesse, das dem Theater Molières im In- und Auslande entgegengebracht worden ist, recht gross gewesen. Als durch und durch nationaler Dichter ist er von allen seinen Landsleuten der am meisten internationale geworden. Das zeigt auch heute noch ein Blick auf unseren deutschen Theaterzettel. Die Nachdichtungen eines Fabre d'Eglantine,[1]) eines Wicherley und vieler anderen verraten uns dasselbe. Auch in Lessings Stücken finden wir zahlreiche verwandte Klänge.[2]) *Rien ne manque à sa gloire!*

Gleich den grossen Geistesverwandten Hamlet und Tasso trank auch Molières Alceste „seinen Hass aus der Fülle der Liebe". Gleich jenen stiess auch dieser junge Idealist, der aus treuem Glauben und Lieben die Welt zu verbessern hofft, sich bald und schwer an den rauhen Verhältnissen der Wirklichkeit; so schwer, dass ihm alle hohen Ideale in nichts verschwanden. In dem Sinne ist Alceste gewissermassen der Mensch überhaupt. Nimmt nicht des Menschen Entwicklung gar häufig diesen Weg? Der Charakter Alceste stellt das alles in künstlerischer Vollendung dar. Er ist in der Tat das Meisterwerk eines „Malers", wie die Zeitgenossen den Dichter des *Misanthropen* nannten. Wir aber schliessen uns dem Urteile Fénelons an, dem gleich Molière und Saint-Simon als schärfer blickendem Geiste nicht allein die von uns geschilderte Fäulnis seiner Zeit nicht

[1]) Er schrieb von Rousseau beeinflusst eine Art Fortsetzung des *Misanthropen* unter dem Titel *Le Philinte de Molière.*

[2]) Z. B. die Stelle, die sich m. E. mit Molières Zweckbestimmung der Komödie deckt, *faire rire les honnêtes gens: Minna v. B.* IV, 6. „Was haben Sie gegen das Lachen? Kann man denn nicht auch lachend sehr ernsthaft sein?"

unbekannt blieb, auch wenn sie sich hinter einem noch so glänzenden Prunk des Jahrhunderts verborgen hielt; sondern der auch zweifellos imstande war, ein Urteil über seines Volksgenossen Lebenswerk zu fällen, das auch für uns Gültigkeit hat, mit welchem Vorbehalt wir es aussprechen mögen: „. . . . . Encore une fois, je le trouve grand!“

Lübbecke i. Westf. Ernst Schmidt.

Der französische Unterricht in Südamerika.

Vor dem Weltkrieg war in Südamerika die Vorliebe für französisches Wesen ganz allgemein. Der begabteste Argentinier, den ich während eines dreijährigen Aufenthaltes in Südamerika kennenlernte, sagte mir, dass in einem Krieg zwischen Frankreich und Deutschland die Sympathien der Südamerikaner mit ganz wenigen Ausnahmen auf seiten der Franzosen sein würden, und die Tatsachen haben ihm Recht gegeben. Auch in Chile, wo Deutschland die meisten Freunde hat, findet man in staatlichen Büchereien sehr viele französische Bücher, aber keine deutschen.

Fragt man die Südamerikaner nach den Gründen für ihre grössere Zuneigung zu den Franzosen, so sagen sie, die deutsche Sprache gefalle ihnen nicht. No me gusta. Damit ist das Urteil gesprochen. Ich habe auch tatsächlich keinen Südamerikaner kennen gelernt, der als erwachsener Mensch anfing, deutsch zu lernen, und es dann zu einer gewissen Beherrschung der Sprache brachte. Und Deutsche, die in jungen Jahren in Südamerika eingewandert waren und ein langes Leben dort zugebracht hatten, sagten mir, sie hätten die gleiche Erfahrung gemacht. Bei den echten Spaniern ist es anders. Ich habe einen Mann gekannt, der erst im Alter von 20 Jahren anfing, deutsch zu lernen und die Sprache so völlig in Wort und Schrift beherrschte, dass ich nie auf den Gedanken gekommen wäre, einen Ausländer vor mir zu haben.

Das Französische gefällt den Südamerikanern, und zwar nicht bloss, weil es ihnen vom Spanischen oder Portugiesischen her näher liegt und deshalb leichter fällt. Die Sprache bietet ihnen mehr Schwierigkeiten, als man auf den ersten Blick denkt, sobald man etwas in die Tiefe geht und nicht bloss beim „Parlieren“ stehen bleibt. Ich habe ein Jahr lang in einer Klasse von nur spanisch sprechenden Schülern den französischen Unterricht erteilt und habe dabei manchen Seufzer gehört, der sich in die bezeichnenden Worte kleidete: Que trabajo!

Es ist in erster Linie der Geist der französischen Sprache, der die Südamerikaner anzieht, um so mehr, als der ganze Unterricht darauf zugeschnitten ist, die Lernenden instand zu setzen, im Salon französisch zu reden, im Boudoir französische Romane zu lesen und in Paris Einkäufe zu machen und Vorstellungen in jeder Art von

Theater zu besuchen. Allgemein ist die Meinung verbreitet, dass die angeführten Fähigkeiten Zeichen von Bildung seien.

Es ist m. E. völlig verkehrt, wenn man die Vorliebe des Südamerikaners für das Französische darin sucht, dass die Südamerikaner und die Franzosen im Romanischen wurzeln. Dabei vergisst man einmal, dass die Spanier und Portugiesen sehr viel deutsche Elemente in sich haben, und dann, dass die Südamerikaner weder Spanier noch Portugiesen sind. Die Gegensätze zwischen Südamerika und der Iberischen Halbinsel sind nach meinem Dafürhalten weit grösser als die zwischen den Vereinigten Staaten und England.

Den Südamerikanern gefällt das Französische, das ist das Entscheidende. Sie fühlen sich zu der Sprache und denen, die sie sprechen, hingezogen. Das liegt in dem Wort: me gusta. Es ist das Prickelnde, dem Champagner Vergleichbare des französischen Esprit, was den Südamerikaner gefangen nimmt; von den Untergründen der französischen Kultur weiss er nichts und will er nichts wissen. Darum das Stöhnen des Südamerikaners, wenn das Französische auf deutsche Art unterrichtet wird, auch wenn man den praktischen Bedürfnissen gebührende Beachtung schenkt. Daher auch das Entsetzen der Südamerikaner ob der Nachtseiten des französischen Charakters, vor denen sie von Tag zu Tag ihre Augen weniger verschliessen können. Sie passen aber ganz und gar nicht zu ihrer Auffassung von französischem Wesen, wie es sich ihnen vor allem in der Sprache offenbart.

Dazu kommt noch etwas anderes, wodurch die Alleinherrschaft der französischen Sprache in Südamerika erschüttert wird. In den Städten, die nach dieser Richtung allein tonangebend sind, wird der Kampf ums Dasein sehr rasch ebenso gross oder noch grösser wie in den europäischen Städten, weil das Wachstum der südamerikanischen Städte sprunghafter vor sich geht. Wenn man auf dem Land in Südamerika verhungern will, so muss man sich besonders für diesen Zweck geeignete Landstriche aussuchen, in der Stadt kann man leichter dazu kommen als in den meisten europäischen Ländern. Eine oberflächliche Kenntnis der französischen Sprache zeigt aber weit mehr den Weg zum Ausgeben des Geldes als zum Einnehmen.

So wirken jetzt eine ganze Reihe von Umständen zusammen, um die Liebe der Südamerikaner zu den Franzosen zu erschüttern. Diese Liebe ist den Franzosen von selbst entgegengebracht worden, sie haben nichts getan, um sie zu erwerben. Sie haben nur immer mit überaus freundlichem Gesicht die Früchte dieser Liebe eingeheimst, und sie haben gegen gute Bezahlung die südamerikanische Presse mit echt französischen Artikeln versorgt, die bereitwilligst ins Spanische oder Portugiesisiche übersetzt wurden, denn sie waren oberflächlich genug, um weder den Uebersetzern noch den Lesern anders als anmutig zu erscheinen, geeignet fürs Boudoir wie der französische Roman. Die Franzosen haben dann weiter die Südamerikaner bei ihren Besuchen in Frankreich mit der gleichen Liebenswürdigkeit von ihrem

Geld befreit, und sie haben ihnen ihre Erzeugnisse verkauft, die dazu angetan waren, Schönheitsfehler zu beseitigen, den Gaumen und den Geist zu kitzeln und die Kenntnisse in der Sprache wach zu halten, denn sie trugen alle lange französische Aufschriften. Auch in rein deutschen Läden habe ich nur französische Aufschriften gefunden. Die Inhaber versicherten mir, die Waren seien deutschen Ursprungs, aber sie müssten französische Zettel aufkleben, denn die Südamerikaner könnten nun einmal nicht deutsch lesen.

Es wäre nicht richtig, wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, wenn man sagte, die Vorliebe der Südamerikaner für die Franzosen beruhe nur auf der Sprache, aber zweifellos bildet die Sprache die Eingangspforte für diese Vorliebe. Ich habe in den grossen Städten Südamerikas stets in den Läden zunächst deutsch gesprochen, und immer wurde ich gefragt, ob ich nicht französisch verstünde. Und wenn ich das bejahte, wurde ich auch stets gefragt, warum ich dann nicht gleich französisch gesprochen hätte. Der Südamerikaner empfindet es als eine Art Unhöflichkeit, wenn man ihn nicht in seiner Sprache anredet, oder — auf französisch.

Das ausserordentliche Uebergewicht der französischen Sprache in Südamerika ist durch nichts gerechtfertigt und durchaus nicht im Interesse der Südamerikaner. Bei ihnen ist alles im Fluss. Mit Sicherheit lässt sich sagen, dass die Indianer und die Neger dort keine Zukunft haben, dagegen weiss niemand, ob sich eine eigenartige südamerikanische Rasse bilden wird, und wie sie etwa aussehen wird. Weitverbreitet ist die Ansicht, dass über kurz oder lang die Germanen das Uebergewicht bekommen werden. Das hoffen namentlich auch die Nordamerikaner, die ihre Monroe-Doktrin auch auf Südamerika ausdehnen möchten, so dass dann praktisch die Vereinigten Staaten beide Hälften umfassen würden.

Welchen Weg nun auch die Entwicklung nehmen mag, jedermann ist überzeugt davon, dass bei dem Aufbau und weitgehenden Neubau, der in Südamerika bevorsteht, das Franzosentum keinen Eckpfeiler bilden kann, weil es dazu einfach zu schwach ist. Dann darf aber auch im Unterricht die französische Sprache nicht länger derartig wie bisher im Vordergrund stehen.

Diese Erkenntnis bricht sich nun auch in Südamerika in den führenden Kreisen langsam Bahn. Das kann nur langsam gehen, denn die Alten wollen und können nicht mehr umlernen, wird es doch selbst den Jungen schwer genug. Es ist auch überaus schwer zu entscheiden, was an Stelle des Französischen gesetzt werden soll.

Das Nächstliegende wären die Landessprachen, Spanisch bezw. Portugiesisch. Und die nationale Welle ist in Südamerika sehr stark. Es gibt dort viele Patrioten, die meinen, Südamerika wäre nunmehr sehr wohl fähig, sich kulturell völlig von Europa freizumachen und sich ganz auf sich selber zu stellen. Solange das Land noch nicht genug Menschen erzeugt, sind die Europäer willkommen, aber sie

sollen Südamerikaner werden, und dazu gehört in erster Linie, dass sie die Landessprache lernen.

Wenn man aber diese Leute nach einer mit gewaltigem Kraftaufwand in diesem Sinn losgelassenen patriotischen Rede nach erfolgter Beruhigung aufs Gewissen fragt, ob sie wirklich meinten, die südamerikanischen Länder könnten auch kulturell ganz aus eigener Kraft mit der Entwicklung der Menschheit Schritt halten, dann stecken sie doch einige Pflöcke zurück. Vom Franzosentum will von diesen Patrioten keiner mehr etwas wissen. Sie sind sich klar darüber, dass die Berührung oder gar Durchdringung mit französischem Geist, wie er sich in Südamerika breit macht, nur dazu dienen kann, die Entwicklung einer eigenen südamerikanischen Kultur zu hemmen. Denn durch das Französische wird die Neigung des Südamerikaners, äussere Eleganz in der Haltung und im Ausdruck für die Grundlage, anstatt für eine Folge oder eine Begleiterscheinung der Kultur anzusehen, gestärkt. Und da dem Südamerikaner die tausendjährige Tradition des Franzosen fehlt, was jeder gebildete Südamerikaner sehr schmerzlich empfindet, liegt die Gefahr vor, dass der Südamerikaner durch seinen Stolz auf die Fähigkeit, französisch zu parlieren, zur Karrikatur wird. Denn nichts steht ihm schlechter, als wenn er den Franzosen nachzuahmen sucht, als wenn er französelt.

Für jeden, der die südamerikanischen Verhältnisse ganz objektiv betrachtet, ohne sich durch eine Vorliebe für oder einen Hass gegen das Französische beeinflussen zu lassen und ohne aus Vaterlandsliebe bei den Südamerikanern Eigenschaften zu entdecken, die sie auf Grund ihrer geschichtlichen Entwicklung gar nicht haben können, ist es klar, dass die Stelle, die von der französischen Sprache und Kultur eingenommen wird, nicht einfach durch Spanisch oder Portugiesisch ersetzt werden kann. Es würde ein leerer Raum entstehen, der bekanntlich nicht möglich ist.

In der Tat können sich nur zwei Sprachen und damit auch Kulturen um den Platz streiten: die deutsche und die englische.

Seit dem Weltkrieg hat die deutsche Sprache einen grossen Vorsprung vor der englischen, weil jetzt jedermann in Südamerika den furchtbaren Humbug erkannt hat, der mit der „deutschen Gefahr“ getrieben wurde, und weil weiter jedermnan die Absperrung Südamerikas von Deutschland sehr schmerzlich empfunden hat. Dazu kommt, dass die deutschen Schulen in Südamerika weit höher stehen als die englischen. Sie sind bei den Eingeborenen sehr geachtet, und wenn die Kinder von den unteren Klassen an die deutschen Schulen besuchen, dann kommt die oben erwähnte Abneigung gegen die deutsche Sprache gar nicht auf, die im übrigen der englischen Sprache gegenüber nicht geringer ist.

Dieser Verdrängung des Französischen durch das Deutsche, die naturgemäss nur sehr langsam vor sich gehen kann, kommt der Umstand entgegen, dass sich die deutschen Schulen in Südamerika nicht

mehr so stark gegen die Landesschulen abschliessen, wie sie das früher im Interesse der Erhaltung des Deutschtums tun zu müssen glaubten. Sie geben jetzt den Landessprachen einen breiteren Raum und erreichen dadurch, dass ihre Schüler auch aus höheren Klassen ohne Zeitverlust in die Landesschulen übergehen können, die sie notwendig für die Erwerbung einer Anstellungsfähigkeit brauchen.

Wenn aber den Landessprachen in den deutschen Schulen Südamerikas so viel Zeit gewidmet werden soll, dass die Schüler in der Kenntnis dieser Sprachen den Schülern der Landesschulen nicht nachstehen, so kann der Lehrplan unmöglich genau der einer deutschen Reichsschule sein mit einigen Stunden Spanisch oder Portugiesisch. Vielmehr muss eine andere Sprache zurücktreten, und das kann nur Französisch sein.

Es ist nun sehr erfreulich, dass die einheimischen Behörden, vor allem die in Mexiko, das kulturell zu Südamerika zu rechnen ist, den deutschen Schulen dadurch entgegenkommen, dass sie die deutsche Sprache als vollwertigen Ersatz für die französische gelten lassen.

Wenn aber Schüler in die einheimischen Schulen aufgenommen werden, die statt Französisch Deutsch können, so ist der erste Schritt getan. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, da in den südamerikanischen Schulen zunächst neben Französisch allgemein Deutsch unterrichtet wird. Die nötigen Lehrkräfte, die Deutsch und Spanisch bzw. Portugiesisch genügend beherrschen, um den Unterricht geben zu können, liessen sich von heute auf morgen beschaffen. Schwieriger wäre die andere Frage, was mit denen geschehen soll, die bisher französisch unterrichtet haben.

Steglitz. W. von Hauff.

Englisch als erste Fremdsprache.[1])

Englisch ist zum ersten Mal im 17. und 18. Jh. auf deutschen Schulen gelehrt und gelernt worden, und zwar auf den Ritterakademien. Diese entstanden als Ausdruck der neuen Zeit in grösserer Zahl vornehmlich nach dem 30jährigen Krieg und wollten dem neuen Herrenstand die zeitgemässe höfische Bildung geben, das *savoir vivre* des *galant homme,* des *gentleman.* — Das Zentrum des geistigen Lebens Europas hatte sich von Italien (Renaissance) und Deutschland (Reformation) nach dem Westen, nach Frankreich, verschoben; Holland und England schlossen sich an, und Paris — Versailles, der Hof Louis XIV., galt als glänzender Mittelpunkt. — Der Bruch mit der mittelalterlichen Welt- und Geistesrichtung war jetzt vollständig. Denn hatte die Renaissance den Blick vom Jenseits zum Diesseits gezogen, zum Beschauen des Natürlichen und

[1]) Vortrag vom Schlesischen Philologentag, Pfingstsonnabend 1923.

Schönen in der Natur, und sich mit Hilfe des Studiums der Antike gebildet, so ging die neue Zeit einen gewaltigen Schritt weiter in der Verweltlichung und Modernisierung. Die grossartigen Fortschritte auf dem Gebiete der Entdeckung und Erfindung, bes. durch die mathematischen Naturwissenschaften, liessen Männer wie Baco und Descartes verächtlich auf Aristoteles und die Grössen des Altertums herabsehen; denn auch in Kunst- und Lebensführung fühlten sie sich überlegen; sie besassen zudem in der französischen Sprache ein wundervolles Instrument für den Ausdruck ihrer Gedanken und Lebensart. Man lernte Französisch, auch Italienisch, Spanisch, Englisch und sogar Deutsch!, Mathematik, Naturwissenschaften, man studierte die neue Philosophie, die neue Technik, die Fortifikation, Architektur, Mechanik, Recht, Moral, Naturrecht, Geographie, Astronomie u. a.; man übte seinen Körper im Reiten, Fechten, Tanzen, Ballschlagen usw. Die Bildung der Akademie war eine durchaus praktische, reale, auf die Gegenwart gerichtet. In Frankreich und England (Amerika) sind diese Akademien die Pflanzstätten der Bildung bis heute im wesentlichen geblieben; die alten Universitäten waren missachtet. In Deutschland hingegen wurden gerade die Universitäten die Träger neuzeitlicher Ideen, voran Halle — Göttingen, und die Akademien gingen fast sämtlich wieder ein. Das humanistische Gymnasium aus dem Anfang des 19. Jh.s löste sie ab. — Der Neuhumanismus war eine Art Erneuerung der Renaissance, doch legte er allen Nachdruck auf das Eindringen in das griechische Geistesleben, auf literar-ästhetische Studien und wandte sich von dem kalten, seelenlosen Rationalismus ab. England hat bei diesem Stimmungsumschwung mit Pate gestanden: Shaftesburg, Ossian, Scott u. a.; aber Englisch wurde noch nicht als wichtige Sprache gewertet, sondern Französisch. Das neue Gymnasium stellte nämlich insofern die Einheitsschule der Zeit dar, als es auch die neuen Bildungselemente Mathematik und Naturwissenschaften und eine neue Sprache aufnahm. Man emanzipierte sich zwar allgemein vom Französischen (Lessing), und auch das aufsteigende Bürgertum wollte von der französischen höfischen Kultur nichts wissen und von deren Nachahmern an deutschen Fürstenhöfen; man hielt die Griechen für vornehm und nachahmenswert, nicht die Franzosen, — aber die französische Sprache wurde gleichwohl Unterrichtsgegenstand: sie wurde es nicht wegen ihrer inneren Vortrefflichkeit und der bildenden Kraft ihres Baues, sondern wegen der Rücksicht auf ihre Nützlichkeit für das weitere praktische Leben.

Französisch (und nicht Englisch) war auch seit 1747 in Herders Realschule öffentlicher Unterrichtsgegenstand. Diese Realschule hatte sich von der alten Latein- und Gelehrtenschule abgelöst, da die aufsteigenden Städte und das kaufmännische und gewerbliche Bür-

gertum eine über die Volksschule hinausreichende Schule der Gegenwart brauchten.

Englisch, so sagte damals Jakob Grimm[1]), darf mit vollem Recht eine Weltsprache heissen und . . . scheint gleich dem angelsächsischen Volke ausersehen, künftig in noch höherem Masse an allen Enden der Welt zu walten, und Goethe äussert zu Eckermann (12. 3. 28), dass man dem Deutschen nach englischem Vorbild weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen sollte. Trotzdem kam Englisch erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder zu Ehren, als mit dem Jahre 1859 ein realistisches Gymnasium entstand. Im alten humanistischen Gymnasium wurde Englisch erst 1890 als unverbindlicher Lehrgegenstand 2-stündig von OII ab zugelassen; 1901 konnte es mit dem pflichtmässigen Unterricht von O II an tauschen. Die Zeiten sind dahingegangen, eine ganz neue Geistesrichtung hat Platz gegriffen, aber das Englische ist am Gymnasium in seiner Aschenbrödelstellung geblieben. Man hat wohl eingesehen, dass die Schule sich von der allgemeinen Kulturentwickelung nicht trennen kann, dass das klassische Studium nicht mehr den ganzen Inhalt aller höheren Bildung ausmacht, dass es vielerorts überhaupt nicht mehr als notwendiges Stück höherer Bildung angesehen wird, sondern als notwendiges Werkzeug für bestimmte Studien (Paulsen), aber Englisch hat man als unverbindlichen Lehrgegenstand bestehen lassen. Viele Abiturienten kommen zur Hochschule, ohne diese Sprache schulgemäss gründlich gelernt zu haben. Das humanistische Gymnasium ist daher nicht mehr die Einheitsschule wie bis 1850. Es genügt nicht für die Bildungsbedürfnisse der Neuzeit, denn ihm fehlt ein wichtiges Stück moderner Bildung. Realgymnasium und die zu Vollanstalten ausgebauten Realschulen sind ergänzend eingetreten und nach harten Kämpfen 1901 als gleichwertige Anstalten anerkannt worden. Aber auch sie kommen schon nicht mehr allen Bedürfnissen nach. Unsere Zeit ist zu vielgestaltig; es fehlt gegenüber der ungeheuren Reichhaltigkeit die Einheit.

Im 20. Jhd. stehen wir in einer neuen Wende der Zeiten, und Deutschland befindet sich gerade da in schlimmster materieller, finanzieller und seelischer Not, zugleich vor schwersten Aufgaben. Eine neue Gesellschaft und Kultur ist im Anzug. Zu der politischen Revolution kommt die geistig-kulturelle. Der aufstrebende vierte Stand pocht an die Tore der Bildung und reisst sie ein; er will einen neuen machtvollen Bau, die Einheitsschule für's Volk. Das Sehnen der Masse hat neben dem Bildungshunger zugleich eine soziale Note. Unser Volk ist durch verschiedenstufige Bildung in eine herrschende obere Schicht mit Berechtigungszeugnissen und in die breite Masse mit guter Volksschulbildung gespalten gewesen. Die

[1]) *Ueber den Ursprung der Sprachen, kleine Schriften* I, 92[3].

Schichten entfernten sich von einander, statt sich zu nähern; sie sahen einander scheel an, statt sich zu vertrauen und sich zu stützen zu gemeinsamer Arbeit zum Wohle des Volksganzen. Denn die leider nur allzu einseitige Ausbildung des Intellektes auf unseren höheren Schulen galt für wertvoller als die Arbeit der Hand und des Mannes der Praxis. Das Jagen nach Wissen, Berechtigung und Geld liess die Pflege von Sitte, Kunst und Religion zurücktreten. Der Volkskörper begann zu kranken; die deutsche Seele wurde leerer und ärmer; es herrschte ein falsches Glücksuchen im Volk; in der ganzen Arbeit eine gewisse Unwahrheit, Unbescheidenheit, ein Zwang. Und der Mensch leidet nun unter der Zersplitterung, er sehnt sich nach Vereinfachung, Vereinheitlichung, er will nicht mehr gemeistert sein, will selbst Herr und Herrscher sein, will Zusammenfassung, Synthese. Und so geht in Deutschland eine Gesellschaftsumschichtung vor sich, und die Jugend wächst heran und sucht nach einem einheitlichen Bildungsweg. Die Grundschule ist geschaffen; die deutsche Oberschule fertig; 2 Fremdsprachen werden gelehrt, von denen die eine 1. Pflichtsprache ist. Als solche kommt eine neuere Sprache, und zwar nur Englisch in Betracht.

Viele Kreise wollen von Fremdsprachen überhaupt nichts wissen, oder nur eine einzige zulassen. Dagegen müssen wir uns aber mit aller Kraft verwahren. Sie sagen, der Geist wird nicht reicher, wenn wir denselben Gedanken mit anderen Worten 2, 3, auch 4mal ausdrücken, und um Sprachen sprechen zu lernen, geht man am praktischsten ins Ausland. Auch führen uns ja Uebersetzungen in Land und Kultur gut und schneller ein. Der Engländer ist zudem so machtvoll in der Welt geworden und lernt im allgemeinen keine Sprache ausser der seinen. An diesem allen ist etwas Richtiges. Aber England ist nicht Deutschland, vor allem nicht das Deutschland von heute; und wir sind dem Engländer gerade durch unsere Sprachkenntnis überlegen und auf dem Weltmarkt äusserst gefährlich geworden, haben ihm vor 1914 den Rang abgelaufen, weil wir durch die Sprachen imstande waren, mit den Landesbewohnern selbst zu verhandeln. Der Engländer brachte seine Waren nur an die Küste; der Deutsche verhandelte sie im Innern des Landes, wurde reich und ging nun ebenso grosszügig vor wie der Engländer selbst. Der Engländer hat denn auch diese deutsche Ueberlegenheit begriffen und sich jetzt bequemt, Sprachen zu lernen; ja er reformiert sein gesamtes Bildungswesen seit 1912 nach deutschem Muster. Das gibt doch sehr zu denken. Ziel aller englischen Schul- und Universitätsbildung war bisher: Menschen heranzubilden, nicht Gelehrte; man wollte Leiter des Volkes, Herrschende heranbilden, nicht für einen besonderen Beruf. Und nun, trotzdem man ja jeder Systematisierung seit jeher abhold ist, hat man organisiert und einen ganz neuen Zug in das gesamte Bildungs- und Erziehungswesen gebracht. Der Engländer

aber weiss, was er tut, und warum er es tut. Denn je mehr Technik, Handel und Verkehr in der Welt sich vervollkommnen, je mehr die Uebervölkerung der Erde oder gewisser Teile zunimmt und ganze Wirtschaftsgebiete sich zusammen- und abschliessen, desto mehr muss man dem Boden durch Menschenkraft Schätze entreissen und in den Dienst der Menschheit zwingen; es wird immer mehr Qualitätsarbeit, wissenschaftlich umfasste Arbeit, verlangt. Deutschland ist das Land der Arbeit und Erfindungen. Der Deutsche hat stets bisher mit harter Mühe dem Boden seine Produkte abgerungen, dabei sein Können, Wissen, seine Technik, seinen Charakter, Fleiss, Gründlichkeit, entwickelt. Deutscher Stolz und deutsche Rettung sind in der zielbewussten Fortsetzung dieses Arbeitskönnens und Willens begründet. Die deutsche Schule ist Stütze und Pflegestätte. Und der Engländer hat dies genau erkannt. Er lernt heute eifrig Naturwissenschaften und sogar fremde Sprachen, um dem Deutschen seinen Vorsprung abzujagen. Lord Rosebery[1]) drückte es vor 1914 brutal ehrlich so aus: „Nicht die Flotte ist Englands Gefahr, sondern Deutschlands Schule." Wir müssen eng zusammenstehen, um dieses teure Gut der Arbeit uns zu erhalten, entgegen der Zerstörungswut blindwütiger Feinde.

So muss die deutsche Schule auf den starken Grundpfeilern von Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften ruhen. Die Sprachen aber sollen den Menschen geistig erziehen, ihm geistige Elastizität, Arbeitskraft, Beobachtungsgabe, Gründlichkeit schenken; sie sollen ihn den anderssprachigen Menschen verstehen lehren. Es ist nicht genügend, Wörter zu lernen, selbst das grammatische Gefüge zu ergünden und die ganze Gesetzmässigkeit, die bunte Welt der Begriffe und Bilder zu erfassen, — wir brauchen die Sprachen im eminent praktischen Sinn gerade heute in unserem geschlagenen Deutschland. Wir brauchen die Fremdsprachen, wenigstens der Herrenvölker, mehr denn je; denn wir sind auf den Verkehr mit ihnen angewiesen, mögen wir wollen oder nicht. Der Deutsche darf nur sein Selbstbewusstsein nicht verlieren, er muss die feindliche Propaganda durchschauen und zunichte machen können, er muss Land und Wesen der Fremdvölker studieren und lernen. Das deutsche Volk muss praktisch werden, weltpolitisch denken lernen und das Notwendigste vom Nötigen scheiden; vorerst darf nur die harte Wirklichkeit Grundlage aller unsrer Gedanken und Handlungen sein.

Wie sich die deutsche Neuphilologenschaft in ihrer Gesamtheit zu unserer Lage nach dem Kriege stellt, haben die Verhandlungen der Neuphilologentage in Halle (1920) und Nürnberg (1922) klar gezeigt. (Vgl. die Berichte darüber *Zeitschr.* 19 u. 21, 270). Daraus ergibt sich, dass das Englische entschieden auf dem Wege zum Siege ist.

---

[1]) *Deutsche Erneuerung*, Mai 23, Jhg. 2, Heft 5.

Prüfen wir nun kurz die Vorzüge des Englischen:

I. Vossler betrachtet es als gewissen Nachteil, dass die Sprache uns Deutschen zu nahe verwandt ist. Aber gerade diese Eigenschaft befähigt sie, dass deutsche Kinder sie leichter im frühesten Alter fassen. Oft genügen wenige lautliche Umbildungen, und das Kind erkennt deutsches Wort und deutsche Denkweise im fremden Gewand (vgl. Steigerung, auch die romanische mit more u. a. m.). Das ist pädagogisch von höchstem Wert; es erregt des Kindes Interesse und seinen Spürsinn. Das Kind tritt schneller in den Vortellungsgehalt der Fremdsprache und seiner Literatur ein. Ueberhaupt ist das Erlernen der Umgangssprache im Englischen verhältnismässig leicht, schwer erst wird das Englische als Kultursprache, seine Syntax und innere Sprachform, aber auch das ist ja gerade bildend und pädagogisch recht für das reifere Alter. Es wird so zwei pädagogischen Gundsätzen genügt: vom Leichten zum Schweren, vom Anschaulichen zum Begrifflichen. Einige Schwierigkeiten bereitet allerdings die rückständige Schrift.

In Nürnberg wurde in der Besprechung gesagt, man lerne Englisch besser in historischer Weise über Französisch. Aber wozu diesen Umweg? Die englische Sprache enthüllt immer mehr ihren germanischen Charakter und schleift den französischen Fremdkörper ab. — Anders z. T. liegen die Dinge beim Französischlernen über Latein. — H. St. Chamberlain sagt in seinen Kriegsaufsätzen, *Die deutsche Sprache,* S. 30 fg.: „Es ist nicht möglich, auf Englisch tief und zart zu denken. Selbst das Denken von glänzenden Köpfen versiegt und versandet. Die Sprache des geistigen Lebens ist mit fremden Ausdrücken gespickt; denn alle höhere geistige Tätigkeit hatte einzig die lateinisch-französisichen Wurzeln in Verwendung genommen. Es gibt nur wenige wahrhaft gelehrte, fein gebildete Menschen in England; keine Spur wahrer Bildung dringt ins Volk usw. Tief und zart denken kann nur das Deutsche. Das Deutsche ist eine Ursprache; in ihr sind die Wortwurzeln lebendig, die Geistesbildung greift ins Leben ein.“ Wir fügen zu: Englisch entwickelt sich weiter und stellt offensichtlich seinen germanischen Charakter mehr und mehr heraus. Dieser Kampf dauert nun schon über 800 Jahre (seit 1066) und ist ein Stück von Charakter und Sinnesart des Engländers geworden. Eines Tages wird der Angelsachse seine Sprache bereit gemacht haben, das Tiefste zu sagen. Und ebenso die Tochtervölker! Der Tag wird kommen, rechnen wir damit! — Der Literaturhistoriker Engel legt grossen Wert darauf, dass die Engländer auch Kelten seien. Wir können hinzufügen: In Südengland verraten die kleineren dunkelhaarigen Engländer auch noch den Einschlag der ursprünglich aus Afrika hergewanderten Ligurer! Gewiss sind das alles Züge, die man beachten muss, aber so gewiss der germanische Charakter in Frank-

reich zurückgeht und der Keltische vordringt, so tritt in England der germanische heraus, der französische zurück.

II. Die schnelle Erlernbarkeit der Umgangssprache macht das Englische für den praktischen Gebrauch sehr früh fertig. Das ist ausserordentlich wichtig für Schüler, die früher ins Leben gehen. Es eignet sich gerade dadurch sehr zur Anfangssprache. Und der Vorwurf kann hinfort nicht mehr erhoben werden, als errichte das Erlernen von Fremdsprachen die trennende Schicht im Volke. Die Vorstellungen von höherer und niederer Bildung sind im Gegenteil mehr durch das Berechtigungswesen, durch das sogenannte Einjährigenexamen, im Volke entstanden; dass aber gerade dadurch die Bildung in breiteste Schichten des Mittelstandes getragen wurde und die Erfolge unserer Kaufmannschaft haben errungen werden können, wird meist übersehen.

III. Wir brauchen diese Sprache notwendigst für jede wissenschaftliche Arbeit. Die philosophische Fakultät der Universität Berlin sagt das in ihrer Eingabe an das Unterrichtsministerium.[1]) Die Möglichkeit, die englische und amerikanische wissenschaftliche Literatur zu benutzen, ist für sämtliche in der Fakultät vertretenen Fächer ganz unentbehrlich. Wer dazu nicht imstande ist, kann die wissenschaftliche Arbeit auf keinem Spezialgebiete ausreichend betreiben, und oft genug sind Dozenten aller Fächer gezwungen, einem Schüler von der Bearbeitung eines Themas abzuraten oder eine darüber verfasste Arbeit als wissenschaftlich unzureichend abzulehnen. Die Fakultät fordert obligatorischen englischen Unterricht im Gymnasium in gleichem Umfang wie im Französischen, aber dieses darf unter keinen Umständen zurückgesetzt werden. Bei unseren Nachbarvölkern in Skandinavien, Holland, Oesterreich lernt man weit mehr fremde Sprachen als bei uns. Wir stehen zweifellos hinter ihnen zurück. — Soweit die Fakultät (S. 60 fg.). H. Schumacher: Weltwirtschaftliche Studien sind ohne Englisch unmöglich (S. 43). H. Herkner: Ein erfolgreiches Studium der Nationalökonomie ist ohne Kenntnis des Englischen ein Ding der Unmöglichkeit (S. 21). A. Penk: Nur e i n e fremde Sprache in Zukunft auf unseren höheren Schulen lehren zu wollen, ist kaum glaublich und erscheint ganz unverständlich (S. 26). Wir lernen Englisch wegen des Nutzens, zum Einblick in die Gedankenweise eines weltbeherrschenden Volkes (S. 29). — Ebenso forderten 55 Professoren und 1200 Studenten der Tübinger Universität in ihrer Eingabe an das Ministerium die weitgehende Einführung von Englisch, da Englisch der Schlüssel zur angelsächsischen Weltliteratur, zum Welthandel, zur Presse ist.

IV. Die englische Sprache vermittelt höchst bildende Werte: als Sprache und in ihrer prachtvollen Literatur.

---

[1]) *Wozu Französisch und Englisch?* Gutachten hervorragender deutscher Männer und Frauen. Berlin, Weidmann 1920.

V. Wir brauchen diese Sprache notwendigst für die Praxis aller Berufe, denn Englisch ist jetzt unumstrittene erste Handels-, Welt-, Diplomatensprache, und Englisch ist die Muttersprache von 200 Millionen schaffender Menschen in Canada, Vereinigten Staaten, Südafrika, Australien-Neuseeland. Es sind Menschen eigenartiger englischer Kultur und eigenen Charakters; jugendfrische Menschen junger grosser, zukunftsreicher Gebiete, deren weltpolitischer und geistiger Einfluss sich erst zu zeigen beginnt. Einzig die Vereinigten Staaten sind heute gerade deutlich genug in Erscheinung getreten. Und wer kennt sie von uns genauer? Und wie kannte er sie bisher? Die zähe englische Rasse hat den gewaltigen Kampf mit der ungeheuer weiten Natur siegreich bestanden, und schon beginnt das riesige Reich der neuen Tatmenschen da drüben eine imperialistische Politik grössten Stils, streckt seine Hand bereits über seine Grenzen weit hinaus, hin nach dem alten hasserfüllten, verschuldeten, in alten Ansichten verstrickten, kleineren Europa, hin nach den Ländern südwärts, wo der Hidalgo-Stolz der spanischen Abkömmlinge sich selbstbewusst sträubt, wohl das Geld nimmt, aber nimmer Sprache und Sitte, geschweige denn Herrschaft; hin nach den Philippinen, wo die spanische Sprache niedergeboxt werden soll: Seit dem 1. Januar 1923 hat das Spanische dort aufgehört, amtliche Verkehrssprache zu sein; an seiner Statt ist die englische Sprache von der amerikanischen Regierung dafür erklärt worden. Die Vereinigten Staaten sind der Schrittmacher Englands in der Welt für die Angelsachsen. Und England versucht sein gewaltiges Imperium, das ihm durch Blut und Sprache gehört, jetzt zu einer Wirtschaftseinheit zusammenzufassen. Beide angelsächsischen Mächte scheinen sich auch in der Politik über alle Gegensätze hinweg aneinander lehnen zu wollen. Die Welt gehört heute diesen Mächten. Dollar und Shilling regieren, und während Paris noch als Fremdenstadt und Stadt der Kultur wie Berlin in der Welt gilt, halten Newyork und London Weltverkehr und Weltgeschichte in ihren Händen. — Noch eins: Man rühmt am Studium der Antike, dass sie uns Staatenbildungen in unübertrefflich anschaulicher Weise lehre. Aber die geistig geschauten Muster der Antike lassen sich überbieten durch die vor unser aller Augen aus den Urzuständen eben aufsteigenden Staaten und Kulturen in der angelsächsischen und auch hispanischen Welt; sie stehen vor uns in einer Anschaulichkeit und Grossartigkeit, die unserm lebenden Geschlecht wahrlich die besten Muster geben müssen.

VI. Die englische Sprache besitzt den reichsten Wörterschatz der grossen Kultursprachen.

VII. Wir lieben den Engländer nicht. Wir deutschen Idealisten können ihn gar nicht lieben. Alles in England ist auf praktischen Nutzen gestellt; das gilt nicht nur von Politik und Wirtschaft, nein auch von rein geistigen Werten: denke nur und immer zuerst an

dein eigen Glück und opfere es nur für höheren Gegenwert. Es kommt uns ungeheuerlich vor, wenn wahr sein soll, was sich bewährt, womit man gute Geschäfte machen und Geld verdienen kann. Auch der Begriff Pflicht ist dem Engländer nur mit persönlichem Interesse verbunden, und selbst der Krieg ist für ihn nur ein Geschäft. Es herrscht ein ganz andrer Geist, ein anders gerichtetes Empfinden im englischen Menschen als im deutschen. Der deutsche Geist kehrt sich grübelnd und ewig suchend vorwiegend nach innen; der englische sieht klar, nüchtern und kalt nach aussen, misst und schätzt Dinge und Menschen auf ihren Nutzen hin. Der Engländer sitzt in seinem Haus (*my house is my castle*) oder Land mit seiner Verfassung, Sitte, seinen Gebräuchen (*right or wrong, my country*) und schaut selbstsicher und herrisch nach aussen. Er herrscht. Wen er nicht niederschlagen kann, den lässt er in Ruhe; wer ihm gar zu nahe kommt, der muss fallen. Er ist von seiner Vortrefflichkeit und der seiner Taten und Werke überzeugt; der Erfolg hat sie geheiligt und Gott will es offenbar, dass die Welt durch den Engländer geheilt und gerettet wird. Der Engländer erfüllt Gottes Mission; er ist auserwählt (calvinistische Prädestinationslehre). — Wir lieben diesen Engländer nicht, aber wir müssen ihn und seine Taten achten. Und wir müssen ihn, den beherrschenden Menschentyp der Gegenwart so gut kennen lernen, als wir nur vermögen. Das Auge für fremde Verhältnisse ist die Sprache, daher müssen wir Englisch gründlichst lernen.

Wenn wir Englisch zur Grund- und auch Anfangssprache machen, werden wir dem heutigen deutschen Einheitsempfinden am ehesten entsprechen und denen entgegenkommen, die Einheit und Kern in der Vielgestaltigkeit der heutigen Zeit im Betonen der Pflege von deutscher Sprache und Kultur, des deutschen Menschen, suchen. Deutsch zu sein, müssen wir erst recht lernen. Selbstbesinnung gewinnt der, der sein Ziel klar sieht. Die wahren Wurzeln unsrer Kraft liegen in unserm Innern; wir müssen diese Kräfte entwickeln, aber wir können es nicht in beschaulicher Ruhe tun, als wären wir allein da in der Welt. Gerade heute sind wir es weniger denn je. Wir stehen im härtesten Kampf mit der Umwelt, und wir sind auf immer in die Weltwirtschaft verflochten. Wir sind in schlimmster Not. Aus ihr müssen wir zunächst heraus, müssen harte Wirklichkeitsmenschen sein, bis wir wieder feststehen und unser Wesen frei, weitsichtiger und reicher und künstlerischer entfalten können. Darum, messen wir uns an dem Menschen, an den wir am schnellsten herankommen können, weil wir ihn am ehesten und gründlichsten verstehen lernen, messen wir uns mit dem vorwiegend germanisch sprechenden und empfindenden zähen, starken englischen Menschen, der uns viel zu geben hat und der ein erstes Wort in der Welt spricht.

Breslau. W. Schulz.



Viktorianer in der englischen Dichtung der Gegenwart.

Der bekannte Historiker Lytton Strachey hat vor kurzem eine interessante Biographie über die *Queen Victoria* verfasst, die in England grosses Aufsehen erregt hat. Die englische Kritik schreibt dem Werke Witz und Satire zu, tadelt aber an seinen Charakteren, dass sie der warmen Lebensfülle ermangeln, dass sie für ihn nur Tote der Geschichte und Gestalten einer toten Vergangenheit sind. Eine andere Methode wendet ein moderner Dichter an in seinen dramatischen Skizzen, wo er einige Viktorianer wie lebende Zeitgenossen vor unseren Augen wieder auferstehen lässt. Der Verfasser ist Laurence Housman (geboren 1867), den Bernhard Fehr in seiner *Englischen Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* (Berlin-Neubabelsberg 1923) zu den Mystikern zählt, und in eine Reihe stellt mit religiös innigen, katholisch-gläubigen Dichtern wie Alice Meynell und Francis Thompson, den Leon Kellner in seiner *Englischen Literatur der neuesten Zeit* (Leipzig 1921) sogar als den mystischen Jünger William Blakes bezeichnen möchte, der noch jüngst mit seinen *Little plays of St. Francis, a dramatic cycle from the life and legend of St. Francis. With a preface by H. Granville-Barker* (London 1922, Sidgwick and Jackson) wieder bewies, wie wundervoll er den Ton der Legende zu treffen, die Atmosphäre des mittelalterlichen Katholizismus zu schaffen und in Präraffaelitenmanier die mystische Verzückung zu fassen weiss. Mit seinen *Angels and Ministers. Three Plays of Victorian shade and character* (London 1921, Jon. Cape) kommt Housman uns sentimental und satirisch, dabei aber Sympathie und Ironie so fein mischend, dass eine Scheidung fast nie möglich ist. Und gerade in diesem unbestimmten oder schwer zu bestimmenden Charakter liegt der hohe dichterische Reiz und Wert dieser nicht sehr bühnenwirksamen, aber sehr eindrucksstarken Stimmungsbilder aus der viktorianischen Zeit. Housman fühlt sich eingestandenermassen selbst als Viktorianer, ein bedeutsames Bekenntnis angesichts der noch immer nicht ausgetragenen literarischen Fehde zwischen den Proviktorianern und Antiviktorianern.[1]) Der Dichter stellt mit Bedauern fest, dass der Viktorianismus nun bald historisch geworden ist. Er will den herbstlichen Glanz, der diesem Zeitalter noch anhaftet, noch einmal aufleuchten lassen, ehe die Zeit ihn ganz verwischt hat. Es ist ihm wirklich gelungen, diese alten Charaktere wieder jung erscheinen zu lassen oder wenigstens so, als ob sie nicht einer vergangenen Epoche angehörten. Gewiss meldet sich die Ironie häufig genug in diesen flüchtigen Bildern, aber die Ironie ist meist liebenswürdiger Art und wird zur Ehrfurcht und Verehrung, wenn sie einige kleine menschliche Schwächen behutsam aufgedeckt hat. Housman besitzt die Fähigkeit, die Meredith als wesentlich für eine

[1]) Vergl. meinen Aufsatz *Literarische Strömungen im gegenwärtigen England, Gral:* Januar 1923.

Deutung des Comic Spirit bezeichnet hat: Das Lächerliche an einem geliebten Gegenstande zu sehen, ohne darum den Gegenstand weniger zu lieben.

Seine Themen sind die Königin selbst, Lord Beaconsfield und Gladstone. Wie der Titel *Angels and Ministers* aufzufassen ist, lassen zwei Stellen aus der dritten Szene erraten, wo John Morley, aus dessen *Recollections* übrigens die stoffliche Grundlage stammt, im Auftrage Gladstones seiner Frau die Nachricht von seiner nahen und endgültigen Abdankung zu überbringen hat:

„Mrs. G.: And how is the world using you? — Morley: Like Balaam's ass. The angel of the Lord stands before me with a drawn sword, and my kneels quail under me. — Mrs. G.: I thougt you didn't believe in angels, Mr. Morley. — M.: In the scriptural sense, no. In the political, they are rare, but one meets them — sometimes. — Mrs. G.: And then they frighten you? — M.: They make a coward of me. I want to temporise — put off the inevitable. But it's no good. Angels have to be faced. That's the demand they make upon us. (S. 65). — M.: If you go on, I shall have to say "angel", again. That is all I can say. — Mrs. G. (tremulously): Oh, Mr. Morley, you will tell me! Is this the end? Has he — has he, after all, been a failure? — M.: My dear lady, he has been an epoch. — Mrs. G.: Aren't epochs failures, sometimes? — M.: Even so, they count; we have to reckon with them: No, he is no failure; though it may seem like it just now. Don't pay too much attention to what the papers will say. He doesn't, though he reads them. Look at him now! — Does that like a failure? — [he points to the exuberantly energetic figure intensely, absorbed in its game] (S. 75).

Dieser letzte Moment ist vielleicht der packendste in dem Dramolett, dessen Schauplatz ein Wohnzimmer in Downing-Street im März 1894 ist. Der greise Premier bleibt siegreich in dem back gammon, das er mit Armitstead spielt. Als die Gäste fort sind, weiss seine Frau ihm den Glauben einzuflössen, sein politisches Ende entspräche ihrem eigenen Herzenswunsche. Sie legt ihm liebreich den neuen „Comforter" (daher der symbolische Titel!) um, da er seine beiden alten verloren hat. Sie geht in das Schlafzimmer, um sich auszuweinen, und er sagt zum Schluss resigniert: „Well, if it pleases her — I suppose it must be right!" So geht dieses *Political Finale* ein wenig rührselig, aber recht stimmungsvoll aus. Der grosse Kampf zwischen zwei an Charakter und Temperament so verschiedenen Geistern, der „Widow at Windsor" und dem „Grand old Man" ist endgültig ausgetragen.

Die Königin selbst führt uns der Dichter in einer noch intimeren Atmosphäre in der ersten Szene vor *The Queen: God bless her! A Scene from home-life in the Highlands.* Beaconsfield macht ihr im Gartenhause des Balmoral Castle im kritischen Stadium des russisch-türkischen Krieges einen Besuch. Die Satire ist hier noch bitterer, der Schluss noch sentimentaler. Beaconsfield tut Gladstone als einen grossen Schwätzer ab: „Speaking — speaking — speaking. But

I have to confess, Madam, that I have not read his speeches. They are composed for brains which can find more leisure than yours, Madam — or mine.“ Beaconsfield selbst zeigt sich uns streckenweise als Schmeichler und Schönredner, bei dem wahre und gemachte Empfindungen und Aeusserungen sich merkwürdig verquicken. Schliesslich bringt er auf die königliche Hoheit einen Trinkspruch aus, um nach alter Sitte sein Glas zu zerschmettern: „An old custom, Madam, observed by loyal defenders of he House of Stewarts, so that no lesser health might ever be drunk from the same glass. To my old Land came a sudden access of youthful enthusiasm — an ardour which I could not restrain. Your pardon, Madam.“ Dann kleidet er seine Rührung und Ergriffenheit in Poesie, da gewöhnliche Worte versagen würden: When pain and anguish wring the brow,
A ministering Angel, thou!

Sie lässt die Scherben auflesen und betastet sie mit Tränen in den Augen: „Such devotion! Most extraordinary! Oh! Albert! Albert!“ Man beachte die feine szenische Schlussbemerkung: „And in the sixteenth year of her widowhood and the fortieth of her reign the Royal Lady bends her head over the fragments of broken glass, and weeps happy tears.“

Im zweiten Stücke windet der Dichter Beaconsfield den Glorienkranz ums Haupt. Der Titel *His Favourite Flower. A political myth explained* geht natürlich zurück auf Disraelis Lieblingsblume, die Primel. Der alte Staatsmann liegt in seltsamen Phantasien auf dem Krankenlager. Im Traum sah er sich wie ein Spottbild der Marienkönigin auf dem Pranger (Pillory) stehen auf dem Platze gegenüber der Westminsterabtei, wo ihm als dem britischen Nationalheros, dessen Lieblingsblume das Sinnbild der Vaterlandsliebe geworden ist, ganz London bekanntlich noch heute an seinem Todestage im Schmuck der Primeln huldigt. Er fühlt, wie ihm unter dem Beifall der Menge einer einen Kranz von Primeln um den Nacken hängt. Er glaubt unter dem Duft der zahllosen gelben Blüten ersticken zu müssen. Er hält das alles für eine organisierte Verhöhnung und einen Gerichtstag der öffentlichen Meinung über die Fehler seiner politischen Laufbahn.“ I saw frontiers annulled, treaties violated, world-problems tumbling like clowns, standing in their heads and crying, Here we are again! Power — after all, had solved nothing!“ Prophetische Worte, die auf die Gegenwart gemünzt sein können. Dann kommt ein Engel hernieder, um ihm wie einer seiner verhassten Kollegen zuzurufen: „You have put your money on the wrong horse.“ Aber der Arzt weiss den Traum zu deuten. Am Tage zuvor sandte die Königin ihrem kranken Staatsdiener einen Strauss selbstgepflückter Primeln mit einem Beileidsschreiben. Er lässt sich einige der Blumen bringen und liebkost sie: „My favourite flower! For I'm to be Queen of the May, mother, I'm to be Queen of the May.“ Und wie märchenhaft zart klingt wieder der poetische Schluss:

(The Doctor takes up his hat, and tiptoes to the door)
Tell me, where is fancy bred,
Or in the heart or in the head?
How begot, how nourished?
(He breaks, and lets the petals fall one by one. The Doctor goes out.)
Let us all ring fancy's knell;
I'll begin it — Ding-dong-bell,
Ding-dong-bell. — (He goes to sleep.)

Einen Teil der *Angels and Ministers* sollte ursprünglich ein Stück *Possession, A Peep-Show in Paradise* bilden. (London 1921, Jon. Cape.) Aber Housman liess es getrennt erscheinen aus Rücksicht auf diejenigen, die wie die Viktorianer die Politik nicht gern mit der Religion vermischt sehen wollten. Sein Paradies ist keineswegs der Himmel der Orthodoxen, es gründet sich auf einer „anthropomorphischen Theologie", um mit dem Autor zu reden. Als Schauplatz werden zwar die Everlasting Habitations angegeben; es ist jedoch in Wirklichkeit ein behaglich ausgestattetes Zimmer im viktorianischen Stile. In diesem recht bürgerlichen Himmel lebt und glaubt jeder nach seiner Fasson; jeder wählt sich die Kirche und die Prediger, die ihm am besten gefallen. Es ist weder Himmel noch Hölle im biblischen Sinne; jeder wohnt in seinem eigenen Hause, das er wechseln kann, wenn es ihm behagt. Wir treffen hier eine eigenartige Gesellschaft. Der Mann will mit seiner zweiten Frau nichts zu tun haben; eine Witwe ist ihm eine zu entfernte Verwandte, und die Ehen werden zwar im Himmel geschlossen, aber sie dauern hier nicht fort. Ihr Vater meidet die alte enge verhasste Häuslichkeit, aus der er schon zu Lebzeiten mit der Gouvernante floh. Die jüngere Schwester gelangt wieder in den Besitz des viel umstrittenen Teetopfes, der ihr bei der Teilung des Besitzes zufiel. Die Mutter sucht die alte Behausung nur auf, wenn sie die letzte Inhaberin, die älteste Tochter, die alle überlebte, allein weiss. Stimmungsvoll ist auch hier der zart andeutende Schluss:

Laura: What is this place we've come to. — Julia (persuasively): Our home. — L.: I think we are in Hell! — J. (going to the door, which she unlocks with soft triumph): We are all where we wish to be, Laura. (A gong sounds.) That's supper. (The gong continues its metallic bumbling Julia departs, leaving Mrs. James in undisputed possession of the situation she has made for herself.)

Das Ganze wäre zu deuten als eine köstliche Persiflage auf das engherzige Philistertum einer verklungenen Zeit, die hier wieder lebendig wird. Keine bösartige Verhöhnung des Jenseitsglaubens, ein in bürgerlicher Sphäre sich bewegendes Gegenstück zu den drei anderen Dramoletts, wo der Dichter die grossen Viktorianer in häuslichem Kreise schaut und schildert, ohne sie nach Shawscher Art nur aus der Kammerdienerperspektive zu sehen und zu karikieren.

Bochum. Karl Arns.

Cervantes als Dramatiker.

Jedermann in Deutschland kennt Miguel de Cervantes Saavedra als den Verfasser des berühmten Romans vom Ritter Don Quijote. Auch dass er eine Reihe von ausgezeichneten Novellen geschrieben hat, wissen viele. Recht wenig bekannt ist aber Cervantes bei uns als Dramatiker. Und doch hat er, lange bevor er Romane und Novellen schrieb, um den dramatischen Lorbeer gerungen und hat nur ungern seine dramatische Dichtung aufgegeben.

Bekanntlich schied Cervantes 1583 aus dem Militärdienst aus, der ihm in der Schlacht von Lepanto eine schwere Verstümmelung und nachher eine jahrelange Gefangenschaft in Algier eingebracht hatte. Er suchte von da ab seinen Unterhalt als Schriftsteller zu verdienen, veröffentlichte einen Schäferroman, *La Galatea,* wandte sich aber bald dem Theater zu, das seit der Mitte des 16. Jahrhunderts alle literarischen Geister Spaniens mächtig anzog. Nach seinen eigenen Angaben schrieb er damals 20 bis 30 Komödien, ohne daraus glänzende Einnahmen zu erzielen. Nur zwei von ihnen sind auf uns gekommen, *La Numancia* und *El trato de Argel.* Von den übrigen kennen wir nur sieben dem Titel nach. Es sind *La gran Turquesa, La batalla naval, La Jerusalén, La Amaranta o la del Mayo, El bosque amoroso, La Unica y bizarra Arsinda* und *La Confusa.* Sie hatten Erfolg beim Publikum, und sicherlich hätte sich Cervantes damals gerne weiter auf dem dramatischen Gebiete betätigt. Inzwischen war ihm aber in Lope de Vega ein Nebenbuhler erstanden, dem er als Dramatiker in keiner Hinsicht gewachsen war. So kehrte er wohl noch vor Beginn der neunziger Jahre der Bühne vorerst den Rücken. Er selber hat später die Meinung zu erwecken gesucht, dass er das tat, weil ihn seine dramatische Tätigkeit nicht mehr befriedigte. Doch ist diese Erklärung mit Vorsicht aufzunehmen. Viel wahrscheinlicher ist es, dass Lopes Komödien die seinen wie die aller anderen Theaterdichter dieser Zeit völlig in den Schatten stellten, dass Lope ihm also die Quelle seines Lebensunterhaltes nahm, so dass er notgedrungen sich einem anderen Gebiete der Literatur zuwenden musste, dem der Erzählung, auf dem er nun seine Meisterwerke, den *Don Quijote* und die *Novelas ejemplares,* schrieb. Cervantes hat es denn auch Lope de Vega immer nachgetragen, dass er ihn von der Bühne verdrängte, und 2½ Jahrzehnte später, als sein Ruhm als Romanschriftsteller fest begründet war, kehrte er zu seiner alten Liebe, dem Theater, zurück. Im Jahre 1615 veröffentlichte er acht comedias und acht entremeses, so dass sich die Zahl seiner Stücke auf 36 bis 46 beläuft.

Die 20 bis 30 Komödien, die vor Lopes Hochkommen geschrieben sind, waren in der Art der Dramen des Jerónimo Bermúdez, Cristóbal de Virués und Juan de la Cueva gehalten. Diese Dramatiker hatten um die Mitte des 16. Jahrhunderts im Anschluss an die klassischen Dramen der Griechen und Römer das bis dahin sich

national entwickelnde, junge spanische Drama umzubilden versucht. Sie nahmen ihre Stoffe gern aus der antiken Zeit, führten nach dem Muster der Alten lange Monologe ein, setzten vor oder hinter das Stück einen Prolog oder Epilog, liessen den Chor auftreten und einen grossen Teil der Handlung hinter der Bühne geschehen und durch Boten berichten. Bei geschichtlichen Stoffen stellten sie die Geschehnisse einfach in chronologischer Reihenfolge nebeneinander, so wie die benutzten Quellen diese boten. Von einer Entwicklung des tragischen Momentes von innen heraus ist bei ihnen nichts zu spüren. Alles dies findet sich in den in Frage stehenden Komödien des Cervantes wieder. Besonders Cueva scheint ihm als Vorbild vorgeschwebt zu haben. Ganz wie die Stücke dieses Dramatikers haben auch die seinen keinerlei zusammenhängende Handlung. Die einzelnen Szenen stehen lose nebeneinander. Morde und Grausamkeiten finden sich häufig. Zauberer, allegorische Gestalten und Beschwörungen der Unterwelt spielen eine grosse Rolle. Hin und wieder trifft man auf packende Situationen, aber der Zusammenhang mit dem Ganzen fehlt. Auch die Metren, deren sich Cueva bediente, Oktaven, Redondillas, Terzinen und Quintillas kehren bei Cervantes wieder.

Von den beiden erhaltenen Stücken ist *La Numancia* das bedeutendere. — 1. jornada. Scipio ist entschlossen, die seit 16 Jahren von den Römern vergeblich belagerte Stadt Numancia in seine Gewalt zu bekommen. Er hält dem versammelten Heere eine Ansprache und ermahnt es, nicht zu ruhen, bis die Stadt zerstört sei. Gaius Marius, der Wortführer der Soldaten, verbürgt sich für seine Kameraden, von denen jeder in Zukunft seine Schuldigkeit tun werde. Eine Gesandtschaft der Numantiner, die den Römern Freundschaft und ein Bündnis anbietet, wird abgewiesen. Scipio zieht einen Graben um die Stadt, sperrt sie von aller Zufuhr ab und überlässt es dem Hunger, die Bezwingung der Numantiner herbeizuführen. Spanien tritt als gekrönte Jungfrau auf und bittet den Duerofluss, an dem die Stadt liegt, ihren Bürgern beizustehen. Der Flussgott erklärt, dass er den Römern gegenüber machtlos sei, tröstet aber Spanien mit dem Hinweis auf den späteren Untergang Roms und die Macht des spanischen Reiches unter Philipp II. — 2. jorn. Teogenes, Corabino und andere hervorragende Bürger der Stadt beraten, wie man den drohenden Untergang abwenden könne. Corabino will den Römern einen Zweikampf vorschlagen, dessen Ausgang über die Unterwerfung der Stadt oder über die Aufhebung der Belagerung entscheiden soll. Unterdessen beschwört die Priesterschaft die Götter um ein Zeichen über das Schicksal Numancias. Alle Zeichen sind ungünstig. Ein Dämon erhebt sich aus der Erde und zieht den Opferbock zu sich hinunter. Ein auf die weitere Beschwörung hin sich aus dem Grabe erhebender Leichnam weissagt den Untergang der Stadt. — 3. jorn. Die Römer nehmen den angebotenen Zweikampf nicht an. Der Hunger wütet

entsetzlich in Numancia. Man berät, ob man einen letzten Ausfall unternehmen soll, fasst aber schliesslich den Entschluss, die Stadt mit ihren Reichtümern und ihren Bewohnern dem Flammentode zu weihen, damit die Römer nicht triumphierten. Vorher will Morandro, der Geliebte Liras, seiner Braut zum letzten Male einen Bissen Brot verschaffen. Mit seinem Freunde Leoncio stürmt er über Mauern und Gräben ins Römerlager, richtet ein Blutbad unter den überraschten Feinden an und eilt mit einem erbeuteten Kästchen Zwieback in die Stadt zurück, während Leoncio durch die Schwerter der Römer den Tod findet. — 4. jorn. Erschöpft bricht er zusammen. Er stirbt in Liras Armen. Ihr kleiner Bruder bringt ihr die Nachricht, dass soeben auch ihre Eltern vor Hunger gestorben seien, und fällt dann tot zu Boden. Die Numantiner ermorden die in der Stadt gefangen weilenden Römer und sättigen sich an ihrem Fleische. Sie tragen ihr Hab und Gut zu einem ungeheuren Scheiterhaufen zusammen, zünden ihn an und stürzen sich hinein. Wer zu schwach zu dieser furchtbaren Tat ist, Frauen und Kinder, wird vorher von den Männern getötet. Teogenes opfert im Tempel den Göttern alle Angehörigen mit eigener Hand und sucht den Tod in den Flammen. Der Krieg, die Krankheit und der Hunger erscheinen personifiziert und bekennen sich dazu, den Untergang der Stadt verursacht zu haben. Die Stille in der Stadt und der riesenhafte Brand veranlassen Scipio und seine Soldaten, vorsichtig die Mauern zu ersteigen. Sie finden kein Leben mehr in Numancia. Nach einer Weile erst entdecken sie Viriatus, einen Knaben, auf einem der Türme. Scipio verspricht ihm Schonung und Reichtum, wenn er sich in seine Hände geben wolle, damit er ihn als den einzigen lebenden Numantiner in Rom im Triumphzuge mit sich führen könne. Doch Viriatus ist seiner Vaterstadt würdig. Um nicht in die Hände der Römer zu fallen, stürzt er sich vom Turme herab. Erschüttert und bewundernd steht der mächtige Feldherr vor der Grösse Numancias. Die Fama preist in einem Schlusswort die Unsterblichkeit der Numantiner. — Es ist klar, dass dieser Stoff sich mehr für eine epische als für eine dramatische Behandlung eignete. Cervantes ist denn auch der in diesem Umstande liegenden Schwierigkeit nicht Herr geworden. Er wollte wohl eine dramatische Wirkung durch die Darbietung einer Reihe von ergreifenden Szenen erzielen, erreichte aber dadurch nur, dass die Handlung in eine Menge von Episoden zerfiel. Im übrigen hat der gewaltige Stoff noch andere Dichter zur Bearbeitung angeregt, so den berühmten Dramatiker Rojas Zorrilla zu einer *Numancia destruida* und die weniger bekannten Autoren Zayas de Guzman und Mosquera de Barnuevo zu einem ebenso betitelten Drama und zu einem Epos *La Numantina.*

Gleich episodenhaft wie die *Numancia* ist *Los tratos en Argel* (Die Zustände in Algier) ausgefallen. — 1. jornada. Der Spanier Aurelio und Silvia, seine Geliebte, sind in die Hände der Mauren ge-

raten. Sie sind Sklaven des algerischen Renegaten Izuf und seiner Gemahlin Zara. Diese hat sich in Aurelio verliebt, jener in Silvia. Beide finden aber mit ihrem Liebeswerben keine Erhörung. Ausser diesen beiden Sklaven erscheinen noch zwei andere, Pedro Alvarez und Saavedra. Letzterer leidet unter dem Joch der Gefangenschaft schwer, ersterer hat es sich dadurch erleichtert, dass er sich um die Gunst seiner Herrin bemüht und sie erworben hat. Ein christlicher Priester wird auf grausame Weise von den Mauren ermordet und sein Schicksal von einem fünften Sklaven berichtet. — 2. jorn. Aurelio, von dessen Verhältnis zu Silvia niemand etwas weiss, muss dem ihn darum drängenden Izuf versprechen, ihm Silvia zuzuführen. Zwei Christenknaben, Juan und Francisco, werden auf dem Sklavenmarkte verkauft, von ihren Eltern getrennt und von ihren Käufern hinweggeführt. — 3. jorn. Nachdem es Izuf wiederum vergeblich versucht hat, sich Silvia zu nähern, verspricht diese der Zara auf ihr Drängen, für sie bei Aurelio zu vermitteln. — 4. jorn. Zaras Freundin Fatima, eine Zauberin, beschwört auf die Bitten jener eine Furie, und diese erklärt, dass die Not und die Gelegenheit Aurelio der ihn Begehrenden in die Arme führen würden. Aurelio und Silvia hoffen, dass ihre Verwandten sie bald aus der Sklaverei loskaufen werden, und verabreden, inzwischen Zara und Izuf hinzuhalten. Pedro Alvarez hat eine günstige Gelegenheit erspäht und sich auf die Flucht nach Orán gemacht. Unterwegs gesellt sich ihm ein Löwe zu und begleitet ihn bis in jene Stadt. — 5 jorn. Juan ist schon ganz zum Türken geworden und hat Heimat und Christentum vergessen. Den Aurelio jammert sein Schicksal. Die von Fatima herbeigerufenen Gestalten der Not und der Gelegenheit wollen ihn Zara geneigt machen, aber vergeblich. Er nimmt, als er sich unbeobachtet glaubt, Silvia in seine Arme. Die Liebenden werden aber von Zara und Izuf belauscht, und diese fassen Argwohn. Bald darauf muss jedoch Izuf die beiden freilassen, da ein aus Spanien eingetroffener Mönch über die Höhe des Lösegeldes verhandelt, das beim Fürsten von Algier für sie zu zahlen ist, und dieser ihnen die Rückkehr in die Heimat gestattet. — Es wird schwer zu sagen sein, worin eigentlich die Haupthandlung dieses Stückes besteht. Denn sowohl Izufs und Zaras Leidenschaft für Silvia und Aurelio einerseits und deren gegenseitige Liebe, als auch die Schicksale Saavedras und Alvarez' andererseits sind viel zu wenig hervorgehoben, als dass man meinen könnte, es kam dem Dichter hauptsächlich auf ihre Darstellung an. Cervantes selbst hat das Stück später in ein anderes, *Los baños de Argel,* umgearbeitet und Lope de Vega es für seine *Esclavos en Argel* benutzt.

Die 1615 veröffentlichten 8 comedias und 8 entremeses sind ganz anderer Art als diese zwei eben besprochenen Stücke. In ihnen ahmt Cervantes die Komödien Lope de Vegas nach, der inzwischen der Entwicklung des spanischen Theaters eine andere Richtung gegeben hatte. Gleich von seinem ersten Auftreten an hatte er mit dem un-

trüglichen Instinkt des Genies die von den klassizistischen Dramatikern aus der Mitte des 16. Jahrhunderts gepflegte, dem spanischen Theater aber nicht zuträgliche antike Atmosphäre verlassen und jene eigentümlich spanischen Formen der Komödie ausgebildet, die bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein entwicklungs- und lebensfähig bleiben sollten, die Mantel- und Degenstücke, die comedias de cuerpo, die comedias de santos usw. Mit einer geradezu unglaublichen Fruchtbarkeit hatte er eine Fülle von Themen behandelt, Motive und Argumente ins Drama eingeführt und Figuren geschaffen, die auf 1½ Jahrhunderte hinaus den spanischen Theaterdichtern eine Quelle abgaben, aus der sie unaufhörlich schöpfen konnten. Cervantes hatte im *Don Quijote* Gelegenheit genommen, diese neue Art von Komödien scharf zu tadeln. Ihrer Macht konnte er sich trotzdem nicht entziehen, ja er mußte, wollte er auf der Bühne Erfolg haben, sich ihr anpassen. Das hat er in den 1615 erschienenen Werken getan, freilich in völlig unzulänglicher Weise. Die 8 comedias sind verunglückte Machwerke, die mit Fug und Recht der Vergessenheit anheimgefallen sind. Sie bieten ein verworrenes Durcheinander von einzelnen Szenen ohne erkennbare Haupthandlung. Verkleidungen, Verwechselungen, Liebschaften, Eifersuchtsszenen folgen in bunter Reihenfolge aufeinander und ohne jede Rücksicht auf die Oekonomie des Stückes. Eine verständige Schürzung und Lösung des dramatischen Knotens weist keines von ihnen auf. Es fehlte eben dem grossen Erzähler die dramatische Begabung. Die äussere Mache vermochte er wohl z. T. dem Meister der Bühne abzusehen. Das innere Wesen des Dramas blieb ihm aber ein verschlossenes Geheimnis.

Die vernünftigste der 8 Komödien ist wohl noch *La Entretenida.* (Die Unterhaltsame, nämlich Komödie.) — Don Antonio de Almendarez liebt Doña Marcela, die Tochter Don Pedros Osorio. Die Dame ist seiner eigenen Schwester Marcela ausserordentlich ähnlich. Er kann sich nicht enthalten, die Schönheit der Geliebten vor der Schwester zu preisen, und das in einer Weise, die diese auf den Gedanken bringen muss, ihr Bruder sei zu ihr selbst in unerlaubter Liebe entbrannt. Schliesslich spricht er sich ihr gegenüber aus. Sie erfährt, dass Marcela Osorio ihrem Bruder aus den Augen gekommen ist, ohne dass er hat erfahren können, wo sie sich aufhalte. Marcela Almendarez ist von ihrem Bruder einem Vetter aus Lima, Don Silvestre, zur Gattin bestimmt, den aber niemand aus Antonios Hause persönlich kennt. Diesen Umstand macht sich Cardenio, ein Student, zu nutze. Er besticht den Escudero Marcelas und erfährt von ihm eine Reihe von Einzelheiten über Silvestre. Nun beschliesst er, als der aus Lima eingetroffene Vetter aufzutreten und Marcela selbst zu heiraten. Weil er nicht die Reichtümer besitzt, über die der Peruaner verfügt, täuscht er einen Schiffbruch vor. Antonio begrüsst ihn ahnungslos als Verwandten und künftigen Schwager. Marcela selbst ist von ihm nicht entzückt. Inzwischen hat Antonio erfahren, dass

Marcela Osorio von ihrem Vater bis zu ihrer Verheiratung in ein nahes Kloster gebracht worden ist. Dieser ist nicht abgeneigt, Antonio zu seinem Schwiegersohn zu machen, und kommt, um das Nähere mit ihm zu bereden. Vorher hat aber Antonio schon erfahren, dass Ambrosio, ein Edelmann, gleichfalls Marcela Osorio liebt. Nachdem dieser erst, getäuscht durch die Aehnlichkeit der beiden Marcelas, Antonios Schwester angeschwärmt hat, entdeckt auch er den Aufenthalt von Marcela Osorio und verpflichtet sich ihr gegenüber schriftlich, sich mit ihr zu vermählen. Mit diesem Eheversprechen erscheint er in dem Augenblicke, wo Pedro dem Antonio die Hand Marcelas gewähren will. Nun tritt Antonio von seiner Verbindung mit Marcela zurück. Ihre Heirat mit Ambrosio ist aber auch nicht gesichert, denn Pedro billigt sie nicht. Aus der Ehe zwischen Antonios Schwester und Silvestre soll gleichfalls nichts werden. Dieser ist inzwischen aus Lima eingetroffen. Zu seinem Erstaunen sieht er, wie Cardenio seine Rolle bei Marcela spielt. Zwar gelingt es ihm, diesen als Betrüger zu entlarven, doch zu seiner Ehe mit der Base ist eine Dispens der Kirche nötig, und diese ist nicht zu erlangen. Zu guter Letzt sieht sich auch Marcelas Zofe von ihren Liebhabern, dem Diener Cardenios und demjenigen Antonios, verlassen, die sie beide fest in der Hand zu haben glaubte. Die von ihr mit einem von ihnen erhoffte Heirat wird gleichfalls zu Wasser. — Man kann in dem Stücke zur Not den Faden der Haupthandlung verfolgen, aber seltsam genug bleibt es, dass der Dichter nicht imstande war, wenigstens eine der verschiedenen nebeneinander herlaufenden Handlungen zu Ende zu führen. Aeusserlich ähnelt die Komödie den Intriguenstücken Lope de Vegas. Sie verwertet manche Figuren und manches Argument derselben, aber der Geist Lopescher Dichtungen geht ihr völlig ab. Trotzdem ist sie später von dem berühmten Dramatiker Moreto, einem Zeitgenossen Calderóns, in dem *Parecido en la corte* z. T. nachgeahmt worden.

Eine ganz wertlose Komödie ist *El laberinto de amor.* — Dagoberto, der Herzog von Utrino, hat auf Veranlassung der von ihm geliebten Rosamira, Tochter des Herzogs von Novara, diese Dame eines unehrenhaften Verkehrs mit einem geringen Manne beschuldigt, um zu verhindern, dass sie nach dem Willen ihres Vaters dem Herzoge Manfredo von Rosena die Hand reiche. Ein öffentlicher Zweikampf zwischen dem Verleumder und einem Ritter, der für die Prinzessin eintritt, soll über das Schicksal Rosamiras entscheiden. Als solch ein ritterlich gesinnter Mann tritt der als Bauer verkleidete Herzog Anastasio auf, aber auch Manfredo. Dieser wird von Anastasios Schwester Julia geliebt, und ihre Base Porcia, zugleich Dagobertos Schwester, liebt den Anastasio. Die beiden Damen erscheinen als Hirten verkleidet, und Julia nimmt unerkannt bei Manfredo Dienst. Als dieser als Student auftritt, verwandelt sich auch Julia in einen solchen. Porcia ihrerseits vertauscht ihr Hirtenkleid mit dem einer

Bäuerin und gelangt so in Rosamiras Kerker. Rosamira flieht mit ihrer Hilfe und in den ländlichen Kleidern Porcias, während diese Rosamiras Kleidung anlegt, selbst im Gefängnis zurückbleibt und die Rolle Rosamiras so gut spielt, dass man sie schliesslich an den Ort führt, wo jener Zweikampf ausgefochten werden soll. Dagoberto nimmt hier nun einfach seine Verleumdung zurück. Rosamira steht unschuldig da und reicht ihm die Hand, womit sich ihr Vater und der ihr bestimmte Bräutigam schliesslich abfinden. Porcia gewinnt Anastasios Hand. — Man sieht, die Komödie ist ein grosses Wirrnis, in dem sich der Faden der Handlung völlig verliert. Toller als hier kann es mit den Verkleidungen wohl kaum getrieben werden. Auch hier besass der Dichter nicht die Kraft, die Handlung zu einem auch nur einigermassen verständigen Ende zu führen, und das Bühnenmittel der Verkleidungen, das Lope so oft aufs geschickteste zu verwerten verstand, wurde in seinen Händen zu einem Netze, in dem er sich unrettbar verstrickte.

El rufián dichoso (Der glückliche Verbrecher) gehört in die Klasse der comedias de santos, die seit Lope eine ganz besondere Rolle auf dem spanischen Theater gespielt haben. Sie brachten das Leben irgend eines Heiligen mit allen seinen etwaigen Vergehen, aber auch allen seinen Wundern auf die Bühne und kamen damit dem Verlangen der grossen Masse des Publikums entgegen, das auch einmal sehen wollte, was es bis dahin nur von ihnen gehört hatte. Die meisten Komödien dieser Art bilden vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen die schwächste Seite des alten spanischen Theaters, und das vorliegende Stück macht keine Ausnahme. — 1. jornada. Der Student Cristóbal Lugo steht in Diensten des Inquisitors Tello de Sandoval. In Gesellschaft von Rufianen und Dirnen häuft er Vergehen auf Vergehen, überfällt ruhig ihres Weges Ziehende, verführt ehrbare Frauen und befreit den Wirt eines öffentlichen Hauses aus den Händen der Polizei, geht aber immer straflos aus, da ihm aus Furcht vor seinem mächtigen Herrn niemand entgegenzutreten wagt. Im Spiel mit einem gleichgearteten Freund verliert er seine Habe bis auf eine geringe Summe. Mit dem Entschlusse, Räuber zu werden, falls er auch diese verlöre, wagt er mit ihr noch einen Wurf. Er gewinnt nun aber gegen seine Erwartung das Verlorene zurück, und nun beschliesst er, Mönch zu werden. — 2. jorn. Nun folgt eine interessante Szene, eine Entschuldigung des Dichters gleichsam dafür, dass er seine neuen Komödien in einer anderen Manier abfasse als die alten. Die allegorischen Gestalten nämlich der Neugier und der comedia unterhalten sich über die Theaterverhältnisse der Zeit, und die letztere belehrt jene, dass für die Bühne eine neue Zeit angebrochen sei und es mit den nach der alten Art verfassten Stücken ein für allemal vorbei sei. Ein Beispiel der neuen Gattung sei das eben zur Aufführung gelangende Stück von dem Rufian Cristóbal. — Dieser ist inzwischen in den Dominikanerorden eingetreten und hat den Namen Cristóbal de la

Cruz angenommen. Seine Bussfertigkeit erregt die allgemeine Bewunderung. Er überwindet alle Versuchungen des Fleisches. Einer Doña Ana de Trevisa, die in ihrer Sterbestunde nach einem leichtfertig geführten Lebenswandel an ihrem Seelenheile verzweifelt, nimmt er die Sünden ab und überlässt ihr dafür seine guten Werke. — 3. jorn. Während die Seele Anas so zum Staunen aller den Himmel gewinnt, wird Cristóbal plötzlich vom Aussatz befallen. Der Satan, ergrimmt darüber, dass ihm Anas Seele verloren gegangen ist, sucht sich an Cristóbal zu rächen und ihn zur Verzweiflung zu bringen. Das gelingt ihm nicht. Denn Cristóbal erweist sich von starkem Glauben an Gottes Gnade, und als er seiner Krankheit schliesslich erliegt, geht er zur Freude aller Himmlischen in die Seligkeit ein.

Da die Darstellung dieser drei Komödien dem Leser gezeigt haben wird, in welcher Weise Cervantes seine Stoffe behandelt, seien die fünf anderen nur gestreift. Besser als die drei ist keine von ihnen. In *El gallardo Español* gerät ein christlicher Ritter in maurische Gefangenschaft und muss sich der Nachstellungen einer in ihn verliebten maurischen Dame wie auch der Feindschaft von deren Liebhaber erwehren, bis eine Christin, die als Soldat verkleidet mit ihm ficht, seine Gunst erwirbt. — *La gran Sultana Doña Catalina de Quiedo* behandelt das Liebesverhältnis eines Sultans zu einer in seine Gewalt geratenen Christin, die schliesslich seine Hand gewinnt, ohne ihren Glauben abzuschwören. — *Los baños de Argel* wiederholt, verbessert aber nicht den Stoff der schon besprochenen *Tratos de Argel.* — *Pedro de Urdemalas* behandelt die Erlebnisse und Abenteuer eines pícaro in einzelnen Bildern ohne Zusammenhang, und *La casa de los celos y selva de Ardenia* nach Ariost den Stoff von Merlin und Marfisa und Karls des Grossen Paladinen Roland und Ganelon in ganz unzulänglicher Weise.

Es stehen noch die entremeses des Cervantes zur Besprechung. Bekanntlich versteht man darunter kleine, possenartige Stücke, die zur Erheiterung der Zuschauer in die ernsten autos sacramentales eingeschoben wurden. Die Entremeses unseres Autors verdienen nun ein ganz anderes Urteil als seine Komödien. Sie entschädigen für die Tollheiten, die jene bieten. Ihre realistische Schilderung von Vorkommnissen aus dem Alltagsleben mutet nach den Unwahrscheinlichkeiten der Komödien erquickend und erfrischend an. Die Fabel ist oft glücklich erfunden, die Handlung lebhaft und gut durchgeführt, und überschäumender Humor und reiche Komik finden sich allenthalben. Es sind z. T. wahre kleine Kunstwerke mit scharfer, treffender Zeichnung der Charaktere. Es ist, als ob die dramatische Kraft des Dichters für längere Stücke wie die Komödien nicht ausgereicht, der kurze Schwank ihr aber das rechte Wirkungsfeld geboten hätte. Somit gehören denn auch des Cervantes entremeses zu den besten des alten spanischen Theaters. Sie stehen denen Lope de

Vegas gleichwertig zur Seite und hoch über denen manches viel grösseren Dramatikers, wie z. B. Calderóns, der auf diesem Gebiete versagte.

Eines der besten dieser entremeses ist *El retablo de las maravillas.* (Das Wundertheater.) — Chanfalla, der Besitzer eines Theaters, nähert sich mit seiner kleinen Truppe einem Flecken, wo er aufzutreten gedenkt. Auf dem Wege dahin trifft die Gesellschaft die Obrigkeit des Städtchens, den Bürgermeister, den Schultheissen, den Polizeimeister und den Stadtschreiber, die nach Kräften ihre Reden mit lateinischen Brocken spicken, um ihre Bildung zu beweisen. Chanfalla erwirkt von ihnen die Erlaubnis, am Abend auftreten zu dürfen. Er macht die Obrigkeit der Stadt auch gleich auf eine wunderbare Eigenschaft seines Theaters aufmerksam. Er erklärt, dass nur diejenigen Zuschauer erkennen könnten, was auf der Bühne vorgehe, die Altchristen seien und aus einer ehrbaren Ehe abstammten. Die genannten Personen warten am Abend mit ihren Freunden und Bekannten der Dinge, die da kommen sollen. Chanfalla erscheint auf der Bühne und erklärt mit erhobener Stimme, die Vorstellung beginne. Als erste Person seines Wundertheaters trete der biblische Simson auf, wie er die Säulen des Tempels umfasse und das Gebäude erschüttere, bis es einstürze. Zwar sieht keiner der Zuschauer auch nur das Geringste von dem, was Chanfalla zu schauen vorgibt. Aber jeder denkt, sein Nachbar sehe es, und so können sie sich nicht genug tun in Ausdrücken der Verwunderung und Bestürzung über die angeblichen Vorgänge auf der Bühne. Nach dem Aufreten Simsons behauptet Chanfalla, jetzt erscheine ein wütender Stier, dann eine Schar weisser, gesprenkelter und blauer Mäuse, die Quelle des Jordans, einige Löwen und wilde Bären und zuletzt sogar die tanzende Herodias. Jeder von den Anwesenden ist durch die Behauptung seines Nachbars, er sehe das alles, so eingeschüchtert, dass er sich nicht mit dem Geständnis heraustraut, er allein sehe nichts. Der Neffe des Bürgermeisters springt sogar schliesslich auf die Bühne, um mit Herodias zu tanzen. Da erscheint ganz unerwartet ein Soldat, ein Quartiermacher, im Saale. Da er von Chanfalla nichts von der sonderbaren Eigenschaft des Theaters gehört hat, hält er alle Anwesenden für verrückt und sagt ihnen diese seine Meinung recht deutlich. Sein Lohn dafür besteht in einer Tracht Prügel, die die ehrenwerte Gesellschaft dem vermeintlichen ungläubigen Neuchristen und Abkömmling eines unehelichen Verhältnisses verabreicht. — Stofflich ist dieser übermütige Schwank insofern interessant, als er eine gelungene Parallele zu dem weitverbreiteten Märchenmotiv von dem Kleidungsstücke ist, das seinen Träger nur für ehrbare Leute sichtbar macht. Die älteste bekannte Behandlung dieses Motives findet sich in der türkischen Rahmenerzählung von den *Vierzig Vezieren.* Dort verfertigt ein Schwindler einem Könige eine Kopfbinde, die ihn allen nicht ehrbar Geborenen unsichtbar macht. In dem *Conde Lucanor*

des Don Manuel, des besten spanischen Prosaisten aus dem 14. Jahrhundert, wird die Binde durch ein Gewand ersetzt und im Volksbuch von *Eulenspiegel* durch ein Gemälde. In Pirons *Faux prodige* spielt ein Mantel eine ähnliche Rolle, und in einem slawischen Märchen redet ein Schwindler Bauern ein, er könne ihnen den Himmel zeigen, aber nur ehelich Geborene könnten ihn erblicken. Bekanntlich hat noch in neuester Zeit Fulda dies Motiv in seinem *Talisman* verwertet.

Nicht minder gut als das eben besprochene Zwischenspiel ist *La cueva de Salamanca* (die Höhle von S.). — Pancracio nimmt von seiner Frau Leonarda Abschied, um an der Hochzeit seiner Schwester teilzunehmen. Zwar will er der Eheliebsten nur vier Tage fernbleiben, doch der Schmerz darob auf ihrer Seite ist — scheinbar — sehr gross. Sie löst sich in Tränen auf und fällt in Ohnmacht, freilich nur so lange, wie Pancracio im Hause ist. Kaum hat er es verlassen, so kennt ihr Jubel über die Abwesenheit des Haustyrannen keine Grenzen. Ihr Liebhaber, der Küster Reponce, ist für den Abend schon bestellt, und die Magd Christina ist auch versorgt. Der Barbier des Ortes wird sie besuchen. Einen Korb mit kalten Speisen, Geflügel und Früchten und einen Schlauch Weines haben die beiden zum Schmause schon geschickt. Zwar erscheint, gerade als die Frauen sich für ihre Liebhaber bereit machen wollen, noch ein armer Student aus Salamanca, der um ein Nachtlager bittet; doch da er zu schweigen verspricht, wird er aufgenommen. Die fünf sind mitten im schönsten Vergnügen, da poltert es an die Tür. Pancracios Wagen hat kurz vor der Stadt ein Rad verloren; er hat die Reise abbrechen müssen und ist nach Hause zurückgekehrt. Die geängstigten Frauen verstecken Liebhaber und Mahl in der Rumpelkammer, und der Student verschwindet auf den Boden. Sein hungriger Magen erinnert ihn aber beständig an das Mahl. Er erscheint plötzlich vor dem Hausherrn, gibt sich als wohlunterrichteten Schwarzkünstler aus, der die Geheimnisse der Zauberkunst von Salamanca, wo er studiert habe, genau kenne, und erbietet sich, ein prächtiges Mahl herbeizuzaubern. Die ihm dienstbaren Dämonen sollen es in Gestalt des Küsters und des Barbiers des Ortes auftragen. Der leichtgläubige Hausherr ist damit wohl zufrieden. Der Student zieht seine magischen Kreise, beschwört unter allerlei Hokuspokus die Unterwelt, und die beiden versteckten Liebhaber, die ihn verstehen, erscheinen mit Schüsseln und Bechern als ihm untertänige Geister. So gross das Erstaunen des Ehemannes über die Wirkung der Beschwörung ist, so wenig ahnt er, wie er hintergangen wird. Der Inhalt der Schüsseln und des Schlauches geht seiner natürlichen Bestimmung entgegen, und schliesslich vergnügt sich die Gesellschaft mit Gesang und Tanz. — Auch dieser gelungene Schwank ist stofflich sehr interessant. Calderón nämlich hat ihn später in *El dragoncillo* nachgeahmt, und sein Spiel wurde von Gaspar de Zavala y Zamora, einem der untergeordneten Dramatiker des alten spanischen Theaters, in *El exorcista*

aufgenommen. Aus des Cervantes Schwank schuf der Deutsche Emil Gött eine dreiaktige Posse mit dem Titel *Verbotene Früchte.* Cervantes selbst benutzte einen alten Schwank, der auch ausserhalb Spaniens seinen literarischen Niederschlag gefunden hat, so in Philidors Operette *Le soldat magicien,* in Hans Sachs' *Fahrendem Schüler* und in Clemens Stephanis 1658 zu Eger aufgeführter *Satyra oder Bauernspiel.*

In *El viejo zeloso* (der eifersüchtige Alte) hat Cervantes wohl den Grundgedanken seiner Novelle vom *Eifersüchtigen Estremadurer* noch einmal verarbeitet. Aus der rührenden Erzählung ist dabei ein toller Schwank geworden, der aber dem Werte nach hinter jener zurücksteht. — Lorenza, die junge, lebenslustige Frau des alten Cañizares, klagt ihrer Nachbarin Hortigosa ihr Leid und erzählt ihr, was sie mit dem eifersüchtigen, ewig kranken Alten auszustehen habe. Aus dem Hause dürfe sie niemals, die Schlüssel zur Tür trage stets er in der Tasche, die Fenster seien durch Gitter wohl verwahrt, und heute sei es seit ihrer verwünschten Hochzeit zum ersten Male, dass sie mit einer Nachbarin reden dürfe, weil ihr Mann abwesend sei. Hortigosa tröstet sie. Am liebsten verdiente sie sich einen Kuppelpelz, und schliesslich überreden sie und Christina, Lorenzas Nichte, die junge Frau dazu, den Alten zu täuschen. Cañizares ist nach Hause gekommen. Die Nachbarin klopft an die Tür und wird schliesslich eingelassen. Sie redet dem Alten mit grosser Zungengeläufigkeit eine Schwindelei über ihren Sohn vor, der einer Schlägerei wegen in Haft genommen sei. Damit er auf freien Fuss gesetzt werde, brauche sie dringend einiges Geld, und das, hoffe sie, werde ihr Cañizares für die schöne grosse Tapete geben, die sie vor ihm ausbreitet, damit er ihr Muster auch genau betrachte. Das muss der Alte wider Willen tun. Inzwischen schlüpft der Galan, den Hortigosa für die junge Frau bestimmt hat, unbemerkt in deren Zimmer. Lorenza zeigt sich beleidigt, weil ihr Mann die arme und doch so gefällige Nachbarin schroff abfertigt, und begibt sich gleichfalls in ihr Gemach. Durch das Schlüsselloch teilt sie Christina mit, welche Freuden ihr da zuteil werden. Der Alte glaubt, sie wolle ihn nur verspotten, denn dass ein Fremder durch die wohlverwahrten Türen oder Fenster zu seiner Frau gelangen konnte, ist ja ausgeschlossen. Schliesslich wird ihm, was er mitanhören muss, doch zu bunt. Er will zu seiner Frau hinein. Sie wirft ihm ein mit Seifenwasser gefülltes Waschbecken an den Kopf, und mittlerweile verschwindet ihr Liebhaber. Ueber den Lärm kommt die Polizei herbei, und der geprellte Alte muss seine Frau wegen der Beleidigungen, die er gegen sie ausgestossen hat, noch um Verzeihung bitten.

In die Kreise der Kurtisanen und Rufiane führt das *Entremés del Vizcaino fingido* (das Zwischenspiel vom angeblichen Biscayer). Es mutet wie eines der bekannten Kurtisanenstücke Lope de Vegas

an. Die Handlung ist fast zu reich für ein einfaches Zwischenspiel. Sie ist auch geschickt aufgebaut und fesselt das Interesse vom Anfang bis zum Ende. — Solorzano, ein Schelm, bittet seinen Kameraden Quiñones, ihm bei einem Streiche behilflich zu sein, der sie beide wieder eine Weile über Wasser halten werde. Er begibt sich mit einer goldenen Kette ins Haus Christinens, einer Kurtisane, und teilt ihr mit, ein ihm befreundeter, reicher Kaufmann aus Biscaya habe ihm seinen Sohn anvertraut. Er solle den jungen Mann, der zum Trunk und losen Streichen neige, auf eine Schule bringen, wo er Anstand lerne. Da er bei seinen Anlagen aber doch all sein Hab und Gut verjubeln werde, wolle auch er — Solorzano — davon profitieren. Somit übergebe er ihr eine von dem Biscayer stammende goldene Kette im Werte von 120 Dukaten. Aus dem Erlös derselben solle sie am Abend einen Schmaus anrichten, der sie höchstens 30 Taler kosten werde und an dem der Biscayer sich recht kräftig amüsieren könne. Er selbst verlange dafür, dass er das Ganze in Gang gebracht habe, nicht viel, nur 10 Taler. Christina glaubt nicht recht an solch ein Glücksgeschäft. Doch ein Goldschmidt bezeugt ihr, dass die Kette echt sei und den von Solorzano genannten Wert habe. Daraufhin beeilt sie sich, auf den Vorschlag einzugehen, und händigt diesem die zehn Taler aus. Solorzano führt seinen Kameraden Quiñones als den jungen Biscayer bei der Kurtisane ein. Quiñones ahmt die baskische Mundart so gut nach, dass Christina vollends getäuscht wird. Leider müssen sich die beiden Kavaliere bald zurückziehen. Der angebliche Biscayer ist seiner Neigung zum Wein allzusehr nachgegangen und hat sich berauscht. Nach einer Weile kommt Solorzano in grösster Eile zurück. Eben hätte er, so erzählt er aufgeregt, die Nachricht bekommen, dass der Vater des Biscayers im Sterben liege. Ohne die Kette, ein altes Familienschmuckstück, dürfe aber der Sohn, der schleunigst nach Hause reisen müsse, sich dort nicht sehen lassen. Darum müsse er diese auslösen. Er gibt Christina die verauslagten 40 Taler zurück und 10 noch obendrein für ihre Mühe. Wie er aber die Kette in der Hand hat, vertauscht er sie, ohne dass jemand etwas merkt, mit einer ähnlichen, falschen und beschuldigt die Kurtisane des Betruges. Sie schwört Stein und Bein, sie habe ihm dieselbe Kette wiedergegeben, die sie von ihm erhalten habe, kann aber nicht leugnen, dass Solorzano eine falsche in den Händen hält. Um den Gang zur Polizei zu vermeiden, die zu scheuen sie aus anderen Gründen Ursache hat, sieht sie sich gezwungen, die 120 Dukaten zu zahlen, die die Kette wert war. Um Geld und Kette geprellt, muss sie noch gute Miene zum bösen Spiel machen, obgleich sie im Innern davon überzeugt ist, dass man sie betrogen hat. Die Musikanten, die für das Mahl bestimmt waren, spielen auf, und so schliesst das Stück mit Gesang und Tanz.

Verglichen mit diesen vier besprochenen Zwischenspielen sind die vier anderen, *La guarda cuidadosa* (die scharfe Wache), *El rufián viudo llamado Trampagos* (Tr., der verwitwete Rufian), *La elección de los alcaldes de Daganzo* (die Alkaldenwahl zu D.) und *El juez de los divorcios* (der Scheidungsrichter) weniger reich ausgebildet und ärmer an Figuren und Begebenheiten. Es sind kleine Augenblicksbilder, dem Alltagsleben in der Hauptstadt und Provinz abgelauscht, ohne viel Handlung, mit mehr oder weniger ausgelassenen Tänzen und Musik am Schluss. An literarischem Wert stehen sie hinter den vier besprochenen Stücken zurück. Ihren Zweck, die Erheiterung der Zuschauer durch komische Darstellung und ironische Behandlung ihrer Vorlage, haben sie aber auch jedenfalls erreicht. Es wird genügen, wenn hier ihr Inhalt angedeutet wird. In der *Scharfen Wache* handelt es sich um den lächerlichen Zweikampf eines invaliden, bebrillten Soldaten und eines mit allerlei Küchengerät ausgerüsteten Küsters, die sich beide um die Gunst eines hübschen Stubenmädchens bewerben; der Zweikampf fällt schliesslich zugunsten des Küsters aus. — Viel wilder und zügelloser geht es in dem *Verwitweten Rufian* zu. Hier beeilt sich der Titelheld, kaum dass seine verschiedene Frau begraben ist, sich unter drei ihm ebenbürtigen Dirnen eine neue Gefährtin für sein bewegtes Dasein auszusuchen, wobei sich die drei Schönen eifersüchtig im wörtlichen Sinne des Ausdruckes in die Haare geraten. — Die hohe Obrigkeit ist das Ziel des Spottes in der *Alkaldenwahl*, bei der einige biedere Bürger und Handwerksmeister den freien Posten eines Bürgermeisters gar zu gern für sich in Anspuch nehmen möchten und nicht einsehen wollen, dass dazu doch etwas mehr als ihre hausbackene Weisheit gehört. — Würdiger als in diesem Stück ist die Obrigkeit in der Respektsperson des Richters in *El juez de los divorcios* dargestellt. Dieser treffliche Scheidungsrichter weiss die zahllosen Pärchen, die ihr Ehekreuz nicht länger ertragen zu können glauben und ihn anflehen, sie von ihrem Hausdrachen durch eine Scheidung zu befreien, mit viel Humor einander wieder zuzuführen, wofür ihn zum Schluss die Einladung eines solchen von ihm versöhnten Paares zu einem solennen Fest belohnt.

Man hat vielfach Cervantes auch ein neuntes Zwischenspiel, *Los dos habladores* (die beiden Plapperzungen), zugeschrieben. Doch ist seine Autorschaft davon sehr zweifelhaft, schon weil er selbst die Zahl seiner Entremeses nur auf acht angegeben hat. Ausserdem steht es im siebenten Bande der Komödien Lope de Vegas, gedruckt 1617. Es führt den Zuschauern einen vielgeplagten Ehemann vor, der gegen das nie rastende Mundwerk seiner besseren Hälfte nicht aufkommen kann und deshalb erlöst aufatmet, als er auf einen ihr ähnlichen Schwätzer männlichen Geschlechts trifft, den er als seinen Verwandten in sein Haus einführt, damit er dem Redestrom seiner Frau einen Damm entgegensetze. Es handelt sich also hier um einen

ähnlichen Grundgedanken, wie ihn Ben Jonson mit dem Kampfe des Ehemannes gegen die unerträgliche Schwatzhaftigkeit seiner Frau in *The silent woman* und der alte Sophist Libanius in dem Morosus qui uxorem loquacem duxerat . . . . durchgeführt hat.

Hirschberg i. Schles. M. V. Depta.

Schlesischer Provinzialverband der Neuphilologen.

Auf der Tagung des Niederschlesischen Philologenvereins hielt der Schlesische Provinzialverband der Neuphilologen am 4. April 1925 zu Glogau seine Jahresversammlung ab, auf der das Thema *Was ist und wie betreibt man Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht?* von den Studienräten Dr. Preusler (Hirschberg) und Dr. Gröhler (Breslau) behandelt wurde. Der Vortrag Preuslers führte zu folgenden Sätzen:

1. Kulturkunde ist zunächst die Kunde von der Kultur eines Volkes als seiner Einstellung zu den geistigen Wertgebieten (Kunde der Kulturtatsachen). — Die Kunde von den „Realien“ gehört demnach nur insoweit zur Kulturkunde, als diese Realien in Beziehung zu geistigen Wertgebieten stehen (z. B. Formen des gottesdienstlichen Lebens; künstlerische Schöpfungen).

2. Kulturkunde erschöpft sich nicht in einfacher Summierung dieser Kulturtatsachen, sondern sie ist weiter die Zusammenschau dieser Kulturtatsachen nach ihrem Strukturzusammenhang als Auswirkung gleicher Triebkräfte (Kunde vom Wesen einer Kultur).

3. Sie ist also kein lehrbares Wissen, sondern lebendiges Erkennen; einen Unterricht in Kulturkunde neben dem in Grammatik, Literaturkunde u. dergl. gibt es nicht; wohl aber sollte sie alle diese Gebiete durchdringen.

4. Demnach ist sie zunächst (auf der Unter- und Mittelstufe) zu treiben als Erwerbung der Kenntnis der Kulturtatsachen in möglichst weitem Umfange und (auf der Oberstufe) als Erkenntnis des strukturellen Zusammenhanges dieser Tatsachen.

5. Hilfsmittel dazu ist in erster Reihe die Lektüre ihrem Inhalt und Gehalt nach. Die Betrachtung der Sprache selbst ist am schwierigsten und nur mit grosser Vorsicht dazu zu verwenden.

Zu 1. Es gilt festzustellen, wie ein Volk sich zu der Wissenschaft, der Kunst, der Ethik, dem tätigen Leben, der Religion stellt (fünf Wertgebiete nach Otto). Welches sind hier seine „Ideale“? Auf welchen Wegen sucht es sie zu erreichen?

Zu 2. Eine wissenschaftlich begründete Verfassung der Struktur einer fremden Kultur ist möglich und bereits angebahnt, natürlich als eine im Fluss befindliche Arbeitshypothese, nicht als fest-



stehende Wahrheit. Jeder sollte sich auf Grund eigener Kenntnis und Erkenntnis eine solche „Kulturanschauung“ bilden.

Zu 3 und 4. Die Betrachtung der fremden Kultur kann und soll zur Deutschkunde führen durch die Frage: Wie stellen wir uns dazu?

Zu 5. Im Unterricht zu verwerten ist eine kulturelle Sprachbetrachtung wie die Morsbachs bei Roeder, *Engl. Kulturunterricht,* die sich auf sprachgeschichtliche Tatsachen beschränkt. Zu warnen ist vor kritikloser Uebernahme oder gar dilettantischer Weiterbildung der an sich fesselnden Ideen Vosslers und Deutschbeins im Unterricht.

Gröhler schliesst sich der Begriffserklärung, die der Referent von der Kulturkunde gegeben hat, sowie besonders der Zweiteilung in blosse Kulturtatsachen und die diesen zu Grunde liegenden Triebkräfte an, betont aber die erheblichen Schwierigkeiten, die letzteren aufzudecken und den Schülern klar zu machen. Man wird sich begnügen müssen, ein Verständnis der wirkenden Ursachen anzubahnen, und zunächst das Stoffliche auf eine möglichst breite Grundlage stellen. Freilich darf man nicht bei den blossen „Realien“ stehen bleiben, wie es bisher meistens geschehen ist. Das ganze grosse Gebiet kann man in die beiden Hauptabschnitte der Geschichte und der Psychologie des fremden Volkes zerlegen. Von der ersteren kommen nur solche Erscheinungen in Betracht, die für die Entwicklung von grundlegender Bedeutung gewesen sind oder die auf die Verhältnisse unseres eigenen Volkes und Vaterlandes einen starken Einfluss ausgeübt haben, was dann unter Zugrundelegung der politischen, Wirtschafts- und Kulturgeschichte näher erläutert wird. Der psychologische Teil des Gegenstandes umfasst die gesellschaftliche Gliederung des fremden Volkes, die Stellung von Staat, Gesellschaft und Einzelwesen zu Religion und Kirche, endlich das Familienleben und seine starken Abweichungen vom deutschen. — Unter den Mitteln, durch die der weitschichtige Stoff den Schülern erschlossen werden kann, ist in erster Linie die Lektüre zu nennen, die eben in bedeutendem Umfange (aber beileibe nicht ausschliesslich) kulturkundlich eingestellt sein muss. Diesem Zwecke wird auf der Mittel- und Oberstufe ein entsprechend eingerichtetes Lesebuch besser dienen als die neben ihm zu betreibende Schriftstellerlektüre. Demnächst kommt ergänzende Unterweisung seitens des Lehrers in Betracht, die in den oberen Klassen ganz besonders auf Erschliessung der Triebkräfte gerichtet sein wird; sodann freie Vorträge, die einzelne Schüler in fremder Sprache über geeignete Gegenstände halten, mit anschliessender Erörterung des Gehörten durch die ganze Klasse. In grösseren Städten werden die Schüler zum Besuch von Vorträgen über kulturkundliche Stoffe angehalten, in kleineren sollten die Lehrer gelegentlich vor einem grösseren Kreise der Bürgerschaft derartige Vorträge halten, an denen die Schüler als Zuhörer teil-

nehmen; hierdurch wird die so wünschenswerte Verbreitung derartigen Wissens auch ausserhalb der Schule erreicht. Die Schülerbücherei muss mit geeigneten Werken kulturkundlichen Inhalts (z. B. Dibelius, England) ausgestattet, die Jugend selbst auf solche immer wieder hingewiesen werden. Das Wichtigste aber ist, dass der Lehrer selbst sich mit der fremden Landeskunde gründlich vertraut macht; das alles nicht bloss um seiner selbst willen, sondern mit steten Seitenblicken auf die entsprechenden Verhältnisse des deutschen Volkes. Zum Schluss gibt der Vortragende eine Anzahl Hilfsmittel für den Selbstunterricht an.

Von der Versammlung wurde ferner folgender Antrag der Ortsgruppe Hirschberg angenommen.

Gründung einer Interessenvertretung der Neuphilologen an den höheren Schulen Preussens.

Um einerseits die ihren Fachunterricht betreffenden Wünsche und Bedenken der Neuphilologen an den höheren Schulen Preussens bei dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zur Geltung zu bringen, anderseits dem betreffenden Ministerium Gelegenheit zu geben, mit der erwählten Vertretung der genannten Berufsgruppe bei der Festlegung neuer Richtlinien in Verbindung zu treten, beantragt der Schlesische Provinzialverband der Neuphilologen, einen ständigen Ausschuss zu schaffen, in dem jede preussische Provinz durch ein Mitglied vertreten sein soll. Dieser Ausschuss soll wenigstens einmal im Jahre in Berlin zusammentreten. Der Geschäftsführer (Vertrauensmann) des Ausschusses soll ein Berliner Kollege sein. Der Ausschuss soll eine dem jeweiligen Deutschen Neuphilologentage anzugliedernde Vollversammlung der Neuphilologen an den preussischen höheren Schulen vorbereiten.

Breslau. W. Schulz.

Die 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

beginnt in Erlangen Montag, den 28. September 1925, um 8¼ Uhr abends mit einem Begrüssungsabend im Städt. Redoutensaal. Am 29. September um 9 Uhr erfolgt die feierliche Eröffnung ebenda. Von den allgemeinen Sitzungen schlägt in unser Gebiet der Vortrag von Prof. Dr. Doegen, Berlin, Die kulturkundliche Bedeutung der Berliner Lautbibliothek für Wissenschaft und Unterricht (30. September — 7 Uhr abends).

In der Abteilung für Romanistik und für Anglistik finden folgende Sitzungen im Hörsaal des Zoologischen Instituts statt:

Dienstag, den 29. September nachm. 3 Uhr.

1. Prof. Dr. A. Franz, Würzburg, Das Tempo in der französischen Lyrik. — 2. Prof. Dr. O. Funke, Prag, Jespersens Lehre von den „Three Ranks“. — 3. Prof. Dr. H. Urtel, Hamburg, Flauberts Persönlichkeit.

Mittwoch, den 30. September, vorm. 8½ Uhr.

1. Priv.-Doz. Dr. H. Kindermann, Wien, Romantik und Realismus. — 2. Prof. Dr. C. Voretzsch, Halle, Beziehungen zwischen

deutschem und französischem Volkslied. — 3. Prof. Dr. E. Walser, Basel, Der Sinn des Lebens im Zeitalter der Renaissance. — 4. Prof. Dr. K. Brunner, Innsbruck, Wirtschaftslage und Literatur.

Donnerstag, den 1. Oktober, nachm. 3 Uhr.

1. Prof. Dr. W. Fischer, Dresden, Der demokratische Gedanke in der neueren amerikanischen Literatur. — 2. Prof. Dr. A. Winkler, Innsbruck, Die neuen Wege und Aufgaben der Stilistik. — 3. Studiendirektor Dr. M. Müller, Lage (Lippe), Die französische Philosophie der Gegenwart.

Freitag, den 2. Oktober, vorm. 8½ Uhr.

1. Oberstudienrat Prof. Dr. C. Steinweg, Halle, Das Seelendrama und seine Entwicklung von Aischylos bis zu Goethe und R. Wagner. — 2. Vorm. 9¼ Uhr. Oberstudienrat Dr. R. Schiedermair, Würzburg, Kulturunterricht unter besonderer Berücksichtigung des Französischen. — 3. Priv.-Doz. Dr. R. Hittmair, Innsbruck, England im Lichte der „State-Poems". — 4. Studiendirektor Dr. W. Greif, Berlin, Der iberische Kulturkreis und Deutschlands höhere Schulen.

Vollständige Tagesordnungen versendet auf Wunsch Prof. Dr. Stählin, Erlangen, Rathsbergerstrasse 9.

Literaturberichte.

Smith College Studies in Modern Languages, Northampton, Mass.

Vol. I, 1—4. **Helen Maxwell King,** Les Doctrines Littéraires de la Quotidienne 1814—1830, 264 S., 1919—20.

Vol. V, 1. **Margaret H. Peoples,** La Société des Bonnes Lettres (1821—1830), **Albert Schinz,** Dadaïsme, Poignée de Documents (1916—1921). 79 S., 1923.

Das Smith College in Northampton, Massachusetts, sendet uns einige Hefte seiner seit 1920 erscheinenden *Studies in Modern Languages,* welche zeigen, dass auch die Studien über französische Literatur dort mit guter Methode und mit wervollen Ergebnissen betrieben werden. Der erste Band bringt eine umfangreiche Arbeit über die literarische Stellungnahme der Zeitung *La Quotidienne* in den Jahren 1814—1830. Die *Quotidienne* existierte seit 1792, musste unter der Despotie, die Napoleon über die öffentliche Meinung übte, ihr Erscheinen einstellen, kam nach seinem Sturze, 1814, von neuem heraus und hat als royalistisches Blatt mit wechselnder Bedeutung bis 1847, ja, in der gleichgesinnten Fortsetzung, der *Union,* sogar bis 1883 bestanden. In den zwanziger Jahren nahm die *Quotidienne* an dem Kampf um Klassizismus oder Romantik lebhaften Anteil; natürlich im Sinne ihres royalistischen Programms. Aber die Romantik vertrat ja, schon von Chateaubriand angefangen, zunächst konservative Gesinnungen. Lamartine, Alfred de Vigny, V. Hugo, Musset begannen alle als getreue Anhänger des Königtums. Persönliche Beziehungen traten zu den politischen Interessen. Wir sehen so, dass die *Quotidienne* die romantische Bewegung zunächst mit Sympathie begrüsste, dass V. Hugo in seinen Anfängen von ihr lebhaft unterstützt wurde. Die, zunächst auf literarischem Gebiet, immer revolutionärere Entwicklung V. Hugos machte diese freundlichen Beziehungen in der Folge unmöglich. Die *Quotidienne* wurde ihm gegenüber immer zurückhaltender, bis sie um die Zeit der Hernanischlacht zu offener Gegnerschaft überging. Diese

ganze Entwicklung wird in der Arbeit von H. M. King an der Analyse der wichtigsten Artikel des Blattes eingehend dargestellt. Wir erleben die Kämpfe jener Jahre in grosser Anschaulichkeit mit. Die Arbeit ist ein sehr interessanter Beitrag zur literarischen Geschichte der Zeit von 1814 bis 1830.

Im Thema verwandt mit ihr ist die im V. Bande der *Studies* erschienene Abhandlung von M. H. Peoples über die Société des Bonnes Lettres. Auch hier befinden wir uns im gleichen Streit. Die Société des Bonnes Lettres wurde i. J. 1821 gegründet, um die liberalen Ideen in der Politik und im geistigen Leben durch die Verbreitung der „Bonnes et saines doctrines" zu bekämpfen. Im Interesse der guten Sache wurden Vorträge gehalten und Preise verteilt. Auch hier treten der jugendliche V. Hugo und sein Bruder Abel als wohlgesinnte Konservative auf und werden freundlich empfangen. Aber die geistigen Potenzen der Société waren von vornherein gering. Die Lebenskraft der Gesellschaft liess bald nach. V. Hugo erkannte mit dem praktischen Blick, der ihm eigen war, dass er in diesem Kreise keine Stütze für seine Zukunft finden konnte. Im Jahre 1830 erlosch die Société des Bonnes Lettres. Die Dissertation M. H. Peoples' hat bedeutend geringeres Gewicht als die über die *Quotidienne*. Aber auch sie ist eine sorgsame und nützliche Arbeit.

In die neueste Zeit führt uns der Artikel von Schinz über den Dadaïsmus (1916—1921). Das Resultat der offenbar wohlunterrichteten Studie über den Ursprung und die Entwicklung dieser paradoxen Bewegung ist, dass der Dadaïsme nichts anderes war als ein Bluff, eine Satire einiger nicht geistloser Franzosen, die durch törichtste Torheit die Torheit exzentrischer Literaten ad absurdum führen wollten. Les Dadaïstes se font les apôtres du bouffon, parce qu'ils sont, tout au fond d'eux-mêmes, adorateurs de la raison (S. 68). So hatte denn auch der Dadaïsme nur die Dauer eines nicht übel gelungenen Scherzes. Es ist einigermassen bitter zu lesen: Seuls certains Allemands n'ont pas compris; ils ont embaumé le cadavre. Ils continuent à publier gravement une revue dadaïste. On y trouve un triste délayage d'absurdités péniblement élaborées (S. 74). Gegen diese Gattung deutscher Dadaïsten kämpfte ja aber selbst Dada vergebens.

Breslau. C. Appel.

Voltaire, Ma philosophie. Herausgegeben von P. Sakmann (= Romanische Bücherei Nr. 3). München, Hueber, 1924. 135 S. M. 2,50.

Auf neun Seiten eine knappe Charakteristik Voltaires in einer Sprache, auf die etwas von dem sprühenden Geist des Alten von Ferney abgefärbt hat. Und dann eine geschickte Auswahl, die von Anfang bis zu Ende fesselt, aus der die überragende Vielseitigkeit dieses Kopfes und die unnachahmliche Leichtigkeit seiner Schreibart, gerade auch in den Briefen, überraschend deutlich wird, und durch die ab und zu doch auch einmal das Herz des Menschen Voltaire zittert. Zuerst kommt er zu Wort in geistiger oder brieflicher Zwiesprache mit grossen Geistern, die auf seine Entwicklung von Einfluss waren oder ihn zur Auseinandersetzung mit ihnen reizen mussten: Pascal, die Marquise du Deffand, Friedrich der Grosse, J. J. Rousseau. Daran schliessen sich Stücke mehr systematischen Charakters, Fragen der Weltanschauung und Religion, der Soziologie, Kulturphilosophie und Politik, in denen vor allem der Führer der Aufklärungsbewegung zur Geltung kommt. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Gedanken des grossen Denkers, welche Mannig-

faltigkeit der Töne der Herausgeber in dem schmalen Bändchen zu vereinigen gewusst hat.

Darmstadt. Albert Streuber.

Gustav Krüger, Französische Synonymik nebst Beiträgen zum Wortgebrauch. Dresden, C. A. Koch (H. Ehlers). 1922. XX+1230 S. (Schluss von S. 259.)

An sonstigen Fehlern verbessere ich nur das allernotwendigste. S. 145: Quand fait-on la levée des boîtes à lettres? Ich kenne nur boîte aux lettres. S. 322: payer en espèces sonnantes (en écus sonnantes) > en écus sonnants. S. 647: chalaud Flusskahn > chaland. 834: c'est la cour du roi (Pétand) > Pétaud. S. 394: réfréner > refréner. S. 109: steht faire assignation en réparation d'injures wegen Beleidigung, Ehrverletzung verklagen. Littré, Ac., Sachs kennen nur donner assignation. Ac. unter injure sagt: faire assigner en réparation d'injures. S. 773: de (au) soir du vingt de ce mois > le soir; le quatorze juillet 1793 > 1789; l'endemain am folgenden Tage, Tags darauf, umstandswörtliche Redensart = le lendemain. L'en demain, grande manifestation. Wenn die Wendung wieder so zusammengesetzt empfunden wird, muss das der allerneuesten Sprache angehören. S. 910: Il y a d'affinité entre la poésie et la peinture > (de l')affinité. S. 138: nous avons été amis dans le malheur, restons le dans l'adversité > dans le bonheur wie S. 830. S. 908: prendre (se promettre) des privautés > se permettre. S. 1026: Ici on loge (Bon) à pied et à cheval: das eingeklammerte (Bon) ist völlig unverständlich und muss fortfallen. S. 640: Faites ce que vous semble bon > qui; que könnte nur stehen, wenn bon vor vous träte, wie es oft geschieht. S. 279 heisst es: de bonne heure zu früher Stunde, früh am Tage ... Die Verbindung hat keine Steigerungsform. Doch schon Littré sagte 2019/1: Il nous faudra partir de meilleure heure qu'hier. S. 521 steht à mi-juin, Académie verlangt unter mi vor dem Monatsnamen la. Das sagt auch Büttner, *Wörterb. f. d. Gebrauch d. Präpositionen i. Franz., 18.* Ich habe es nie anders gefunden; vgl. auch Dubreuilh, *La Commune* 418: Dès la mi-avril, à Paris, le divorce était devenu irréparable entre les diverses classes de la population. — Deliège, *Un poilu de la forêt d'Argonne* VIII, 54: Vers la mi-décembre, ... l'ennemi fit sauter une des tranchées; und wiederum Franc-Nohain et P. Delay, *Histoire anecdotique de la guerre de 1914—1915.* II, 31: Ces troupes comprenaient 27 000 hommes partis du Maroc ... à la moitié d'août. S. 1033 muss das Zitat aus Académie lauten: il prend trop les choses au pied de la lettre statt à la lettre. S. 561. Das Zitat aus *Tartuffe:* Ah! pour être dévot ... steht III, III nicht III, I. In dem Zitat aus Corneille, *Sertorius,* das übrigens IV, I, 34 steht, fehlt pas vor moins. S. 226 steht zu déchéance: sittlicher Verfall. Pour femme, et chatte, et dangereuse, elle l'était. Es fehlt jeder Zusammenhang. S. 507: De tout (> tous) vos façonniers (Faxenmachen > Faxenmacher) steht *Tartuffe* I, VI, 67 nicht V, VI. S. 339: de coutume steht nur nach Höhergradformen und comme. Doch findet sich auch: Pierre Mille, *Myrrhine* (*Les œuvres libres,* juillet 1924) 133: Sans doute, ainsi que de coutume, elle venait s'entretenir avec son amie.

Ich komme zu der Vollständigkeit, die man von einem so dickleibigen Buche fordern kann. Krüger sagt S. XV: „Ich bin meinen eigenen Weg, wie sonst, gegangen und habe deshalb Vorgängern auf dem vorliegenden Gebiete wenig zu danken, es sei denn, dass ich ihr Falsches berichtigt, ihre Lücken ergänzt habe." Ueber eines besteht kein Zweifel, an Hunderten von Stellen findet man hier eine Vertiefung und eine Ver-

breiterung der Aufgabe, die einem immer und immer wieder Staunen und Bewunderung abnötigt. Und doch hätte er wiederum nicht so eigenwillig nur seinem Kopfe folgen sollen, soviel er sich auch aneignete und verarbeitete. Er bietet unangenehme Lücken und hätte sie doch aus manchem Werke seiner Vorgänger ausfüllen können. Man mag in Lafaye „mehr eine umfangreiche Sammlung von Plaudereien über Sinnverwandtes als nutzbare Bestimmungen und Unterscheidungen" sehen. Kritisch ausgenutzt konnte sein Werk doch manchen Nutzen gewähren. Ich will nur einiges wenige als hier fehlend anführen. Die Sippe golfe, baie, anse, crique, fiord fehlt vollständig. Schiff S. 646 bringt neben navire, bateau, bâtiment, vaisseau ein sous-marin, submersible, drague-mines, garde-côte, also Allgemeines neben Besonderem, warum sind nacelle, canot, chaloupe, pirogue, gondole und andere unbeachtet geblieben? Schwert S. 685 bietet épée, latte, sabre; sehr vermisst man hier glaive und auch noch Wörter wie rapière, dague (kurzer Stossdegen), fleuret. Unter Scham S. 633 führt honte in seiner zweiten Bedeutung zum Begriff Schande, der unbedingt hier weiter verfolgt werden musste, wenn ihm nicht ein besonderer Artikel gewidmet wurde. Lafaye stellt 669 folgende Wörter zusammen: honte, déshonneur; — infamie, turpitude, ignominie, opprobre. — Sehr vermisse ich auch eine Scheidung der beiden Wörter acte und action, denen fast alle Synonymiker längere Abschnitte widmen, von Girard 1718 angefangen über Roubaud und Guizot bis zu Meurer und Klöpper. Unter Nr. 961 Tat bot sich fast zwingend Gelegenheit, über sie zu handeln. Ohrfeige fehlt: soufflet, gifle, calotte, taloche.

Im einzelnen wünschte ich noch folgende Ergänzungen: S. 465: zu landen descente; vgl. Littré 5°. Ducoudray, *Hist. de France et hist. contempor.* 284: Echec du projet de descente [sc. de Napoléon] en Angleterre. Ausserdem atterrissage. Claude Farrère: *Les œuvres libres*, 1921 juillet, 24: [Le capitaine] s'était haussée sur la pointe des pieds pour choisir mieux à l'aise son point d'atterrissage. S. 402: zu Höhle terrier für den Fuchs. S. 264: unter folgen wird nach suivre behandelt conséquence und das Adjektiv conséquent, worauf selbständig par conséquent gegeben wird. Vor letzteres hätte das Substantiv conséquent Folgesatz gestellt werden sollen, und zu conséquence hätte en c. verzeichnet werden müssen, das von der anderen adverbialen Verbindung zu unterscheiden so wichtig ist. S. 589: zu Qual question. Dass dieses zu einem Synonymon von torture geworden ist, erhellt aus den Beispielen der Académie: On l'a mis, on l'a appliqué à la question. Donner la question avec les brodequins und Mettre à la torture. Appliquer à la torture. Donner la torture. S. 446: zu Kopf crâne, zumal auch occiput dort eine Stelle gefunden hat. S. 273: zu Freude, wo „sich im voraus auf etwas freuen" mit Je goûte d'avance la joie de ... und Je me réjouis à l'idée de connaître votre femme erläutert wird. Weit charakteristischer ist se faire une fête z. B. in Epheyre, *Douleur des autres* VII, VIII, 302: Il a avoué depuis que ce long voyage, dont il se faisait une fête, avait été sans agrément. — E. Sue, *L'Envie* II, 13: Et moi qui me faisait une fête de cette soirée ... elle complétait si bien ma journée, car ce matin j'avais eu une grande joie. S. 1025: zu wohnen, wo habitation das Wohnen an einer Stätte, Wohnung ..., von Pflanzen: Standort gegeben ist, wäre habitat für Pflanzenstandort erwünscht. Sachs sagt: seltener von Tieren, noch weniger häufig von Menschen. Für letzteres vgl. Cl. Farrère, *Les œuvres libres* usw. 15: Et c'était la plus amusante réduction du monde ... que cette F e u i l l e d e R o s e [ein Schiff], habitat d'une sélection de gens que leurs goûts, leurs

affinités ... S. 1075: zu Zug traite neben trait. Felix de Rocca, *De l'Alaï à l'Amou-Daria* (1896): De fringants petits chevaux ... après avoir fait d'une seule traite la dernière étape de 35 kilomètres ... nous amènent ... devant la capitale du Ferghanat. S. 368: zu Halbinsel chersonèse in Chersonèse Cimbrique, Taurique, d'Or. S. 121: zu bestehen se composer. S. 971: zu Weg chaussée als Kunststrasse, um so mehr als route (grande ~ grand' ~) Landstrasse, Chaussee, grosse Verkehrsstrasse gegeben ist. S. 919: zu Visier hausse, das Visier, das auf grössere Entfernungen gebraucht wird. S. 930: zu vor, wo il y a + Zeitraum = vor von der Gegenwart in die Vergangenheit gerechnet erwähnt wird. Dazu ist jetzt häufiges, auch von Büttner, *Wörterb. ... der Präposit.* 27 nicht erwähntes voilà + Zeitraum zu stellen. Pierre Mille, *Myrrhine* (in *Les œuvres libres*, juillet 1921) 107: Voilà six mois qu'il avait rencontré Myrrhine. Auch Zeitangabe + plus tôt. Georges Bourdon, *L'Enigme allemand* III, 68: C'est ici que, un an plus tôt, presque aux mêmes jours, M. Jules Cambon venait élaborer avec l'obstiné ministre ce traité dont... S. 935: zu Vorherrschaft prééminence. A. Malet, *Les Temps modernes* 307: La ruelle de Mme de Rambouillet «donna le ton» à la cour et à Paris.., puis à l'Europe, quand Louis XIV eut par ses victoires établi la prééminence politique de la France. S. 133: zu Biene mouche à miel. Der kurze Artikel lautet: „abeille Biene. ~ mâle Drohne, fälschlich dafür oft frelon Hornisse." Er befriedigt ohne mouche à miel wenig. S. 1071: zu Zufall, wo hasard recht eingehend, chance sehr dürftig behandelt ist. Neben bekanntem par hasard findet sich sonst nirgends verzeichnetes par chance (+ adj.), par (une) chance (+ adj.). G. Clemenceau, *Les plus forts* II, 48: Dominique, par chance, se trouvait en Norwège pour des achats. — Cl. Farrère, *Les œuvres libres* ... 21: Par chance, comme l'avait dit naguère le capitaine ..., ... personne à bord ne souffrait du mal de mer. — 1896 Rocheblave in *Revue de Paris*, mars, 378: Par une chance, il se trouva que ce Méridional était de la variété taciturne. — 1898 *Lecture pour tous*, octobre, 71/2: Par une chance providentielle, une maison est à louer dans la ruelle. — 1916 Judith Cladel, *Le général Galliéni* 124: Par chance exceptionelle, sauvé, grâce à son équilibre moral, de ce qu'on peut nommer la ..., il a toujours placé ses satisfactions d'amour-propre dans la gloire du pays. — 1890 *Revue politique et littéraire, rev. bleue*, I 10/1: Par une chance notable, aucun des passagers ne fit de chute malencontreux.

Nach diesen kritischen Bemerkungen könnte es scheinen, als ob nicht viel Gutes in dem Werke Krügers zu finden sei. Das wäre eine bedauerliche Verkennung. Nie habe ich sorgfältiger ein Buch geprüft, ehe ich mein Urteil darüber abgegeben. Fast zwei Jahre lang habe ich es immer und immer wieder zur Hand genommen und zwar Aussetzungen mancherlei Art an ihm machen müssen, aber dadurch nicht die grundlegende Bedeutung des Ganzen schmälern wollen. Was hier an reifem Urteil, kritischem Denken, feiner Anordnung dem Benutzer geboten wird, zeigt, wie ein fester Wille und ein eiserner Fleiss stofflich schier Endloses bezwingen kann. Solche hervorragenden Werke sollen der Nachwelt ein Ansporn sein, ebenso selbstlos einer grossen Idee zu leben und ihr ihr Leben zu weihen. Ich möchte versuchen, dem Leser vom Umfang und von der Darstellung des Ganzen zum Schluss noch einen Begriff zu geben. Drei Mittel stehen, so sagt Krüger im Vorwort S. VIII, zur Verfügung, die Belehrung über Sinnverwandtschaft nutzbringend zu gestalten: „Begriffsbestimmung, Uebersetzung, Beispiel." Das erste ist vom wissen-

schaftlichen Standpunkt aus allein befriedigend. Aber für eine solche Fülle von Wörtern Begriffsbestimmungen zu geben, hätte eines Menschen Arbeitskraft überstiegen, bisweilen bringt er sie z. B. Bund alliance ein zur Erreichung eines bestimmten Zweckes geschlossenes Bündnis, besonders das gegen Gegner gerichtete; Entwurf croquis gezeichnete oder gemalte Skizze, flüchtige, hingeworfene, erläuternde Zeichnung, erster Entwurf des Gedankens eines Künstlers. Man könnte sie sich noch eingehender und häufiger wünschen, doch würden sie das Buch ins Ungeheure haben anschwellen lassen. Deshalb treten die anderen Mittel mehr in den Vordergrund. Zunächst die Uebersetzung. „Jede Uebersetzung von nichtsinnlichen Wörtern ist unvollkommen; nur Bezeichnungen rein sinnlicher Wesen und Dinge können sich decken. Diese Unvollkommenheit haftet selbstverständlich wie jedem mehrsprachigen Wörterbuch, so auch einem Handbuch sinnverwandter Wörter mit Uebertragungen, sprachlichen Vergleichen, an. Diesem Uebelstande kann man nur dadurch einigermassen begegnen, dass man für das fremde Wort eine Reihe von Uebersetzungen anführt." So liest man z. B. S. 130 unter bewilligen: „accorder, gewähren; bewilligen, zugestehen; vergönnen, was einer verlangt oder wünscht. concéder q. ch. à q. einem etwas zugestehen, bewilligen, abtreten, in seinen Besitz übergehen lassen; zugestehen." Hier sind in der zweiten Reihe von Wichtigkeit die Erläuterungen abtreten, in seinen Besitz übergehen lassen, die Begriffe enthalten, die unter accorder nicht mitverstanden werden. Unter wählen steht: „choisir eine Wahl treffen, von mehreren eines auswählen, aussuchen; opter wählen, sich für eins von mehreren entscheiden; zwischen mehreren Dingen eine Wahl treffen; eins von mehreren (aus den Beispielen erkennt man, dass opter nur intransitiv gebraucht wird, was gesagt werden musste); élire durch Abstimmung einer Anzahl Personen erwählen, ernennen, durch Stimmenabgabe wählen."

Als drittes und wichtigstes Mittel bietet sich dem Verf. das Beispiel; vgl. oben S. 261. Treffende Beispiele für den Gebrauch des Wortes zu finden, hat er sich in jahrelanger, mühevoller Arbeit angelegen sein lassen. Er hat sie bald in reicher Menge, ja in überquellender Fülle, bald knapp je nach dem Bedürfnis gegeben. Der Raum gestattet mir nur, einen kleinen Artikel hier abzudrucken, der aber doch ein Bild im kleinen geben kann. Es ist Nr. 1284. „W i t z. *plaisanterie*, w., Spass, Scherz, wenn in Worten bestehend, Witz, Familiär: Ulk. Rien ne décelait une ~. / Sa ~ perpétuelle fatigue. / Cessez (Trêve de oder à) vos mauvaises ~s. / Ses ~s sont toujours les mêmes. *plaisanter*, scherzen, spassen, Witze machen. [bon] mot witzige Bemerkung, geistreiches Wort, geistreiche Bemerkung. Il y a des ~s qu'aucun sot ne peut éviter de faire. / Un diseur de ~s ~s. *mot plaisant*, Witzwort, Witz, den einer macht; bon mot. Laissez-moi vous dire un de ces ~s ~s dont il est coutumier. *saillie*, w., spassiger Einfall, witzige Bemerkung. L'hôte entretenait la gaieté par ses ~s. *facétie* (*β*) w., Witz, Posse, Schwank; bouffonnerie; plaisanterie de mots ou de gestes; débiter des ~s. / Alors Romain, mis en éloquence, redoublait ses ~s à la joie de l'auditoire. Eigenschaftswort *facétieux*, spassig, spasshaft, drollig, possenhaft; kurzweilig; un conteur ~, un ton ~, une histoire facétieuse. *taquiner*, necken. Hauptwort *taquinerie*, w., Neckerei. Le cabaretier allumait la lampe à pétrole et répondait d'une voix molle aux ~s du roulier. Eigenschaftswort *taquin*. neckend; zum Necken geneigt; es ist auch Hauptwort. *gaillardise*, w., unsauberer Witz, Scherz; propos un peu libre. Le charretier faisait un vacarme, tapant aux volets du cabaret avec le manche de son fouet criant

des ∼s: Ho! Pierre, laissez la vieille tranquille! *quolibet* (ko-li-bä) w., platter Witz, armseliger Witz, Pöbelwitz, zweideutiger Witz (Spass), Zote. Façon de parler basse et triviale, qui renferme ordinairement une mauvaise plaisanterie (Académie). Il croit dire des bons mots, mais il ne dit que des ∼s. / C'est un diseur (faiseur) de ∼s.

Ich kann hier nun bloss noch auf einige ganz hervorragende Artikel verweisen z. B. auf gehen, das sieben Seiten umfasst, sich von aller mit seinen Verzweigungen über s'en aller, marche(r), passer, être (il avait été voir l'exposition), cheminer, se mettre en route, s'acheminer, prendre (nous prendrons par Neuilly), traverser, s'engager, enfiler, regagner (il faut tâcher de regagner la porte), entrer, entrée, sortir, sortie, partir, départ, partance, longer, précéder, accéder, procéder, circuler, rôder, rejoindre, trottiner, trot, trotter bis zu donner (ma chambre donne sur le palier) erstreckt. Sehr gut mit Beispielen bedacht sind die Abschnitte Nr. 462 herrschen, Nr. 1040 Unglück, Nr. 470 hoch, Nr. 354 ganz, Nr. 384 Geist und viele andere. Ganz besondere Aufmerksamkeit hat Krüger so bedeutungsreichen für die Gedankenschattierung so ungemein wichtigen Wörtern wie: vor, nun, noch, nur, ja, nichts, jetzt, mehr und ähnlichen gewidmet, in ihnen besonders zeigt sich die kritische Lesearbeit des Verfassers, der zu dem Wörtchen wenn eine fünf Seiten lange Abhandlung zu geben weiss. Nicht vergessen möchte ich zu erwähnen, dass zum Auffinden der gesuchten Wörter, französischer oder deutscher, zwei enggedruckte 86 Seiten umfassende „Wortweiser" das Ganze beschliessen. Sie sind zuverlässig gearbeitet.

Ich bin am Ende meiner Besprechung, die etwas umfangreich geworden ist. Aber ich glaube, es dem Manne und seinem Werke schuldig zu sein, ihm die Beachtung zu schenken, die er verdient. Nicht leicht habe ich meine kritischen Aussetzungen gemacht, wusste ich doch, wie es auch aus Vor- und Nachwort zu ersehen ist, mit welchen körperlichen Gebrechen der Verfasser in seinen letzten Lebensjahren und bei der letzten Vorbereitung zum Druck dieses Werkes zu kämpfen hatte. Nur infolge der hingebenden Unterstützung durch Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Franz in Tübingen und Studienrat Dr. Martin Löpelmann in Berlin hat er es überhaupt zu Ende führen können. Diese Synonymik wird für lange Zeit das Hauptwerk bleiben, an das sich ein Fortschritt anknüpfen wird und muss. Krügers Name wird auch von der französischen Philologie nicht vergessen werden, unsere *Zeitschrift* (Bd. 1—7 und 10) hat manche Aufsätze aus seiner Feder gebracht, und meine Worte sollen auch als Nachruf gelten diesem Manne von unermüdlichem Streben, reichem Wissen, oft herbem Wesen und starker Eigenwilligkeit, aber doch warm empfindendem Herzen und hoher Begeisterung für alles Edle und Schöne. Mögen die Worte seines Verlegers H. Ehlers meinen Artikel beschliessen: „Ein reiches Leben ist mit ihm dahingegangen; bleiben aber wird, was er geschaffen. Möge es noch auf lange hinaus fruchttragend weiterwirken."

Berlin-Schöneberg. Max Born.

E. Labiche, La Grammaire. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hersg. von Fischmann. Bielefeld, Velhagen, 1923. IX u. 41 S. Anhang 10 S. Wörterbuch 18 S. (= Théâtre français 76 B.)

Labiches harmloser, etwas abgestandener Schwank lässt sich bei schnellem Lesen in einer Mittelklasse zur Belebung des Unterrichts verwerten, zumal für die Bildungsverhältnisse und das Leben in einer französischen Kleinstadt mancherlei Wissenswertes abfällt. Auch liesse sich wohl an eine Schulaufführung denken, die bei der geringen Personenzahl

und der einfachen Szenerie leicht zu bewerkstelligen wäre. Im Text sind ein paar Druckfehler zu verbessern: S. 26, 1 fehlen die Anführungszeichen; 26, 2 présenté. Vo-yons (25, 21) und Arché-ologie (33, 65) sind unmögliche Abteilungen. Die Anmerkungen enthalten viel Unnötiges. Die lange Erklärung von vaudeville (1,2), die Geschichte des Palais-Royal (1,4) bei der ganz nebensächlichen Erwähnung der Aufführung im Theater gl. N., die Anmerkung zu sacrebleu (3, 14), die Geschichte und Beschreibung der ersten Zündhölzchen (22, 31), die Biographien von Noël und Chapsal (34, 84) sind überflüssig. Wenn Vater Caboussat zu seinem Diener sagt: A nous deux maintenant! (31, 60) = Jetzt haben wir beide ein Wörtchen miteinander zu reden, so ist das kein Zitat aus Balzacs *Père Goriot*, wo ja auch der Sinn ein ganz anderer ist, und die Inhaltsangabe dieses Romans könnte uns erspart werden. Die Ausführungen über die Bedeutung der Personennamen (5, 28 und 7, 46) sind anfechtbar. Der Einakter zu Beginn eines Theaterabends heisst lever de (nicht du) rideau (3, 8). Die Interjektion dame! (= domine) heisst „Herrgott!" (4, 4). Ah çà! (4, 7) ist eine von manchen Leuten, hier von dem Tierarzt Machut viel gebrauchte Eingangsformel, etwa = Nun, Also, Sagen Sie usw. Blanc d'Espagne (23, 40) wird nicht als Schminke benutzt. Zu par impossible (37, 18) war auf *Archiv* 138, 113 zu verweisen. 31, 9 liegt ein Wortspiel vor (mémoire Denkschrift und Rechnung). Zu lacrymatoire (30, 41) gehört eine Anmerkung. Im Wörterbuch ist pan coupé falsch übersetzt, avoir de l'aplomb heisst nicht „es tun mögen"!

G. Hanotaux, La Fleur des Histoires françaises. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsg. von Otto Hachtmann. Bielefeld, Velhagen, 1923. VIII u. 140 S. Anhang 79 S. Wörterb. 70 S. (= Prosateurs français 220).

Ob Hanotaux' Blütenlese aus der französischen Geschichte unseren Schülern in die Hand gegeben werden soll, damit sie durch dieses Werk in die geschichtliche Entwicklung Frankreichs eingeführt werden, kann mit vielem Recht bezweifelt werden. Die Darstellung läuft auf eine einseitige, vielfach schönfärberische Verherrlichung Frankreichs hinaus, die wir unserer Jugend nur unter beständiger Kritik und Korrektur bieten dürfen. Freilich ist das Buch lebhaft und schwungvoll geschrieben, der Vortrag ist fesselnd und geistreich, die wesentlichen Züge sind geschickt herausgehoben und der Herausgeber kann sich darauf berufen, dass wir doch Franzosen und Engländer nicht kennen lernen können, wenn wir nicht auch hören, was sie über sich selbst denken und wie sie ihr Handeln erklären. Mit der gebotenen Vorsicht wäre also eine nutzbringende, die Schüler vielseitig anregende Lektüre wohl möglich. Da bei dem grossen Umfang des Bandes (137 S.!) an eine Bewältigung des Stoffes als Klassenlektüre nicht zu denken ist, müssten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Kapitel zu Vorträgen und Résumés verarbeitet werden, was eine überaus dankbare, den Unterricht belebende Aufgabe wäre.

Druckfehler im Text: S. 1, 25 fehlt sont, S. 7, 7 l. inscrivent, S. 105,21 u. 26 sind Punkt und Komma vertauscht, S. 118, 30 l. Quoiqu'il, S. 119, 1 les plus h., S. 122, 11 appliquée, S. 137, 8 dispositions. Falsche Worttrennungen finden sich S. 25: Avig-non (auch Anm. dazu), S. 41, 20 (sig-nificatif), S. 45 (ro-yauté!), S. 51 (ro-yaume), S. 88 (charmoni-eux), S. 94 (nu-ance). — Die Anmerk. sind sorgfältig gearbeitet und geben die nötigen sachlichen Belehrungen. Zu 21, 10 (avec von dem abhängigen Wort getrennt) war Tobler, *Verm. Beitr.* III², 129 ff. zu vergleichen. 50, 6 consécration nicht „geheiligte Macht", sondern „Heilighaltung". 82, 22 ist für Villon die Aussprache wiįs

sichergestellt. 106, 24 war zu sagen, dass Rousseau sich vom Notenabschreiben ernährte. 109, 30 Greuzes bekanntestes Werk ist eher *L'Accordée de village* (vgl. Diderot, *Salons*). 118, 17 morbidesse suspecte nicht „beängstigende Bleichheit", sondern „ungesunde Weichheit, Weichlichkeit"; es ist ein dem Italienischen entlehnter Ausdruck der Malerei. 118, 26 nicht Th. Gautier ist der bedeutendste der Parnassiens, sondern eher Leconte de Lisle. 119, 6 bedeutet in Stendhals *Le Rouge et le Noir* nicht Rouge den Liberalismus und Noir die kirchliche Reaktion, sondern die militärische und die priesterliche Laufbahn, zwischen denen Julien Sorel schwankt, zugleich wohl das bekannte Hasardspiel. S. 122, 25 liegt das Romantische bei Zola nicht in der einseitig übertreibenden Hervorhebung der Brutalität, sondern in der Kompaktheit, der Häufung des Details, dem grossissement, das sich nach H. der grossièreté nähert. Uebrigens sind Hanotaux' ästhetische Urteile äusserst anfechtbar. 124, 2 *la Grève des Forgerons* ist nicht von Fritz Mauthner, sondern von Eduard Mautner übersetzt worden; daneben gibt es zahlreiche andere Uebersetzungen. 125, 7 ist die einzige Charakterisierung Thiers': „ein Freund Mignets"! 126, 13 ist das über Taine Gesagte unzureichend, es mussten auch die literarhistorischen Werke erwähnt werden. Auf einige kleinere Versehen kann hier nicht eingegangen werden.

Berlin-Friedenau. M. Fuchs.

Lectures philosophiques. Auswahl mit Einleitungen und Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsg. von U. Molsen. Leipzig, Renger, 1923. VI u. 138 S. [= Französ. u. engl. Schulbibliothek hrsg. von E. Pariselle u. H. Gade. Bd. 213. Reihe A.]

In diesem Bändchen ist der Versuch unternommen, ein „Philosophisches Lesebuch" in die Hand des Schülers zu legen, das ein Bild der Gesamtheit der französischen Philosophie von Descartes bis auf die Gegenwart bietet. Es sind vertreten: Descartes, Pascal, Montesquieu, Voltaire, Condillac, La Mettrie, Diderot, Helvetius, Rousseau, Vauvenargues, Turgot, De Lamennais, Jouffroy, Comte, Cousin, Taine und Renan. Die biographischen Einleitungen, die den Texten vorausgeschickt sind, bringen an ihrem Ende jedesmal eine kurze Darstellung des philosophischen Lehrgebäudes. Auf diese Einleitungen wird bei der Behandlung der ausgewählten philosophischen Texte des öfteren zurückgegriffen. Das Buch braucht nicht von einem Ende bis zum anderen durchgelesen zu werden; bei der Fülle des Stoffes kann sich jeder das herausgreifen, was er für besonders wertvoll hält. Jeder Abschnitt ist in sich abgeschlossen.

Extraits des Classiques français. Le Cid par Corneille. Athalie par Racine. Für den Schulgebrauch hrsg. von E. Pariselle. Leipzig, Renger, 1924. II u. 129 S. [= Französ. u. engl. Schulbibliothek hrsg. von Pariselle u. Gade. Reihe B. Bd. 36.]

Das vorliegende Bändchen erhebt keinen anderen Anspruch als den, ein Notbehelf zu sein. Die knapp bemessene Zeit, die den deutschen Schulen für den französischen Unterricht zur Verfügung steht, gestattet in der Regel nicht mehr als die Lektüre nur einer klassischen Tragödie. Die Schüler lernen nur Corneille oder nur Racine kennen. Um dieser Einseitigkeit einigermassen abzuhelfen, ist hier der Versuch gemacht, den Schülern die Bekanntschaft mit je einem Drama von Corneille und Racine zu ermöglichen. Er erscheinen daher hier die beiden meist gelesenen Stücke Corneilles und Racines, *Le Cid* und *Athalie*, in gekürzter Fassung zu einem Bande vereint, der vielleicht in einem Halbjahr be-

wältigt werden kann. Damit der Ueberblick über die Handlung nicht verloren gehe, sind die unterdrückten Szenen durch kurze Inhaltsangaben in französischer Sprache ersetzt worden. Der Text des *Cid* ist der Ausgabe von Marty-Laveaux entnommen, der der *Athalie* folgt dem von Paul Mesnard, nur die Orthographie ist modernisiert. Die Anmerkungen sind reichlich bemessen, der metrische Anhang enthält das Nötigste von dem, was der Schüler über den französischen Versbau erfahren muss.

Ausser kleineren Versehen ist mir aufgefallen S. 13, 233: *de* l'envie st. le l'envie. — S. 44, 12 v. u. lies: *es* ist st. er ist. — S. 53, 28 l. tous les princes st. tout. — S. 63, 114 l. le meurtre st. la m. — S. 63, 134 l. L'un *d'eux* st. L'un deux. — S. 82, 827 l. Dieu st. Dien. — S. 98, 8 l.: il livrera st. livera. — S. 100, 1747 l. *la* fumée st. le f. — S. 100 sind die Verzahlen 1715 u. 1755 zu verbessern in: *1745* u. *1750.* Anmerkungen S. 103, 4 v. u. l.: 167/*168* st. 167/167. — S. 104, 15 v. u. l. *203/204* st. 204/205. — S. 107 müssen die Anmerkungen zu 441/442 und 434 umgestellt werden. — S. 108, 7 l. *678* st. 679. — S. 108 fehlt eine Anm. zu V. 706, ebenso zu V. 1299. — S. 109, 18 v. u. l.: *862* st. 860. — S. 110, 7 v. u. l. *824* st. 814. — S. 115 fehlen Anmerkungen zu V. 18, 28 u. 39, ebenso später zu V. 154, 357, 616, 647, 674, 765, 810, 1147, 1154. — S. 116, 5: l. Ps. LXXXIX st. LXXXXIX. — S. 121, 15 l. *58* st. 59. — S. 122, 9 l. 1127/1128 st. 1123/1128. — S. 122, 21 l. *1143* st. 1142. — S. 124, 2 l.: *1718* st. 1716. — S. 124, 9 l. 16—*25* st. 16—122. — S. 124, 12 l. *1795* st. 1796.

Théophile Gautier, L'Enfant aux Souliers de Pain. Hrsg. von L. Bertholdt. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. 15 S. [= Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte Nr. 3.]

Die neuartige Sammlung von Leseheften wird sich ebenso wie die in demselben Verlage erscheinenden *Neusprachl. Reformausgaben* bald grosser Beliebtheit erfreuen sowohl in den höheren wie in den Mittelschulen. Das vorliegende Heft enthält ausser der auf dem Titelblatt angegebenen Erzählung noch drei Dichtungen von Th. Gautier: *Premier sourire du printemps, La Caravane* und *Noël.* Die Erzählung wie die Dichtungen werden auch von den schwächeren Schülern mit Interesse gelesen werden.

Die *Annotations* (S. 13—15) machen die Benutzung eines Wörterbuches überflüssig und fördern den Eifer zur Vorbereitung. Wenn ich an dieser Stelle einige Vorschläge zur Aenderung mache, so geschieht das nur, weil ich den einzelnen Heften die weiteste Verbreitung an allen Knaben- und Mädchenschulen wünsche, die Französisch auf der Unter- oder Mittelstufe treiben, und, wie selbstverständlich, die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichts stellen.

I. Der Text ist sorgfältig bearbeitet. S. 12, 17 lies: au*x* feux st. au feux. — S. 13, 3 l. *gaîment* od. *gaiement* st. gaîment. — S. 13, 10 l. *fraîche* st. fraiche. — S. 13, 12 l. l'*é*chauffer st. l'echauffer. —

II. Annotations. S. 13, 10 v. u. l. 7*:* st. 8:. — S. 13, 9 v. u. l. 8*:* st. 9:. — S. 14, 1: Annotation zu S. 3 : 2 passt die Uebersetzung von *sein* = *Busen* nicht; *sein* ist hier = Schoss, Mitte, also *au sein de sa misère* = *mitten in ihrem Elend,* vgl. die Redensart: *être né au sein de* l'opulence = mitten im Ueberfluss geboren werden'. — Annot. zu S. 4, 26 ist *agonie* nicht wie S. 14, 15 wiederzugeben durch 'Todeskampf', sondern durch: 'Todes*pein,* Todes*angst*'. — S. 14, 15 v. u. Annot. zu S. 5. 30 ist *affairé* wohl besser durch *flink* wiederzugeben als durch 'vielbeschäftigt'. — S. 15, 9 Annot. zu S. 9, 17 würde ich zu *farder* = *schminken* die Bedeutung *färben* hinzufügen. — S. 15, 15 ist vor *bêche*

einzufügen: *27:*. — S. 15, 17 l. *12:*. st. *13:*. — Um die Vorbereitung zu erleichtern, müsste eine ganze Reihe von Vokabeln hinzugefügt werden, die den Schülern auf der Stufe, wo das Heft gelesen wird, unbekannt sind, so S. 2, 2: soulier m. = Schuh; S. 2, 19: usé = abgenutzt. — S. 3, 7: boucher = verstopfen. — S. 3, 9: *corbeille f.* = *Blumenbeet* und viele andere.

Wismar i. Mecklbg. O. Gloede.

H. Schmidt, Französische Uebungsstücke mit Varianten. Dresden, C. A. Koch. 1922.

Das Büchlein enthält 38 zusammenhängende französische Texte (Aufsätze), die als Vorbereitung für die Anfertigung freier schriftlicher Arbeiten gedacht sind. Um den Wortschatz der Schüler zu erweitern, ihre grammatischen Kenntnisse zu befestigen und ihre stilistische Gewandtheit zu fördern, sind Varianten hinzugefügt. Wenn Verf. im Vorwort von einer Verwendung von Untersekunda an aufwärts spricht, so möchte ich bemerken, dass eine solche bereits vom vierten Lehrjahr an möglich ist. — Die Texte sollen verschiedenen Schullektüreausgaben entnommen sein — man vermisst eine kurze Quellenangabe.

So brauchbar das Büchlein im allgemeinen auch sein mag (methodisch ist es gut angelegt, die Varianten sind ein wertvolles Hilfsmittel), so starke Bedenken hege ich doch gegen die Auswahl der Texte. Von den 38 vorliegenden Aufsätzen behandeln zwölf mittelalterliche, und nur zehn neuzeitliche französische Geschichte. Die gesamte Geisteskultur bleibt unberücksichtigt, wenn man von dem einen Stück über Lavoisier und den beiden Lafontaineschen Fabeln absieht. Die übrigen 13 Aufsätze behandeln nichtfranzösische Verhältnisse, und zwar mit einer Ausnahme auch Geschichte.

Das ist offenbar nicht das Richtige. Denn wenn wir es im neusprachlichen Unterricht ernst nehmen mit der Forderung, in den fremdländischen Kulturkreis einzuführen, können wir unsere kostbare, knapp bemessene Zeit mit solchen Texten, die mit dem Franzosentum in gar keinem Zusammenhang stehen, nicht verlieren. Und was die — sagen wir — echt französischen Texte anlangt, so muss auf die Einseitigkeit hingewiesen werden, mit der fast nur die Geschichte bedacht wird. Denn offenbar wird damit des Verf. Absicht nicht erreicht, den Wortschatz zu erweitern und die stilistische Gewandtheit zu fördern. Man muss es nur erlebt haben, wie hilflos so einseitig auf geschichtliche Texte eingestellte Schüler sich Dingen aus anderen Kulturkreisen und des modernen Lebens gegenüber verhalten, wenn sie sie in der Fremdsprache behandeln sollen. Kunst, Wissenschaft und modernes Leben hätten in ausgiebigem Masse herangezogen werden müssen. In der vorliegenden Form ist das Buch überflüssig.

Schmidt-Tissèdre, Französische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. 3. Aufl. Dresden, C. A. Koch, 1922.

Der Umstand, dass das Büchlein seit 1909 bereits in 3. Auflage vorliegt, spricht für seine Brauchbarkeit. Das Problem der französischen Sprachübungen ist aus den bekannten Ursachen heute mehr ein solches denn je, denn leider ist von dem Neusprachlernachwuchs nicht die sichere Kenntnis der Umgangssprache zu erwarten, wie dies vor zehn und zwanzig Jahren noch der Fall war. Und auch wir Aelteren, die wir des öfteren im Auslande waren, rosten unweigerlich ein, wenn wir nicht jede Gelegenheit zur Auffrischung des rein Technischen benutzen.

Dazu ist das vorliegende Bändchen, das ausserordentlich sorgfältig durchgearbeitet ist (haben doch mehrere französische Lehrer — abgesehen von dem Mitarbeiter Jean Tissèdre — die Arbeit einer Durchsicht unterzogen und die sprachliche Korrektheit des Textes anerkannt), hervorragend geeignet. Alle diejenigen, die im Unterrichte keine Gelegenheit vorübergehen lassen wollen, um das Ohr des Lernenden an schnelles und scharfes Erfassen der fremden Laute zu gewöhnen, die auch alle die kleinen Anweisungen und Bemerkungen im Schulverkehr in der Fremdsprache zu geben sich bemühen, werden hier einen verlässlichen Führer finden, der alle vorkommenden Möglichkeiten erschöpft. Dabei wird ein reicher Wechsel geboten, so dass der Lehrer nicht Gefahr läuft, durch ständige Wiederholung derselben Phrasen einförmig und — lächerlich zu wirken. Auch der erfahrene Lehrer wird eine Menge Idiotismen aus dem Büchlein neu lernen. Viele Ausdrücke, über die eine weitverbreitete Unsicherheit herrscht, werden durch zahlreiche Wendungen, in denen sie vorkommen, richtiggestellt und klargemacht (z. B. classe und leçon). Man hat das Gefühl, hier alle Wendungen gesammelt zu finden, die überhaupt vorkommen können. Besonders rühmend verdient da das Kapitel über das Lesen hervorgehoben zu werden.

Unter dem Strich gibt es oft wertvolle Belehrungen, die man kaum irgendwo anders findet, im Text zuweilen wichtige Hinweise (vgl. z. B. S. 9: Ce n'est guère que dans le midi que les Français emploient le passé défini dans le langage courant). Ueberall wird versucht, zu interessieren und zu beleben, daher werden kurze Lebensregeln und Sprichwörter gelegentlich eingeflochten. Auch Schülerantworten werden mitunter gegeben. Ständig wird auf die Unterschiede im deutschen und französischen Schul- und Unterrichtsbetrieb aufmerksam gemacht, auch finden sich mancherlei Hinweise auf die andere Behandlung der französischen Schüler durch ihre Lehrer, die für manche unter uns recht beachtenswert sind. — Alles in allem: Ein wertvolles Handbüchlein, das jeder Praktiker besitzen sollte.

Schöningen. R. Sievers.

Henry Sanson, Tagebücher der Henker von Paris. 1685 bis 1847. Potsdam, Kiepenheuer, 1924. 823 S.

In diesem starken Bande ist ein mächtiges Stück französischer Kulturgeschichte enthalten. Bilder voll Blut und Grauen, von Verbrechen und Grausamkeit, von politischem Wahnsinn und wilder Massenverblendung entrollen sich vor uns und lassen uns tiefe Blicke in die Seele Frankreichs und der Franzosen tun. Auch viel politische Geschichte spielt mit hinein. Denn die Scharfrichter von Paris, deren Amt mehrere Geschlechter hindurch in der Familie Sanson blieb, waren Staatsbeamte, die ihren blutigen Dienst ebenso unter Ludwig XIV. wie in der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs verrichteten. Das grausigste in dem ganzen Buche sind die qualvolle Hinrichtung des François Damiens, der ein Attentat auf Ludwig XV. gemacht hatte, und die Blutorgien während der Schreckensherrschaft. Selbstverständlich spielt in diesen Aufzeichnungen der verschiedenen Vertreter der Henkerfamilie auch das Persönliche und Psychologische eine nicht unerhebliche Rolle, aber das tritt zurück hinter der allgemeinen Bedeutung. — Das Buch ist eine hervorragende Geschichtsquelle, und die deutsche Ausgabe, die übrigens gegen den Urtext etwas verkürzt und nach einer zeitgenössischen Uebertragung bearbeitet ist, ist deswegen wertvoll, weil das Original ziemlich schwer zugänglich ist. Leider fehlt der Uebersetzung jedes Begleitwort, das

immerhin erwünscht gewesen wäre; nicht einmal die nötigsten bibliographischen Angaben über die französische und die als Vorbild benutzte deutsche Ausgabe sind vorhanden.

The Pocket Oxford Dictionary of Current English. Compiled by F. G. u. H. W. Fowler. Oxford, Clarendon Press, 1924. XVI + 1000 S. Gebd. 3 s. 6 d.

Dieses neue kleine englische Wörterbuch, das der Verlag selbst als einen „triumph of condensation“ bezeichnet, ist eigentlich eine verkürzte Ausgabe des *Concise Oxford Dictionary,* das ich *Zeitschr.* 11,91 rühmend anzeigen konnte. Aber es ist zugleich auch mehr. Denn zum Teil sind die Grundsätze für die Behandlung der einzelnen Wörter geändert. Die etymologischen Angaben sind beschränkt, was kein erheblicher Nachteil ist. Dagegen sind zahlreiche Synonyme angegeben, und das ist sehr wichtig und lehrreich. Man vergleiche etwa das Stichwort *ox;* da stehen folgende Ausdrücke, die man nicht leicht irgendwo anders beisammen findet: *bull, cow, bullock, calf, steer, heifer, calve, stall, byre, pasture, graze, browse, chew the cud, bellow, low, moo, charge, gore, butt, toss, moo-cow, bovine.* Der Wortschatz ist auch erweitert, vor allem durch Berücksichtigung neuer technischer Ausdrücke und des Kriegsenglischen; so ist bei *Hun* die Bemerkung zugefügt: *(contempt.) German or Austrian or esp. Prussian,* und auch der polnische *Zloty* hat Aufnahme gefunden. Am Schlusse ist noch ein sehr brauchbares Verzeichnis englischer Abkürzungen beigegeben und eine Liste nichtenglischer, meist französischer Wörter mit ihrer im Englischen üblichen und ihrer eigentlichen Aussprache. Als kleine Ergänzung sei bemerkt, dass *philippine* vom deutschen *Vielliebchen* herkommt, und dass bei *Rotten Row* auch für Engländer die Angabe der Herleitung aus *route du roi* nicht überflüssig gewesen wäre. — So hat das Buch auch neben dem *Concise Oxf. Dictionary* seinen selbständigen Wert, und wenn sich unsere Neuphilologen ein neusprachiges englisches Wörterbuch anschaffen wollen, so sei ihnen dieses *Pocket Oxf. Dictionary* als das zweckmässigste, modernste und billigste sehr warm empfohlen; es wird sich für den Unterricht als eine unerschöpfliche Fundgrube erweisen.

Shakespeares Werke in Einzelausgaben. Julius Caesar. — Coriolanus. Leipzig, Inselverlag, 1925. 149+201 S.

Von der ausgezeichneten Shakespeareausgabe des Inselverlages, der letzte Bände ich *Zeitschr.* 24, —? besprochen habe, liegen nunmehr die beiden grossen Römerdramen neu vor, den *Caesar* hat Ludwig Fränkel auf Grund der Schlegelschen Uebersetzung bearbeitet, den *Coriolanus* hat Rudolf Imelmann neu übertragen. Fränkel hat natürlich die neuen Forschungen und Uebersetzungen verwertet, insbesondere Conrads Feststellungen der Schlegelschen Fassung erster Hand. Imelmann hat seine Uebertragung nach denselben Grundsätzen vorgenommen, die er schon bei der Herausgabe von *Antonius und Cleopatra* befolgte.

Hans Heidrich, John Davies of Hereford (1565 ? —1618) und sein Bild von Shakespeares Umgebung (= Palaestra 143). Leipzig, Mayer u. Müller, 1924. 4,50 Mk.

John Davies war selbst kein bedeutender Mensch. Er war Schreiblehrer in London und Oxford und besass einen ungewöhnlich reichen Bekanntenkreis, über den er sich in zahlreichen kleinen Gedichten, Widmungs- und Dankversen, Epigrammen, auch Satiren und sonstigen Kleinigkeiten gern äussert. Er hielt sich selbst für einen grossen Dichter, war aber nur ein Verseschmied. Was den Verf. reizte und tatsächlich



von einem gewissen Werte ist, ist der Umstand, dass sich in diesen Versen eine Masse Anspielungen auf mehr oder weniger bekannte Zeitgenossen des Mannes finden, vom königlichen Hofe an bis zu Leuten, die heute gar nicht mehr feststellbar sind. Eine Menge Dichter, Gelehrte und Schauspieler sind auch darunter. Der Verf. hat sie alle in sicherlich sehr mühseliger Arbeit sorglich zusammengestellt und hat alles, was irgend zur Erklärung herangezogen werden konnte, beigebracht. So erhalten wir einen immerhin recht lehrreichen Einblick in die Lebensverhältnisse des Zeitalters Shakespeares, der selbst mit etlichen seiner Freunde und Berufsgenossen auch erwähnt wird. Auch eine kritische Würdigung der Persönlichkeit und der schriftstellerischen Tätigkeit des Mannes wird gegeben.

Herm. Westerfrölke, Englische Kaffeehäuser als Sammelpunkt der literarischen Welt im Zeitalter von Dryden und Addison (= Jenaer Germanistische Forschungen, hrsg. v. Leitzmann. 5), Jena, Frommann, (1924), 90 S. 3,80 Mk.

Als der Jude Cirques Jobson i. J. 1650 in Oxford das erste englische Kaffeehaus eröffnete, konnte niemand ahnen, dass diese bescheidene Einrichtung einmal in der Literatur eine recht ansehnliche Rolle spielen werde. Dass dies in nicht geringem Masse der Fall ist, zeigt die vorliegende fleissige und äusserst fesselnde Untersuchung. Der Verf. schildert nach einem kurzen Ueberblick über die Bedeutung des Kaffeehauses in Italien und Frankreich die Entwicklung in England, die sehr bald dazu führen sollte, dass sich literarische Vorgänge in erheblichem Umfange in Kaffeehäusern abspielten. Auf Grund quellenmässiger Zeugnisse beschreibt er genau das berühmteste in London, Will's Coffeehouse, mit seinem Leben und Treiben. Hier übte Dryden einen recht guten Teil seiner Tätigkeit als literarischer Diktator aus und machte diese Gaststätte zu einem glänzenden Sammelpunkt der Schöngeister seiner Zeit. Swift, Pope, Addison, Steele, Wycherly, Congreve, Dennis, Southern, Garth u. a. verkehrten hier, schrieben, redeten und arbeiteten, und mancher Kampf mit Feder und Zunge wurde hier ausgetragen. Ein anderes berühmtes Kaffeehaus ist Button's, das vor allem Addison und Steele mit ihren Freunden, darunter Pope, eifrig besuchten, ein drittes ist St. James's, in dem Swift und Steele Stammgäste waren. Auch mehrere andere werden noch genannt. Als auffallend wird betont, dass Defoe im Gegensatz zu fast allen andern Schriftstellern den Kaffeehausbesuch nicht liebte. Natürlich umrankt auch ein üppiger Kranz von Geschichten und Anekdoten diese Stätten, die etwa von 1660—1730 in hoher Blüte standen. Späterhin mussten sie den literarischen Klubs weichen. — Das Buch ist reich an Anregungen, scheint den Stoff zu erschöpfen und ist flott geschrieben. Eine Uebersicht über die wichtigste Kaffeehausliteratur von 1657—1729 verzeichnet eine grosse Menge Quellen, darunter zahlreiche Flug- und Streitschriften, deren Titel schon sehr lehrreich sind und ein gutes Stück englischer Kulturgeschichte in sich schliessen.

Solomon Liptzin, Shelley in Germany. New York, Columbia University Press, 1924. 97 S.

Während Lord Byrons Verhältnis zu Deutschland schon von mehreren Seiten eingehend untersucht worden ist, fehlte eine derartige Betrachtung Shelleys bisher, was ja auch nicht eben verwunderlich ist; denn Shelleys Einfluss auf das deutsche Geistesleben und überhaupt die Bekanntschaft mit ihm ist immer viel geringer gewesen und ist es noch.

Liptzin hat sich seiner reizvollen Aufgabe mit Fleiss und gutem Erfolge gewidmet; er hat die Arbeit übrigens fast völlig in Deutschland gemacht. Man fing bei uns erst in den dreissiger und vierziger Jahren an, auf Shelley einigermassen aufmerksam zu werden, als das junge Deutschland blühte und in den politischen Ideen des Dichters verwandte Gedankengänge entdeckte. In dieser Zeit erschien auch die erste Gesamtübersetzung seiner Werke, von J. Seybt, 1844. In den folgenden drei Jahrzehnten, bis etwa 1880, kümmerte man sich auch nicht viel um ihn, während man sich seitdem wieder mehr mit ihm beschäftigte, freilich fast ausschliesslich gelehrt-philologisch. Auf die Einzelheiten von L.s Darstellung, die Uebersetzungen, literarischen Würdigungen, Dichtungen, in denen Shelley eine Rolle spielt, kann hier nicht eingegangen werden; nur ein paar anspruchslose Bemerkungen mögen angeknüpft sein. Ueber *Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland* unterrichtet auch das gute Buch dieses Titels von W. Ochsenbein (Berlin 1903), nicht nur die Schrift von Melchior. Die S. 91 erwähnte Shelley-Bibliographie von 1908—1922 steht nicht, wie es dort heisst, in unsern *Engl. Studien*, sondern in der von Kruisinga, Schut u. Sandvort in Amsterdam herausgegebenen holländischen Zeitschrift *English Studies*, und zwar in einer eigenen *Shelley Centenary Number* (1922), wo auch Wagners Aufsatz über *Sh. u. den Weltkrieg* in unserer *Zeitschr.* 16, 1 ff. verzeichnet ist. Von deutschen Schriftstellern erwähnt noch Ad. Pichler den englischen Dichter in seinen *Tagebüchern* (1883). Derselbe Wolfenstein, der kürzlich Shelleys Gedichte neu verdeutscht hat, hat nunmehr auch eine Uebersetzung der *Cenci* herausgegeben (Berlin, 1924). — Leider fehlt dem Buche ein Namensverzeichnis, das eine leichtere Uebersicht gewährt hätte.

John Keats, Briefe an Fanny Brawne. Deutsch von A. Girschick. München, Musarionverlag, 1924. 99 S. Gebd. 3,— Mk.

Diese Briefe sind ein erschütterndes Denkmal der leidenschaftlich glühenden Liebe des jungen unglücklichen Dichters zu der achtzehnjährigen Fanny Brawne, die doch nur ein Durchschnittsmädchen war. Keats' eigener gequälter, von der drohenden Schwindsucht und von Eifersucht zermürbter Geisteszustand wird in ihnen offenbar. Fanny war seine erste und einzige Liebe. Die Briefe umfassen den Zeitraum von 16 Monaten in den Jahren 1819 und 1820. Man hat mit Recht Keats eine Hölderlinnatur genannt. In diesen Gefühlsergüssen kommt sie sprechend und tief ergreifend zum Ausdruck, und sie sind eine der wichtigsten Quellen für die tiefere Erkenntnis des Dichters und des Menschen. Freilich darf man dabei nicht vergessen, dass seine gleichzeitigen Briefe an seinen Bruder in Amerika und an einige Freunde auf einen ganz andern, viel männlicheren Ton gestimmt sind, und dass eben jene Zeit die dichterisch fruchtbarste für ihn war. Der letzte Brief stammt vom 24. Oktober 1820 aus dem Hafen von Neapel; er ist an Fannys Mutter gerichtet und bedeutet einen schmerzlichen Abschied. Vier Monate später starb der Dichter, dem Italiens weiche Luft nicht mehr half, in Rom. — Die Uebersetzung ist gut und glatt lesbar, die Ausstattung des Bändchens ist ausgezeichnet.

Sophie Hoechstetter, Das Unvergessliche von Byron. Nürnberg, Verlag „Der Bund“ (1924). 48 S.

Dieses schön ausgestattete Büchlein, das zur Erinnerung an Byrons 100. Todestag herausgegeben ist, ist ein ganz persönliches Bekenntnis der Dichterin zu ihrem Helden. Seit ihren Kindertagen hat sie diesen Dichter geliebt und verehrt, und jetzt bringt sie diese kleine Auswahl von

15 seiner Gedichte in eigener Uebertragung seinem Andenken als Weihegabe dar. Die Uebersetzungen sind von formvollendeter Schönheit und verraten tiefes Empfinden. Dass sie hier und da ziemlich frei sind, ist nicht zu verwundern und kein Fehler. Die Einleitung ist das Bekenntnis einer schwärmerisch sich hingebenden Seele. — Das Werkchen eignet sich gut als Geschenk. Es mag da den Zweck erfüllen, den die Verf. ihm zuweist: ein paar Menschen zu Byron hinzuführen und zu weiterer Beschäftigung mit ihm anzuregen.

G. **Venzmer,** New Yorker Spaziergänge. Eindrücke und Betrachtungen aus der Metropole der neuen Welt. Hamburg, Weltbund-Verlag (1925). 301 S.

Unter den zahlreichen Reiseberichten aus Nordamerika, die nach dem Kriege erschienen, kommt diesem Buche eine besondere Bedeutung zu. Während wir etwa bei Kerr (s. *Zeitschr.* 23, 83) in der flimmernden Fülle üppigster Stilblüten fast ersticken, zeichnen sich V.s Schilderungen durch eine ausserordentlich grosse Anschaulichkeit aus. Er ist als Schiffsarzt oft in Newyork gewesen und hat die Riesenstadt zu verschiedenen Zeiten auf sich wirken lassen und sie nach allen Richtungen hin durchstreift. Dabei verfügt er über eine glänzende Darstellungsgabe, und so erhalten wir eine grosse Anzahl äusserst packender, scharf und lebensvoll gezeichneter Bilder, auf die ich im einzelnen hier nicht eingehen kann. Besonders wertvoll sind auch die Vergleiche, die der Verf. zwischen den dortigen Verhältnissen und den unsrigen nach dem Kriege zieht; sie sind von tiefem Ernst getragen und verdienen alle Beachtung. Wer Newyork kennt, wird beim Lesen des Buches viele eigene Erinnerungen auffrischen können; wer es nicht kennt, erfährt daraus reiche Belehrung, und wer es etwa noch besuchen will, wird manche praktischen Winke daraus entnehmen können. Eine grosse Zahl von Bildern, die freilich meist recht klein sind, unterstützt in dankenswerter Weise den Text.

V. **Alfieri,** Myrrha. Deutsch von Karl Mager. Wien, Strache (1924). 66 S.

Die Tragödie von der kyprischen Königstochter Myrrha, die in verbrecherischer Liebe zu ihrem Vater entbrennt, gehört nicht zu den besten Werken Alfieris. Sie ist reichlich steif, schwächlich in der Charakteristik, arm an Handlung und ein wenig langweilig. Es ist nicht einzusehen, warum jetzt eine Uebersetzung des Werkes nottat. Denn wenn etwa manche Kreise allerhand Lüsternes und Zweideutiges erwarten sollten, so werden sie sich enttäuscht sehen. Das heikle Problem ist mit erdenklicher Vorsicht und Zurückhaltung behandelt. Literarisch ist die Uebertragung wertlos. Die Sprache ist schlecht, der Versbau holprig, selbst grammatische Schnitzer fehlen nicht, wie z. B. *spreche* st. *sprich*, *verberge* st. *verbirg*, S. 25 steht *Erinyen*, S. 50 *Erynien* st. *Erinnyen*, an sonstigen Druckfehlern mangelt es auch nicht. Als Probe für die Verskunst des Uebersetzers mögen folgende zwei Verse dienen (S. 61/62):

Ein töricht Königsstolz kann wahre Vater-
Liebe nie aus meinem Herzen reissen.

F. K. **Becker,** Don Juans Anfang. Ein Stück in acht Szenen. München, G. Müller, 1925. 88 S.

Dieses Drama vermehrt den reichen Schatz der Don Juan-Dichtungen, über die man Hans Heckels umfangreiches und belehrendes Buch *Das Don Juan-Problem i. d. neueren Dichtung* (Stuttgart 1915) vergleichen kann, um ein neues Stück, das aber kein besonderes Kleinod ist. Es führt

uns in acht losen Szenen die Geschichte der ersten Liebe des Helden vor, als er 17 Jahre alt ist und in Salamanca die Tochter eines Astronomen anschmachtet, noch ohne sie zu verführen. Um ihn von dieser Neigung zu heilen, bringen ihn seine Angehörigen an den Hof der schönen Ximene in Sevilla, zu der er alsbald in heisser Liebe entbrennt, während er die bisher angeschwärmte Maria vergisst. — Die Handlung ist nicht eben spannend, eine Menge von ziemlich unwesentlichen Personen tritt auf, deren Betätigung nicht immer ganz klar begründet ist und zum Teil episodenhaft bleibt, die psychologische Vertiefung ist nicht sehr eindringlich, und das ganze Stück hinterlässt keinen erheblichen Eindruck.

Joseph Bernhardt, Spanien. Bilder und Studien. München, Callwey, 1924. 72 S.

Das lebensvoll geschriebene Büchlein, das den 18. Band der *Kunstwart-Bücherei* bildet, entwirft in flotten Strichen anziehende Bilder von spanischem Leben und Wesen und von des Landes Geschichte und Art. Wenn es auch naturgemäss in keiner Weise erschöpfend, sondern durchaus skizzenhaft ist, so hebt es doch zielbewusst und sicher die springenden Punkte hervor. Es bespricht *Die Nation und ihre Stämme,* untersucht *Das afrikanische Erbe,* betrachtet die Lieblingsredewendung des Spaniers *Dios sobre todo!,* bringt ein Feuilleton *Veduten* über Monserrat, erörtert flüchtig *Das literarische Gesicht* und handelt über das Verhältnis von *Spanisch und Deutsch.* — Die Schrift hält sich gleichmässig von überschwenglicher Schwärmerei wie von unbegründetem Pessimismus fern und wird wegen ihrer anregenden Darstellungsart gern gelesen werden.

Adolf Boecklen, Sprichwörter, Proverbs, Proverbes, Proverbi, Proverbios. 2. Aufl., Stuttgart, Fr. Frommann (1924). 171 S. 3,— Gm.

Zeitschr. 22, 335 ist ein ähnliches Buch desselben Verfassers angezeigt. Das vorliegende scheint — es fehlt eine nähere Erklärung — eine neue vermehrte Auflage davon in anderm Verlage zu sein. Jedenfalls ist der Umfang dadurch gewachsen, dass neben den französischen, italienischen und spanischen Entsprechungen der mitgeteilten deutschen Sprichwörter auch die englischen hinzugefügt sind. Dadurch hat sein Wert noch erheblich gewonnen, und es kann nun noch mehr dazu beitragen, die jetzt stark betonte Konzentration der einzelnen Unterrichtsfächer durchzuführen.

Eduard Ebner, Geschichte des Realschulwesens in Bayern von 1774—1833. München, R. Oldenbourg, 1924. 51 S. 1,00 Gm.

Das Heft ist eine Festschrift zum 50jährigen Bestehen des bayerischen Realschulmännervereins. Leider ist der Verf. über seiner Arbeit gestorben, so dass nur der erste Teil vorliegt, und es ist nicht abzusehen, ob und wann ein anderer sie fortsetzen wird. Inhaltlich ist sie sehr lehrreich. In Bayern ist der Kampf der Realanstalten um ihr Dasein noch schwieriger gewesen als in Preussen. Seine verschiedenen Entwicklungsstufen werden sorgfältig verfolgt, meist unter Mitteilung der Lehrpläne, von denen einer aus dem Jahre 1774, verfasst von Ickstett, sich dadurch auszeichnet, dass er für mehrere Klassen der Realschulen acht Stunden Deutsch vorsieht — freilich ist er nie verwirklicht worden. Einzige neuere Fremdsprache ist zunächst Französisch. 1809 taucht Italienisch auf, daneben als wahlfreies Fach das Englische. 1829 war der neuhumanistische Gedanke so stark, dass in einem Lehrplan von diesem Jahre für das Deutsche überhaupt keine Stunde angesetzt wurde; ein Begutachter desselben will auch das Französische aus den höheren Schulen verbannen,

weil sonst „der deutsche Knabe sein Latein ausser mit Germanismen auch mit Gallizismen füllt". — Der in dieses Gebiet fallende inhaltreiche Aufsatz von Beck, *Die neueren Sprachen in den Bamberger Schulen* in dieser *Zeitschr.* 22, 36 ff. sowie die früheren Arbeiten Becks über diesen Gegenstand (*Zeitschr.* 9, 1 ff. und 13, 385 ff.) sind leider nicht berücksichtigt.

Erich Unger u. Adolf Caspary, Die Vergewaltigung des Gymnasiums durch den Geist des „praktischen Lebens". Eine Abwehr von Schulreform und Realgymnasium. Berlin, Karl Curtius (1924). 30 S.

Die beiden Verfasser sind von einer beneidenswerten Unbefangenheit in ihren Auffassungen vom Wesen der Schule und vom allein seligmachenden Werte des humanistischen Gymnasiums. Man höre sie selbst und staune: S. 7: „Die allgemeine Form der denkenden Einschätzung des Daseins involviert eine strikte Neutralität gegenüber allen möglichen Parteinahmen . . . Diese Neutralität enthält zugleich die Aufforderung, eine allgemeine kontemplative Haltung zur Basis der Vorbereitung für das Leben zu machen!" — S. 8 wird kühl vom „Erziehungshandwerk" gesprochen. — S. 13/14: „Es gilt in solenner Weise jedwedem das Recht abzusprechen, eine Erziehung nach praktischen Gesichtspunkten zu orientieren, und die Einstellung, die einen solchen Einspruch als Uebergriff empfindet, ihrerseits ... als Vergewaltigung aufzudecken." — S. 14, den Inhalt der Schule bildet nicht Erziehung, sondern Unterricht! — S. 26/7: „Die pädagogische Gewalt ist absolut überlegen. Da ihr Inhalt selbst Zweck ist, ist sie an keinen heterogenen Zweck, keine heterogene Schranke gebunden. Hieraus folgt: es gibt kein Recht des Schülers gegen die Schule, ... kein Recht der Familie gegen die Schule ... Schule und Haus haben daher einander durchaus fremd zu bleiben." — S. 28: „der gute Pädagoge erübrigt die Schulverfassung, und die Beherrschung der angegebenen Wissensinhalte ist das einzig untrügliche, äusserlich erkennbare Kriterium, den guten Pädagogen zu erkennen." — S. 30: „Der Humanismus ist die Geisteshaltung der interesselosen und wissenschaftlichen, der wertenden und Zwecke setzenden Sphäre. Folglich ist das humanistische Gymnasium die unerlässliche Vorbedingung des ordentlichen Universitätsstudiums... Die Absolvierung des humanistischen Gymnasiums wird zur einzigen Garantie der Ahnung zum mindesten des universalen Charakters der Wissenschaft." — Ich bemerke nur noch, dass das Heft ernst gemeint ist, nicht etwa als Satire.

Paul Oestreich, Es reut mich nicht. Schulpolitische Kämpfe zwischen Revolution und Kapp-Putsch. Leipzig, Ernst Oldenbourg o. J. 159 S.

Der bekannte Führer des „Bundes entschiedener Schulreformer" legt hier als 14. Heft der von ihm herausgegebenen Sammlung *Entschiedene Schulreform* eine Auswahl seiner Aufsätze vor, die er in den Jahren 1919/20 veröffentlicht hat. Sie setzen sich alle rücksichtslos vom revolutionären Standpunkte aus für jene unmögliche Schulreform ein, die der Bund auf sein Banner geschrieben hat. Sie enthalten manches heftige und hetzende Wort gegen alle anders Denkenden, stürmen in ideologisch verblendeter Gedankenflucht an allem vorbei, was wirklich ist, schmähen die Religion und die Vergangenheit und sind schon jetzt kaum noch etwas anderes als geschichtlich gewordene Erinnerungen an die trostlosen Wirren jener masslos erregten Zeitläufte.

Hugo Gaudig zum Gedächtnis. Worte seiner Mitarbeiter. Leipzig, B. G. Teubner, 1924. 66 S.

Am 2. August 1923 ist Oberstudiendirektor Dr. Hugo Gaudig in Leipzig gestorben. Mit ihm ist einer der bedeutendsten Pädagogen und fähigsten Schulmänner Deutschlands heimgegangen. Sein reiches, vielseitiges und in höchstem Masse anregendes Wirken ist in dieser *Zeitschr.* öfter gewürdigt worden. Jetzt haben seine Mitarbeiter das oben genannte Büchlein zu seinem Gedächtnis erscheinen lassen. Es enthält lauter lebendige Zeugnisse solcher Menschen, die ihm ständig nahe waren, ihn liebten und verehrten. Eine kritische Betrachtung oder sachliche Darstellung seines Lebenswerkes ist es nicht. Das muss einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Einen kurzen Abriss seines Lebens und seines Schaffens als praktischer Schulmann und Schriftsteller gibt Theodor Friedrich, ein kurzes Gedenkwort, das besonders seine bleibenden Verdienste um die Förderung der Frauenbildung hervorhebt, widmet ihm Luise Hennig. Dann folgen noch die beiden Reden an seinem Sarge, die ein Geistlicher und sein jetziger Nachfolger hielten, sowie die Ansprachen, die Lehrer und Lehrerinnen bei der Trauerfeier in seiner Schule an die Schülerinnen richteten. Aus allen spricht neben der Trauer über sein Scheiden sein eigener Geist, der auf unermüdliche, fördernde Arbeit gerichtet war, der nicht nur in seinem engsten Kreise, sondern — hoffentlich — im ganzen deutschen Erziehungswesen noch lange nachwirken wird. Ein ausgezeichnetes Bild Gaudigs schmückt das Büchlein.

Jugendführer und Jugendprobleme. Festschrift zu Georg Kerschensteiners 70. Geburtstage, hrsg. v. Aloys Fischer und Eduard Spranger. Leipzig, Teubner, 1924. 333 S.

Am 29. Juli hatte Kerschensteiner, dessen Bücher oft in dieser *Zeitschrift* gewürdigt worden sind, seinen 70. Geburtstag feiern können. Unter den vielen Ehrungen, die ihm an diesem Tage zuteil geworden sind, ist dieses Buch, von seinen Freunden und Schülern geschrieben, sicherlich für ihn und für die Allgemeinheit eine der wertvollsten. Es gibt lebendiges Zeugnis von dem Wirken seiner Lehren und Anschauungen auf die pädagogische Welt und baut auf dem Grunde, den er gelegt hat, weiter. Da ein näheres Eingehen auf die z. T. recht umfangreichen Aufsätze des Raumes wegen nicht angängig ist, muss ich mich damit begnügen, die Titel hier anzugeben: Karl Muthesius, *Goethe und die Jugend.* — Theodor Litt, *Hegel und die Aufgaben deutscher Jugend.* — Karl Götze, *Probleme der Schulpolitik im Geiste G. Kerschensteiners.* — Eduard Martinak, *G. Kerschensteiners Charakterlehre und die innere Gesundung unseres Volkes.* — Alfred Kühne, *Die Bildungswege der deutschen Jugend nach dem zeitlichen Verhältnis von Berufsbildung und Grundbildung.* — Albert Rehm, *Individuelle Bildung und Schulbildung.* — Ernst Goldbeck, *Philosophie im mathematischen Unterricht.* — Ludwig Pallat, *Kunsterziehung durch Zeichnen und Handarbeit.* — August Messer, *Zur Problematik der Jugendbewegung.* — Nico Wallner, *Die junge Erziehergeneration und das staatliche Bildungswesen.* — Aloys Fischer, *Das Verhältnis der Jugend zu den sozialen Bewegungen der Gegenwart und der Begriff der Sozialpädagogik.* — Eduard Spranger, *Die Generationen und die Bedeutung des Klassischen in der Erziehung.*

Die Jugendorganisationen in Baden. Ein Beitrag zur Kenntnis der Jugendbewegung. Bearbeitet und herausgegeben vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe. (Baden, Konkordia A.-G., Bühl. 0,75 Mk.

Die Schrift bringt eine vollständige Uebersicht über sämtliche in Baden vorhandenen Jugendgruppen und -bünde aller Richtungen mit An-

gabe ihrer besonderen Eigenart und ihrer Mitgliederzahlen nach dem Stande vom Juni 1924. Sie gewährt sehr lehrreiche Einblicke in das Wesen und den Umfang der Jugendbewegung und ist darum wohl zu empfehlen.

Königsberg. Hermann Jantzen.

Kurt Rheindorf, England und der deutsch-französische Krieg 1870/71. Ein Beitrag zur englischen Politik in der Zeit des Ueberganges vom Manchestertum zum Imperialismus. Bonn, K. Schröder, 1923. 195 S.

Der Anreiz zu der Arbeit war eingestandenermassen die Ausbeutung der bisher leider viel zu wenig beachteten englischen Memoirenliteratur. Die Benutzung auch anderen bislang unveröffentlichen Materials und die Tatsache, dass das Werk das erste zusammenfassende seiner Art ist, geben ihm seinen Wert und seine Bedeutung. Gerade England herauszuheben aus der Reihe der Grossmächte des damaligen Europas, lag deshalb nahe, weil England mit seiner „non-intervention" „selfish isolation" ein politisches Einsiedlerdasein führte, aus dem es auch im Kriege offiziell nicht völlig heraustrat und in dem es nach zwei diplomatischen Niederlagen, der Pontus- und der Friedensfrage, und nachdem es sich Frankreich und Deutschland entfremdet hatte, nur noch einige Jahre verblieb. Wir erfahren eine Fülle interessanter Einzelheiten, besonders über die in den Tagen des Waffenstillstandes hochgehende Erregung und über England als Waffenlieferanten. Auch jenseits des Kanals wird das Buch Beachtung finden, wenn auch vielleicht keine durchweg freundliche wegen der sich mitunter meldenden antienglischen Stimmung. Geringe Mängel mindern seinen Wert nicht: ausser dem mit leidenschaftlichem Gerechtigkeitssinn für das geschichtliche Recht der Deutschen eintretenden Carlyle hätten von anderen englischen Autoren auch Kingsley und Austin als Parteigänger Deutschlands erwähnt werden dürfen.

Neusprachliche Klassiker mit fortlaufenden Präparationen. Hrsg. von Christoph Beck und Armin Kroder. Bamberg, Buchner, 1924.

Bd. 45: R. L. Stevenson, The Bottle Imp. Hrsg. von Kroder. 2. verbess. Aufl. 53 S.

Bd. 46: Popular and Heroic Tales. Hrsg. von K. Botzenmayer. 61 S.

Bd. 45: Bereits vor zwei Jahrzehnten machte der Herausgeber den erfolgreichen Versuch, eines der schönsten Südseemärchen für die Schule nutzbar zu machen; er wählte Stevensons Geschichte vom *Kobold in der Flasche,* die geeignet ist, die Kinderphantasie in hohem Masse anzuregen, mit ihrem tiefen sittlichen Gehalt auf Herz und Gemüt einwirkt und auch wegen des kulturellen und geographischen Elements ausserordentlich fesselt. Stevenson, den die „Jüngsten" in England gern als einen jeder Originalität baren „Poseur" erklären, dessen Meisterschaft als Erzähler und Stilist aber auch sie gelten lassen müssen, feiert gerade in letzter Zeit durch vielfache Uebersetzungen in Deutschland eine Art Auferstehung, und wir freuen uns, dass der Herausgeber jetzt die zweite verbesserte Auflage des reizvollen Märchens herausgebracht hat, nachdem die erste drei Jahre lang vergriffen war. Bei der Bearbeitung der sachlichen Anmerkungen hat er keine Mühe gescheut, wie schon die Wahl der Mitarbeiter zeigt. Dankenswert ist auch die von Stevensons Jugendfreund Baildon stammende Einleitung mit den beiden eingestreuten Kindergedichten.

Bd. 46: Die schönen und bekanntesten englischen Volkssagen, die der Herausgeber mit Umsicht und Geschmack ausgewählt hat, sind als Lesestoff für die Schüler der mittleren Klassen sehr geeignet. Die Darstellung dieser Prosaerzählungen ist schlicht und frei von Schwierigkeiten, so dass man sie mit dem Schüler bald nach Beginn des englischen Unterrichts in Angriff nehmen kann. Der erste Teil bringt volkstümliche Geschichten von Robin Hood und seinen Gesellen, der zweite solche aus dem Artus-Sagenkreise. Sie sind entnommen den *Gold to the Children* von H. E. Marshall und den *Old Celtic Tales* von E. M. Wilmot-Buxton, so dass also ein einwandfreies Englisch verbürgt ist. Die Anmerkungen sind dem Standpunkt der Schüler, für die sie bestimmt sind, durchaus angepasst.

Bochum. Karl Arns.

Walter Hübner, English Lessons. Einfacher Lehrgang der englischen Sprache für späte Anfänger. Leipzig, Teubner, 1924. VI+189 S.

Das Buch ist für seinen Zweck ausgezeichnet geeignet, ja überhaupt eins der vorzüglichsten Lehrbücher; der Verf. hat sich als Benutzer Erwachsene, auch solche, die ohne Lehrer Englisch treiben wollen, Schüler von Gymnasien, Handels- und Fachschulen, Kursusteilnehmer an Universitäten und Volkshochschulen gedacht. Es kann infolge seiner Klarheit und Fasslichkeit sicherlich auch beim Selbstunterricht mit Erfolg verwendet werden. Ein Vorkursus führt unter Benutzung der Lautschrift der Association phonétique mit mustergültiger Beschreibung der Laute in die Aussprache ein. Mir ist eine so gute und klare Darstellung der englischen Laute noch nicht begegnet; nur hätten die Beispiele unter dem Gesichtspunkte strenger Vermeidung noch nicht erlernter Laute ausgewählt werden sollen (vgl. Domann, *Zeitschr.* 22, 290). Die 32 Stücke des Hauptkursus bieten vorzüglichen Lesestoff, der wirklich, wie es die Einleitung verheisst, einen für alle praktischen Bedürfnisse ausreichenden Wortschatz vermittelt. Briefmuster verschiedener Art, selbst Zeitungsanzeigen und eine Fahrplanseite begegnen einem neben Dialogen und Beschreibungen aus dem praktischen Leben und geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Abhandlungen, die Gegenwartsfragen behandeln. In den ersten Stücken wird der englische Text von seiner Lautumschrift begleitet, später nur die Vokabeln und das Gesamtwörterverzeichnis am Schluss des Buches. Uebungen, besonders Umformungen, Beantwortung von Fragen und kurze Nacherzählungen (*compositions)* werden geschickt angeregt. Synonymik ist berücksichtigt. Die Einführung in die Grammatik schliesst sich dem Text an, ohne dass dieser dafür zurechtgestutzt ist. Die grammatische Uebersicht, die dem Hauptkursus folgt und in der die dort bei den einzelnen Kapiteln besprochenen Dinge systematisch geordnet und ergänzt dargeboten werden, ist bei aller Kürze klar und ausreichend. Das Vorwort verspricht allerdings mehr, als hier geboten wird, nämlich Hervorhebung der dem Englischen eigentümlichen Triebkräfte und den Aufbau eines allgemein-grammatischen Systems. Von beiden ist nicht viel zu spüren, besonders von dem zweiten nicht. Da der Verf. sich Ottos Einteilung der Satzbeziehungsmittel zum Vorbild genommen hat, wird seine Satzlehre wieder zum grössten Teile Lehre von der Funktion der Wortarten und Wortformen. Sie geht also nicht vom Satz aus, wie es sein könnte und müsste, wenn der Verf. sich Sütterlin und Blümel zum Muster genommen hätte; dann würde auch wirklich ein System aufgebaut worden sein, das Bildungswert hätte. Aber diese grundsätzlichen Einwendungen ändern an dem Wert des ganzen Buches nichts.

Dubislav-Boek-Gruber, Methodischer Lehrgang der englischen Sprache. Ausgabe C. Elementarbuch. I. Teil (Sexta). Berlin, Weidmann, 1923. 132 S.

Das Buch enthält 29 aus englischen Schriftstellern entnommene, teilweise mit hübschen Bildchen versehene Kapitel mit vielseitigem, der kindlichen Vorstellungswelt angepasstem Inhalt, die auch sprachlich gut gewählt erscheinen. Zur Ergänzung des Wortschatzes dieser Stücke dienen Uebungen nach dem Muster der Gouinschen Reihen. Von Anfang an ist die Anregung zum Sprechen gegeben. Die Grammatik enthält alles Nötige aus der Formenlehre und die ersten Grundlagen der Syntax. Deutsche Hinübersetzungstexte sind — für meinen Geschmack zu reichlich — beigegeben. Es hat also jeder die Möglichkeit, sich das für ihn Brauchbare auszusuchen. Die Lautlehre ist den ersten 14 Lektionen eingefügt. Da aber, was dabei unvermeidlich ist, in den Texten von Anfang an auch noch nicht geübte Laute auftreten, ist es unbedingt nötig, dass der Lehrer sich selbst vorher einen phonetischen Vorkursus für seine Schüler aufbaut. Phonetische Umschrift der Kapitel 1—9 und 14 ist als Anhang beigegeben.

Hirschberg i. Schles. Walter Preusler.

Karl Blattner, Englisch für Kaufleute (= Langenscheidts Handbücher der Handelskorrespondenz. 1. Bd.) Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, 1924. 458 S.

Der auf Dauerbenutzung eingerichtete geschmackvolle ganzleinene Taschenband empfiehlt sich durch klaren Druck und gutes Papier. Nach einem Ueberblick von 20 Seiten über das gesamte Geschäftsleben (Arten des Handels, Lieferungs- und Zahlungsbedingungen usw.) wird auf weiteren 20 Seiten die Gliederung eines Briefes im allgemeinen besprochen. Auf diese ausführlichen Einleitungen, die in deutscher Sprache, aber mit beigefügter englischer Uebersetzung zahlloser Fachausdrücke abgefasst sind, folgt als Hauptteil des Buches die Einzelbehandlung der Briefgattungen (Rundschreiben, Anfragen, Angebote, Aufträge, Bestätigungen, Ausführung, Rechnung, Bezahlung, Auskunft usw.) in 24 ausführlichen Abschnitten, die ihrerseits wieder durch vortreffliche Sondereinleitungen erläutert werden, unter denen ich besonders die Behandlung der Spedition hervorhebe. Alle vorkommenden Fälle sind in kurze Satztypen aufgelöst. Auf ausgeführte Musterbriefe wird absichtlich fast ganz verzichtet. Ausser einigen Briefen, Orders, Wechseln usw. wird ein Geschäftsgang in einer Reihe von Briefen auf vier Seiten erläutert. Bei der Formelhaftigkeit des Handelsbriefes ist die auflösende Methode durchaus angebracht. Die Auswahl des gebotenen allgemeinen Ausdrucksstoffes ist um so grösser, als auf technische Fachausdrücke einzelner Handelszweige, etwa des Textil- oder Eisenhandels, gar nicht eingegangen wird, sondern diese ganz mit Recht den bekannten Handelsfachwörterverzeichnissen überlassen bleiben (z. B. dem Papierwörterbuch). Neben die englischen Redensarten ist die deutsche Uebersetzung gedruckt. Wie gründlich der Verf. in der Stoffdarbietung ist, mögen einige Beispiele beweisen. Im Abschnitt über Kreditgewährung werden 25 wünschenswerte Eigenschaften eines Kreditsuchenden in beiden Sprachen geboten. Ein besonderes Verzeichnis warnt vor naheliegenden Verwechslungen (marchand—merchant, Fabrik—fabric, Provision—provision). Mit besonderer Freude wird jeder Briefschreiber das überaus reichhaltige Verzeichnis von Abkürzungen (etwa 450) begrüssen.

Leo Hannauer, German-English Commercial Phraseology. Wien und Leipzig, M. Kuppitsch Witwe, 1923.

Das 56 Seiten umfassende Oktavheft will nur eine Einführung zur Abfassung englischer Geschäftsbriefe geben. Da es durchweg zweisprachig abgefasst ist, kann es ebensogut Engländer zu deutschem Geschäftsbriefwechsel anleiten. Ausser Einleitungs- und Schlussformeln werden die häufigsten Geschäftsvorfälle in 15 Paragraphen behandelt, deren einzelne Nummern geschickt ausgewählte Bruchstücke aus Geschäftsbriefen der verschiedensten Handelszweige bieten. Wer es versteht, die Bestandteile dieser dem lebendigen Verkehr entnommenen Sätze für seine besonderen Zwecke miteinander zu verschmelzen, wird in vielen Fällen mit diesem anregenden Abriss auskommen können.

Hirschberg i. Schl. Walter Domann.

Franz. und Engl. Schulbibliothek. Reihe A. Leipzig. Renger, 1923/24. Bd. 212. W. J. Claxton, London Past and Present; hrsg. von Paul. 72+30 S. — Bd. 215. The Treaty, Comments of Wilson, Keynes, Lansing and Dulles; hrsg. v. Warnecke. 53+24 S. — Bd. 216. Gade, Englische Welt- und Lebensanschauung. VI+197+45 S. — Bd. 217. Speck, Auswahl aus Spencer. XVIII+72+13 S.

Bd. 212. Claxtons *London Past and Present* ist für die Jugend bestimmt. Unsere Schüler werden bei der Lektüre dieses Bändchens zwanglos durch die Strassen Londons und damit durch die Geschichte und Kultur Englands geführt. Einzelne Abschnitte wie z. B. How street names teach us history führen zu sehr ins Einzelne, der Blick fürs Ganze geht dabei zu leicht verloren. M. E. eignet sich dies Bändchen mehr als Stoff zu Vorträgen als zu fortlaufender Lektüre, da der Schüler keine nennenswerten Schwierigkeiten vorfindet. Die Anmerkungen, die frei von Uebersetzungshilfen sind, hätten hier und da kürzer gefasst werden können.

Bd. 215. The Treaty bringt den Versailler Friedensvertrag mit Beiträgen bekannter amerikanischer Politiker, wie er sich ihrem Urteil darstellt; die hauptsächlichsten Probleme wie the Self-Determination (von Lansing) und die Reparationsfrage (von Dulles) werden erörtert. Die abgedruckten Auszüge geben gute Gelegenheit zu Besprechungen im Anschluss an das in der Geschichte Gelernte. Die Anmerkungen könnten vielleicht etwas kürzer gehalten sein, sie bringen einzelne Artikel des Friedensvertrages in zu grosser Ausführlichkeit. Trotzdem ist das Bändchen eine beachtenswerte Bereicherung unserer Lesestoffe.

Bd. 216. Das philosophische Lesebuch stellt es sich zur Aufgabe, den Schüler in die Denk- und Wesensart der angelsächsischen Völker einzuführen. Bei der stärkeren Betonung des Englischen an unseren Schulen füllt diese Lektüre eine oft empfundene Lücke aus; denn wie wichtig es ist, tiefer in das Wesen der angelsächsischen Völker einzudringen, dürfte uns die jüngste Vergangenheit zur Genüge bewiesen haben. Daher verdient diese Auswahl aus den Philosophen Englands weitgehende Berücksichtigung im Unterricht auf der Oberstufe, zumal die englische Welt- und Lebensanschauung klar formuliert und die Sprache einfach und verständlich ist. — Die Auswahl ist recht geschickt getroffen; wir werden in die Ethik, Tugend-, Pflichten-, Wirtschafts- und Gesellschaftslehre eingeführt; die hauptsächlichsten Philosophen von Bacon bis auf den Amerikaner aber durchaus englisch fühlenden Fiske kommen zu Worte. Bacon ist mit Abschnitten aus den *Essays Civil and Moral* vertreten. Hobbes mit solchen aus seinem *Leviathan*; von Locke sind neben einzelnen Kapiteln des *Essay concerning human understanding* Teile des Traktats *On civil government* ausgewählt. Hume wird als

Politiker (*of the Balance of Power* u. a.) erwähnt, von Paley finden wir Abschnitte aus den *Principles of Moral and Political Philosophy.* Es folgen Smith mit Abschnitten aus seinem nationalökonomischen Werk *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* und Bentham mit solchen aus *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation* und seiner *Deontology.* Die aus Buckles *History of Civilization in England* abgedruckten Stellen spiegeln die Anschauungen liberal, die aus Mills *On Liberty* die sozial empfindender Volksschichten wieder. In Spencers Entwicklungsphilosophie werden wir durch Stellen aus der *Human Perfectibility* und den *Duties of the State* eingeführt, während wir in Huxley (*Evolution and Ethics*) und Fiske (*Destiny of Man*) Vertreter des Meliorismus kennen lernen. — Diese kurze Inhaltsangabe muss genügen, um die Vielseitigkeit der ausgewählten Stücke zu verdeutlichen. Wir müssen dem Herausgeber dankbar sein, dass er uns ein kurzes und anschauliches Bild der englischen Welt- und Lebensanschauung beschert hat. Durch die kurzen biographischen Notizen wird die Verbindung zwischen den einzelnen Philosophen hergestellt, der Schüler bekommt so einen guten Einblick in das englische Wesen und wird zu Vergleichen mit dem deutschen angeregt. — Die Anmerkungen sind recht sorgfältig und ausführlich; einzelne (z. B. S. 158, 1 Utilitarianism u. a.) sind überflüssig, da sie in den beigegebenen Einleitungen und Anmerkungen der philosophischen und technischen Bezeichnungen genauer erklärt werden. Der Band ist jedem Fachlehrer zu empfehlen.

Bd. 217. Gade gibt in seinem philosophischen Lesebuche einige Proben von Spencer; genaueren Aufschluss über die Bedeutung und Vielseitigkeit dieses für das 19. Jahrh. so wichtigen Denkers, der die „biologische Begründung und Summierung der englischen Welt- und Lebensanschauung" bedeutet, gibt Speck in seiner *Auswahl von Spencer.* In den vier Kapiteln (*Reflections, the Law of Evolution, A Society is an Organism, Social Types*) gewinnen wir einen Einblick in seine Entwicklungslehre, Soziologie und seinen Individualismus. Die Einleitung berichtet über sein Leben und seine Ideen und ist allgemein verständlich gehalten; trotzdem will mir scheinen, dass sie zuviel vorweg nimmt, was dem Schüler durch das Lesen klar werden sollte. — Die Anmerkungen vervollständigen in angemessener Weise die Einleitung.

Bad Warmbrunn i. Rsgb. Karl Schröder.

1. **Pedro A. de Alarcón:** Auswahl aus seinen *Novelas Cortas.* 1922.
2. **Leandro F. de Moratín:** El si de las niñas. 1923.
3. **Ramon de Mesonero Romanos:** Auswahl aus seinen *Escenas Matritenses.* 1923. (= Neuere spanische Schriftsteller. Hrsg. von R. Ruppert y Ujaravi.) Heidelberg. J. Groos.

Von der spanischen Lektüresammlung des Giessener Lektors liegen bis jetzt die drei ersten Bändchen vor. Unter ihnen erscheint als Dramatiker Moratin, der „spanische Molière", mit seinem köstlichen Lustspiel, einem Gegenstück zur *École des femmes* seines französischen Meisters. Dieses Lustspiel wird uns heute noch ebenso unterhalten wie seine Zeitgenossen vor hundert Jahren.

Als Novellist erscheint der bei uns nun nicht mehr ganz fremde Alarcón mit einigen hübschen Erzählungen, die mit ihrer feinen Beobachtungsgabe und Satire das ganze Interesse des Lesers beanspruchen werden. Doch über die Auswahl ein kurzes Wort. Während wir uns freuen wollen über die Darbietung der lebensvollen Schilderung des

spanischen Banditenlebens (*La buenaventura*), der aus der Carlistenzeit stammenden rührenden Geschichte von der aufopferungsvollen Freundschaft zweier Kameraden (*La Corneta de Llaves*), wie des Heldentodes eines Spaniers aus der Zeit der Freiheitskriege, der als franzosenfreundlich galt (*El Afrancesado*), hätten wir an Stelle der vier übrigen Geschichten gern andere gesehen. Wir billigen es durchaus, dass man sich bemüht, unseren Primanern wirklich „interessante Erzählungen" vorzusetzen, die sie nicht langweilen sollen; man sollte aber doch nicht zu weit gehen. Diese Liebesgeschichten mit all ihrer prunkvollen Romantik — teils übermütig launenhaft oder pikant-tragisch bis zur Andeutung des Ehebruchs — sie machen einem Otto Erich Hartleben durchaus Ehre und lassen uns keinen Augenblick an der novellistischen Kunst des Schriftstellers zweifeln. Erscheint es jedoch notwendig, sie unseren Schülern vorzusetzen? Wir werden sie leicht entbehren können.

Ganz anders eignet sich **Mesonero Romanos** mit seinen ebenso belehrend wie unterhaltend geschriebenen kleinen Sittenstudien oder -skizzen aus der spanischen Grossstadt. In der Satire feiner und zurückhaltender als Alarcón (und vor allem als Larra), entfaltet er in den gebotenen neun Skizzen eine scharfe Beobachtungsgabe und eine feinsinnige Art, seine Liebe zu den guten Sitten und Gewohnheiten seiner Vaterstadt unaufdringlich zu bekunden. Seine anmutigen Plaudereien werden uns schon darum besonders willkommen sein, weil er im bewussten Gegensatz zu anderen gefärbten Reiseberichten und Werken ausländischer Schriftsteller danach gestrebt hat, die Menschen und Dinge seines geliebten Madrid so zu zeichnen, wie sie in Wirklichkeit sind und gesehen werden müssen.

Alle Bändchen haben eine recht gute biographische und literarische Einleitung. Im ersten sind die Anmerkungen am Schluss angefügt, in den anderen erscheinen sie als Fussnoten. Sie reichen zum Verständnis im Klassenunterricht aus; hier und da wären vielleicht einige seltenere Wörter besser noch erklärt worden. — Die Sammlung scheint sich auf die schöne Literatur beschränken zu wollen; bedauern müssen wir den verhältnismässig hohen Preis (je Bändchen 2,— Mk.), der hier und da die gewünschte Verbreitung erschweren kann.

Göttingen. Alfred Günther.

Dernehl-Laudan, Spanisches Unterrichtswerk. 1. Unterstufe. — 2. Oberstufe. — 3. Sprachlehre. Leipzig, Teubner.

1. **Unterstufe** (2. Aufl., 1924), von C. Dernehl u. H. Laudan. VI+86; eine Karte von Spanien.

Die neue Auflage entspricht im ganzen der alten (s. meine Anzeige *Ztschr.* 22, 239 f.), hat aber in einzelnen Teilen Umarbeitungen erfahren. Die Lautlehre ist um eine Lauttafel bereichert worden. Bei mehreren Stücken wurde durch den Fortfall der grammatikalischen Hinweise Raum gewonnen für ansprechende Rätsel und Sprichwörter. Die Anpreisung von Truebas *Cuentos de Vivos y Muertos* S. 41 wäre schon in der alten Auflage besser unterblieben; denn der Stoff ist für Anfänger gar nicht so einfach und erst recht nicht anregend; es gibt heute bessere Lektüre. — Der Vorschlag, der in dieser *Zeitschr.* a. a. O. gemacht wurde, der Unterstufe einen besonderen grammatischen Anhang beizugeben, ist befolgt worden; dieser klar und kurz abgefasste Anhang wird allen, die mit dem Buche zu tun haben, willkommen sein. Eine Bemerkung zu der Grammatik: S. 11 ist in der Neuauflage sehr richtig

verbessert worden: *¿Es rojo el lápiz?* usw. statt *¿Es el lápiz rojo?* Es wäre erforderlich gewesen, auf diese dem Spanischen eigentümliche Satzstellung hinzuweisen, zumal die Wackersche Grammatik sie auch nicht erwähnt. — Noch ein Vorschlag sei aus der Praxis heraus für eine weitere Auflage gemacht, zugleich für die beiden anderen Stufen. Ein schwieriges Kapitel für den Lernenden sind die diphthongierenden Verben (*pensar, rogar*), da es keine allgemein bindende Regel dafür gibt, welche Verben diphthongieren und welche nicht. Da ist es gut, von vornherein den Lernenden daran zu gewöhnen und im Wörterverzeichnis alle diphthongierenden Verben irgendwie, etwa durch ein Sternchen oder durch die in Klammer beigefügte 1. sing. präs. zu kennzeichnen.

2. **Oberstufe** (1923), von Dernehl u. Laudan. VI+120, 3 Illustrationen.

Ein weitblickendes, konsequentes, im wahren Sinne „praktisches" Buch. Wie in den beiden vorigen Stufen wird auch hier, nur in Anbetracht des vorgeschrittenen Alters und Studiums in erhöhtem Masse, auf Kultur- und Volkskunde Rücksicht genommen, ja das ganze Buch baut eigentlich darauf auf. Das ist ein grosser Vorzug gegenüber so manchem anderen „Lehrbuch". Dieser Kulturstoff wird nicht etwa, wie das vielfach in so bequemer Weise geschieht, in unkommentierten Auszügen aus Schriftstellern usw. geboten, sondern durch und durch, mit guter psychologischer Einstellung, verarbeitet. Es wird jeweils ein Stück aus der Literatur oder der Presse oder eine in tadelloser Umgangssprache gehaltene Unterhaltung aus dem täglichen Leben geboten und in der verschiedensten Form, in *ejercicios, redacciones, traducciones, cartas* verarbeitet; für Sprechübungen bieten die Stücke hinreichenden Stoff, und auch den deutsch-spanischen Uebersetzungen ist ausreichender Raum gegeben. So erfährt der Lernende im ersten Teile manches Wissenswerte über spanisches Unterrichtswesen; er lernt Stücke aus altspanischer Poesie (*Cid, Infanten von Lara*) kennen, wobei allerdings das altspanische Stück aus dem *Cantar* an Ort und Stelle einige neuspanische Erklärungen verlangt hätte; er hört sogar von moderner Literaturforschung unter starker Hervorhebung ihres Meisters Menéndez Pidal. Der zweite Teil bringt in guter Durchführung eine Reise nach und durch Spanien, in steter Verknüpfung mit Behandlung kultureller und literarischer Fragen: so gibt Valencia Veranlassung zur Wiedergabe eines Stückes aus Blasco Ibáñez' *Cañas y barro,* die Mancha zu einem Fragment aus dem *Don Quijote*, Madrid zu mehreren Stücken aus dem Leben, der Literatur und Geschichte (Verkehrswesen; Galdós; Dos de Mayo), Granada zu einer Beschreibung der Alhambra, Gibraltar zu einer Besprechung des bekannten Wünscheschen Wandbildes usw. — Warum ist übrigens S. 26 der Crédit Lyonnais so auffallend hervorgehoben? Wir brauchen gewiss nicht nationalistisch-beschränkt zu sein und beweisen das schon dadurch, dass wir dem in dem Buche reichlich vertretenen Blasco Ibáñez, einem unserer skrupellosesten Gegner, gern in seinen guten Werken lauschen; aber hier liegt doch wirklich keine Veranlassung vor, das französische Bankinstitut so auffallend auf Kosten z. B. der viel näher liegenden Institute Banco de España oder auch Banco Alemán Transatlántico und Banco Germánico herauszuheben. — Der dritte Teil bringt eine ebenso gute Schilderung einer Reise durch einen Teil von Spanisch-Amerika, wobei man allerdings bedauert, dass dem Buche keine Karte dieser Länder beigegeben ist. — Sehr zweckmässig sind die den einzelnen Lektionen beigefügten gram-

matischen Bemerkungen über Rektion, Synonyma usw., sowie die im Wörterverzeichnis enthaltenen Locuciones.

3. **Spanische Sprachlehre** von Gertrud Wacker (1924). 10+166 S.

Endlich nach Wiggers, Förster, Gräfenberg, Hanssen, Llorens wieder mal eine Grammatik, die den Namen auch verdient, und die erste, die sowohl weitgehenden Ansprüchen als auch besonders den Anforderungen der Schule genügen will und kann. — Ursprünglich war wohl beabsichtigt, gesondert eine Formenlehre und Syntax herauszugeben. Die Formenlehre erschien 1922 und fand in dieser *Zeitschr.* 22, 270 eine Besprechung, in der auf die Vor- und Nachteile des Heftes hingewiesen wurde. Dieses Heft ist aufgegeben worden und mit der Syntax zusammen ohne Scheidung im Grossen, wohl aber mit ganz übersichtlicher Anordnung innerhalb der einzelnen grammatischen Erscheinungen mit der Syntax zusammen verarbeitet worden. Hinsichtlich der Zweckmässigkeit solcher Anordnung kann man manches Für und Wider anführen, aber ich glaube, dass die klare Konsequenz in der getroffenen Durcharbeitung auch den Gegner derselben versöhnen wird. In dieser Form wirkt auch gar nicht mehr, was an der früheren „Formenlehre" auszusetzen war, die enge Anordnung des Stoffes besonders beim Verbum so trocken und erdrückend auf den Lernenden. — Das Aeussere des Buches ist gefällig, die Anordnung des Stoffes, wie gesagt, klar; nur sollten die Paragraphenzahlen auf der linken Seite auch an den äusseren Rand gerückt werden. — Dem Inhalt gereicht besonders zum Vorteil die klare Form und die scharfe, präzise Darstellung, in der kein Wort zu viel ist; die gute Auswahl der Beispiele aus dem Leben und aus Schriftstellern; die durchaus zeitgemässen Anforderungen entsprechende Behandlung des Stoffes. Das wichtige Kapitel über Stimmführung vermisste man in den meisten bisherigen Grammatiken. Ein eingehendes Inhaltsverzeichnis erleichtert die Benutzung des Buches.

Im einzelnen gibt es in einer Erstauflage natürlich immer Dinge, die richtigzustellen sind; sie sind im folgenden, einschliesslich der Druckfehler, die mir aufgefallen sind, verzeichnet. Einiges (wie z. B. die falschen Imperative von *saber* und *haber*) hätte ja nun nicht vorkommen sollen!

§ 13: *Guadalquivir* st. *Guadálquivir*. Die angeführten Gebirgs- und Flussnamen sind nach der Endung an sich schon masc. Besser wäre es gewesen, auch Beispiele wie *el Guadarrama, el Sena* hinzuzufügen. — § 14, Anm. 3: Besser: Männlich sind fast alle griechischen Lehnwörter auf *-ma* (*estratagema* und einige andere sind fem.!). — § 17: *los sordomudos* widerspricht der daraus gefolgerten Regel; *los sordosmudos*, das zu erwarten wäre, ist selten. — Erwähnenswert wäre in diesem Paragraphen *hidalgo — hijosdalgo* neben *hidalgos* gewesen. — § 29, Anm.: *dichoso* st. *dichioso*. — § 31: Beispiel *amor de la patria* nicht gut gewählt, da es heute fast ausschliesslich heisst *amor a la patria*. — § 34: *La siempre señora de mi corazón*: „die immerwährende Herrin meines Herzens"; diese Uebersetzung ist für das Verständnis des Lernenden besser als die Wiedergabe durch einen Relativsatz. — § 63: *jardín* st. *jardin*. — *hacer daño a alg.* neben „jem. schaden" die viel gebrauchte, in Wörterbüchern nicht verzeichnete Bedeutung „jem. wehe tun". — § 68: *debajo de* st. *de bajo de*. — *reir* st. *reīr*. — § 69: *desde* „hat nicht nur zeitliche Bedeutung" st. „hat nicht zeitliche Bedeutung". — § 71: *estar en hacer a. c.*: „im Begriffe sein etwas zu tun"? Wohl *estar para hacer a. c.* — *pie* st.

pié. — Neben *soñar en a. c.: soñar con a. c.* (unter *con* zu erwähnen). — § 76: *alguien* st. *alguién.* — *por sí mismo* st. *por si m.* — § 80: „(wie) auf heissen Kohlen stehen". — § 82: *adjetivo* st. *adjectivo.* — § 83: fehlt die Femininbildung der aument. Adj. auf *-ote, -ete.* — § 87, Anm. 2: fehlt die Verwendung von *tan* in gleichem Sinne. — § 92 b: *fin* st. *fín.* — § 102: *cienavo.* So viel ich sehe, ganz ungebräuchlich, wenn auch Tolhausen das Wort führt. Im Gebrauch dagegen ist *centavo*, das auch u. a. das Wörterbuch der Akademie als einziges angibt. — Neben *onzavo, dozavo* usw.: *onceavo, doceavo* usw. — § 106: *traído* st. *traido.* — § 109: *ti* st. *tí; él* st. *el.* — § 115 Ende: ein grosser Irrtum! Selbstverständlich kann ich auch *nos lo, os lo* usw. sagen. — § 117: *ti* st. *tí.* — Anm. 2 fehlen Satzzeichen. — § 118, 119: *a* st. *á.* — § 121 Anm. 1: *Es un amigo mío.* Da bei prädikativer Verwendung des betonten Possessivpronomens der unbestimmte Artikel durchgehends fortfällt (*es amigo mío*), so wäre eine andere Wendung des Beispiels angebrachter. Ein Hinweis auf diese Sprachgewohnheit wäre am Platze. — § 122: *déme* st. *deme.* Die Vorschrift, wonach eine akzentuierte Verbalform den Akzent trotz der Hinzufügung enklitischer Fürwörter behält (vgl. Llorens S. 15), scheint in vorliegendem Buche nicht beachtet zu sein. — § 129: es wäre gut, den nicht eben selten vorkommenden literarischen Plural *quien* (statt *quienes*) zu erwähnen. — § 131c: *la cual* st. *le cual.* — § 134: *quienquiera* st. *quiénquiera.* — § 135: *nadie* aus *natum.* Diese unmittelbare Etymologie ist zum mindesten unklar; wenn sie schon gegeben wurde, wäre eine fassbare Erklärung entspr. Men. Pid. *Cantar* I 259 erforderlich gewesen. — § 137: „Bei nachgestelltem *todo* wird von dem Zeitwort pleonastisch durch das persönliche Fürwort auf das Beziehungswort von *todo* hingewiesen". — Das stimmt nicht ganz, was das Beispiel *Lo sabe todo* angeht. Ein Hinweis auf das Frz., das anders konstruiert (*il sait tout*) sowie darauf, dass es sich um den Akkusativ des ntr. *todo* oder um seine Verwendung als Präd.-Nomen handeln muss, wäre notwendig gewesen. Vgl.: *todo era mentira — lo eres todo — lo sabe todo (un „sabe-lo-todo").* Dieser Gebrauch ist jedenfalls der überwiegende, wenngleich sich Ausnahmen finden, scheinbar besonders zu Anfang des Satzes; die Ausnahmen betragen z. B. bei Galdós etwa 2 auf 100, sind also verschwindend gering. — § 139: *déme* st. *deme* (s. § 122). — § 140a, Anm. 2: *somos unos* st. *somo sunos; después* st. *despues.* — § 144 ff.: Mir will nicht einleuchten, weshalb für das Verbum als allgemeines Paradigma *escribir* aus der 3. Konj., dazu mit unregelmässigem Part., gewählt ist. Warum nicht ein regelmässiges Verbum der 1. Konj., was doch viel näher liegt? — § 160: *disuelto* st. *desuelto.* — § 164 Anm.: 164 st. 184. — Anm. 2: neben *mecer* noch *cocer* ohne Inchoativbildung. — § 166: Imperativ von *haber* nicht *habe* (!), sondern *he!* — *estáte* st. *estate* (s. § 122). — § 167: *des, no des* st. *dés, no dés.* — § 168, 4: Imperativ von *saber* nicht *sé* (!), sondern *sabe!* — § 168, 9: *traigo* st. *traígo.* — § 171: *levantaos* st. *levantáos.* — § 184 d: *por qué* st. *porqué.* — § 192: *después de* st. *despues de;* Anm. 2: *dirigimos* st. *dirigímos.* — § 199, Anm. 2: wohl *echar a correr, nadar,* doch nicht *echarse;* dagegen wohl *echarse a llorar, reír* usw. — § 207, Anm. 1: *abarme?* (wohl *alabarme*). — § 209d: fehlen Satzzeichen. — § 210: *el que* st. *él que; algún* st. *algun.* —§ 211: über *dámelo:* Impf.? — In dem Schema oder wenigstens in den folgenden Erläuterungen wäre die Anführung auch der anderen möglichen Modi und Zeiten sehr wünschenswert (vgl. Weigand § 49). — § 223: Nachdem gerade § 222 erklärt ist, das Sp. habe nur drei „Allgemeinformen": Inf., Ger. und Part. (*cantar,*

cantando, cantado), wird § 223 zur Erklärung des Partizips unvermittelt frz. *Tremblante, Jeanne répondit* herangezogen. Das ist nicht am Platze und zum mindesten irreführend, auch wenn es sich um eine ganz allgemeine Erklärung des Part. handelt. — § 227: *después* st. *despues*. — § 250, Anm. 3: *por qué* st. *porqué*. — § 266: *tú* st. *tu*. — § 267, Anm. 2: *encontré* st. *encontre*. — § 269: *y avoir* st. *il y a*. — § 277: *asistido* st. *asistído*. — § 281: *se exercere* st. *se exerceri*. — § 282: *estáte* st. *estate* (s. § 122); *cuánto* st. *cuanto*. — § 283: auch *el uno al otro*, das doch gar nicht selten ist und in Zweifelsfällen (refl. Verb.!) verwendet werden muss, verdient Erwähnung. — § 290: *vi* st. *ví; diferente del* st. *diferente de el*. — § 291, Anm. 3: „Kurzform *tan*" st. „Kurzform *tanto*". — § 292, Anm. 4: *comprende* st. *comprendre; sí* st. *si*. — Uebrigens ist mir ein deutscher Sprachgebrauch, der „er hat es j a getan" statt „er hat es d o c h (stark betonend) getan" sagt, nicht bekannt. Die letztere Wendung (betonendes „doch" oder „wohl") entspricht der an dieser Stelle erörterten häufigen Verwendung des eingeschobenen *sí*. Um das angeführte Beispiel zu nehmen: *esta niña no es bonita, pero sí muy simpática:* „dieses Mädchen ist nicht hübsch, aber d o c h (oder: w o h l) sympathisch". — Anders liegt folgender Fall: *¡si* (ohne Akzent!) *es muy simpática esta niña!:* „dieses Mädchen ist ja (oder: „doch" unbetont) sehr sympathisch!" — Den ersten Fall (eingeschobenes oder auch vorangesetztes *sí*) nennt der Spanier „confirmativo", während der zweite (eine elliptische Abart von condic. *si*) als „aseverativo" bezeichnet wird (vgl. das Beispiel: *¡si lo dije!:* „Wenn ich es doch gesagt habe!"). — Die beiden Fälle sind genau auseinander zu halten. Leider ist in vorliegendem Buche der zweite Fall gar nicht erwähnt. Vgl. übrigens Llorens S. 219. — § 304: hinzuzufügen: die adv. Bestimmung tritt nicht zwischen *haber* und Part. in den zusammengesetzten Zeiten (anders bei *tener*). — § 339: neben *non obstante* gewöhnlicher *no obstante*. — § 343: Erwähnung der sp. grammatikalischen Bezeichnung des „*que* anunciativo" wäre wünschenswert.

Was ich in dem Buche vermisse, sind u. a. folgende Erscheinungen, für die ich der Raumersparnis halber spanische Beispiele anführe: *¿Es bonito el jardín?* (Stellu[illegible] — *Así las cosas* (absol. Konstr., nicht nur bei Part. 263). Zusammen[illegible]ung der Adj. usw., die vorgestellt Endungen verlieren (*uno* usw., *primero* usw., *grande; San Francisco;* dagegen *Santo Tomás, Santo Domingo* und wiederum *San Torcuato*). — *¡Felices ellos! Desdichados los vencidos! ¡Qué alegría la de la madre!* (Verwendung nachgestellter Pron. in bestimmten Fällen.) — *¿Tienes libros? Tengo algunos;* dagegen: *no tengo ninguno* (nur Sing.!). — *Debías decirlo* („Du hättest es sagen müssen"; vgl. Lat.), *Debías haberlo explicado* (dtsch. umgekehrt: „hättest müssen"; vgl. Engl.). — Beim Konjunktiv fehlt ein Hinweis darauf, dass dieser meist nicht nach einem Superlativ gesetzt wird, wozu sich erfahrungsgemäss der Lernende vom Frz. her leicht verleiten lässt. — Ferner sähe man gern eine Zusammenfassung der Modalverben, deren Wiedergabe in der Uebersetzung dem Lernenden oft grosse Schwierigkeit macht, sowie ein wenn auch kurzes Kapitel über Wortbildung, worin zum mindesten die Dimin. und Aument. Platz finden müssten, die, so viel ich sehe, gar nicht erwähnt sind.

M ü n s t e r i. Westf. Th. H e i n e r m a n n.

Le Boucher, G. u. Grossmann, R., N e u e s s p a n i s c h - d e u t s c h e s u n d d e u t s c h - s p a n i s c h e s T a s c h e n w ö r t e r b u c h. 2 Teile. Leipzig, Tauchnitz, 1922. X, 324; 328 S. 8°.

Im Gegensatz etwa zum französischen Wortschatz ist der spanische ungleich reicher und abgetönter, die möglichen Begriffsschattierungen sind denkbar vielseitig, und die Zahl der Neubildungen ist beträchtlich. Dazu ist die Sprache der spanischen Literatur weit mehr von der Umgangssprache abhängig, als das in anderen Ländern der Fall ist. Dadurch ergibt sich die Schwierigkeit, den spanischen Wortschatz in ein Wörterbuch zu zwängen, insbesondere, wenn dieses immer der Höhe der Zeit entsprechen soll, stellt aber anderseits, besonders heute, wo der Erlernung und dem Studium des Spanischen von Schule und Universität das gebührende Interesse entgegengebracht wird, die Frage nach einem brauchbaren Wörterbuch, besonders für den Schulunterricht in den Vordergrund. Das weit verbreitete Wörterbuch von Tolhausen ist ja bekanntlich veraltet und voller Fehler. Das Taschenwörterbuch von Paz y Mélia (Langenscheidt) bringt wohl in konzentrierter Form alles Wesentliche, hat aber den Nachteil, dass es sich ganz auf den peninsularen Sprachgebrauch beschränkt. Das hier vorliegende Taschenwörterbuch des Franzosen Le Boucher, der in Sevilla wirkte, geht einen Schritt weiter. Innerhalb des Umfanges von 652 Seiten konnte auch hier nur das Wesentliche Berücksichtigung finden und für die Phraseologie fehlte der nötige Platz. Der verarbeitete Wortschatz ist annähernd der gleiche wie bei dem Langenscheidtschen Taschenwörterbuch. Wie dieses enthält es genaue Aussprachebezeichnungen (beim deutsch-spanischen Teil sind ausserdem durch entsprechenden Druck die Silben der einzelnen deutschen Worte zweckmässig kenntlich gemacht) und Konjugationstabellen für die unregelmässigen Verben. Was nun aber dieses Wörterbuch vorteilhaft von dem Langenscheidtschen unterscheidet, ist einerseits die Berücksichtigung des südamerikanischen Sprachgebrauchs und andererseits die Aufnahme des Wortschatzes des modernen politischen, Sports- und Geschäftslebens. Der deutsch-spanische Teil wurde von Buchstabe E an von Dr. R. Grossmann (Referent am Ibero-amerikanischen Institut zu Hamburg), einem der besten Kenner des spanischen und spanisch-amerikanischen Sprachgebrauchs, nach dem Tode Le Bouchers fertiggestellt. Jedoch waren von den durch ihn überarbeiteten Teilen bereits einzelne Stücke im Satz fertig, so daß eine bessernde Hand nicht mehr dem ganzen deutsch-spanischen Teil zugute kommen konnte. — An Druckfehlern sind zu notieren: S. 231: „Rosenöl" *esencia* (nicht *escencia) de rosa;* S. 267: „Tragbahre" *angarillas* (nicht *andarillas);* S. 309: „Zechpreller" *huésped* (nicht *huesped).* — Das sehr zuverlässige Wörterbuch ist besonders für den Schulunterricht wärmstens zu empfehlen.

Hamburg. W. Giese.

A. E. W. Mason, The House of the Arrow. Tauchnitz Ed. Vol. 4664.

Arthur Mason (geb. 1865) gibt hier eine sehr sorgfältig gearbeitete und geschickt aufgebaute Verbrechergeschichte. Der Schauplatz ist Dijon und der Meisterdetektiv ein französischer Kriminalbeamter, vor dessen verblüffender Kunst der Engländer recht schlecht besteht. Das bewegliche vielseitige Wesen des Franzosen ist vorzüglich wiedergegeben. Die Spannung bleibt bis zum Schlusse voll erhalten, wo der Leser bis in die kleinsten Einzelheiten Aufklärung erhält.

Breslau. Lucie Hillebrand.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Breslau 5, Brandenburger Straße 52.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstrasse 94, zu senden.

Inhalt.

Mit Beilagen von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht

Mit Berücksichtigung der übrigen neueren Fremdsprachen

Begründet von M. Kaluza, E. Koschwitz, G. Thurau
Herausgegeben von Hermann Jantzen, Breslau





24. Band 1925 5. Heft

Weidmannsche Buchhandlung / Berlin

Reformen und Reformpläne im englischen Theaterwesen.

„Die Zukunft des englischen Theaters“ erörtert St. John Ervine, der bekannte Kritiker und Dramatiker, im *Observer* (14. 1. 23 ff.) in einer Reihe von Artikeln, die in einem Vorschlage gipfeln, der besonders die angeblichen Bühnenmissstände in der Provinz beseitigen soll. Er schlägt einen Zusammenschluss der Theaterleiter von verschiedenen Städten vor und befürwortet eine baldige allgemeine Zusammenkunft aller Theaterleiter, der Hauptstadt wie der Provinz, der resident wie der touring managers. Sein Provinzialsystem soll aus den Trümmern des touring und des repertory system entstehen und beginnen mit einer Verbindung der Repertoirtheater der Provinz auf der Grundlage kurzer Rundreisen. Er möchte etwa also sechs Theater, Bristol, Bath, Plymouth, Exeter, Portsmouth, Southampton zusammenschliessen, wobei aber jede Bühne ihre eigene Gesellschaft gut ausgebildeter Schauspieler und Schauspielerinnen haben soll. Er denkt es sich ungefähr so, dass ein Stück von der Gesellschaft in Bristol, ein anderes von derjenigen in Bath inszeniert werde und so fortlaufend in allen Städten. Das Stück wird aufgeführt acht oder vierzehn Tage, je nach Umständen, und dann nacheinander in den anderen Städten. Während dieser Tour probt die Gesellschaft ein anderes Stück durch, das ebenso zur Aufführung gelangt, wenn die Tour beendet ist. Und dieser Vorgang wird mit dem neuen Stück wiederholt. Auf diese Weise sichert sich jede der sechs Städte einen fortlaufenden Vorrat an neuen Schauspielen und neuen Schauspielern, und die Darsteller selbst werden nicht durch intensive Proben abgehetzt. Das System kurzer Umläufe oder Rundreisen (circuits) kann verbunden werden mit Besuchen Londoner „Stars“; denn solche Besuche würden anregend und ermutigend wirken. Aber eine interessantere Entwicklung des Systems wäre die gleichzeitige Aufführung neuer Stücke in London und in der Provinz. Wie die Dinge jetzt liegen, muss der Theaterbesucher

der Provinz, der nicht nach London kommt, mehrere Monate warten, bevor er ein neues Stück sehen kann, und dann sieht er es noch dargestellt durch eine der Londoner an Güte nachstehende Truppe. Das System würde einen gesunden Wettbewerb der Provinz mit der Hauptstadt mit sich bringen. Liverpool und Manchester könnten ehrlich mit London um die beste Aufführung streiten, anstatt sich mit dem begnügen zu müssen, was London ihnen überlässt. So könnte die Provinz sogar Stücke sehen, die sich nach der Inszenierung in London nicht als so zugkräftig erwiesen haben, dass der touring manager sie mit auf „Tour" nimmt. Zum Schluss seiner Aufsatzreihe spricht St. John Ervine die Hoffnung aus, dass England am Vorabend der Wiederbelebung seines Theaters stehe.

Diese von ihm so oft prophezeite Wiedergeburt oder Erneuerung des Theaters ist natürlich im Jahre 1923 nicht eingetreten, ebensowenig wie die Verwirklichung seiner vorgeschlagenen organisatorischen Massnahmen. Doch manche Wandlung zum Besseren, aber eher in der Provinz als in der Hauptstadt, kann man mit James Agate (*Sunday Times* 23. 12. 23.) feststellen. In zwei wichtigen Zentren der Provinz, in Oxford und Bristol, sind Repertoirtheater gegründet worden. Am 22. Oktober 1923 erhielt Oxford endlich unter J. B. Fagans Leitung sein ständiges Repertoirtheater. Kein Millionär steht hinter dem Unternehmen; es ist frei von den Fesseln des Geschäftstheaters, soll sich aber selbst erhalten. Die Spielzeit wurde eröffnet mit dem im Gegensatz zur Londoner Inszenierung ganz unrealistisch behandelten *Heartbreak House* von Shaw. Dann folgten und sollten folgen Stücke von Wilde, Goldoni, St. John Hankin, Ibsen, de Musset, Sheridan. Die Bühne soll eine Neuheit für England sein, eine sogenannte "presentational stage", frei von der verwirrenden Masse realistischer Einzelheiten und realistischer Kolorierung, die Bühne und Drama allmählich überschwemmt haben. Aber alles, was wesentlich ist zur Verwirklichung der Oertlichkeit, soll dem Auge vorgeführt oder der Phantasie angedeutet werden, und Farbenwirkungen sollen mit Hilfe der modernen Beleuchtung erzielt werden. Die Bühne ist räumlich geteilt in eine freie Vorderbühne und eine Innenbühne, die auf drei Seiten mit Vorhängen verhüllt ist, die vollkommen verhängt und zwischen die alles architektonische Beiwerk eingefügt werden kann. Der ganze Bau soll in steingrauem Tone gehalten sein. Die Farbe des

Ganzen kann verändert werden durch die Beleuchtung, die jedoch den Darsteller in einem natürlichen farbigen Lichte lässt. Der Zweck der Methode ist, die Charaktere des Stückes aus der zufälligen Umgebung zu lösen und die Darstellung von vielem zu befreien, was hemmend zwischen den Zuschauern und der Absicht des Dichters steht. Die Knappheit der Szene soll die Aufmerksamkeit nur auf das Wesen des Stückes konzentrieren. Die Tendenz geht also offenbar dahin, dem bühnenbildnerischen Realismus den Rücken zuzukehren.

Am 17. Dezember 1923 wurde von Sir Arthur Pinero das neue Repertoirtheater in Bristol eröffnet. St. John Ervine (*Observer* 16. 12. 23.) bezeichnet es mit Recht als Englands erstes "civic theatre", weil es sich am meisten dem Typ unseres Stadttheaters nähert. Auch andere Städte wie Sheffield, Birmingham, Liverpool, Dublin, haben ihre „Kleintheater“, aber keins von ihnen hat irgendwelche Beziehung zur Gemeinschaft als Gemeinschaft. Bristols Theater unterscheidet sich von ihnen allen dadurch, dass es nicht von der Wohltätigkeit einiger reicher Bürger abhängt. Die Anregung ging aus von dem Bristoler Rotary Club und der Playgoers' Society, also aus Kreisen der Stadt selbst. Sie veranlassten die städtische Behörde, einen der grössten Säle der Stadt in ein Theatergebäude umzuwandeln, das zunächst für eine Zeit von dreizehn Wochen verpachtet ist an einen aus den verschiedensten Organisationen der Stadt zusammengesetzten Ausschuss. Die das Unternehmen auch finanziell tragende Gesellschaft rekrutiert sich aus einer grossen Anzahl von Bürgern, die keineswegs zu den Reichen oder Neureichen zählen. Leiter und Regisseur ist Rupert Harvey, ein Schüler Granville-Barkers. Das Theater ist also eine Angelegenheit der Gemeinschaft und nicht einer Klique von "high-brows" und soll darum keine hypermodernen, expressionistischen Vorstellungen bringen, wie etwa von Kaiser oder Toller, sondern zunächst erprobte englische und ausserenglische Autoren wie Galsworthy, Ibsen, Ervine, Milne, Sutro, Brighouse. Das Theater ist glänzend unterstützt. Die Spielzeit 1924 soll auf sechs Monate ausgedehnt werden.

Selbst in Manchester, wo Miss Hornimans Gaiety Theatre vor ungefähr einem Jahrzehnt vor dem Kino weichen musste, hat Ende 1923 die Repertoirbewegung wieder zaghaft Einzug gehalten. Ein wagemutiger Manager Arthur Belt hat in der Vorstadt in einem früheren Kino- und Variétéhaus eine äusserlich



etwas primitive Bühne eingerichtet, aber mit der Absicht, sie auf den Stand des früheren Gaiety Theatres zu bringen. Dieses Vorstadttheater liegt ziemlich weit draussen in einer kinolosen Gegend, und es ist dem Leiter gelungen, sich aus den früheren Kinobesuchern ein neues Publikum heranzuziehen.

Von den vor 1923 bestehenden Repertoirtheatern scheint nur das in Liverpool unter William Armstrong künstlerisch Hochwertiges auf dem Gebiete des neuen Dramas geleistet, sich einen grösseren Ruf erworben zu haben und sich gleichzeitig der Förderung durch die Bürgerschaft zu erfreuen, während die Bühnen in Sheffield und Birmingham alles nur ihren tüchtigen Leitern verdanken und von Bevölkerung und Stadtbehörde wenig oder gar nicht unterstützt werden. Das jetzt über zwei Jahrzehnte alte Abbey Theatre in Dublin ist nur noch dem Namen nach das irische Nationaltheater. Nugent Monck, der Leiter des Repertoirtheaters zu Norwich, kultiviert einseitig die Elisabethaner und soll darin allerdings Ausgezeichnetes leisten.

Aber alle diese Kleinbühnen bedeuten verhältnismässig wenig für die grosse Masse, die immer noch das Geschäftstheater bevorzugt. Sie sind eben "high-brow theatres" und als solche zwar von grosser ästhetischer Wichtigkeit für das „Spiel von morgen“. Aber das „Spiel von heute“ ist Sache des "commercial theatre", das auf das grosse Publikum die grösste Anziehungskraft ausübt. Die Londoner commercial managers wie C. B. Cochran, Basil Dean, Miss Baylis scheinen allerdings im Theaterjahr 1923 weniger als je dem groben Publikumsgeschmack entgegengekommen zu sein und künstlerisch wertvolle Inszenierungen herausgebracht zu haben. Kein einziges Westend-Theater ehrte aber Shakespeares Geburtstag 1923 durch eine Shakespeare-Aufführung, doch ist es bezeichnend, dass St. John Ervine (*Observer* 16. 12. 23) später sagen kann: "it is now possible to make a list of plays being performed in the West End of London to which an ordinarily intelligent person can be taken without having his mind insulted." Das Old. Vic., das neuerdings sich sogar an Goethes *Faust* wagte, bietet natürlich die relativ besten Shakespeare-Aufführungen in London. Wie das von Bridges-Adams geleitete Memorial Theatre in Stratford soll jetzt auch Shakespeare allein vorbehalten sein das Londoner Kinsway Theatre, das Lord Howard de Walden und Donald Calthrop für sieben Jahre übernommen haben.

Ein neues Theater "The Fortune", das erste seit dem Kriege im Mittelpunkte von London, knüpft ausdrücklich an historische Erinnerungen aus Shakespeares Zeit an und hat seinen Namen von dem im Jahre 1600 erbauten, mit dem Globus-Theater rivalisierenden alten "Fortune". Es soll ein ganz modern eingerichteter Bau nach festländischen Muster sein im Gegensatz zu den bezüglich Hygiene, Akustik, Bequemlichkeit ganz unzulänglichen alten und veralteten anderen Londoner Theatern Künstlerischer Leiter ist der bekannte Bühnenfachmann Dennies Edie. Für die Einbürgerung eines „Forum-Theaters" nach russischem Vorbild, von dem in der Presse häufig die Rede war und das eine Geistgemeinde, die Einheit von Zuschauern und Darstellern, eine neurealistische Einheit der Darstellung und die Ausschaltung jedes Geschäftsinteresses zur Voraussetzung hat, scheinen in England die geistigen und materiellen Vorbedingungen zu fehlen, obwohl ein Gastspiel der Russen offenbar einen tiefen Eindruck hinterliess; es war eine Aufführung eines Dramas Tschechoffs, der nebst Dostojewsky den intellektuellen und geistigen Einfluss Frankreichs in England in den letzten Jahren immer mehr zurückdrängt.

Auf das russische Beispiel weist Huntley Carter (*The New Statesman* 11. 8. 23) hin, um das „künftige" englische Nationaltheater auf eine neue Basis zu stellen. Für ihn ist der Plan, nach dem Vorgang der deutschen „Volksbühne" ein grosses überdachtes Theater für Tausende von Zuschauern zu bauen, bereits veraltet. Das Volkstheater, wie er es sich vorstellt, ist „ein Theater der Theater", an keinen Raum gebunden gegründet auf dem Gedanken der „Einfachheit, Wesenhaftigkeit Zusammenarbeit," das Eigentum der ganzen Nation, nicht einer bevorrechtigten Klasse. Weniger phantastisch denkt sich W. I. Turner (*The New Statesman* 11. 8. 23) das Nationaltheater der Zukunft; es soll kein Theater für den Mob noch für den „high-brow" sein, ein Theater, wo man die Russen so gut wie Shakespeare spielt, das nicht die Masse erziehen will, das sich aber ebensowenig auf einen Aesthetenkreis beschränken will, das einen künstlerischen Leiter von den Qualitäten Granville-Barkers an seiner Spitze haben soll. Der Gedanke eines vom Staate unterhaltenen oder unterstützten Theaters mit einem internationalen Repertoir begeistert Lennox Robinson (*Observer* 17. 2. 24); er ist sich bewusst, dass es kein speziell englisches

Nationaltheater sein kann; aber er sehnt kein Nationaltheater herbei, das nur ein Mausoleum für tote englische Dramatiker ist; der Weg zu einem wahrhaft englischen Theater, das seine Kraft schöpft aus wahrhaft englischer Kultur, Tradition und Geschichte, dünkt ihn zu weit und zu beschwerlich; ein solches Theater des Geistes ist ihm ein unerreichbares Ideal. Noch bescheidener ist St. John Ervine (*Observer* 22. 4. 23), wenn er auffordert "Endow the Memorial Theatre", wenn er durch freiwillige finanzielle Unterstützung aus allen Kreisen das Stratforder Theater in ein Nationaltheater verwandeln möchte, um es instandzusetzen, einen Neubau zu errichten und mehrere Schauspielertruppen zu unterhalten, die auch häufiger auf Gastreisen gehen könnten. Realer und daher noch pessimistischer Frank Birch (*The Nation and the Athenæum* 21. 7. 23); sein "State-endowed Theatre" soll auf dem Repertoirsystem aufgebaut sein, das die lebendige Zusammenarbeit aller Kräfte: Autoren, Darsteller, Regisseure, Bühnenbilder usw. ermögliche. Aber er weiss ganz genau, dass eine "repertory organization" nicht zustandekommt, weil man sich vor den Schwierigkeiten einer gründlichen und grundsätzlichen Umwandlung im Theaterwesen fürchtet, weil man eben zu sehr an den alten Schlendrian gewöhnt ist. Daher ist auch der eingangs erwähnte grosszügige Plan St. John Ervines eines "provincial repertory system" bis jetzt ein Plan geblieben, obwohl er für die Zukunft ernste Beachtung verdient. So ist trotz aller Erörterungen und Pläne das Land Shakespeares bis heute der einzige Kulturstaat ohne ein Staats- oder Nationaltheater!

Aber eine Erneuerung des englischen Theaters überhaupt muss einmal kommen; sie braucht nicht von London auszugehen, das in kulturellen Fragen und besonders in Theaterdingen dem ganzen Königreiche nicht mehr diktiert. (Sie geht wohl eher von der Provinz aus, die die geistige Führung an sich zu reissen droht.) Dass der Geschmack und die geistigen Bedürfnisse der Provinz sich wesentlich geläutert haben, darüber hat sich St. John Ervine in mehreren Zuschriften belehren lassen müssen. "The Provinces are becoming more and more the accepted theatrical nursery for the Town" heisst es im *Observer* (2. 3. 24). Und wie wir gesehen haben, besitzt fast jede bedeutende Provinzstadt ihr mehr oder minder bedeutendes Repertoirtheater. Vor allen Dingen müsste das hauptstädtische Theater von Grund

auf entindustrialisiert werden und müsste sich die englische Plutokratie darauf besinnen, dass sie mit dem Reichtum und dem Einfluss auch die Verpflichtungen der Aristokratie des 16., 17. und 18. Jahrhunderts geerbt hat.

Neben den Repertoirtheatern leisten die vielen "play-producing societies" tüchtige Pionierarbeit, und zwar auf dem Gebiete des religiösen, heimatlichen und „klassischen“ Dramas. Zunächst ist hier die von dem ausgezeichneten Shakespeare-Kenner und Verfechter der dekorationslosen Shakespeare-Bühne William Poel geleitete Elizabethan Stage Society zu nennen. Dieser Gesellschaft verdankt England die Erneuerung der Teilnahme am religiösen Drama, das drei Jahrhunderte unbeachtet geblieben war. Am 31. Juli 1901 erneuerte sie die alte Moralität von *Jedermann*, die dann alljährlich in London und in der Provinz und später in der Hofmannsthalschen Uebertragung auch in Deutschland aufgeführt wurde. Es folgten ähnliche Spiele wie Miltons *Samson Agonistes*, das Mysterium *Abraham and Isaac*, das Interludium *Jacob and Esau*. Und neuerdings, am 5. Januar 1924, stellten unter den Auspizien der Elizabethan Stage Society und unter Edith Craigs Regie begeisterte Dilettanten vor einem begeisterten Publikum das 1922 in Salzburg aufgeführte Hofmannsthalsche religiöse Drama *Das kleine Welttheater* in der Kirche zu Leeds dar.

Kurz darauf, am 26. Februar 1924, spielten in London die Portmadoc Players aus dem nördlichen Wales. Es handelt sich hier nicht um eine Dilettantengesellschaft eines Dorfes, sondern um eine Art Verschmelzung bereits bestehender Truppen eines ganzen Distriktes. Man hofft, dass andere Distriktgesellschaften sich ihnen anschliessen werden, um eine grosse "National Band of Players" zu bilden, die das walisische Drama nach dem Vorbild der Iren darstellen. Denn im nördlichen und ebenso im südlichen Wales hat fast jedes Dorf seine Spielscharen und auch sein schaulustiges Publikum. Das kommende walisische Nationaltheater soll sich aus den besten walisischen Schauspielern zusammensetzen und nur heimische Autoren, aber wieder nur die besten, zu Worte kommen lassen. Auch die Portmadoc Players brachten unter der Leitung Richard Hughes', eines Oxforder Akademikers, nur walisische Namen: I. O. Francis *The Poacher*, Richard Hughes *The man born to be hanged*, A. O. Roberts *Cloudbreak*. Die Londoner Kritik rühmte der Inszenierung und

den Stücken die gute atmosphärische Wirkung und das treffliche Lokalkolorit nach, rügte allerdings, dass die Darsteller mit ihrer übertriebenen langsamen Sprechweise in den schlimmsten Fehler des englischen Berufsschauspielertums verfallen wären.

Der von W. S. Kennedy, Montague Summers (dem Verdienstvollen Herausgeber der Werke Congreves), Allan Wade und Norman Wilkinson geleiteten Phoenix Society, die sich die Wiederbelebung der elisabethanischen und Restaurationsdramen zur Aufgabe gemacht hat, scheint es etwa von Ende 1923 ab tatsächlich gelungen zu sein, ein grösseres Publikum für ihre Bestrebungen zu gewinnen. Und daher stimmt es wohl nicht mehr, was einmal früher im *New Statesman* (17. 2. 23) behauptet wurde: "The theatre is crammed with the literary and fastidious." Auch mit dem Programm der Spielzeit 1923/24 kann man sich eher einverstanden erklären als mit den früheren Spielplänen. Es umfasst Marlowe *Edward II.*, Wycherley *The Country Wife*, Congreve *The Way of the World*, Shakespeare *King Lear*. Die Aufführung Congreves insbesondere war ein durchschlagender Erfolg, so schreibt der *New Statesman* (23. 2. 24) sehr bezeichnend: "A Revolution is imperceptibly, though not so very slowly, taking placing in English taste. The Way of the World is drawing all London to Hammersmith, and The Country Wife has kept the audiences of the Phoenix chuckling with continuous laughter throughout two performances at the Regent Theatre." Nach dem Bericht des *Observer* (24. 2. 24) war die Zuhörerschaft der witzsprühenden, schlüpfrigen Komödie Wycherleys allerdings "a selected audience that doesn't need gilt on its gingerbread", also ein gewiss nicht prüdes Publikum, das aber das Werk offenbar nicht allein als kulturhistorisch interessantes Dokument wertete. Wycherleys Held, der sich, um ungestört mit verheirateten Frauen verkehren zu können, für einen Kastraten ausgibt und sich von den naivgläubigen Ehemännern die Frauen in eigener Person zuführen lässt, repräsentiert sich sicher am besten einem engen Aesthetenkreise hinter verschlossenen Türen. Edith Evans, nicht nur nach James Agates Urteil (*Sunday Times* 10. 2. 24) "the most accomplished of living and practising English actresses", spielte die Rolle der Millamant, der reizvollsten Gestalt Congreves, die man nicht mit Unrecht Schöpfungen wie der Imogen oder der Rosalinde ebenbürtig an die Seite gestellt hat. Sie soll, wie der Referent in *The New Statesman* (16. 2. 24) behauptet, alle

berühmten Vorgängerinnen, die diese Rolle verkörpert haben, darunter sogar Ethel Irving, in den Schatten gestellt haben. Ein glücklicher Gedanke der Phoenicists war es auch, Marlowes einzige Historie *Edward II.* neu zu beleben, die sich auszeichnet durch ihre klare abgerundete Handlung und deren grossangelegte letzte Szenen von keiner in Shakespeares stofflich verwandtem *Richard II.* übertroffen werden. Die Kritik freilich beurteilte die Aufführung wie das Stück recht verschieden. Der Referent der *Sunday Times* (25. 11. 23) schrieb "The revival of Marlowe's masterpiece was one of the best things ever done by the Phoenix Society". . . . "We are moved as at some story of our own day", während der des *Observer* (25. 11. 23) dem Stück nur archäologisches Interesse abgewann und, wie bei allen Darstellungen von Tragödien durch die Phoenicists (im Gegensatz zu ihren Lustspielinszenierungen), das zu hastige Tempo rügte. Mit der Aufführung des *Lear* begibt sich die Gesellschaft aus ihrem eigenstem Bezirk, aber Anerkennung verdient ihr Bemühen um Shakespeare jedenfalls. Es steht zu erwarten, dass sie ihren Wirkungsbereich erweitert, sie soll nämlich eine ständige Repertoirgesellschaft zur Aufführung der englischen Klassiker werden; mehrere bekannte Künstler, die in ihren Aufführungen aufgetreten sind, haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt.

Aeusserst interessant ist der neue Spielplan der Stage Society, unter deren Auspizien bekanntlich die Phoenix Society begründet wurde und die selbst im Theaterjahr 1923 ziemlich untätig gewesen ist. Er umfasst drei „expressionistische“ Dramen: *The Adding Machine* von dem Amerikaner Elmer Rice, *Progress* von dem Engländer C. K. Munro, *Masse Mensch (Men and Masses)* von dem Deutschen Ernst Toller, mit denen sie hoffentlich ebensoviel Erfolg hat wie früher mit Munros *Rumour* und Tollers *Maschinenstürmer (The Machine-Wreckers).* Sie lässt also wie schon zuvor mit Kaisers Stück *Von morgens bis Mitternacht (From morn to midnight)* und W. von Scholz *Der Wettlauf mit dem Schatten (The Race with the shadow)* Dichter zu Worte kommen, deren dramatische Ausdrucksmöglichkeit über den Naturalismus hinausstrebt, bei dem die dem Londoner Geschäftstheater dienenden Bühnenschriftsteller zumeist stehengeblieben sind. Eine grundsätzliche Abkehr vom Realismus jedoch ist im England der Nachkriegszeit nicht nur im Roman festzustellen, sondern auch im Drama, in der bildenden Kunst wie in der Kunst der Inszenierung.

Und es ist freudigst zu begrüssen, dass die Stage Society den „Jüngsten", Dichtern wie Bühnenbildnern, zu ihrem Rechte verhilft und dass sie ihrer Ueberlieferung treu bleibt, indem sie dem Drama des Auslandes in England eine Pflegestätte bereitet.

Bochum. Karl Arns.

Robert Browning *My last Duchess.*

I. Vorbemerkung.

Dies dunkle und erklärungsbedürftige Gedicht Brownings ist bisher nicht oft Gegenstand der Forschung gewesen. In besonderer Einzeluntersuchung ist, soweit ich die reiche, aber verstreute und schwer zugängliche Deutungsliteratur übersehen kann, über die *Duchess* nicht gehandelt worden. Vielmehr begnügt sich die Literaturgeschichte zumeist mit einer kurzen, oft recht allgemein gehaltenen Charakteristik des Gedichtes oder einzelnen mehr oder weniger subjektiven Werturteilen. Aber gerade die streng methodische Sonderuntersuchung ist für eine objektive Bewertung Browningscher Kunst eine unerlässliche Voraussetzung. Begegnet man doch Urteilen über Brownings Kunst, die viel zu allgemein sind, um zuzutreffen.[1]) In einer Reihe seiner Dichtungen ist gerade die Gestaltung, also Beherrschung des Stoffes, nicht zuletzt die grosse Leistung. Diese Unsicherheit in der Beurteilung scheint mir ihren Grund zu haben in der sich nicht beschränkenden, die Grenzen der Forschung zu weit absteckenden Forschungsmethode, die Browning gegenüber Brauch ist. Aber wenn irgendwo, so ist diesem Dichter und seiner Kunst gegenüber ein Engerziehen der Grenzen eine methodische Notwendigkeit. Nur über die Differenzierung (die allerdings im Betrachter selbst bis zu gewissem Grade die Einheit voraussetzt) gelangen wir wieder zur Einheit, d. h. erst die gründliche Sonderuntersuchung ist die Voraussetzung einer wissenschaftlich-objektiven Gesamtdarstellung, die, wenn man will, phänomenologischer Natur, das Wesenhafte Browningscher Kunst zum Ausdruck zu bringen vermag. Aber diese Stufe der Differenzierung wird, scheint mir, von der Browning-Forschung noch überschritten werden müssen, wenn sie Anspruch darauf erheben will, auch innerlich eine Synthese grossen Stils zu geben.

---

[1]) Ed. Engel, *Geschichte d. engl. Literatur,* 1915, S. 422: Br. fehle die „formende Kunst" . . . all seine Dichtung macht den Eindruck des hilflos (!) mit dem Ausdruck ringenden Gedankens. — L. Keller, *Die engl. Literatur im Zeitalter der Königin Victoria,* 1909, S. 341: Browning ringe fortwährend mit dem Stoffe, statt ihn zu b e h e r r s c h e n.

II. Ziel der Arbeit.

Man kann nun zum genaueren Verständnis eines Gedichtes wie der *Last Duchess* vielleicht auf zweifachem Wege gelangen: durch Herausarbeitung der Zusammenhänge zwischen der Dichtung und ihrem Entstehungsanlass einerseits und der Persönlichkeit des Schöpfers auf der anderen Seite. Diese Einstellung aber setzt eine besondere individual-psychologische Untersuchung über Brownings Persönlichkeit voraus. Die andere Methode, die ich hier wählen will, sucht einzig und allein das Gedicht aus sich selbst von innen heraus zu begreifen. Das Ziel der Arbeit ist daher eine möglichst genaue Interpretation, d. h. eine zunächst rein beschreibende Wiedergabe des Gedankenganges. Denn einzelne Stellen herauszugreifen ist in Anbetracht der überaus komplexen und doch feinen gedanklichen Assoziationsweise Brownings unmethodisch. Vielmehr ist eine möglichst differenzierte, die stark konzentrierten Stellen von innen heraus auflösende, umschreibend-erweiternde Inhaltswiedergabe notwendig, zumal Browning so unerhört bewusst und zweckvoll arbeitet, dass jede Zeile, ja jedes Wort von tieferer Bedeutung ist. Allgemein gehaltene Reflexionen dieser Art von Gedichten gegenüber können also, m. E., kaum ein tieferes Verständnis des Gedichtes vermitteln, was besonders dann der Fall ist, wenn sie auf eine psychologische Erklärung verzichten, die sich auf den im Gedicht niedergelegten Tatbestand aufzubauen hat. Daher folgt dem Gedankengange eine psychologische Ausdeutung und Begründung des Vorganges. Dann kommt ein Abschnitt über den Sprachstil und einer über die Kunstmittel. — Die Synthese zwischen Dichtung und der Persönlichkeit Brownings, die, wie ich mehr und mehr glaube, viel enger vorhanden ist, als man anzunehmen geneigt ist, behalte ich einer späteren Untersuchung über Brownings Persönlichkeit vor; sie soll auch die Linie vom sog. „Realismus“ der Browningschen Kunst zur Romantik der vorhergehenden Zeit ziehen. —

III. Text (nach Jiriczeks *Victorianischer Dichtung,* Heidelberg 1911, S. 66—68 und dem Anhang *Die Lesarten der ersten Fassungen,* S. 22).

My Last Duchess.[1]

Ferrara.

[Dramatic Lyrics 1842 u. d. Tit. „Italy“.][2]

1 That's my last Duchess painted on the wall,
Looking as if she were alive. I call
That piece a wonder, now: Frà Pandolf's hands
Worked busily a day, and there she stands.

---

[1]) Eine gute deutsche Uebertragung findet man bei Edmund Ruete. *Ausgewählte Gedichte v. Rob. Browning.* Bremen 1894. S. 11.

[2]) Lesart der ersten Fassung: *My Last Duchess: Bells and Pomegranates III,* 1842, S. 4, u. d. Titel: *Italy and France. I. Italy.*

5 Will 't please you sit and look at her? I said
"Frà Pandolf" by design, for never read
Strangers like you that pictured countenance,
The depth and passion of its earnest glance,
But to myself they turned (since none puts by
10 The curtain I have drawn for you, but I)
And seemed as they would ask me, if they durst,
How such a glance came there; so, not the first
Are you to turn and ask thus. Sir, 'twas not
Her husband 's presence only called that spot
15 Of joy into the Duchess' cheek: perhaps
Frà Pandolf chanced to say "Her mantle laps
"Over my lady's wrist too much," or "Paint
"Must never hope to reproduce the faint
"Half-flush that dies along her throat:" such stuff
20 Was courtesy, she thought, and cause enough
For calling up that spot of joy. She had
A heart — how shall I say? — too soon made glad,
Too easily impressed; she liked whate'er
She looked on, and her looks went everywhere.
25 Sir, 't was all one! My favour at her breast,
The dropping of the daylight in the West,
The bough of cherries some officious fool
Broke in the orchard for her, the white mule
She rode with round the terrace — all and each
30 Would draw from her alike the approving[1]) speech,
Or blush, at least. She thanked men, — good! but thanked
Somehow — I know not how — as if she ranked
My gift of a nine-hundred-years-old name
With anybody's gift. Who'd stoop to blame
35 This sort of trifling? Even had you skill
In speech — (which I have not) — to make[2]) your will
Quite clear to such an one, and say, "Just this
"Or that in you disgusts me; here you miss,
"Or there exceed the mark" — and if she let
40 Herself be lessoned so, nor plainly set
Her wits to yours, forsooth, and made excuse,
— E'en then would be some stooping; and I choose
Never to stoop. Oh sir, she smiled, no doubt,
When'er I passed her; but who passed without
45 Much the same smile? This grew; I gave commands;
Then all smiles stopped together. There she stands
As if alive. Will 't please you rise? We 'll meet
The company below, then. I repeat,
The Count your master's known munificence
50 Is ample warrant that no just pretence
Of mine for dowry will be disallowed;
Though his fair daughter's self, as I avowed
At starting, is my object. Nay, we 'll go
Together down, sir. Notice Neptune, though,
55 Taming a sea-horse, thought a rarity,
Which Claus of Innsbruck cast in bronze for me!

[1]) Erste Fassung: forward. — [2]) could make.

IV. Gedankengang.[1])

Der Gedankengang des Gedichtes ist folgender: Der Herzog von Ferrara weist seinen Begleiter auf ein an die Wand (also al fresco) gemaltes Porträt hin, das seine letzte Gemahlin überaus lebenstreu darstelle. Er, der Herzog, nenne das Bild ein Wunderwerk. Frà Pandolf habe geschäftig einen einzigen Tag lang daran gearbeitet. (Für das *now,* das eine Wendung der Umgangssprache zu sein scheint, ist vielleicht ein deutsches „seht" oder dergl. das Bedeutungsäquivalent.) Der Herzog bittet seinen Begleiter sich zu setzen und das Bild zu betrachten. Er betont, dass er „Bruder Pandolf" absichtlich gesagt habe, weil Fremde, wie er (der Begleiter) nie mit so gespannter Aufmerksamkeit das Antlitz gemustert hätten. — Berdoe, *The Browning Cyclopedia,* S. 281/82, spricht zu dieser Stelle den Gedanken aus, dass durch die absichtliche Nennung des Künstlers der Herzog dem Gesandten und damit dem Grafen die Art des Verhaltens, das er von seiner zukünftigen Frau erwarte, habe nahelegen wollen. Wohl mag die Herzogin des Künstlers aufmerksame Schmeichelei mit leidenschaftlichem Blick beantwortet haben und durch Frá Pandolf, wie der Herzog eifersüchtig argwöhnt, heftig erregt worden sein. Dass damit aber vom Herzog eine bewusste Warnung an die Adresse des Grafen, bzw. dessen Tochter, gerichtet ist, braucht damit noch nicht gesagt zu sein. Der ganze Monolog ist doch wohl zunächst als subjektiver Bericht des Herzogs aufzufassen. — Jedenfalls gehe eine Wirkung von dem Bild aus, die sich in der stummen Frage zeige, die jeder fremde Beobachter an ihn als den, der allein das Recht habe, den Vorhang vor dem Bilde beiseite zu ziehen, zu richten scheine, um zu erfahren, wie der tiefe und leidenschaftliche Glanz in ihr Auge gekommen sei. (Ueber die Bedeutung von *earnest glance* siehe unter Sprachstil.) So sei auch er, der Gesandte, nicht der erste, der diese stumme Frage wagen möchte. (Einl. 1—13.)

---

[1]) Am ausführlichsten hat sich bisher mit dem Gedankengange des Gedichtes auseinandergesetzt der leider im Kriege gefallene Karl Bleier, *Die Technik Rob. Browning's in seinen dramatischen Monologen,* Marburger Dissertation, 1910, S. 16—18. Aber er versucht doch vorzugsweise das Gedicht aus einem formalen Prinzip heraus zu begreifen und macht kaum einen ernsthaften Versuch, zum psychologischen Problem vorzudringen. Er erkennt zwar den Gegensatz, der hinsichtlich des Alters zwischen beiden Ehegatten zu bestehen scheint, verzichtet aber auf die seelischen Ausdeutungsmöglichkeiten. — Bleier nimmt an, dass die Herzogin „früh verstorben" sei; wie die Befehle des Herzogs (I gave commands) aufzufassen seien, gehe nicht aus dem Monolog hervor. „Als der Dichter diese Stelle niederschrieb, scheint er sich darüber selbst nicht klar gewesen zu sein." Eine solche Auffassung vom dichterischen Schaffen scheint mir die Logik des dichterischen Denkprozesses (zumal gerade bei Browning) arg zu verkennen.

Der Herzog erklärt nun seinem Begleiter, dass es nicht allein die Freude über seine Gegenwart gewesen sei, die der Herzogin die Wange gerötet habe, sondern dass schon jene gefällige Schmeichelei des Malers, die er, subjektiv bewertend, verächtlich „dummes Zeug" (such stuff) nennt, genügt habe, um jene Freude bei ihr hervorzurufen, zumal sie — hier haben wir uns seine Sprechweise als ein Suchen nach dem Ausdruck vorzustellen — ihm ein (für Gefühls- und Sinnesreize) zu leicht empfängliches Herz gehabt habe. Alles was ihr Auge gesehen habe — und ihre Blicke seien überallhin gegangen —, habe sie (dank ihrer frauenhaften Empfindungsfähigkeit) gern gehabt. Aber sie habe die verschiedenen Erlebnisse gleichmässig bewertet (Sir, 'twas all one), mochte es die Gunst ihres Gatten sein oder ein schöner Sonnenuntergang oder ein Kirschzweig, den einer ihrer Bewunderer (man beachte wieder die subjektiv herabsetzenden Worte des Herzogs [such a fool]) für sie im Obstgarten brach, oder das weisse Maultier, das sie auf der Terrasse des Schlosses zu reiten pflegte. Für alles dies habe sie das gleiche Lob oder doch das gleiche freudige Erröten gehabt. Aehnlich sei auch ihre Art, wie sie den Leuten zu danken pflegte, gewesen. So hätte sie ihm nicht den besonderen Dank bezeugt, den er beanspruchen zu können glaubt, weil sie durch ihn zur Mitträgerin seines 900 Jahre alten Adelsnamens, den sie als ein Geschenk betrachten müsse, geworden sei. Dieses ihres Verhaltens wegen, das er geringschätzig als blosse Bagatelle entwertet, sie zu tadeln, sei unter seiner Würde; selbst wenn er besser reden könnte, was, wie er jetzt betont. nicht der Fall ist, würde er ihr gegenüber (man beachte die Roheit der subjektiv stark gefärbten Wendung: to such an one) nicht ein Wort darüber verlieren, dass ihr Verhalten ihm missfällt, wenn sie nach der einen Seite hin, nämlich ihm gegenüber, zu zurückhaltend sei (here you miss), nach der andern Seite zu weit gehe (there exceed the mark); dergestalt seine Wünsche ihr auseinanderzusetzen oder sie zu bitten ihr Verhalten zu ändern, würde er als Erniedrigung, als Demütigung empfinden, selbst wenn er nicht zu befürchten brauchte, dass sie vielleicht in einer Art kindlichen Trotzes (plainly set her wits to yours) gegen ihn aufbegehrte, sondern ihn vielmehr um Entschuldigung bäte. Und nun habe sie ihn auch noch durch ihr Lächeln (jenes im Vergleich mit dem Dank, der ja stets ein gewisser, wenn auch höflicher Zwang ist, mehr freiwillige Zeichen der Gunst) gedemütigt (wie erregt er hier wird, verrät das „Oh, Sir"), indem sie ihm dadurch nach aussen hin jedem erkennbar die gleiche Wertstufe wie den andern zuwies. Wenn er auch zugebe, dass sie ihn angelächelt habe, wenn sie ihm begegnete, so pflegte sie anderseits auch jedem beliebigen andern das gleiche oder fast das gleiche Lächeln zu schenken. Und da ihm dieses Verhalten sogar zuzunehmen schien, habe er den Befehl gegeben, sie zu töten. Da habe denn all das ihm verhasste Lächeln

ein Ende gehabt. Und noch heute scheint dieses Lächeln wie eine böse Erinnerung vor ihm zu stehen (there she stands as if alive). — Der Herzog fordert den Gesandten auf, sich zu erheben, um die Gesellschaft in den unteren Räumen aufzusuchen. Er spricht nochmals die Hoffnung aus, dass die Freigebigkeit des Grafen, dessen Abgesandter ja sein Begleiter ist, ihm den Anspruch auf gerechte Mitgift zusichere, obwohl, wie er hinzufügt, die schöne Grafentochter selbst sein eigentliches Ziel sei. Der Herzog macht beim Weitergehen seinen Begleiter auf einen ein Seepferd zähmenden Neptun aufmerksam, eine Bronzegruppe, die Claus am Innsbruck in seinem Auftrage für ihn gegossen habe.

V. Psychologie.

Es folge der Versuch, diesen rein beschreibend wiedergegebenen Tatsachenzusammenhang unter einem psychologischen Gesichtswinkel zu sehen. Die für die psychologische Begründung der Tat wichtigste Stelle des Gedichtes sind wohl die Zeilen 43—45: ihr Lächeln habe zugenommen. Ich halte diese Motivierung Brownings nur dann für ausreichend, wenn die „smiles“ nur als äusserer Anlass verstanden werden. Die eigentlichen inneren Ursachen erscheinen in dem Gedicht also zwar nicht unmittelbar ausgesprochen, wohl aber erschliessbar bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf Grund eben der äusseren Reaktionen.

Es fällt zunächst auf, dass der Herzog ihr Verhalten von einem stark egozentrischen Gesichtswinkel aus beurteilt: ihre Reaktionen des Errötens, der Freude, des Dankes, des Lächelns, deren Ursachen ausserhalb seiner Persönlichkeit liegen, werden von ihm mit den entsprechenden Seelenregungen der Herzogin verglichen, deren Anlass er selbst ist. Damit aber bezieht er alles auf sich, so dass also zunächst einmal die Vermutung naheliegt: sein Verhalten ist die Folge einer gewissen inneren Ueberempfindlichkeit und Unsicherheit. Wenn er nämlich zu bemerken glaubt, dass die Zeichen der Freude, die seine Gegenwart in ihr auslöst, kaum stärker sind als die, welche ihr durch die Schmeichelei des Malers, den schönen Sonnenuntergang usw. gemacht werden, wenn er ferner Grund zu haben glaubt zu fürchten, dass ihr Erröten, ihr Dank, ihr Lächeln den Grad ihrer Wertschätzung für ihn nach aussen hin bezeichnen, so muss er sich seines Wertes innerlich nicht allzu stark bewusst sein. Irgend ein Mangel in der seelischen Gemeinschaft zwischen Mann und Frau wird also hier deutlich. Dazu kommt: die Herzogin weist ihm in ihrem Wissen um die Tatsache, dass sie nicht aus Liebe geheiratet worden ist [the last (!), offenbar also auch nicht „the first“, wie ja auch die Zukünftige mehr um der Mitgift willen geheiratet zu werden scheint] nun auch, ob bewusst oder unbewusst ist zunächst gleichgültig, nach aussen hin für alle erkennbar die gleiche Wert-



stufe an, die jedem andern zukommt. Das muss seinen Stolz als Mann empfindlich kränken. Diese Gleichstellung im Verhalten auch jedem beliebigen andern gegenüber kann nun als Vorwurf ihrerseits aufgefasst werden, den sie, die diese Ehe mit einem ungeliebten Manne als Unglück fühlt, ihm aus einem gewissen Trotz (vergl. nor plainly set her wits to yours!) heraus macht. Man braucht aber nicht einmal diese Absicht anzunehmen. Echt frauenhaft und gefühlsempfänglich, wie man sie sich doch vorzustellen hat, scheint sie die aufgezwungene Ehe nicht als Glück zu erleben. Nicht ganz erschüttert durch ein tiefes, volles Liebesglück ist sie darum trotz allen Frauentums noch ein wenig kindlich; sie kann das aufgezwungene Ehejoch nicht ernst nehmen, ist daher ein wenig leichtsinnig, ein wenig unglücklich und trotzig, gibt sich mehr unbewusst, wie sie fühlt und denkt, und hat etwas von jener naiv-natürlichen Rücksichtslosigkeit, die die Dinge und Menschen in ihrem wahren Werte widerspiegelt und ihm, dem Herzog, daher das Zusammentreffen mit ihr zur fortwährenden Demütigung macht. Denn wenn sie ihm nun kaum mehr als den andern dankt, wenn sie ihm zulächelt, aber jedem andern das gleiche Lächeln schenkt, so fühlt er sich vor allen andern auch erniedrigt, gedemütigt. Daher kann ihn auch nur sein massloser Adelsstolz aufrecht erhalten. Zu ihm flüchtet sich sein verletztes Persönlichkeitsgefühl, und er wird dazu neigen, den ihm durch seinen alten Adel überkommenen Stolz noch krankhaft zu steigern, um ein inneres und vor allem nach aussen hin sichtbar werdendes Gegengewicht seiner Minderwertigkeit zu haben. Daher die stolze Unmöglichkeit, ihr ein Wort der Verständigung, eine Bitte zu sagen. — Es scheint deshalb, dass der Angelpunkt, aus dem der ganze Vorgang von innen heraus begreiflich wird, irgend ein nagendes, vielleicht nicht ganz unbegründetes Minderwertigkeitsgefühls des Herzogs ist, etwa zu hohes Alter im Vergleich zur Duchess. Merkwürdig und in seiner Bedeutung mir nicht ganz erkennbar erscheint der dreimalige Hinweis auf seine geringe Redegabe (no skill in speech). Uebrigens klingt das Subjektive seines Wesens, das eben wieder die Folge seines krankhaften Persönlichkeitsgefühls ist, auch in seinem Verhalten gegenüber dem Gesandten durch. Auch in seiner, wie es scheint, gern unterstrichenen Stellung als Kunstmäzen hat es eine gewisse Parallele. Bezeichnend erscheint auch die Wahl des Neptun-Motivs, das er nur in Auftrag gegeben haben dürfte, weil es ihm, der nur oben sein, herrschen kann (auch Berdoe, *The Browning Cyclopedia,* gibt diese Wesensdeutung) oder gar nicht sein kann, unbewusst seelisch entgegenkommt, indem er sich mit Neptun identifiziert. Und die „fair daughter", die er freit, scheint viel mehr Schmuckgegenstand in seinem Hause zu sein, der seinem Prestige dient, wie auch seine Kunstschätze sein Prestige fördern. Man beachte auch die subjektivistische Sprechweise Zeile 2.

9, 25, 37, die ihm zweckmässig ist, um sein Persönlichkeitsgefühl zu erhöhen. Damit komme ich zum

VI. Sprachstil.

Eine Analyse des Wortschatzes zeigt zunächst einmal, dass das in dem Gedicht verwendete Wortmaterial durchaus durchschnittlich und gewöhnlich ist. Daher bereitet denn auch der Einzelausdruck dem Verständnisse kaum irgendwelche Schwierigkeiten. Dass kaum ein einziges, ungewöhnliches Wort vorkommt, kann seinen Grund nur darin haben, dass es der Zweck nicht verlangt. Vielmehr kommt die unendliche Differenziertheit des seelischen Vorganges sowie alles realistisch Feinere der Einzelschilderung dadurch zum Ausdruck, dass es zwischen den Zeilen zu lesen ist und aus dem ganzen Zusammenhange, der Vorgeschichte heraus, geahnt wird. Somit aber bekommt das Ganze jenen gedämpften Realismus, den ich schon als für die *Toccata* bezeichnend unterstrich. (*Engl. Studien,* 1923, 57.) Diesem gedämpften Realismus entspricht der durchschnittliche Wortschatz, der die Dinge nur so weit wiedergibt, als sie in ihren Umrissen nach aussen hin in Erscheinung treten. Darin liegt aber zweifellos die Schwierigkeit der eigentlichen seelischen Erfassung des Gedichtes begründet. Denn es ist sicher richtig, dass uns ein Wortbegriff dann um so inhaltsloser und leerer erscheint, der Vorgang der Assoziationsverknüpfung also um so schwieriger ist, je weniger wir von den Dingen selbst wissen. Um daher an gewissen Stellen der Deutung die eigene subjektive Unsicherheit zu nehmen, musste möglichst, wie L. Schücking, *Ags. Dichtersprache,* Vorrede S. VI, betont, von der Anschauungsweise des Sprechenden, d. h. hier des Herzogs, ausgegangen werden. Nun aber ist der Herzog, wie schon der Gedankengang und vielleicht noch deutlicher die psychologische Begründung gezeigt haben, sehr subjektiv und daher egozentrisch. Er wird also die Dinge, die er stark subjektiv sieht, auch subjektiv aussprechen. Diese Neigung zeigt sich in der Tat mehrmals in der Wortwahl. Gehässig herabsetzend nennt er die aufmerksame Schmeichelei des Malers Frà Pandolf „such stuff“. Er verträgt es eben nicht, dass irgend jemand besser reden kann als er, und empfindet es als gewissen Triumph, wenn er den andern verkleinert. Denn er findet ja nicht diese Worte gegenüber seiner Gemahlin, die der seelisch anscheinend ganz anders veranlagte und daher der Frau innerlich anders entgegentretende Künstler ihr sagt. Verächtlich nennt er auch den aufmerksamen Verehrer, der ihr einen Kirschzweig bricht, „officious fool“, die Herzogin selbst nennt er roh und gemein „such a one“, also überall die Neigung zur Entwertung. Auch der Herzogin gesamtes Verhalten sieht er ja von dem schon in Abschnitt V charakterisierten Gesichtswinkel, der stark subjektiv-egozentrisch ist, so dass man möglicherweise, übertreibt man die hier unter VI berührte Deutungsmöglichkeit nur um ein Weniges nach dieser Richtung hin, sagen könnte, dass der Grund des

Herzogs für die Ermordung in seiner von subjektiven Einbildungen abhängigen Natur zu suchen ist. Man könnte dann das Gedicht als Tragödie des Subjektivisten bezeichnen. —

Diese Anschauungsweise klärt nun vielleicht auch den nicht ohne weiteres verständlichen Ausdruck „earnest glance", ja die ganze Zeile 8. Deutet man ihn nämlich aus dieser psychologischen Einstellung des Herzogs heraus, so könnte man ihn als Funktion des subjektiven Denkens fassen, insofern nämlich, als ihm, dem Herzog, dieser vielleicht an sich harmlose, aber schöne und tiefe Blick „ernst", d. h. „bedenklich", d. h. „gefährlich", der „ernsten Beachtung wert" erscheint, ohne es objektiv eigentlich zu sein. Auch ihre andern Aeusserungen bringt er ja, wie dargetan, zu sich selbst in Beziehung: ihre Freude am Sonnenuntergang, am weissen Maultier, ihren Dank, ihr Lächeln nimmt er nicht so sehr als das, was sie sind, sondern als das, was sie ihm sujektiv bedeuten. Daher kann man vielleicht sagen, dass „earnest" sich nicht allzuweit von seiner Grundbedeutung „ernst", aber subjektiv vom Herzog aus entfernt. —

Dem Gesamtcharakter des Wortschatzes entsprechend kommen eigentlich dichterische Ausdrücke kaum vor. Nur fair in „fair daughter" ist nach Krügers *Synonymik* gehobene Sprache. Die sinnverwandten Worte sind scharf geschieden entsprechend dem Alltagscharakter des Sprachstils, der ja stets zur scharfen Herausarbeitung von Bedeutungsdifferenzen neigen wird infolge des Zweckes, der auf klare, nüchterne, sachliche Verständigung abzielt. Auch für dieses Gedicht hat also die bei der *Toccata* gemachte Beobachtung Geltung: die Sprache ist klar, scharf und knapp herausgemeisselt. Diese scharf geschliffene Diktion ist aber in der *Duchess* ausserdem noch seelisch sehr charakteristisch abgetönt.

VII. Die Kunstmittel.

Unter den Kunstmitteln einer Dichtung kann man verstehen die Mittel, die der Dichter anwendet, um den Stoff zu gestalten. Die verschiedenen Möglichkeiten der Gestaltung, die sich hinsichtlich der grossen Form (Gesamtform, Rhythmus, Versmass) sowie der Einzelform (Sprachstil, Wortwahl) bieten, stellen eine Reihe von Formproblemen dar, deren Bewältigung Einblick in die künstlerische Gestaltungskraft Brownings gewährt.

Das Ganze hat die Form eines dramatischen Monologs, den ja Browning in die Literatur eingeführt hat. Diese Form setzt, wie Fehr, *Studien zu den Gedichten von O. Wilde,* S. 116, mit Recht betont, voraus eine zweite angesprochene Person, die nie antwortet. Dieser Kunstform entsprechend, möchte ich nun die Worte Z. 34 „Who'd stoop to blame this sort of trifling?", bei denen ich in der Darstellung der *Toccata* (a. a. O. S. 196 ff.) zweifelte, ob sie als Einwurf des Gesandten oder als Worte des Herzogs selbst aufzufassen seien, als die des Herzogs fassen. — Ueber Brownings dramatischen

Monolog vergleiche man die oben erwähnte Dissertation K. Bleiers. Schon an dieser Beschränkung auf die Monologform erkennt man, dass der Grad der objektiven Deutlichkeit im Gedicht ein Gestaltungsproblem schwierigster Art ist. Wie hat nun Browning dieses Gestaltungsproblem gelöst? Es fällt zunächst einmal auf, dass das Gedicht in seinem überwiegenden Teile ein Stück Vorgeschichte gibt. Aus dieser Vorgeschichte aber wird schon das Meiste deutlich. Denn sie ist in der Führung der Handlung, in der typischen Auswahl der Motive so zweckvoll und mit den Gegenwartsmotiven, d. h. dem Gang durch die Galerie zu Anfang und dem Schlussstück (von Z. 47, 2. Hälfte an) so bedeutsam verknüpft, dass trotz einer gewissen Unausgesprochenheit, die für das Gedicht so charakteristisch ist, doch wieder sehr vieles zum Ausdruck kommt.

Das Gedicht gliedert sich zunächst in drei Hauptteile. Diese umfassen Z. 1—13, Z. 14—47 (bis as if alive), Zeile 47 (2. Hälfte) bis 56. Der mittlere Teil gliedert sich wieder in mehrere Abschnitte, die umfassen Z. 14—21, 22—31, 31—34, 34—43, 43—47; der dritte Hauptteil zerfällt in die Abschnitte Z. 47—53 und 53—56. Das Eingangs- und Schlussstück bilden den Rahmen, der das Ganze rundet und schliesst; das psychologische Kernstück umfasst die Zeilen 14 bis 46. Um dieses Kernstück gruppieren sich die für das Verständnis der Sachlage notwendigsten Motive in stärkster Beschränkung (vergl. z. B. „as I avowed at s t a r t i n g“) zugunsten der Einheitlichkeit des Ganzen. Das knappe Umreissen dessen aber, was ableitbar, sekundär ist, ist mit Rücksicht auf das Herausstellen des Wesentlichen ein feines Kunstmittel. Wie der Maler manches nur andeutet und damit das ihm Wesentliche um so deutlicher hervortreten lässt, die Aufmerksamkeit also durch das Unbeachtliche auf das Beachtliche einstellt, so gleitet auch in diesem Gedicht die Aufmerksamkeit des Lesers auf den eigentlichen psychologischen Kern ab. So wird auch das Ermordungsmotiv, dann das Motiv der neuen Werbung nur angedeutet zugunsten der Verdeutlichung der eigentlichen seelischen Verfassung, zugunsten der Konzentration und Einheitlichkeit. Dieser Verdeutlichung dient des weiteren innerhalb des Kernstückes ein ungemein kunstvoller Aufbau. Hier ist die Anordnung und Aufeinanderfolge der einzelnen Motive sehr wirksam dank einem Kunstmittel, das man als V e r d e u t l i c h u n g d u r c h P a r a l l e l i t ä t bezeichnen könnte. (Aehnlich ist das Motiv: „Notice Neptune . . .“ usw. (Z. 54) eine Parallele zu „I call that piece a wonder“, Z. 2, 3: die Schlussbemerkung unterstreicht noch einmal das unfraglich bis zu einem gewissen Grade vorhandene Kunstverständnis des Herzogs.) Denn Browning gibt hier ein seinem Wesen nach gleiches Motiv (Gleichstellung im Verhalten jedem beliebigen andern gegenüber) in d r e i f a c h e r V a r i a t i o n (Freude, Dank, Lächeln). Und welche Steigerung! Das führt zu der genaueren

Betrachtung des Handlungsablaufes, soweit er auf die Ermordung zusteuert. Eine kurze Feststellung in Z. 2 lässt nur erkennen, dass die Herzogin tot ist. Man ahnt nicht, dass sie auf seinen Befehl hin ermordet ist. Das Ziel dieser Handlung, sein Befehl, sie zu töten, ist also wegen der Steigerung und des Gegensatzes (ein neues Kunstmittel) absichtlich von Browning verschleiert. Wie aus Knäueln (1—13!) löst sich die Handlung heraus, steigt fast unmerklich, aber gerade und stet zum Höhepunkt an. In drei Stufen (die dreifache Variation!) Z. 25, 31, 43 hebt sich die Handlung bis zum Ziele empor. Dabei ist wirkungsvoll, dass die Steigerungsstufen Z. 31 und 43 durch ein verzögerndes Moment auseinander gehalten werden. Hinter Z. 34 nämlich (anybody's gift) tritt mit der unmittelbaren Selbstcharakteristik des Herzogs ein Ruhepunkt gegenüber der Haupthandlung, der Darlegung ihres Verhaltens, ein. Dass er gerade an dieser Stelle (Z. 34—43) eingefügt wird, erscheint nicht nur natürlich, sondern dient auch der Steigerung der Spannung. Denn nun wird das letzte Motiv, ihr Lächeln, dem ja als Typ dieselbe Bedeutung zukommt wie den Typen Z. 25 und 30, gegen diese beiden Motive wirksam abgesetzt. So ersticken sich die drei Motive nicht gegenseitig.

Ueberblickt man die Art der Gestaltung, so wird man sagen dürfen, dass der Aufbau des Ganzen ungemein kunstvoll ist. Nicht zuletzt dank der strengen Kunstform wird übrigens deutlich, dass die äusseren Anlässe zur Ermordung, so verschieden sie auch sind, ihrem Wesen nach als Symbole der gleichen seelischen Triebfeder gewertet sein wollen.

So erkennt man auch an diesem Gedicht, wie bewusst bei Browning die Gestaltung des Stoffes erfolgt. Wie die *Toccata*, so macht auch die *Duchess* den Eindruck, dass Browning kühl-verstandesmässig an die eigentliche Ausgestaltung herantritt, abwägt, entwirft, verwirft, auf Wirkungen hin umstellt, dass er durchdenkt, welche Anordnung die zwingendste und überzeugendste ist — wie wertvoll wäre ein Einblick in die Handschriften und Entwürfe des Dichters —, bis sich das Ganze mehr und mehr objektiv-künstlerisch herauskristallisiert.

Ueber die grosse Form, den Versbau, wäre noch zu sagen, daß das Gedicht festen Versbau hat. Es besteht aus 56 Zeilen, die fünffüssig gereimte Jamben sind. Der Reim ist aa, bb, cc usw.

Breslau. Friedrich Bitzkat.

Shaw und die Schule.

Von Bernhard Shaw ist eine Reihe von Stücken erschienen, die einen beispiellosen Erfolg auf europäischen und amerikanischen Bühnen gehabt haben. Es ist besonders nach seiner *Candida* und

Saint Joan nicht mehr möglich, ihn bloss als Spassmacher anzusehen, der in geistreich paradoxer Weise die menschliche Narrheit lächelnd blossstellt. Seitdem der Tauchnitz-Verlag eine Anzahl seiner Werke aufgenommen hat, ist er auch in die Schule eingedrungen. In seiner Schreibart verleugnet er nicht den langjährigen Journalisten: beissender Witz, blendende Antithesen, scharfgeschliffener Dialog erhalten die Spannung.

Allerdings beschäftigt er mehr den Verstand als das Gefühl, und dieser Intellektualismus, dem die Ehrfurcht vor jeder Tradition fehlt, dieser Sarkasmus, der in jeder menschlichen Grösse die komischen Seiten mit Vorliebe aufdeckt, hat unstreitig seine Gefahren für ein Schülergemüt. Doch wäre es wohl pedantisch, wenn man ihn deshalb ganz von der Schule fernhalten wollte, zumal er weder zynisch noch erotisch ist. — Am meisten kommen für den Unterricht seine historischen Stücke in Betracht. *Caesar und Cleopatra* und *die heilige Johanna* werden sicherlich von Primanern sehr gern gelesen werden und bieten dem Lehrer viele Anknüpfungspunkte an Shakespeare und Schiller. Shaw betont vielleicht zu sehr das rein Menschliche historischer Grössen, und wenn er auch gründliche Studien gemacht hat, wovon seine langen Vorreden Zeugnis ablegen, so ist es doch sehr fraglich, ob seine subjektive Auffassung bei der Darstellung der Charaktere im Recht ist. Sein Realismus versucht die inneren Zusammenhänge begreiflich zu machen, ohne wie Schiller sich des Wunders zu bedienen. Die Anschauung von dem mystischen Wesen der Johanna, die im Laufe der Zeiten so grosse Wandlungen durchgemacht hat, wird für ihn der Ausgangspunkt, Staat und Kirche und ihre leitenden Triebkräfte dem rein persönlichen Gottesglauben der Jungfrau gegenüberzustellen und ihre politische Stellungnahme dazu verständlich zu machen. Shaw ist hier weder pathetisch noch skeptisch; er verficht die These, dass die Jungfrau ihres Protestantismus wegen, der sich gegen den kirchlichen Gehorsam aufbäumte, den Tod erleiden musste. Er will objektiv sein und schildert eingehend, welche Mühe sich die Inquisition gibt, sie dem Flammentode zu entziehen.

Historische Dramen im früheren Sinne kann man die beiden angeführten Stücke von Shaw nicht nennen, denn nicht Heldentum, sondern nur Menschen führt er uns vor. Caesar wirkt mehr humoristisch, während Johanna ernst gehalten ist. Romantik ist bei ihm gänzlich ausgeschaltet, alles erklärt er aus dem Erleben in ganz natürlicher Weise. Deshalb benutzt er auch nicht die jambische Versform, sondern die Prosa. Die Gestalten sind scharf umrissen, wenn sie auch schwerlich Anspruch erheben können, historisch echt zu sein. Darauf kommt es Shaw auch gar nicht an; seiner Analyse genügt es, uns Begebenheiten und Charaktere lebenswahr widerzuspiegeln, und das gelingt ihm auch. Man kann nicht sagen, dass er dabei

Caesar und Johanna verkleinert. Durch all seine scheinbare Leichtfertigkeit strahlt Cäsars überlegenes Genie, und das schlichte Dorfmädchen wirkt rührend durch ihre Reinheit und Gläubigkeit.

Aus diesem Grunde wäre vom pädagogischen Standpunkte wohl nichts dagegen einzuwenden, auch einmal Shaw als Schullektüre zuzulassen.

Charlottenburg. Hermann Engel.

Chamfort und Schopenhauer.

Vorbemerkung: In der Denkschrift des Preussischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung über die Neuordnung des preussischen höheren Schulwesens wird von der Erkenntnis ausgegangen, dass eine einheitliche Zusammenfassung des gesamten Kulturgehalts in einem Bewusstsein nicht mehr möglich ist. Aus dieser Erkenntnis heraus wird die Forderung der Allgemeinbildung grundsätzlich aufgegeben. Statt dessen hat man sich entschlossen, die Gesamtbildung nur in der Zusammenarbeit aller Schulen zu berücksichtigen und in bewusster Arbeitsteilung für die einzelnen Schulformen richtunggebende Bildungsaufgaben herauszuarbeiten. Die darin zum Ausdruck kommende, durch die allgemeine Kulturlage bedingte Spezialisierung versucht man jedoch aus tieferem Grunde heraus zu überwinden und so dem Streben unserer Zeit nach Einheit und Ganzheit gerecht zu werden. Als eine Hauptforderung der ganzen Schulreform wird ausdrücklich die Wahrung der Bildungseinheit gegenüber aller Arbeitsteilung aufgestellt. Der Weg zu diesem hohen Ziel wird in der Ausgestaltung aller höheren Schulen zu deutschen Schulen gefunden. In allen Formen der höheren Schule soll — wenn auch auf verschiedenen Wegen — der Zugang zur deutschen Ideenwelt gesucht werden, soll Bildungsideal der deutsche Mensch sein.

Methodisch soll dieses Ziel dadurch erreicht werden, dass die fremden Bildungsgüter nicht um ihrer selbst willen Gegenstand des Unterrichts sein sollen, sondern um eine vertiefte Erkenntnis unseres eigenen deutschen Wesens zu ermöglichen. Das bedeutet, dass dem neusprachlichen Unterricht neue Aufgaben gestellt werden. Im besonderen geschieht dies durch die neubegründete Form des Realgymnasiums, das nunmehr dem Ziele dienen soll, in das Wachsen des modernen Europäismus einzuführen, in den Aufstieg des deutschen Geistes in seiner Auseinandersetzung mit französischer und englischer Kultur. So wird jetzt auch dem Neuphilologen eine Möglichkeit gegeben, die Bildungsschätze seiner Gebiete in vertiefter Form für die Heranbildung der deutschen Jugend fruchtbar zu machen. Auch die neueren Sprachen sollen nicht um ihrer selbst willen gepflegt werden, sondern um der Kultur- und Bildungsgüter

willen, die sie uns vermitteln. Fassen wir Neusprachler unsere Aufgabe so richtig auf, so gewinnen wir damit die Möglichkeit zur Mitarbeit an der Herausbildung der uns fehlenden Kultureinheit, die nur im deutschen Menschen gegründet werden kann. Auch der neusprachliche Unterricht soll bewusster Dienst am deutschen Volke werden.

Mit Recht erhebt sich hier die Frage, ob wir Neusprachler dazu gerüstet sind, dieses Werk, das höchste, das es für uns geben kann, zu erfüllen. Und ohne falsche Scham zu heucheln, müssen wir bekennen, dass wir es noch nicht oder doch nur erst unzulänglich sind. Das soll und darf uns nicht entmutigen. Es gilt vielmehr, die neue Aufgabe, die uns gestellt ist, klar zu erfassen und uns dann mit gesammelten Kräften daran zu machen, sie zu bewältigen. Nicht von heute auf morgen wird das Ziel erreicht werden; Menschenalter werden darüber verfliessen, doch sie werden voll neuer Lebendigkeit, voll von Ringen und Streben sein.

Ein Mensch, der es heute auf sich nimmt, deutsche Jugend an deutschen Schulen heranzubilden, und der erfüllt ist von dem Gefühl der Wendezeit, in der er steht, muss zu allererst an seiner eigenen Bildung arbeiten, muss sich selbst immer weiter bilden zu einem fähigen Mittler bildender Werte. Als Neusprachler muss er danach streben, in das Wesen und den Sinn der fremden Kulturen, die er deutscher Jugend vermitteln will, einzudringen, ihre eigentümlichen Bildungswerte von innen her zu erfassen. Den Prüfstein, der ihm erlaubt, über den Wert fremder Kulturen zu urteilen, den Massstab, an dem er sie messen kann, den findet er nur in seinem eigenen Innern, in dem Grunde seiner deutschen Seele, denn, wie Schiller uns kündet: „Es ist nicht draussen, da sucht es der Tor, es ist in dir, du bringst es ewig hervor.“ Eine bloss positivistische Anhäufung von Realien genügt heute nicht mehr; wir streben heute nach seelisch-geistiger Vertiefung und Durchdringung. Die einzelne Tatsache wird uns erst sinnvoll verständlich, wenn wir sie im Zusammenhang des Ganzen und Einheitlichen auffassen und verstehen lernen. Der Versuch synthetischer Kulturerfassung birgt allerdings — auch darüber dürfen wir uns keinem Zweifel hingeben — die Gefahr des Dilettantismus in sich, und auch in der Schule, und vielleicht gerade in der Schule, ist Dilettantismus gefährlich.

Dieser Gefahr können und müssen wir durch wissenschaftliche Besinnung begegnen. Allerdings werden wir uns nicht mehr der positivistischen, am Vorbild der Naturwissenschaften orientierten Wissenschaft anvertrauen können; allein die moderne Geisteswissenschaft, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts begonnen hat, sich aus der Umschlingung durch die Naturwissenschaften zu befreien, wird uns helfen können. Doch auch an dieser Stelle wiederum ein Bekenntnis: auch die modernen Geisteswissenschaften erwachen erst

gerade jetzt zu dem Bewusstsein der neuen Aufgaben, nach deren Lösungen wir als Neusprachler suchen. Die wissenschaftliche Untersuchung der volkheitlichen Wesenheiten und Geistesschöpfungen steckt noch in den allerersten Anfängen. Bezeichnend für den Stand der Forschung auf diesem Gebiet ist, dass selbst ein Philosoph von der geistigen Grösse Eduard Sprangers in seinem Werke *Lebensformen,* das für die geisteswisenschaftliche Psychologie bereits grundlegend geworden ist, dem Problem der volkheitlichen Seelenstruktur kaum irgendwelche tiefere Beachtung schenkt.

Nicht die Philosophen, die auf das Abstrakte und Allgemeingesetzliche ihre Blicke gerichtet halten, sondern die Philologen, die der historischen Wirklichkeit enger verbunden sind, scheinen hier die Führung an sich zu reissen. So stark Wilhelm Dibelius in seinem zweibändigen Werke *England* 1923 von den Tatsächlichkeiten des geschichtlichen und kulturellen Lebens ausgeht, so ist doch unverkennbar das Streben auf Erfassung des englischen Nationalcharakters, der hinter den einzelnen Erscheinungen als wirkende Kraft verborgen ruht. Daneben stehen die tiefschürfenden, aufschlussreichen Forschungen von Max Deutschbein, der in seinem *System der neuenglischen Syntax* (1917) die englische Syntax von der inneren Sprachform des Engländers, von seiner eigentümlichen Seelenhaltung und Geistigkeit aus als ein einheitliches Ganzes zu verstehen sucht. Er glaubt sogar, dass die innere Sprachform eines Volkes den sichersten und aufschlussreichsten Weg biete, der zum Verständnis der fremden Volksseele führt, denn er erfasst die innere Sprachform als eine spontan schöpferische Tätigkeit des Geistes. In ähnlicher Weise hat es sich neuerdings Philipp Aronstein in seiner *Englischen Stilistik* (1924) als Aufgabe gestellt, Einblick in den fremden Sprachgeist und damit in den Geist des fremden Volkes zu verschaffen.

Auf romanistischem Gebiet beanspruchen in den letzten Jahren die Forschungen von Eduard Wechssler zur Ergründung der französischen Geistesart in ihrem Gegensatz zur deutschen immer mehr Aufmerksamkeit. Seiner ersten Schrift, die aus dieser Forschungsrichtung erwachsen war, *Die Franzosen und wir* 1915, ist eine grosse Anzahl von Aufsätzen und Vorträgen gefolgt, unter denen ich besonders auf folgende Aufsätze hinweisen möchte: *Französische Geistesart und ihre Formen* (*Internat. Monatsschrift* 1917), *Das moderne Frankreich* (ebd. 1918), *Unsere Kriegsliteratur in französischer Vorstellung und in der deutschen Wirklichkeit* (ebd. 1921), *Das junge Frankreich und das junge Deutschland* (Preuss. Jahrb. 1921), *Die schreckhafte Einbildungskraft im französischen Volk* (ebd. 1923), *Der französische Lesestoff an unseren höheren Schulen* (*Zeitschrift* 1923), *Die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit der französischen Aufklärung* (*Deutsche Vierteljahrsschrift f. Lite-*

raturwissensch. u. Geistesgesch. 1923), *Der deutsche Geist in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts von St. Martin bis Bergson* (ebd. 1924). In all diesen Aufsätzen lässt sich die fruchtbare Verbindung philologischer Kenntnisse mit philosophisch-religiösem Geiste erkennen, eine Verbindung, die allein imstande ist, Spezialistentum wie auch Dilettantismus zu überwinden und die Zusammenschau des Einzelnen und Erfassung des Ganzen in seiner sinnvollen Eigentümlichkeit zu bewirken. Die innerste Erfassung und Deutung französischer Wesensart, die Wechssler erstrebt, und die bis jetzt nur in Aufsätzen verstreut vorliegt, wird voraussichtlich bald ihre Zusammenfassung in einem grösseren Werk von grundlegender Bedeutung finden. Erst dann wird der Lehrer des Französischen an unsern Schulen in der Lage sein, die französische Kultur zu einem wahren Bildungswert für unsere deutsche Jugend zu erheben.

Als Schüler Wechsslers habe ich die folgende Arbeit angefasst, die aus Uebungen in seinem Seminar an der Berliner Universität hervorgegangen ist und am 17. Januar 1925 als Vortrag gehalten wurde. Die Problemstellung war mir durch den Stand der Wissenschaft und unseres höheren Bildungswesens, so wie ich ihn zu kennzeichnen versucht habe, gegeben.

Es ist nicht das Ziel dieser Arbeit, mit philologischer Genauigkeit alle die Stellen anzuführen, wo Schopenhauer Chamfort erwähnt, zu ihm Stellung genommen hat oder sich als von ihm „beeinflusst" zeigt. Ich glaube nicht, dass ich damit meine Aufgabe gelöst hätte Es genügt uns heute nicht mehr, in positivistischer Weise Tatsachen zusammenzustellen und aneinanderzureihen. Die Feststellung der Tatsachen kann für uns nur den Wert einer — allerdings unerlässlichen — Vorarbeit besitzen. Wir verlangen heute mehr. Wonach wir streben, ist das Verständnis geistigen Lebens und geschichtlicher Entwicklung. Hinter den Tatsachen suchen wir den Grund ihres Seins, hinter den Erscheinungen das Erscheinende, hinter dem Bedingten das Unbedingte. Anstatt einer philologisch-positivistischen Behandlung meiner Aufgabe will ich eine geisteswissenschaftliche versuchen.

Dreierlei muss zur Lösung dieser Aufgabe zusammenwirken. Zunächst muss es uns gelingen, die geistesgeschichtliche Stellung Chamforts und Schopenhauers zu erkennen, d. h. die Stellung, die sie beide in der Entwicklungsgeschichte der abendländischen Kultur einnehmen. Zum zweiten muss dann versucht werden, das Wesenhafte an Chamfort und an Schopenhauer zu erfassen und zu beschreiben. Als letztes Ziel muss dann schliesslich angestrebt werden, ein innerliches Verständnis der verschiedenen Wesensart dieser beiden Menschen und ihres inneren Verhältnisses zueinander zu erzeugen.

In der Darstellung der geistesgeschichtlichen Stellung Chamforts und Schopenhauers verzichte ich auf nähere Ausführung und

will nur das Wesentliche herausheben, nur das, was für das Verständnis dieser beiden Menschen unbedingt wissensnotwendig ist. Als Chamfort in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in das geistige Leben Frankreichs eintrat, da hatte sich bereits die tiefste Selbstentdeckung und Selbstdarstellung des französischen Geistes vollzogen. In den fünf grossen Altersgemeinschaften des 17. Jahrhunderts — von Descartes und Richelieu über Corneille, Molière, Pascal, Bossuet, Lafontaine bis zu Malebranche und Racine — hatte sich französisches Wesen seinen klassischen Ausdruck auf allen Gebieten der Kultur geschaffen. Das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der französisch-englischen Aufklärung, hatte das Werk des 17. Jahrhunderts fortgesetzt. Die „raison", die Descartes als die vorherrschende Kraft im Menschen entdeckt hatte, befreite sich mehr und mehr von den Fesseln, die sie noch im 17. Jahrhundert einengten, und riss die Herrschaft an sich. In Montesquieu und Voltaire erhob sich die Aufklärung zu ihrer höchsten Höhe, doch schon zu ihrer Zeit geriet der stolze Bau französischer Kultur ins Wanken. Englischer Empirismus unterhöhlte die Grundlagen des französischen Rationalismus und setzte sich infolge des französischen Denkradikalismus in Sensualismus und Materialismus um. Rousseaus aus germanischen Quellen emporgequollenes Evangelium von der freien, edlen Menschlichkeit wirkte verwirrend auf das französische Denken und vermochte nicht, die materialistisch-naturalistischen Strömungen zurückzudrängen. Diesem Zustand beginnender geistiger Zersetzung der französischen Kultur um die Mitte des 18. Jahrhunderts entsprach die politische und soziale Lage. Schon wankte der absolute Staat in seinen Grundfesten, und die „bonne compagnie", die Trägerin der französischen Kultur des 17. Jahrhunderts, befand sich in immer weiter fortschreitender Auflösung.

In diese Welt einer zerbröckelnden, sich auflösenden Kultur trat Chamfort. Ihm fehlte die Kraft, seinem Zeitalter neue Wege zu weisen, neue Ziele aufzustellen. Mit scharfem, kritischem Auge durchschaute er die innere Hohlheit der Zeit und der Gesellschaft, in der er lebte und nach Anerkennung rang. Trotz seines sehenden Blickes konnte er das heranziehende Verhängnis nicht hemmen; wenn er sich schliesslich auch der französischen Revolutionsbewegung anschloss, so war er doch wesentlich an die zerfallende Welt gebunden. So oft er sich auch von ihr zurückzuziehen suchte, so scharf er sie auch immer wieder in ihrer Niedrigkeit blossstellte, immer kehrte er doch wieder in ihren Schoss zurück und lebte in ihr und mit ihr. Langsam hatte er nach und nach die Illusionen seiner Jugend verloren; von tiefem Pessimismus erfüllt, stand er der Gesellschaft und Kultur seiner Zeit gegenüber. Tiefgehender, grundsätzlich gewordener Pessimismus, das ist das Kennzeichnende seines geistigen Seins am Ende einer stolzen französischen Geistesepoche, die sich in Zersetzung und Auflösung befand.

Welches ist demgegenüber die geistesgeschichtliche Stellung Schopenhauers? Als er in das geistige Leben Deutschlands eintrat, da war auch bereits die Selbstentdeckung und Selbstdarstellung der deutschen Wesensart erfolgt. Später als in den anderen Ländern des Abendlandes hatte sich in Deutschland dieser Vorgang vollzogen. Er setzte erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein, und ähnlich den fünf Altersgemeinschaften des klassischen Frankreichs waren es auch in Deutschland fünf Altersgemeinschaften, die dieses Werk der Begründung und Herausarbeitung der deutschen Lebens- und Weltansicht vollbrachten. Kant, Lessing, Goethe, Herder, Schiller, Fichte, Hölderlin, Kleist, Novalis, Schleiermacher, Schelling, Hegel, diese Namen bezeichnen uns jene Blütezeit deutscher Kultur. Doch schon mit der letzten der fünf Altersgemeinschaften, mit der jüngeren Romantik, setzte ein Abbröckeln der inneren Geschlossenheit, ein Abebben des schöpferischen Schwunges ein. Einflüsse von aussen trafen auf die ermattenden deutschen Kräfte, und bald kam es im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einem Abfall der Deutschen von ihrem eigenen Wesen. Englischer Empirismus, französischer Rationalismus und amerikanischer Pragmatismus rissen die geistige Herrschaft in Deutschland an sich.

Am Ende der hohen schöpferischen Zeit der Deutschen, am Beginn der Zeit ihres Abfalls von ihrem eigenen Wesen, da finden wir Schopenhauer. So sieht Karl Joël in seinem Buche *Nietzsche und die Romantik* in ihm den „Katzenjammer der Romantik". Irre geworden wie das ganze herannahende Zeitalter an dem inneren Gehalt des deutschen Idealismus versucht er es doch wieder, eine Gesamtauffassung des Lebens zu erringen; es konnte ihm nur gelingen unter dem Zeichen des Pessimismus.

Das Ergebnis der Betrachtung Chamforts und Schopenhauers auf ihre geistesgeschichtliche Stellung hin möchte ich folgendermassen zusammenfassen: Chamfort und Schopenhauer stehen beide am Ausgang je einer stolzen, hohen Blütezeit der Kultur, Chamfort am Ausgang der französischen, Schopenhauer am Ausgang der deutschen. Beide leben sie in dem Bewusstsein, in einer Zeit der Auflösung, des Verfalls zu stehen; beiden gemeinsam ist ein tiefes pessimistisches Lebensgefühl.

Von der Klärung der geistesgeschichtlichen Stellung Chamforts und Schopenhauers als einer vorbereitenden Arbeit wende ich mich jetzt zur Herausarbeitung der wesenhaften Züge Chamforts und Schopenhauers, zu einem Versuch der Erfassung ihres Wesens.

Als geistesgeschichtlich bedeutsames Merkmal des Chamfortschen Wesens erschien uns sein Pessimismus. Wenn nun auch die Geschichte der französischen Kultur gerade zu der Zeit, in der Chamfort hervortrat, solche Bedingungen erfüllte, die das Hervortreten pessimistischen Lebensgefühls begünstigten, so dürfen wir demgegen-

über nicht übersehen, dass eine Weltanschauung doch immer aus dem Grunde einer ganz bestimmten, einzigartigen und einmaligen Menschennatur hervorwächst. Darum will ich versuchen, die besondere Art des Chamfortschen Pessimismus näher zu beschreiben, um so seinem Wesen näher zu kommen.

Wir haben Grund anzunehmen, dass Chamforts Pessimismus erst aus einer allmählichen Auseinandersetzung mit der Kultur der französischen Gesellschaft seiner Zeit hervorgegangen ist. In unbedeutenden Verhältnissen wuchs er als uneheliches Kind auf. Seine Jugendzeit auf dem Collège des Grassins war voll Abhängigkeit. Dort schon bekundete sich ein starker Drang nach „indépendance", der ihn schliesslich dazu trieb, die Schule vor Abschluss seiner Schulbildung zu verlassen, doch, zum ersten Mal in seinen Hoffnungen auf die Welt enttäuscht, kehrte er schliesslich reumütig in die Schule zurück, die den armen Sünder wieder in Gnaden aufnahm.

Sein ganzes folgendes Leben kann man darstellen als einen ständigen Kampf um Unabhängigkeit, um „indépendance", und darüber hinaus um Geltung, um Ansehen, um eine feste Stellung, die ihn aus der Abhängigkeit von der Gesellschaft befreien sollte. In diesem Kampf zog er den kürzeren, und das konnte er nie verwinden; daraus, aus dieser immer schmerzenden Wunde, erwuchs sein Pessimismus, also, das müssen wir beachten, ein Pessimismus auf empirischer Grundlage. Er schloss sich so eifrig der Revolution an, weil sie versprach, das System des Despotismus, unter dem er sich zu Boden gedrückt fühlte, zu vernichten und das Recht auf „indépendance" sicherzustellen. Doch auch hier fand er wieder eine Enttäuschung, die ihm diesmal das Leben kostete: die Herrschaft der „terreur" wurde ihm zum Verhängnis. Gerade jene letzte Stufe seines Lebens lässt uns noch einmal sein Wesen deutlich erkennen: wegen offener Kritik am revolutionären Regierungssystem sollte er ein zweites Mal gefangen gesetzt werden, doch ihm graute davor, seiner Unabhängigkeit beraubt zu werden; lieber wollte er sterben als seine „indépendance" aufgeben. In der Unabhängigkeit fand er die Grundbedingung menschlichen Lebens; das fasst er in die Worte: „La nature ne m'a point dit: ne sois point pauvre; encore moins: sois riche; mais elle me crie: sois indépendant!" (S. 57.)[1])

Was er so in seinem Alter mit dem Tode besiegelte, das war ihm schon früh zu fester Gewissheit geworden; schon 1765, im Alter von 24 Jahren, schrieb er an seinen Freund: „Ne donnez jamais à personne aucun droit sur vous. . . . votre âme ne doit jamais être inséparablement attachée à l'âme de personne, . . ." (S. 322.) Gleichzeitig empfiehlt er ihm „de regarder l'économie comme un moyen d'être toujours indépendant des hommes, condition plus nécessaire qu'on ne croit pour conserver son honnêteté" (S. 323). Selbst in der

[1]) Ich zitiere Chamfort durchweg nach der Ausgabe seiner Werke des Mercure de France, Paris, 8. Auflage.

Freundschaft soll man darauf bedacht sein, sich seine völlige Unabhängigkeit zu erhalten: „En général malheur à l'homme qui même dans l'amitié la plus intime laisse découvrir son faible et sa prise!“ (S. 39.) Diese Ansicht, dass die „indépendance“ die Grundforderung seines Lebens ist, hat er zeitlebens festgehalten; so schreibt er 1781 an den Abbé Roman: „L'indépendance, la santé, le libre emploi de mon temps, l'usage, l'usage même fantasque de mes livres; voilà ce qu'il me faut si ce n'est point ce qui me suffit“ (S. 332). Dieser Ausspruch ist aufschlussreich; zunächst also stellt Chamfort die Forderung der Unabhängigkeit, des freien Gebrauchs seiner Kräfte auf, doch: „ce n'est point ce qui me suffit.“ Was fordert er denn mehr, über die blosse Unabhängigkeit hinaus?

In seinem lebhaft gesteigerten Selbstgefühl gibt er sich nicht damit zufrieden, allenfalls für sich Unabhängigkeit zu erlangen, er will mehr; er erhebt sich zu einem ausgesprochenen Machtwillen, er muss über andere Menschen herrschen können, er muss das Gefühl der Ueberlegenheit über andere Menschen haben können; sonst ist ihm nicht wohl. Das Gefühl der Ueberlegenheit verbürgt ihm erst seine Unabhängigkeit. Er vertritt auch ganz ausgesprochen die Ansicht, dass sich darin eine allgemein menschliche Eigenschaft geltend macht: „Or, j'ai peine à croire que l'homme puisse supporter l'idée de la supériorité d'une âme sur la sienne. J'en juge par la peine avec laquelle les âmes les plus fortes voient une supériorité fondée sur des choses moins essentielles“ (S. 281). Hier nimmt Chamfort eine Erkenntnis voraus, die erst die moderne Psychologie in ihrer systematischen Bedeutung erkannt hat. Alfred Adler in seinem Buch *Der nervöse Charakter* ([2]1919) findet als grundlegende psychologische Erscheinung den gesellschaftlichen Machttrieb; jeder Mensch trachtet nach Herrschaft über die anderen Menschen, will sich den anderen Menschen überlegen zeigen. Stendhal und Nietzsche sind zwei Menschen, bei denen wir ähnliche psychologische Anschauungen finden. Neuerdings hat Mutschmann versucht, Miltons dichterisches Werk aus seinem Machtstreben zu erklären.

Es mag mit der Richtigkeit und Gültigkeit dieser psychologischen Theorie stehen, wie es will: festhalten wollen wir, dass Chamfort von dem Bewusstsein erfüllt war, ohne das Gefühl der Ueberlegenheit über andere Menschen nicht leben zu können. Einmal heisst es bei ihm: „Chez nous, il faut être enclume ou marteau“ (S. 113). Amboss wollte er nicht sein, Hammer wollte er werden.

Darum setzte er immer wieder alle seine Kräfte daran, sich eine überlegene Stellung in der Gesellschaft zu schaffen. Sein gesamtes Werk, soweit es nicht blosse Brotarbeit war, kann man verstehen als den Versuch, sich eine überlegene Stellung zu schaffen, Ehre, Anerkennung, Ansehen bei der Gesellschaft zu gewinnen. Um dies höchste seiner Ziele zu erreichen, beteiligte er sich an den akade-

mischen Wettbewerben und schrieb dazu seine *Eloge de Molière* und *Eloge de Lafontaine*. Nicht das wissenschaftliche Streben nach Ergründung der Wahrheit trieb ihn zu diesen Untersuchungen, sondern der Wunsch, sich auszuzeichnen, den Preis und den Ruhm zu erringen, so wie er ja auch schon an der Schule der Streber war und einmal alle fünf ausgesetzten Preise eroberte. Desgleichen sind so ziemlich alle seine Verse Gelegenheitsarbeiten mit praktischen Zwecken, nicht aber Bekenntnisse einer mit und in sich ringenden Seele. In allen seinen Versen spürt man deutlich das Bestreben, Eindruck zu machen und sich Anerkennung zu verschaffen. Dies innere Streben fasste er selbst treffend in folgende Worte: „. . . . la gloire, c'est la dernière passion du sage, c'est la chemise de l'âme" (S. 276). Er schrieb nicht aus innerem Schöpferdrang, sondern aus der Machtpolitik seiner Seele heraus.

Trotz aller seiner Versuche, sich in der Gesellschaft durchzusetzen und sich eine angesehene, überlegene Stellung in der Gesellschaft zu schaffen, gelang ihm das nicht; das tiefste Streben seiner Seele, der Machtwille, aus dem heraus er lebte, blieb unbefriedgt, doch in dem Augenblick war seine seelisch-geistige Existenz in ihrer Wurzel bedroht. Sein Pessimismus ist in all seiner Schärfe und Bitterkeit der Ausdruck dieses Zustandes. Trotzdem gab sich seine des Machtgefühls, des Ueberlegenheitsbewusstseins bedürftige Seele nicht zufrieden: mit dem Bewusstsein der Unterlegenheit konnte er nicht mehr weiterleben; er musste zum mindesten das Gefühl geistiger Ueberlegenheit über die Gesellschaft besitzen, mochte er ihr auch äusserlich unterlegen sein. So entstanden seine *Maximes et Pensées* als ein Versuch, sich seiner geistigen Ueberlegenheit über die Gesellschaft bewusst zu werden. Chamfort deutet selbst einen solchen Gedankengang und eine solche Motivierung darin an: „C'est la plaisanterie qui doit faire justice de tous les travers des hommes et de la société. . . . C'est par elle qu'on met tout en place sans sortir de la sienne. C'est elle qui atteste notre supériorité sur les choses et sur les personnes dont nous nous moquons, . . . Otez à la plaisanterie son empire, et je quitte demain la société" (S. 47). Die schonungslose Kritik der Gesellschaft und ihre geistige Entwertung wurde ihm zum Mittel geistiger Selbstbehauptung, bewahrte ihn vor der Verzweiflung.

Worin besteht der Inhalt seiner Gesellschaftskritik? Was gibt er als Grund seines gesellschaftlichen Pessimismus an? Er hatte es versucht, sich in der Gesellschaft durchzusetzen, doch das war ihm misslungen. Den Grund dafür fand er im Aufbau der Gesellschaft: es fehlt in ihr an Gerechtigkeit. Das ist ihr Grundübel. Sie ist so eine „composition factice" (S. 7). In ihr spielt sich fortwährend ein masslos erbitterter Kampf ab. Jeder Mensch strebt danach, sich durchzusetzen, sich Ansehen und Stellung zu erringen, so wie er es ja selbst versucht hatte. Doch in diesem Kampf fehlt es an Gerechtigkeit; die Vorbedingungen sind zu ungleich. Zwei Mittel gibt

es, sich in der Gesellschaft durchzusetzen, „parchemins“ und „or“ (S. 46). Dagegen gilt das wirkliche Verdienst nichts. Es besteht die „impossibilité d’arriver aux grandes places, à moins que d’être gentilhomme, une des absurdités les plus funestes dans presque tous les pays“ (S. 94). In der Gesellschaft gibt es keine ursprüngliche Gleichheit, keine Gerechtigkeit. Die Gesellschaft gibt dem Einzelnen nicht die „indépendance“, die er nötig hat, um seinen Wert zu erweisen und eine angemessene Stellung zu erlangen. Nur durch „naissance“ oder durch „protection“ kann man es zu etwas bringen (S. 35). Die, die wirklich etwas taugen, lässt man nicht hochkommen, denn die lassen sich nicht als „instruments d’intrigue“ (S. 42) gebrauchen: „sans l’intrigue, la fausseté et la ruse, on n’arrive à rien“ (S. 42). Die Herrschaft in der Gesellschaft gehört den Dummköpfen: die „ligue des sots“ hält die „gens d’esprit“ nieder (S. 41). Mit verschiedenem Gewicht, mit verschiedenem Mass wird in dem ewigen Kampf in der Gesellschaft gemessen. Ungerechtigkeit erscheint als das Grundübel der Gesellschaft.

Und daraus folgt ein weiteres: wo keine Gerechtigkeit ist, da kann es keine Ordnung geben. So vergleicht er die Gesellschaft mit einer Bibliothek, in der scheinbar alles in bester Ordnung ist; die Bücher stehen wohlgeordnet nach Grösse und Umfang, und doch: „dans le fond tout est en désordre, parce que rien n’y est rangé suivant l’ordre des sciences, des matières, ni des auteurs (S. 46).

In dieser Gesellschaft, in der die Ungleichheit, Ungerechtigkeit und Unordnung herrschten, hatte sich Chamfort nicht durchsetzen können. Aus diesem Zusammenstoss mit der Gesellschaft erwuchs ihm sein Pessimismus, also als ein Audruck seiner gescheiterten Machtpolitik. Aus seinen Beziehungen, seinen „relations“ und „rapports“ zur Gesellschaft gestaltete sich seine Weltanschauung des Pessimismus. In seiner Jugend zog er mit Hoffnungen ins Leben hinaus; eine nach der anderen wurde ihm durch die Enttäuschungen, die er im Leben erlitt, geraubt. Die Idealbilder seiner Jugend sanken ihm in den Staub; in einer entgötterten Welt musste er weiterleben. Mit dreissig Jahren, so sagt er (S. 113), verliert man seine Illusionen. Es hilft da kein Widersetzen: „en vivant et en voyant les hommes, il faut que le cœur se brise ou se bronze“ (S. 137). Immer mehr verhärtete sich sein Herz: „Les premiers sujets de chagrin m’ont servi de cuirasse contre les autres“ (S. 64). Persönliche Unbefriedigtheit liess in ihm den Pessimismus immer stärker werden. Einem Philosophen, so sagt er einmal, ist es unmöglich, nicht Misanthrop zu werden, weil er sieht, wie in der Welt das Verdienst unbelohnt bleibt (S. 84). Schon mit 24 Jahren schrieb er: „... vous portez le sentiment toujours pénible de la supériorité de votre âme et de l’infériorité de votre fortune, où vous trouvez des raisons de haïr et de mépriser les hommes“ (S. 323). Das war schon damals der Kern seiner Lebenserfahrung und blieb es bis zu seinem Ende.

Diese persönliche Unbefriedigtheit vom Leben setzte sich ihm in eine Entwertung des Lebens seiner Zeit und des Lebens überhaupt um. Sein Urteil über die Geschichte fasst er in einem Satz zusammen: „Presque toute l'histoire n'est qu'une suite d'horreurs“ (S. 93). Das muss so sein, denn der Mensch, so sagt er zu verschiedenen Malen, ganz im Gegensatz zu J. J. Rousseau, ist von Natur aus schlecht, und diese natürliche Schlechtigkeit wird durch das gesellschaftliche Leben nur noch vertieft. So schreibt er: „Le genre humain, mauvais de sa nature, est devenu plus mauvais par la société“ (S. 61). Die nach ihm notwendige Folge ist, dass man Menschheit und Gesellschaft verachten lernt. Ausdrücklich gegen den grossen Schweizer und seine Jünger scheint sich folgender Ausspruch zu richten: „Les hommes sont si pervers que le seul espoir et même le seul désir de les corriger, de les voir raisonnables et honnêtes, est une absurdité, une idée romanesque, qui ne se pardonne qu'à la simplicité de la première jeunesse“ (S. 67).

So nahm Chamforts aus seinen eigenen Lebenserfahrungen erwachsener Pessimismus immer umfassendere Formen an: die Gesellschaft ist schlecht, die Menschen sind schlecht, die Natur ist schlecht. Aus diesen Erfahrungen heraus kommt er zur Verachtung des Lebens: „En apprenant à connaître les maux de la nature, on méprise la mort, en apprenant à connaître ceux de la société, on méprise la vie“ (S. 21). Alles in dieser Welt des Kampfes ist mit Leiden, mit Schmerzen verknüpft; das Leben ist der Mühe der Menschen nicht wert (S. 62). Alles ist eitel: „Tout est également vain dans les hommes, leurs joies et leurs chagrins“ (S. 62). Er hat allen Glauben an das Leben verloren; über den Eingang zum Paradies will er jenen berühmten Vers setzen, den Dante über den Eingang des Inferno gesetzt hat. Und doch, trotz alles Elends des Lebens fühlt er in sich die Lebenskraft, die den Menschen im Leben hält und ihn immer weiter treibt, zu neuen Leiden: „La nature, en nous accablant de tant de misère et en nous donnant un attachement invincible pour la vie ....“ (S. 224). Leben heisst leiden; nur der Tod kann Erlösung bringen: „Vivre est une maladie dont le sommeil nous soulage tous les seize heures. C'est un palliatif. La mort est le remède“ (S. 25).

So wie bei Chamfort, so ist auch der Pessimismus Schopenhauers Ausdruck seiner Persönlichkeit, Ausdruck seiner Wesensart. In seiner Philosophie des Pessimismus fanden all die vielfach verschiedenen Richtungen seiner Persönlichkeit Gestaltung von einem Mittelpunkt aus, von seiner einsam am Leben leidenden Seele aus. Seine starke Leidenschaftlichkeit, seine hochgesteigerte Empfindlichkeit für alles Leid, sein Erkenntnisstreben, seine künstlerische Schauensfreudigkeit, das alles schloss sich zu einer einheitlichen Botschaft des Pessimismus zusammen.

Gewiss, wie bei Chamfort ist Schopenhauers Pessimismus Ausdruck seiner Wesensart, doch in einer wesenhaft verschiedenen Weise. Chamforts pessimistische Lebensanschauung gestaltete sich ihm im Zusammenleben mit der Gesellschaft, innerhalb seiner gesellschaftlichen Beziehungen; ich bezeichnete sogar seinen Pessimismus als den Ausdruck seiner gescheiterten Machtpolitik. Eine positivistische Zusammenordnung gesellschaftlicher Erfahrungstatsachen führte ihn zum Pessimismus. Ganz anders bei Schopenhauer: sein Pessimismus beruhte auf einer metaphysischen Deutung des Lebens und der Welt. Ihr muss ich mich ganz kurz zuwenden, um die Berechtigung meiner Behauptung nachzuweisen.

Das metaphysische und das erkenntnistheoretische Bedürfnis trieben Schopenhauer, hinter der Vielheit der in Raum und Zeit erscheinenden Dinge das einheitliche Wesen zu suchen, das zur Erscheinung kommt. Er erkannte, dass von aussen her dem Wesen der Dinge nimmermehr beizukommen ist. Den Schlüssel zur Erkenntnis des innersten Wesens der Natur fand er nur im eigenen Ich. In unserm Ich, da ist es uns nach ihm möglich, das „Ding-an-sich“, an das Kant nicht herankam, zu erfassen. Durch Selbstanschauung erfassen wir uns in unserm tiefsten Wesen als Willen, als Willen zum Leben: „Ding an sich aber ist allein der Wille“ (II 41)[1]. Blindes Drängen und finsteres, dumpfes Treiben, ein Wollen um des Wollens willen bildet den alleinigen Kern unseres seelischen Seins und zugleich das innere Wesen der Welt. Selbst die Erkenntnis geht ursprünglich aus dem Willen hervor. Der Wille, er ist das „Ein und Alles“, doch keine göttliche Kraft, sondern ein blindes, finsteres und darum unseliges Wesen. Denn zum Wesen des Willens, der ein endloses Streben ist, gehört Abwesenheit alles Zieles, aller Grenzen. Nie weiss der Wille, was er überhaupt will; „jeder einzelne Akt hat einen Zweck, das gesamte Wollen keinen“ (II 199).

Diese metaphysische Lehre vom Willen musste im Pessimismus münden. Für ihn bringt uns Schopenhauer sowohl eine empirische als auch eine apriorische Begründung. Den empirischen Nachweis führt er aus der alltäglichen Erfahrung, dass die Welt, nach menschlichem Mass gemessen, voll Leiden ist. Das Leben ist ja keineswegs ein Geschenk zum Geniessen, sondern „eine Aufgabe, ein Pensum zum Abarbeiten, und dementsprechend sehen wir, im grossen wie im kleinen, allgemeine Not, rastloses Mühen, beständiges Drängen, endlosen Kampf, erzwungene Tätigkeit, mit äusserster Anstrengung aller Leibes- und Geisteskräfte“ (III/IV 370). Das Missverhältnis zwischen der Mühe und dem Lohn ist offenbar, und trotzdem harrt das zahllose Menschengeschlecht, das unablässig sich rührt, treibt,

---

[1]) Ich zitiere Schopenhauer nach der Ausgabe seiner sämtlichen Werke von Max Frischeisen-Köhler, Berlin, A. Weichert.



drängt, quält, zappelt und die gesamte tragikomische Weltgeschichte aufführt, in seiner Existenz, so lange als nur jedem möglich, aus. Not und Langeweile sind die Peitschen, die die Bewegung des Lebens aufrechterhalten. Unsere Lebenserfahrungen müssen uns zeigen, dass „diese Menschenwelt das Reich des Zufalls und des Irrtums ist, die unbarmherzig darin schalten, im grossen wie im kleinen, neben welchen aber noch Torheit und Bosheit die Geissel schwingen“ (II 367). Jede Lebensgeschichte ist eine Leidensgeschichte: „Vielleicht wird nie ein Mensch, am Ende seines Lebens, wenn er besonnen und zugleich aufrichtig ist, wünschen, es nochmals durchzumachen, sondern, eher als das, viel lieber gänzliches Nichtsein erwählen“ (II 367). „Alles im Leben gibt kund, dass das irdische Glück bestimmt ist, vereitelt oder als eine Illusion erkannt zu werden“ (III/IV 592). Im kleinen wie im grossen stellt sich das Leben als ein fortgesetzter Betrug dar; von immer neuen Hoffnungen genarrt, die, selbst wenn sie erfüllt werden, uns nie befriedigen, taumeln wir durch des Lebens „labyrinthisch irren Lauf“ hindurch dem Tode entgegen.

Eine empirische Bestätigung seines Pessimismus im grossen sucht Schopenhauer durch die Betrachtung der organischen Natur. In ihr tobt ein Kampf um Leben und Tod, der Kampf ums Dasein. Ueberall in der Natur sehen wir „Streit, Kampf und Wechsel des Siegs“ (II 180). Jedes Wesen nährt sich von einem andern; jedes Wesen macht dem andern die Materie, den Raum, die Zeit streitig. denn jedes Wesen hat den Drang in sich, seine Idee zu offenbaren und kann sein Dasein nur durch die Aufhebung eines fremden erhalten. Nur durch die Ueberwindung niederer Erscheinungsformen steigt der Wille zu höheren Stufen des Daseins auf. Durchgängig zehrt so der Wille an sich selber und ist in verschiedenen Gestalten seine eigene Nahrung. Jedes Wesen nährt sich vom Leide des andern.

Doch Schopenhauer will uns nicht etwa nur mit empirischen Gründen zum Pessimismus überreden; das ist das, was ihn von Chamfort scheidet, sondern er will ihn sogar aus Gründen a priori beweisen. Das erste, was gegen das Leben sprechen soll, ist die Nichtigkeit der Zeit, der allgemeinen Form des Daseins. Das menschliche Individuum findet sich in die unendliche Zeit als endliche, folglich verschwindende Grösse hineingeworfen. Sein eigentliches Dasein ist nur in der Gegenwart, deren ungehemmte Flucht in die Vergangenheit ein steter Uebergang in den Tod, ein stetes Sterben ist. Unter seinen Händen wird die Gegenwart beständig zur Vergangenheit; die Zukunft hingegen ist ganz ungewiss und immer kurz. So ist sein Dasein ein stetes Hineinstürzen der Gegenwart in die tote Vergangenheit, ein stetes Sterben. Darum muss die Gegenwart stets unbefriedigend sein.

Das zweite, was nach Schopenhauer a priori nur die Möglichkeit des Pessimismus lässt, ist die Negativität der Lust, die Nichtigkeit der Gefühle der Befriedigung. „Alle Befriedigung, oder was man gemeinhin Glück nennt, ist eigentlich und wesentlich immer nur negativ und durchaus nie positiv“ (II 362). Alles Streben entspringt aus Mangel, aus Unzufriedenheit mit unserm Zustand, ist also Leiden, solange es nicht befriedigt ist; mit der Befriedigung hört jedoch der Wunsch auf, somit entschwindet auch der Genuss. Befriedigung, oder Beglückung, kann daher nie mehr sein als die Befreiung von einem Schmerz, einer Not. Das Positive ist so nur der Mangel, das Entbehren, das Leiden. Mit der Befriedigung tritt nur ein kurzes Stillestehen des Willensdranges und des Begehrens ein, doch darin liegt sofort der Ausgangspunkt zu neuem Leid und neuem Streben. Zwischen dem Schmerz und der Langeweile schwingt das menschliche Leben gleich einem Pendel hin und her. „Das Streben sehen wir überall vielfach gehemmt, überall kämpfend; solange also immer als Leiden; kein letztes Ziel des Strebens, also kein Mass und Ziel des Leidens“ (II 352). Wesentlich muss somit alles Leben Leiden sein.

Als Ganzes gesehen, ist Schopenhauers Pessimismus eine metaphysisch begründete Lehre vom Wesen und Wert des Lebens und der Welt, die der Mensch gewinnen kann, wenn er in sich Einkehr hält, wenn er sich in innerster Selbstbesinnung sammelt. Wie anders war demgegenüber Chamforts Pessimismus, der sich auf positivistisch verbundenen Erfahrungsbestandteilen gesellschaftlicher Beziehungen aufbaute! Der verschiedenen Tiefe des Pessimismus dieser beiden Menschen wird auch eine verschiedene Auffassung vom Leben entsprechen. Ebenso werden wir bei ihnen eine verschiedene Lehre der Befreiung und Erlösung vom Leid nachweisen können. Auf eine kurze Herausstellung dieser Hauptgegensätzlichkeiten will ich mich beschränken.

Chamforts Auffassung des Lebens ist — echt französisch — wesentlich eine Auffassung des gesellschaftlichen Lebens. Dies Leben der Gesellschaft stellt sich ihm dar, wie wir bereits sehen, als ein Kampf um die Macht. Jeder versucht, sich mit allen Mitteln, über die er verfügen kann, durchzusetzen und die Nebenbuhler an die Wand zu drücken. Doch kein Mensch zeigt dabei seine wahre Menschlichkeit; sie alle tragen Masken, sie alle erscheinen nur als „Personen“, sie alle spielen Rollen, sie alle sind nur Gäste auf einem Ball, Schauspieler in einem Schauspiel, in der grossen „comédie humaine“. Kein Mensch, und sei er der ehrlichste und anständigste, kann sich des Zwanges zum Schauspielern enthalten: „La fortune et le costume qui l'entoure, font de la vie une représentation au milieu de laquelle il faut qu'à la longue l'homme le plus honnête devienne comédien malgré lui“ (S. 26). Halten wir das fest: dem

französischen Pessimisten erscheint das Leben, d. h. das gesellschaftliche Leben, als eine „comédie humaine“.

Schopenhauers Blick, mit dem Chamforts verglichen, ist viel weiter, umfassender: er ringt nach einer einheitlichen Lebens- und Weltanschauung. Das Leben erscheint ihm, ähnlich wie dem beschränkteren Chamfort, als ein Kampf, als ein Ringen um Macht. Die Welt ist Wille; doch uns ist es nur in unserm innersten Erleben gegeben, bis an den Willen, an das Ding-an-sich, das Unbedingte, vorzudringen. Sonst steht uns die Welt gegenüber als Vorstellung, die wir in uns erzeugen. Doch die Welt als Wille und Vorstellung, als metaphysische Einheit zusammengefasst, trägt den Charakter einer Tragödie. Auch das Leben eines jeden Menschen ist, wenn wir es in metaphysischer Zusammenschau überblicken, eine Tragödie, mag es auch im einzelnen betrachtet, ein Lustspiel sein. „Das Treiben und die Plage des Tages, die rastlose Neckerei des Augenblicks, das Wünschen und Fürchten der Woche, die Unfälle jeder Stunde, mittels des stets auf Schabernack bedachten Zufalls, sind lauter Komödienszenen. Aber die nie erfüllten Wünsche, das vereitelte Streben, die vom Schicksal unbarmherzig zertretenen Hoffnungen, die unseligen Irrtümer des ganzen Lebens mit dem steigenden Leiden und dem Tode am Schlusse, geben immer ein Trauerspiel“ (II 365). Der Tiefenunterschied des Chamfortschen und des Schopenhauerschen Pessimismus wirkt sich so in einer verschiedenen Auffassung des Lebens aus: dem positivistischen Erfahrungspessimismus Chamforts entspricht die Auffassung des Lebens als „comédie humaine“. Solange Schopenhauer den Blick noch auf das Einzelne gerichtet hält, ist ihm diese Auffassung nicht fremd, doch sobald er als deutscher Mensch sich zu einer einheitlichen, metaphysischen Auffassung des Lebens getrieben fühlt, kann er das Leben nur noch begreifen als ein Trauerspiel.

Ueberall, wo man eine pessimistische Lebensauffassung findet, wird man auch das Streben beobachten, dem Pessimismus eine Lehre vom doch möglichen Glück, eine Erlösungslehre entgegenzusetzen. Anders ist menschliches Leben nicht möglich. Der besonderen Art des Pessimismus wird auch wieder die jeweilige Glück- und Erlösungslehre entsprechen. So auch bei Chamfort und Schopenhauer.

Es scheint mir, als ob es Chamfort auf drei Wegen möglich war, sich mit dem Leiden in der Welt abzufinden. Der erste Weg war der eines leichten Epikureismus, eines leichten Geniessertums. Es muss uns seltsam erscheinen, wie es Chamfort gelingen konnte, neben seinem Pessimismus sich doch auch dem weltfreudigen Leben hinzugeben. Es scheint mir diese Art uneinheitlicher Lebensführung etwas besonders Französisches an Chamfort zu sein. Nebeneinander stehen in ihm die Gegensätze des Pessimismus und des praktischen Lebensgenusses, so wie der Franzose nebeneinander Skeptiker und

Dogmatiker, Sensualist und Rationalist ohne aufhebende Synthese sein kann. Dem Lebensgenuss gibt sich Chamfort hin: „Quand on a été bien tourmenté, bien fatigué par sa propre sensibilité, on s'aperçoit qu'il faut vivre au jour le jour, oublier beaucoup, éponger la vie, à mésure qu'elle s'écoule“ (S. 32). In zeitlicher Aufeinanderfolge stehen hier Pessimismus und Lebensgeniessertum hintereinander, allein durch den Ablauf der Zeit in einem Menschen vereinigt. Mögen auch mit den Illusionen der Jugend die absoluten Freuden entschwinden, ihm bleiben doch noch relative: „Le temps diminue chez nous l'intensité des plaisirs absolus, comme parlent les métaphysiciens; mais il paraît qu'il accroît les plaisirs relatifs“. Mag das Leben auch oft düster und leidensvoll erscheinen, man halte sich an die Freuden, die sich noch auffinden lassen und geniesse den Tag.

Der zweite Weg des Sich-Abfindens mit dem Elend der Welt ist der geistiger Erhebung über die Welt; man muss sich dazu erheben, das gesellschaftliche Leben als eine „comédie humaine“ anzuschauen, und man wird wieder lachen können: „En voyant ce qui se passe dans le monde, l'homme le plus misanthrope finirait par s'égayer, et Héraclite par mourir de rire“ (S. 45). Und darum: „La plus perdue de toutes les journées est celle où l'on n'a pas ri“ (S. 19).

Der dritte Weg, den Chamfort aus seiner pessimistischen Weltanschauung heraus suchte, scheint mir der tiefste zu sein, den zu gehen seine Natur fähig war. Aus der Kampfnatur des gesellschaftlichen Lebens und seinem eigenen Machtwillen entstanden ihm seine Leiden und Schmerzen; Verneinung seines Machtwillens und Abwendung vom gesellschaftlichen Leben mussten ihn vor diesen Leiden bewahren können. Das ist der dritte Weg, den er zu gehen versuchte. Die Erkenntnis dieses Weges drückt sich aus in den Worten: „Les prétentions sont une source de peines, et l'époque du bonheur et de la vie commence au moment où elles finissent“ (S. 14); glücklich kann man nur werden, wenn man „calme et tranquille“ wird. Will man als Glied der Gesellschaft glücklich werden, „il y a des côtes de son âme qu'il faut entièrement paralyser“ (S. 26). Nach Ruhe sucht er, als er sich vom Kampf des Lebens abwendet; Ruhe bedeutet für ihn jetzt soviel wie Glück: „La retraite assurera en même temps votre repos, c'est-à-dire votre bonheur“ (S. 323). Diesen Weg einer inneren Umwandlung hat er zeitweise zu gehen versucht, trotzdem es ihm bewusst war, dass jene Ruhe, nach der sein lebensmüdes Herz verlangte, nur ein Kirchhofsglück sein konnte, „le bonheur des morts“ (S. 194).

Fragen wir uns, wieso es Chamfort möglich war, in immer wiederkehrendem Wechsel jene von uns beschriebenen, einander gegensätzlichen seelischen Haltungen einzunehmen, pessimistisch oder auf drei verschiedenen Wegen nach dem Glück suchend, dann können wir die Erklärung dafür nur in der seelischen Struktur Chamforts

finden. Französische Seelenkunde nur kann uns hier den Weg des Verständnisses bahnen. Schon Montaigne hatte gesagt: „L'homme est ondoyant", und da fügt Chamfort hinzu: „J'étais de fer pour repousser le mal, je suis de cire pour recevoir le bien. Les différentes philosophies sont bonnes, il ne s'agit que de les placer à propos, Zénon n'avait pas tort, Epicure avait raison" (S. 325). Und so hatte auch Chamfort recht.

Schopenhauer sucht ebenfalls Erlösung von dem Leiden in der Welt. Aus dem unseligen Drängen und Treiben der Dinge, dem furchtbaren Kampf des Lebens muss es Befreiung, Erlösung geben. Für ihn, dessen Pessimismus metaphysisches Lebens- und Weltgefühl ist, kann es nur einen grossen Weg der Erlösung geben, die Befreiung vom Willen. Zwei verschiedene Stufen weiss er da zu unterscheiden: vorübergehend und nur auf Augenblicke befreit uns die Kunst von dem Drange und der Not des Willens; vollständig und für immer können wir uns selbst von der Welt befreien, aus ihr retten, durch innere Umkehr unseres Wesens, durch Abtötung des Willens.

Die Kunst vermag uns, sagt Schopenhauer, von der Lebensqual zu erlösen, doch nur für Augenblicke. Im künstlerischen Anschauen findet die Befreiung des Erkennens vom Dienste des Willens, das Vergessen seiner selbst als Individuums und die Erhöhung des Bewusstseins zum reinen, willenlosen, zeitlosen, von allen Relationen unabhängigen Subjekts des Erkennens statt. Beim Eintreten der ästhetischen Auffassung macht sich der Mensch vom Zwang des Willens frei; in dem Augenblicke schweigt des Menschen Wille still, da schaut er, frei von Begierden und Schmerzen, das reine Wesen der Dinge, die Objektivationen des Willens, die Ideen. So bringt die Kunst auf Augenblicke Erlösung vom Leben.

Dauernd frei von der Unseligkeit des Lebens können wir aber nur werden, wenn wir den Willen selbst verneinen. Selig muss das Leben eines Menschen sein, dessen Wille nicht auf Augenblicke, wie beim Genuss des Schönen, sondern auf immer beschwichtigt und erloschen ist. Indem das Leiden die Form blosser reiner Erkenntnis annimmt und sodann diese als „Quietiv" des Willens wahre Resignation herbeiführt, wird es zum Weg zur Erlösung. Dann tritt gänzliche Selbstaufhebung und Verneinung des Willens, Abtötung aller Triebe, insbesondere des Geschlechtstriebes, ein. Der Mensch, der sich so in freier Tat aufhebt durch die Vernichtung seines Willens, des metaphysischen Mittelpunktes seines Wesens, hat sich erlöst auf ewig; er kann eingehen ins Nichts, ins Nirvana: „Kein Wille, keine Vorstellung, keine Welt".

Das ist Schopenhauers Erlösungsbotschaft, eine metaphysische Lehre, die aus seiner pessimistischen Auffassung des Lebens und der Welt, die selbst eine Metaphysik war, hervorgewachsen ist. Wie



verschieden ist sie von der Chamforts, des Franzosen, der im Kreis des gesellschaftlichen Lebens und der gesellschaftlichen Probleme befangen bleibt! Wo Chamfort bei den deutlich greifbaren Beziehungen verharrt, da dringt Schopenhauer als Deutscher in die Tiefen des Lebens ein und sucht hinter den Dingen das wahre Wesen der Welt.

Jene Gegensätzlichkeiten zwischen Chamfort und Schopenhauer, die ich bisher aufzeigen konnte, liessen sich noch weiter verfolgen und ausführen. Immer wieder würde man gewahr werden, wie sich in der einzelnen Erscheinung der tiefe Gegensatz zwischen Chamfort und Schopenhauer auswirkt, der nicht überbrückbar ist, weil er auf metaphysischem Grunde beruht, auf dem verschiedenen Volkstum dieser beiden Menschen. Chamfort und Schopenhauer stehen sich als Vertreter der französischen und der deutschen Wesensart gegenüber.

Beide traten sie hervor in den Zeiten sich auflösender Kulturen, Chamfort am Ende der klassischen französischen Kultur, Schopenhauer am Ausgang der Blüte der deutschen Kultur. Beiden war gemeinsam das tief pessimistische Lebensgefühl, doch wie verschieden in seiner Art und seinem Inhalt bei dem Franzosen Chamfort und bei dem Deutschen Schopenhauer! Der Franzose hat den Blick auf das gesellschaftliche Leben gerichtet; er tritt uns vor allem als Soziologe entgegen; daraus ergibt sich eine ungeheure Beschränktheit seiner geistigen Möglichkeiten. Von den einzelnen Tatsachen seiner gesellschaftlichen Erfahrungen geht er aus; im Positivismus befangen, glaubt er in ihnen den Sinn des Lebens, des gesellschaftlichen Lebens, erkennen zu können. Ganz anders die geistige Art des Deutschen, Schopenhauers. Wohl bewegt er sich zeitweise auch in der geistigen Sphäre des Franzosen, in der Welt der gesellschaftlichen Tatsachen; seine *Aphorismen zur Lebensweisheit* spiegeln diese Möglichkeit wider; doch die Tatsachen, die positivistischen Elemente sind ihm nichts Endgültiges, nichts Letztes. Mit dem ursprünglich deutschen Erkenntnisstreben sucht er hinter den Erscheinungen das, was erscheint, das Erscheinende, das „Ding-an-sich", das Unbedingte. Zugleich ist er nicht in Gesellschaftlichkeit befangen; sein Blick umfasst die ganze Weite des Lebens, die Unendlichkeit des Weltalls. Aus metaphysischem Drange sucht er das, was Einheit der Lebens- und Weltanschauung in sich tragen kann, was Grund alles Lebens und Seins sein mag. Er kann gar nicht anders, ist ihm doch der Mensch „ein animal metaphysicum" (III 165) und lautet doch nach ihm das notwendige Credo aller Gerechten und Guten: „Ich glaube an eine Metaphysik" (III 182).

In Chamforts positivistischem Auge erscheint das gesellschaftliche Leben als ein Kampf, ein ewiger Kampf aller gegen alle; jeder will sich durchsetzen, will Ansehen und Ruhm erlangen. Nach Scho-

penhauers Metaphysik ist das Leben überhaupt ein Kampf, doch der einzelne Mensch kämpft nicht, um für sich Vorteile vor den andern herauszuschlagen, sondern weil sein Wesen Wille ist, weil es in ihm treibt, weil Leben in Willensbetätigung besteht. Der Mensch ist nur ein Glied der Welt, die als Ganzes ihrem Wesen nach ja Wille ist. Bei Chamfort dem Franzosen: gesellschaftliche Betrachtungen, bei Schopenhauer dem Deutschen: Weltanschauung.

Einem Chamfort, der von den alltäglichen Erfahrungen ausgeht und als Erfahrungspessimist dem Leben gegenübersteht, ist es möglich, trotz seines Pessimismus das menschliche Leben als eine „comédie humaine“ aufzufassen. Auch darin zeigt er sich als echter Franzose. Aehnlich standen ein Montaigne, ein Rabelais, ein Molière, ein La Bruyère, ein Voltaire, ein Balzac, ein A. France dem menschlichen Leben gegenüber. Der Franzose will sich nicht aufgeben, will sich nicht hingeben, will dem Leben gegenüber geistige Ueberlegenheit bewahren. Dem dient der Gedanke der „comédie humaine“. Schopenhauer hingegen, der als Deutscher in der Bewegtheit des Lebens mitten innesteht, alles Leid der Welt in sich aufgenommen hat, der am Leben tief innerlich leidet, konnte das Leben als Ganzes nur als Tragödie auffassen. Auch hier war ihm Chamforts Art, das Leben zu beurteilen, nicht ganz fremd; solange er nur das Einzelne im Leben erblickte, vermochte er es, sich am Leben zu erheitern und über es zu lachen. Doch ihm war es, als Deutschen, nicht gegeben, dabei stehen zu bleiben; das Leben als Ganzes konnte ihm nur als Tragödie erscheinen. Hier steht er zusammen mit vielen der Deutschen, die uns den Sinn des Lebens am tiefsten erfasst zu haben scheinen; Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist, Novalis, Hebbel, Wagner, Nietzsche lebten in diesem Bewusstsein; Goethes *Faust* fasst ja den Lebenslauf des deutschen Menschen als Tragödie.

Bei Chamfort fanden wir verschiedene Möglichkeiten, sich mit dem Leben abzufinden; wir erkannten, dass ihm das möglich war, weil er Franzose war. Ihm als Franzosen fehlte es an dem inneren Zwang zur Einheit. Er lässt jene eigentümlich französische Seelenhaftigkeit erkennen, die E. Wechssler mit dem Begriff „âme en compartiments“ zu fassen sucht, und aus der heraus erst ein Descartes, ein Pascal, ein Voltaire, ein Comte sich dem deutschen Verständnis erschliessen. Schopenhauer hingegen, der deutsche Mensch, zeigt auch hier jenes deutsche Einheitsstreben; seine Lehre von der Erlösung steht eingegliedert da in das Ganze seiner metaphysischen Welt- und Lebensauffassung. Chamfort in seiner Lehre vom doch möglichen Glück des Geniessens oder dem Glück beschaulicher Ruhe findet sich mit seinem Pessimismus ab; in seiner Auffassung des Lebens als einer „comédie humaine“ sucht er nach einer Meisterung des Lebens. Anders Schopenhauer der Deutsche. Ein blosses Abfinden mit dem Leben, ein leichtes Meistern des Lebens, ein bequemer

Rückzug aus dem Leben ist ihm nicht möglich; er strebt nach ganzer, ungeteilter Ueberwindung. Das analytische Nebeneinandersetzen verschiedener Möglichkeiten durch den Franzosen steht dem Synthetisch-Ueberwindenden des Deutschen gegenüber.

Die innere Gegensätzlichkeit der Naturen Chamforts und Schopenhauers, die ich aufzuzeigen versuchte und die wir im tiefsten Sinne in ihrer volkheitlichen Bedingtheit und Verwurzelung begründet fanden, wird uns jetzt die Art der Schätzung verstehen lassen, die Chamfort bei Schopenhauer genoss. Alle Stellen, an denen Schopenhauer Chamfort heranzieht, lassen uns erkennen, dass Schopenhauer Chamfort als Kenner des Menschen und des gesellschaftlichen Lebens, als Anthropologen schätzte. Bei ihm fand er manche Beobachtung, die er für scharf und richtig hielt. Zu verschiedenen Malen dient ihm Chamfort dazu, Beispiele für seine allgemeinen Sätze zu liefern. In jener Schicht seines geistigen Lebens, in der er auf das Tatsächliche menschlichen Lebens seine Blicke richtete, da konnte er Chamfort schätzen, doch dorthin, wo im Grunde seiner Seele seine Metaphysik ihre Wurzeln hatte, wo sich seine Weltanschauung zu entfalten begann, konnten die frechen Worte eines Chamfort nicht eindringen, da sprachen Goethe und Kant und Platon zu ihm.

Nicht nur ein Chamfort war aus dem Grunde seiner Seele ausgeschlossen; keinen einzigen Franzosen wird man finden können, der im Metaphysischen zu Schopenhauer hätte sprechen können. Er schätzte die Franzosen als Anthropologen, als Menschenkenner, so einen Montaigne, einen Larochefoucauld, einen Labruyère, einen Helvétius, und in dieser Weise auch einen Voltaire, doch in das Innere seiner Seele konnten sie keinen Einlass erhalten. Den Grund hierfür wird man unschwer einsehen: das was für Chamforts Verhältnis zu Schopenhauer gilt, das ist wesentlich auch grundlegend für Schopenhauers Verhältnis zu Frankreich und seiner Kultur überhaupt.

Doch auch Schopenhauer, das dürfen wir jetzt sagen, ist nur eine Erscheinungsform des deutschen Wesens; Wesentliches daher, was für Chamforts Verhältnis zu Schopenhauer gilt, gilt überhaupt für das Verhältnis französischer Art zum deutschen Wesen.

Berlin. Paul Hartig.

Viktor Hugos *Wahl zwischen den beiden Völkern.*

Mitten in der Belagerung von Paris, am 2. Januar 1871, schrieb Viktor Hugo in der *Année terrible* das Gedicht *Choix entre les deux nations* (enthalten in der weitverbreiteten Auswahl französischer Gedichte von Gropp und Hausknecht, Leipzig, Renger), das uns einen bedeutsamen Einblick in seine Seele tun lässt und uns besonders wertvoll ist wegen der Beurteilung deutscher Kultur und



deutschen Volkstums. Er hatte ja schon im Vorwort zu *Le Rhin* gesagt, wenn er nicht Franzose wäre, wollte er Deutscher sein, und er wiederholte diese Aeusserung in einem Briefe vom Jahre 1845 an den Frankfurter Buchhändler Sauerländer, der damals eine Uebersetzung seiner Werke herausgab. Freilich empfiehlt er in einem andern Gedicht jener Zeit seinen Landsleuten, den Deutschen nicht eher wieder die Hand zu reichen, ehe die Franzosen ihnen nicht den Fuss auf den Nacken gesetzt hätten. Aber dem Eindruck der überragenden Grösse unseres Volkes hat er sich nicht entziehen können; das beweisen viele Stellen in seinen Briefen und seinen Schriften. Das folgende Gedicht schildert in siebenundsechzig und einem halben Verse mit überschwenglichem Lobe und, von Begeisterung hingerissen, in oft dunkler Sprache, die das Wort „Schatten“ liebt, unser Volk. Der letzte halbe Vers der achtundsechzigsten Zeile bricht dann in den verzweifelten Schrei eines todwunden Herzens aus: *O ma mère!*

Das für uns äusserst wertvolle Gedicht ist meines Wissens erst zweimal ins Deutsche übersetzt worden: 1883 in der *Zeitschr. f. neufranzös. Sprache u. Literatur,* Bd. 5, 42—43 von C. Humbert und 1916 in Heinrich Fränkels Buch *Deutschland im Urteil des Auslandes früher und — jetzt* (München, G. Müller), S. 96—98 von Karl Kröll (ursprünglich in Schwaners *Volkserzieher*). Aber jener verwendet andern Rhythmus — was ja allerdings nicht vom Uebel ist — und dieser vermeidet ganz den Reim — wogegen sich ebenfalls nicht immer ernstlich etwas einwenden liesse. Die folgende Uebersetzung behält das ursprüngliche Versmass und den Reim bei und bemüht sich, recht wörtlich zu sein, um die Schönheiten und Schattenseiten des Gedichtes klar hervortreten zu lassen. Nur die 14. Zeile fasst die 13. und 14. französische zusammen:

Barberousse chez toi n'empêche pas Schiller;
L'empereur, ce sommet, craint l'esprit, cet éclair.

und gibt ihren tieferen Gehalt wieder, weil nach allgemeiner Ansicht die Namen Barbarossa und Schiller darin als Typen aufzufassen sind. Aber die Verse 17 und 63 z. B. sind beinahe Wort für Wort wiedergegeben worden, obwohl sie auch im Urtext eigentlich höchst abgeschmackt klingen. — Creszentius im 13. Verse (vgl. 2. Thimoteus 4, 10) hat nach katholischer Sage in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts im Rheingau das Christentum verkündet. Wer Spillyre im 53. Verse ist, hat bisher niemand ermitteln können. Im übrigen verweise ich auf die Erläuterungen, die K. A. M. Hartmann gegeben hat in der *Zeitschr. f. neufranz. Sprache u. Lit.,* Bd. 8 (1886), 68—78.

1. An Deutschland.

Es gibt kein andres Volk, das deine Grösse hätte.
Einst, als die Erde war nur eine Schreckensstätte,
Da herrschte überall Gewalt, doch Recht bei dir.
Ein Schattendiadem ist deiner Stirne Zier
5 Der hehren; aber doch, o Deutschland, strahlst du ganz

Wie Indiens Märchenpracht in wundersamem Glanz.
Blauäugiger Menschen Land, o du erhabener Schein
Im Schattengrund Europas, es hüllt dich strahlend ein
Der Ruhm, doch ungestalt und herbe, ungeheuer;
10 Hoch auf dem Riesenberg strahlt deines Leuchtturms Feuer.
Und wie der Adler schwebt zum fernsten Ozean,
So führt dein Fittich dich von Höh' zu Höh' hinan.
Creszentius, dem Apostel, geht Huss, der Weise nach;
An grossen Herrschern nicht noch Dichtern dir's gebrach.
15 Nein, nichts verdunkelt hier, o Deutschland, deine Tage,
Und unserm Karl, ihm hält dein Wittekind die Wage,
Und dieser Karl ist selbst ein wenig dein Soldat.
Zuzeiten schien's, als lenkte ein Glücksstern deinen Pfad.
Und Völker sahen es — o du fruchtbarer Krieger!
20 Des Doppeljochs der Welt, das auf ihr lastet, Sieger!
Du, dessen Eisenfaust umspannt das Morgenrot! —
Wie sich dem Cäsar Hermann, dem Peter Luther bot.
Wie ritterlich die Eiche den schwachen Efeu stützt,
Hast du das alte Recht Besiegter lang geschützt;
25 So wie man Silber mengt hinein ins Erz und Blei,
So wusstest du zu schmelzen e i n e i n z i g Volk und frei,
Aus zwanzig Völkern: Hunnen, dem Dacier, dem Sigamber;
Es gibt der Rhein dir Gold, die Ostsee dir den Amber!
Dein Atem ist Musik und Wohlklang, Weihrauch, Seele;
30 Es tönt im Weihgesang, der mächtig deiner Kehle
Entströmt, des Adlers Schrei und sanftes Lerchenlied.
In deiner Burgen Trümmern des Schwärmers Auge sieht
Ein Schattenbild vom Drachen und von dem alten Ritter
Auf deiner Berge Höhn, umschattet vom Gewitter.
35 Nichts ist so frisch, bezaubernd wie deiner Wiesen Grün,
Wenn sich die Nebel öffnen im ersten Morgenglühn.
Das Dörfchen schläft, vom Fittich der Herrenburg geschützt.
Die Jungfrau, die sich abends am Brunnenrande stützt,
Sieht wie ein blonder Engel anbetungswürdig aus.
40 Wie ein auf seltnen Säulen erbautes Gotteshaus
So steht dies Deutschland auf zweitausend Leidesjahren,
Und deren Schatten doch des Glanzes Wiege waren.
Mehr Helden hat es als der Athos Felsenspitzen;
Dies Deutschland ragt empor bis dahin, wo mit Blitzen
45 Der Sterne Licht sich mischt in hehrer Wolkenpracht;
Und seine Speere ragen gleich wie ein Wald zur Nacht.
Hoch schwebt zu seinen Häupten der Siegestrompete Klang,
Und gross wie die Geschichte ist seiner Sagen Sang;
In Thüringen, wo Thor zum Kampf legt ein den Speer,
50 Irrt Ganna, die Druidin, mit wirrem Haar umher.
Und wo in Flammenblitzen des Stromes Woge zieht,
Erklingt in dunklem Grunde der Elfen Zauberlied.
Der Taunus, wo Spillyre den nackten Fuss im Gras
Sich trocknete, der Harz, wo einst Velleda sass,
55 Erschauern noch in herber, göttlicher Traurigkeit,
Mit der die tiefen Wälder die Seherin geweiht;
Ein düstres Eden steht der Schwarzwald da zur Nacht.

Der Mondschein auf den Ufern des Neckars plötzlich macht
Die Bäume lebend, singend, belebt von lauter Feen.
60 O Deutsche, Eure Gräber stehn da wie Siegestrophäen;
Gebeine wie von Riesen ist Eurer Ahnen Saat.
Seid stolz, Ihr Deutschen! Lorbeer lohnt Euch für jede Tat.
Allein ein Riesenfuss passt Euch für die Sandale.
Hellglänzende Bemalung, der Ruhm auch, der feudale,
65 Ist Eurer Helme Gold und Wappenschmuck zugleich.
Was Cocles ist für Rom, gilt Galgacus bei Euch.
Hat Griechenland Homer, fällt Euch Beethoven zu.
Deutschland ist machtvoll, stolz.

2. An Frankreich.
O meine Mutter du!

Berlin. Hermann Kügler.

Erfahrungen im Anfangsunterricht.[1])

Auf Wunsch des Direktors habe ich es unternommen, Ihnen in zwangloser Form von den Erfahrungen zu erzählen, die ich seit über dreissig Jahren hier im fremdsprachlichen und besonders im englischen Anfangsunterricht gemacht habe, seit 1910 auch an der Handels-Hochschule, der späteren Universität der Stadt Köln. Ich beschränke mich auf die Schüler. Bei der Mehrzahl der Hochschüler, die schon englische Vorkenntnisse mitbrachten, zeigte sich, wie bei den meisten der von auswärts zu uns kommenden Schüler, dass auf dem Gebiet des englischen wie des französischen Elementarunterrichts, mit dem Apostel zu reden, noch viel Verdienst übrig ist.[2])

Wie auf allen Gebieten, ist auch hier der erste Unterricht von grundlegender Bedeutung. Nur der fähigste Lehrer — eine Mahnung an die nicht neusprachlichen Direktoren — sollte diesen Unterricht geben! Was hier verfehlt wird, ist in späteren Klassen und erst recht nachher im Leben nie wieder nachzuholen. Es ist viel leichter, etwas Neues zu lehren, als etwas falsch Angewöhntes wieder abzugewöhnen. Im vorigen Schuljahr erfuhr ich das besonders deutlich an einer Gymnasial-Oberprima im Französischen. Es war ein combat à outrance, und ich musste schliesslich die Waffen strecken. Eigentümlichkeiten der Aussprache im einzelnen Wort und erst recht im zusammenhängenden Satz müssen in jeder Klasse gelegentlich, Gelegenheit bietet sich in jeder Stunde, wiederholt werden, damit sie dem Schüler langsam in Fleisch und Blut übergehen. Es bedarf da unermüdlicher Aufmerksamkeit und unverdrossener Arbeit. In jener

---

[1]) In einer Sitzung der Studienreferendare mitgeteilt.

[2]) Als Mitglied des Prüfungsamts an der Universität stelle ich seit einigen Jahren Aehnliches bei den Kandidaten fest: mittelmässige Aussprache ist die Regel.

Prima gelang es mir nicht einmal mehr, einzelnen die Nasale anzugewöhnen, von den a- und i-Lauten oder gar den Elementen der Satzbetonung nicht zu reden. Sie lasen eben den Satz mit deutscher Intonation. Sie verfielen immer wieder in die Aussprache, wie sie sie gelernt oder vielmehr nicht gelernt hatten. Sehr beherzigenswert äusserte sich über derartige Fehler mein Namensvetter in der *Monatsschrift f. höh. Schulen 1921.* Wenn ich hier wage, auf das eine oder andere aus meiner Erfahrung hinzudeuten, fürchte ich, es ist nicht viel Neues darunter für Sie. Auch das ausführlichste Mitteilen von Einzelerfahrungen soll Sie nicht abhalten, sondern vielmehr anregen, das bessere zu tun, nämlich selbst welche zu machen, selbst auch Hand an sich zu legen: Dir passt nur der eigene Schuh, und wo er dich drückt, weiss niemand besser als du.

Es ist zweifellos besser geworden, wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke. Der Rektor der Bürgerschule, die ich besuchte, hatte immer junge Franzosen und Engländer als Zöglinge, die mit uns zusammensassen. Da fiel mir bald auf, dass ihre Muttersprache, besonders wenn sie untereinander sich unterhielten, ganz anders klang, als unser Rektor und wir sie sprachen. Ich versuchte zu Hause, dann in der Schule, die fremdartigen Laute nachzuahmen. Aber der Lehrer verbesserte mich sofort und energisch, es hiesse z. B. *roa* = roi, und wenn ich ein englisches h a u s versuchte, korrigierte er Haus. Solche Tadel zwangen mich, mit den Wölfen zu heulen, hinderten mich aber trotz aller Ehrfurcht vor der Autorität nicht, die Ohren weiter zu gebrauchen, besonders auch, was das sonderbare Deutsch in fremdem Munde betraf. Tragikomisch ist, dass der Sprechende, dem die nötige Selbstkritik und das geschärfte Gehör fehlen, die eigne Art oder Unart in den andern hineinhört. So erklärt sich eine Reihe orthographischer Fehler in fremdsprachlichen und auch in deutschen Diktaten: der Schüler hört in und mit seiner gewohnten falschen Aussprache das richtig vorgesprochene Wort und schreibt es demgemäss „richtig falsch" nieder. In ähnlicher Weise wollten selbst Kollegen im Ausland wundersame Dinge gehört haben: sie wussten es nicht besser. Wer verlässliche Studien machen will, kann sich, auch in phonetischer Hinsicht, nicht gründlich genug schulen, bevor er ins Ausland geht.

Nach meinen Erfahrungen lassen sich englisches und französisches Deutsch im Unterricht mit grossem Nutzen verwerten, nicht bloss bei der Aussprache einzelner Laute, sondern erst recht bei der viel schwierigeren Satzphonetik; denken Sie z. B. an die Angleichungserscheinungen. Das auf fremdsprachlicher Artikulationsbasis gesprochene Deutsch zeigt besonders greifbar und ohrenfällig die Unterschiede nicht nur der Laute, sondern auch der Satzmelodie, die ihrerseits wieder nach Ton und Intervall individuell verschieden ist und noch dazu bei einer und derselben Person unter dem variierenden Einfluss des Affekts und des Temperaments steht. Nur muss der

Lehrer imstande sein, derartiges zu hören und wiederzugeben.[1]) Wenn das merkwürdig klingende ausländische Deutsch den aufhorchenden Jungen zuerst lächerlich vorkommt, werden sie schnell zum ernsten Nachdenken gebracht, sobald sie die Gründe finden lernen für den fremden Klang in Wort und Satz. Das englische Zisch-r z. B. in einem karikierenden Satz wie *iç triŋkə drae glās* wird immer von einigen sofort erfasst im Nachsprechen. Die meisten Schüler, wenigstens die hellerhörigen, finden hier auch ohne Schwierigkeit den Unterschied zwischen stimmhaftem und stimmlosem *r*. Man sage nur nicht, das sei zu treiben nicht nötig oder zu viel verlangt; oft genug kann der eine oder andre Junge ohne jede phonetische Aufklärung auch schwierigere Laute sofort richtig nachsprechen. Wo viel verlangt wird, wird viel geleistet. Die Schüler bedürfen nur der richtigen Leitung und des nötigen Ansporns.

Sooft ich die Freude hatte, Anfangsunterricht zu geben, habe ich ihn im einzelnen immer wieder anders gestaltet. Jedes Nachdenken führt immer wieder zu neuem Suchen und Versuchen. Läuft nicht alles, wie im Leben so in der Didaktik, auf ein Experimentieren hinaus? Als sog. Seminarkandidat erhielt ich die erste Unterweisung auf diesem Gebiet durch den vortrefflichen J. Leithaeuser, dessen Namen ich mit aufrichtigem Dank nenne. Ich habe dann hier sogleich versucht, es ihm nachzumachen, bin aber in der Anwendung der Lautphysiologie und ihrer technischen Ausdrücke immer spar-

---

[1]) Intonation hat D. Jones wiederholt und in verschiedener Weise in seinen Schriften darzustellen versucht. Auf seinen Forschungen beruhen die Uebungen im englischen Tonfall von Klinghardt & Klemm 1920. Französisch mit französischer, englisch mit englischer Satzmelodie zu sprechen, ist m. E. unter den günstigsten Umständen: wenn der Sprecher über die nötigen Ohren für Töne und Intervalle und über die erforderliche Uebung verfügt, nur in einem mehr oder weniger gekünstelten, zurechtgemachten d. h. gefälschten Tonfall möglich. Auch bei musikalischer Hörfähigkeit dürfte jeder, der einmal zu intonieren versucht, die erheblichen Schwierigkeiten erfahren, die sich dem sichern Treffen der vorgesprochenen feinen, durch den Affekt und das Temperament oft noch variierten Abstufungen entgegenstellen. Einfache Auf- und Abwärtsbewegung der Tonkurve zu erkennen und nachzuahmen ist manchen Schülern nicht einmal möglich. Es ist ein schlüpfriger Boden, auf dem wir uns da bewegen. Das soll aber den Lehrer, auch den weniger hörfähigen, nicht abhalten, Werke wie Jones, *Phonetic Readings, Intonation Curves, Outline of English Phonetics* und die oben erwähnten Uebungen, so subjektiv sie auch, was Intonation angeht, alle sein mögen, zu studieren. Wirklich erreichbar für den Durchschnitt sind nur die ohrenfälligsten Nuancen. Wir dürfen uns schon freuen, wenn wir diese herausarbeiten, und wenn es uns vor allem gelingt, eine befriedigende Aussprache der fremden Laute zu erzielen, und selbst das ist mir in grösseren Klassen bei jedem Schüler im ersten Jahr nicht gelungen.

samer geworden. In einzelnen Fällen, wo der Sachverhalt anschaulich ist, z. B. bei englischem *th* oder bei den französischen Nasalen, ist eine kurze phonetische Erklärung durchaus am Platze. Im übrigen verlässt man sich am besten und kürzesten auf die naturgegebene, erstaunliche Nachahmungskunst der jugendlichen Kehlen. Nur darf man nicht müde werden, immer wieder vorzusprechen und auf das genaueste die nachsprechenden Schüler zu beobachten. Die Lautschrift, die man damals noch sehr schüchtern und skeptisch verwendete — mit Recht ist man sehr bald davon abgekommen, sie von den Schülern schreiben zu lassen — habe ich immer ausgiebiger bis auf die Oberstufe zu Hilfe genommen, allerdings nicht, ohne zunächst auf heftigen Widerstand zu stossen.

Heute ist die Benutzung der Lautschrift wohl selbstverständlich, und es gibt kaum einen Lehrgang, der nicht entsprechende Texte böte. Der Lehrer sollte auch nicht davon ablassen, immer wieder solche Texte zu lesen und vor allem selbst zu transkribieren. Der *Maître Phonétique* war insofern eine besonders lehrreiche kleine Zeitschrift, als jeder der Mitarbeiter in seiner persönlichen Aussprache, soweit die Mittel der Umschrift es erlauben, seine Gedanken wiedergab. Durch den Krieg wurden wir davon ausgeschlossen; ich weiss nicht, ob sie noch besteht. Aber wir haben genug andere und bessere Werke zur Verfügung. Um nur einige zu erwähnen: für das Französische das Elementarbuch von Beyer-Passy mit dem ausgezeichneten Ergänzungsheft, dann die nicht weniger lehrreiche, nicht nach Verdienst bekannte *Chrestomatie française avec prononciation figurée à l'usage des étrangers* von Passy und Rambeau; für das Englische das treffliche *Elementarbuch* von Henry Sweet und desselben *Primer of Spoken English.* Diese Werke, die wohl ein gutes Menschenalter zurückliegen, habe ich immer wieder mit neuem Vergnügen und Gewinn zur Hand genommen. Was aber dem wirklich erspriesslichen Studium dieser Bücher vorausgehen muss, ist die Fähigkeit der Selbstbeobachtung und — es muss immerzu wiederholt werden — die Beschäftigung mit den muttersprachlichen Lauten. In *The Pronunciation of English* sagt D. Jones 1911: „A study of the pronunciation of the mothertongue is the indispensable foundation for the acquisition of the correct pronunciation of foreign languages." Ich darf Sie erinnern an das deutsche Lesebuch in Lautschrift von Viëtor. Wegen der vielen Vergleichspunkte mit dem Englischen erwähne ich auch desselben *German Pronunciation*: sie geht eben vom Standpunkt des Englischen aus. Während der Kriegsjahre erschien *An Outline of English Phonetics* 1914/15 von D. Jones, ein schier unerschöpfliches Buch, das ich nicht genug empfehlen kann,[1]) ebenso desselben *Phonetic Readings* 1912. Wiederholt möchte

[1]) Ausführlich besprochen von A. Schröer in den *Engl. Stud.* 1919.



ich Ihnen raten, in historischer Orthographie gedruckte Texte phonetisch umzuschreiben und dann Ihre Umschrift mit dem Vorbild zu vergleichen: es gibt kein besseres Mittel, wenn man nicht einen phonetisch gebildeten Ausländer zur Verfügung hat, sich zu prüfen und sich von jedem einzelnen Laut Rechenschaft zu geben.[1])

Nach einer kurzen stammes- und sprachgeschichtlichen Einleitung gehe ich im Anfangsunterricht sogleich zu dem nicht scharf genug herauszuarbeitenden Unterschied zwischen Buchstaben und Laut, zwischen hergebrachter und phonetischer Schreibweise über. Das Wesen der Lautschrift zeige ich zuerst an deutschen Wörtern in phonetischer Schrift. Da finden die Schüler sogleich die beiden Grundgesetze, auf denen die Umschrift beruht: e i n e n Laut nur durch e i n Zeichen, denselben Laut immer durch dasselbe Zeichen darzustellen. In der Lautlehre beschränke ich mich auf die Einübung der vom Deutschen stärker abweichenden Laute und zeige immer nach Möglichkeit zuerst den eigenartigen Klang an deutschen Wörtern in ungeübtem, fremdem Munde. Manchmal lässt sich auch die Kölner Mundart zu drastischem Vergleich heranziehen, mehr noch bei der Aneignung des Wortschatzes und bei syntaktischen und satzphonetischen Erscheinungen wie Kompositionsbetonung. Lohnender zum Vergleich sind freilich die französischen Bestandteile in den mittelfränkischen Mundarten, die der französischen Fremdherrschaft zu Anfang des 19. Jahrhunderts zum grössten Teil ihren Ursprung verdanken. Ueber die Verwertung der ripuarischen Mundart für den englischen Unterricht hat 1902/1903 G. J a n s e n am Progymnasium in Köln-Kalk zwei Programmabhandluhgen mit wertvollem Material geschrieben. Seitdem sammelte er eine Fülle von Einzelheiten für eine umfassendere Arbeit, bis ihm vor Jahresfrist der Tod die Feder aus der Hand nahm. Hoffentlich nimmt ein Jüngerer die interessante und wichtige Aufgabe wieder in Angriff.

Bei der Einübung der fremden Laute ist die Lauttafel nicht zu entbehren. Zur Zusammenstellung einer kleinen Lautlehre benutze ich zunächst einsilbige Wörter aus den ersten Lektionen des Elementarbuches. Der hier sich bietende Uebungsstoff reicht bei weitem nicht aus, und so mache ich aus der Not eine Tugend, indem ich im verlässt man sich am besten und kürzesten auf die naturgegebene Anschluss an Viëtors Lauttafel die An-, In-, Auslaute ändere. Im Englischen werden z. B. für e^1 im Anschluss an *way* neue Wörter durch Wechsel des Anlauts gebildet: p e^1 b e^1, t e^1 d e^1, k e^1 g e^1, m e^1 n e^1, f e^1 v e^1, θ e^1 đ e^1, s e^1 z e^1. Es verschlägt nichts, wenn einzelne der da entstehenden Wörter nicht existieren. Hier handelt es sich schlechthin um *sound drill*, und der Zweck muss das Mittel heiligen. In derselben Art werden Konsonanten geübt: p e g b e g.

[1]) Ich denke, die phonetischen Wörterbücher von Viëtor, Passy, Jones, Schröer stehen an bevorzugter Stelle auf Ihrem Schreibtisch.

teg deg, keg geg usw., in solchen Wörtern auch zugleich das kurze e, an das unsere Jungen sich nicht leicht gewöhnen, weil sie in ihrer Muttersprache das kurze e offener sprechen.

Nach der Lautlehre, die nicht gründlich genug sein kann im Interesse des späteren ungehinderten Fortschreitens, gehe ich zum ersten englischen Stück über. Von Anfang an sind im Zusammenhang des Satzes Bindung und Assimilation zu beachten. Man darf den vom Deutschen her gewohnten *glottal stop* nicht durchgehen lassen, wie im Französischen so im Englischen. Hier kann man wieder, um den Unterschied zu zeigen, auf die Mundart hinweisen, die im Gegensatz zum Hochdeutschen den Kehlkopfverschluss nicht kennt: Beispiele bieten sich überreichlich. Nach meiner Ansicht ist es schon im deutschen Anfangsunterricht der Volksschule grundfalsch, die Wörter im Satz isoliert sprechen zu lassen. Sobald und sofern es sich um ungezwungene familiäre Sprache handelt — und nur diese kann in einem sprachlichen Elementarbuch, von Gedichten abgesehen, geduldet werden — sind die schwachstufigen Formen als die einzig wirklichen und natürlichen zu gebrauchen. Ich habe nicht gefunden, dass diese schwachen Formen, wie man behauptet, sich späterhin ganz von selbst einstellten. Das mag in vereinzelten, einfachen Fällen geschehen. In der Hauptsache müssen die Schüler von Anfang an mit Bewusstsein und Einsicht in den Sachverhalt Ohr und Zunge daran gewöhnen, und auch die Lautschrift sollte weit mehr darauf Rücksicht nehmen, als gewöhnlich geschieht.[1]) Bei den Assimilationen gehe ich wieder vom Deutschen aus. Wenn wir z. B. in der Alltagsrede *hastu* statt *hast du* sagen, so ist da eine teilweise Angleichung von *d* an *t*. Eine derartige Aussprache ist nicht vulgär, wie manche meinen: wer, auch in gebildeter Umgangssprache, nicht so spricht, fällt auf und spricht geziert. Solche Dinge habe ich auch immer im deutschen Unterricht an Ausländer besonders gepflegt. Beim Ausländer fällt erst recht die künstliche *dictionary pronunciation* auf, die es ausserhalb des Wörterbuches nirgendwo gibt. Ich halte es also für falsch, im Anfangsunterricht die Worttrennung, die sich an die herkömmliche Schrift anklammert, beizubehalten. Sie ist nur für das Auge vorhanden. Es heisst nicht m a i n e^{i}m ʿi z t ɔ m, sondern m a i n e^{i}m i z̥ t ɔ́ m.[2]) Der Schüler lernt ein für allemal, dass zusammengehörige Wörter gebunden werden und beobachtet zugleich, in welcher Weise die Angleichung vor sich geht. Es sagt niemand i z t ɔ m oder gar, was man auch, selbst von Lehrern, zu hören bekommt, i z^{ə} ṭ ɔ m. Für das Französische gilt dasselbe.

---

[1]) Ein ziemlich unbeachtet gebliebener, noch allzu vorsichtiger Versuch ist in dieser Richtung gemacht im Englischen Elementarbuch von Marseille-Schmidt.

[2]) ʿ bezeichnet den Knacklaut, z̥ die teilweise Assimilation.

Immer war mir der erste Unterricht der liebste trotz der in keinem andern Lehrfach annähernd gleichen Anspannung von Kehle, Ohr und Auge, die er von Lehrer und Schüler verlangt. Auf keiner späteren Stufe empfinden beide Teile so schnell und deutlich und mit solcher Freude den Fortschritt. Bei dieser Arbeit stelle ich die Schüler, wo es nur geht, mit in Dienst. Manchmal hilft ein guter Schüler überraschend schnell den Fehler oder das Ungeschick einzelner aus dem Wege räumen. Aus seinem Munde lernen die Schwerfälligen oft schneller das Richtige, als aus dem Munde des Lehrers, der mit seiner tieferen Stimme ihrem Ohr nicht so nahe kommt. In grossen Klassen ist es nicht möglich, beim einzelnen die Zeremonie der Mundöffnung so oft vorzunehmen, als es wünschenswert wäre. Da ist das Chorsprechen ein willkommener Notbehelf. Nur darf man sich nicht täuschen und verleiten lassen, die Chorleistung allzu hoch anzuschlagen. Der akustische Effekt kann beim Zusammensprechen ganz überraschend befriedigend sein: das Nachprüfen einzelner zeigt bald, dass sie den Laut noch nicht erfasst haben.

Wie im ganzen Erziehungs- und Unterrichtswerk gilt es auch hier einen beständigen Kampf gegen das Beharrungsbestreben, wenn ich einen physikalischen Ausdruck hier pädagogisch umdeute. Der Kampf muss frisch und fröhlich bleiben, wie er unermüdlich und unerbittlich sein soll. Nicht anders ist es bei der eigenen Fortbildung. Man fasst so gern die Bildung als einen festen, runden, abgeschlossenen Begriff. Diese vermeintliche Bildung ist Gebildetheit, ihr Typus der selbstzufriedene Bildungsphilister. Lebendige Bildung ist Weiterbildung im Kampf gegen das Beharrungsbestreben. Beim Ueberwinden der Hindernisse empfinden wir, wie schon unsere Jungen, die Freude des Siegers. Schwierigkeiten und Hemmungen sind die stärksten Antriebe zur Energieentfaltung, zum Leben.

Köln. O. F. Schmidt.

Abänderungsvorschläge für die Reifeprüfung in den neueren Fremdsprachen.

A. Die schriftliche Prüfung.

Art und Zahl der Arbeiten. An Stelle der bisher üblichen drei sind fünf Vorschläge für die schriftlichen Prüfungsarbeiten einzureichen. Die vorgeschlagenen Arbeiten sind die Nacherzählung eines zweimal in der Fremdsprache vorgelesenen Textes, die Wiedergabe eines zweimal deutsch vorgelesenen Textes und der Aufsatz. Betreffs der Uebersetzung siehe weiter unten.

Stoffe. Die Stoffgebiete der Arbeiten sind die politische Geschichte des betreffenden Landes, seine Kultur- und Literaturgeschichte.

Stil. Die Arbeiten müssen so gewählt sein, dass der untersuchende und dementsprechend leicht periodenhaft gebaute, der ein-

fach erzählende, historische und der knappe, pointierte Konversationsstil berücksichtigt werden. Es kommen also in Frage: die Untersuchung, die Erzählung, der Sketch. Unter Sketch ist die die direkte Darstellung stark bevorzugende Skizze zu verstehen, in der die direkte Rede vorherrscht. Eignet sich für die Untersuchung die Literatur- und Kulturgeschichte, für die Erzählung hauptsächlich die politische Geschichte, so für den Sketch die Anekdote, Volkskunde usw.

Uebersetzung. Für literar- und kulturgeschichtliche Untersuchungen kann auch ein deutscher Text diktiert werden, dessen sinngemässe, nicht unbedingt wörtliche Uebertragung in die Fremdsprache zu fordern ist.

Wahlfreiheit. Von den fünf Themen sollen je zwei für Untersuchung und Erzählung, eins für den Sketch bestimmt sein. Der Leiter des Prüfungsausschusses wählt von den fünf vorgeschlagenen Themen drei aus, eine Untersuchung, eine Erzählung, einen Sketch. Der Prüfling muss je nach seinen Fähigkeiten und Neigungen ein Thema in der vom Prüfungsleiter vorgeschriebenen Zeit bearbeiten.

B. Die mündliche Prüfung.

Lesen und Uebersetzen. Die mündliche Reifeprüfung in den neueren Fremdsprachen kann im grossen ganzen auf das Lesen und Uebersetzen des gewöhnlich zehn bis fünfzehn Druckzeilen langen Fremdtextes verzichten. Nur wo sich im Verlaufe der Prüfung Zweifel an dem Verständnis des Prüflings ergeben, darf im Notfalle auf das eine oder andere zurückgegriffen werden.

Fragengruppen. Im übrigen baut sich auf dem etwa drei bis fünf Minuten vom Prüflinge selbständig durchgearbeiteten Text ein Zwiegespräch in der Fremdsprache zwischen dem prüfenden Lehrer und dem Prüfling auf, das den Wissenskreis des letzteren stichprobenartig beleuchtet, doch so, dass die Fragen möglichst in einem gewissen Zusammenhange stehen und nur beim Versagen des Prüflings eine Sprunghaftigkeit in den Fragen eintritt.

Texte. Die vorgelegten Texte müssen das Erarbeiten eines beabsichtigten Zieles ermöglichen. Legt man beispielsweise ein paar Verse vor, die fortlaufend wie Prosa niedergeschrieben sind, so lassen sich mit Hilfe des Rhythmus und der Reime die Verse in ihrer ursprünglichen Schreibung wiederherstellen, wobei die Hauptregeln des Versbaus praktisch wiedererarbeitet werden. Oder ein wörtlich oder gedanklich lückenhafter geschichtlicher oder kulturgeschichtlicher Text kann vervollständigt werden, wobei sofort ein Verständnis für Stil und Ausdrucksweise beobachtet werden kann. Endlich kann ein erzählender Text in einen Sketch (vgl. oben) umgewandelt werden.

Herstellung der Texte. Geeignete Texte hat der prüfende Lehrer handschriftlich in fünf Stücken für den Prüfling und die Mitglieder des Prüfungsausschusses herzustellen. Anthologien



oder sonstige Textsammlungen sind für derartige Prüfungszwecke nicht brauchbar.

Ziel. Solche Prüfungstexte werden dann auch nicht zu Fragen führen, bei deren Beantwortung die Glieder des menschlichen Körpers oder die Geburts- und Todesdaten mehrerer Dichter gedächtnismässig hergebetet werden. Alle Achtung vor positivem Wissen! Das Hauptziel der Prüfung liegt aber in der Feststellung der geistigen Schulung des Prüflings.

Berlin. P. R. Sanftleben.

Mein Studienaufenthalt in England.

Mit Interesse habe ich in der *Zeitschrift* 23, 289 ff. den Aufsatz von Knoch über seinen Aufenthalt in England gelesen. Da ich selber vor kurzem von einem längeren Studienaufenthalt in England zurückgekehrt bin und hie und dort andere Erfahrungen gemacht habe, will ich einiges von dem bringen, was ich dort gesehen und erlebt habe, auch einige praktische Winke anknüpfen, die wenigstens denen, die zum ersten Mal hingehen, nicht unwillkommen sein werden.

Wir Deutschen neigen dazu, uns von manchen liebenswürdigen Seiten des Angelsachsentums bestricken zu lassen und dort nur Lichtseiten, hier nur Schattenseiten zu sehen; ein Student, der mit mir hinüberfuhr und den ich nach sechs Wochen wiedertraf, hatte äusserlich und innerlich diese Wandlung mit deutscher Gründlichkeit vollzogen: Seine Hände kamen kaum noch aus den Hosentaschen heraus, und Weltkrieg und Versailler Frieden sah er in englischer Beleuchtung. Daneben haben wir jenen Typ, der in menschlich wohl verständlicher Entrüstung über britische Machtpolitik, die sich stets mit moralischen Gemeinplätzen behängt, im ganzen Lande nur mehr Heuchelei und Materialismus sieht. Wer mit einer Kritik, die auch Vorzüge sehen und würdigen kann, an das englische Volk herangeht, erhält ein Bild, das zwar nicht dem Ideal entspricht, für das der Engländer sein Land hält, aber uns jenes Volk doch in einem anderen Lichte erscheinen lässt, als die meisten von uns es während des Krieges zu sehen gewohnt waren.

Ich verbrachte das letzte Vierteljahr des Jahres 1924 in London; der Gewinn war in sprachlicher wie in kulturkundlicher Hinsicht höher als ich erwartet hatte. Ich hatte allerdings von vornherein auf einen Aufenthalt in einem boarding-house verzichtet. Bei der Zurückhaltung des Engländers, jedem Fremden, nicht nur dem Deutschen gegenüber, ist es sehr schwer, dort geselligen Anschluss zu finden, und ohne diesen kann für Sprach- und Landeskunde nicht viel herauskommen. Ich hatte mir die Anschriften zweier gebildeter (Akademiker-) Familien besorgt, die zahlende Gäste nahmen, und die Zeit meines Aufenthaltes auf beide verteilt.

Es hat mir bei beiden vorzüglich gefallen, und ich habe durch sie manches kennen gelernt, was sonst dem Fremden nicht leicht zugänglich ist. So erhielt ich Zutritt zu geselligen Veranstaltungen, religiösen und literarischen Zirkeln.

Dass ich Deutscher war, hat mir keine Schwierigkeiten gemacht. Bahn- und Polizeibeamte waren stets rücksichtsvoll, wie ich überhaupt den Eindruck habe, dass englische Beamte, höhere wie niedere, dem Publikum gegenüber zuvorkommender sind als unsere. Auch sonst trat man mir mit Höflichkeit, gelegentlich wohl mit Zurückhaltung gepaart, entgegen; in bekannten Familien war man recht herzlich. Doch darf man aus dem höflichen Benehmen nicht immer auf entsprechende freundliche Gefühle uns gegenüber schliessen. Auch eine Dame, die in einem Briefe an meine englische Lehrerin sich über uns Hunnen entrüstete, behandelte mich ganz taktvoll, als ich sie später zufällig kennen lernte. Der Engländer beobachtet eine gewisse Reserve in der Aeusserung seiner Gefühle, und der Deutsche, der leichter aus sich herausgeht und sein Herz ausschüttet, tut gut, diese Eigenheit des Engländers zu beachten. Der Engländer dringt nicht in persönliche Angelegenheiten anderer ein — nur ganz selten wurde ich nach meiner Nationalität oder Familienverhältnissen gefragt — aber er lässt auch nicht gern in sich eindringen. Er gibt viel auf Form, nicht nur, wie der im Innern wie im Aeusseren zur Formlosigkeit neigende Deutsche sich wohl merken darf, in der Kleidung, sondern auch in jener Zurückhaltung Unbekannten gegenüber, die uns ihn oft steif erscheinen lässt.

Dass unter der Intelligenz noch geistige Fäden mit Deutschland vorhanden sind, konnte ich hie und da feststellen. Der Direktor eines Teachers' Training College wurde erst recht liebenswürdig, als er hörte, dass wir Deutsche seien; er erzählte uns von seiner Studienzeit in Deutschland, zeigte uns die Anstalt und liess uns ohne weiteres am Unterricht mehrerer Herren teilnehmen; wir wurden sogar aufgefordert, vor der Klasse Irrtümer über Deutschland richtig zu stellen.

Die Leute vermieden es bei mir, den Krieg zu berühren. Kam im Laufe längerer Bekanntschaft das Gespräch darauf, so hatte natürlich England für die Freiheit der ganzen Welt gegen deutsche Brutalität gefochten; nicht dazu passende Tatsachen werden von dem grösseren Teil der Tagespresse totgeschwiegen. Immerhin liess man mich meinen Standpunkt ruhig entwickeln, und ich habe öfter die Genugtuung gehabt, jemanden in seiner Selbstsicherheit zu erschüttern. Die wenigsten Leute wissen dort, was mit uns in Versailles geschehen ist, wie viele Deutsche unter andere Länder aufgeteilt, wie wir verarmt sind. Wer in diesen Dingen bei passender Gelegenheit mass- und taktvoll seinen Standpunkt vertritt und mit Tatsachen aufwarten kann, erreicht doch etwas und treibt damit die beste Propaganda für Deutschland. Es darf nicht vorkommen, dass

eine englische Lehrerin, die im Laufe des letzten Jahres ein Dutzend Deutsche unterrichtet hatte, nicht das Geringste vom deutschen Standpunkt wusste und die üblichen englischen Legenden für lautere Wahrheit hielt.

Eine ganz ausserordentliche Propaganda wird für den Völkerbund entwickelt; der Engländer erwärmt sich für diese Idee, die ihm überall in den schönsten Farben ausgemalt wird, in Kirche und Schule und in den politischen Versammlungen aller Parteien. Es ist da neben kühlen politischen Erwägungen doch auch sehr viel ehrliche Begeisterung, in die ich allerdings gerne etwas Wermut goss, indem ich auf die willkürliche Aufteilung Deutscher unter die Nachbarstaaten oder gar auf Irland, Aegypten, Indien hinwies. Des Engländers Begeisterung für solche Ideale ist ebensowenig wie auf dem Gebiete der Religion bloss Heuchelei, wie man vielfach annimmt; er begeistert sich wirklich dafür, aber er sieht zu, dass irgend ein materieller Nutzen für ihn dabei herausspringt; es passt das zur puritanischen Denkungsweise, für die oft Frömmigkeit und Geschäftsgewinn in innerem Zusammenhang stehen.

In einem gewissen Widerspruch zu seiner Begeisterung für Völkerbund und Weltfrieden steht der Kult des Weltkrieges: Kampf dem Militarismus der anderen, aber Pflege der eigenen militärischen Erinnerungen. In einer Volksschule sah ich viele grelle Darstellungen englischer Siege. Recht lehrreich war für mich ein Besuch in der Public School Harrow. Ich sah auf dem Spielplatz dieser Schule einen Minenwerfer, auf einem Anschlag in der Halle las ich, wie die Schüler für Uebungszwecke in militärische Gruppen mit Unteroffizieren eingeteilt waren, auf einem andern war eine Uebung im Pistolenschiessen für die Schüler angekündigt, das, wie mir einer der Jungen mitteilte, öfter stattfände. Die militärisch organisierte Pfadfinderbewegung wird mächtig gefördert. In den Kirchen fallen die mehr als hier geschmückten Gedenktafeln der Gefallenen auf; im Parlamentsgebäude ist ausser einer Tafel mit den Namen der gefallenen Abgeordneten noch eine mit den Namen der Abgeordneten, deren Söhne gefallen sind. In einer Kirche sah ich mehrere deutsche Maschinengewehre und in einem Kasten an der Wand kleinere deutsche Beutestücke: Eiserne Kreuze, Feldmützen, Helme, Seitengewehre, Achselstücke usw. Es wird dadurch die auch sonst verbreitete Vorstellung gefördert, als ob England in diesem Kriege nicht für sich gekämpft habe, sondern unter dem Beistande des Himmels der Anwalt aller Bedrängten gewesen sei. Dieser Gedanke ist auch in den Inschriften an den Denkmälern für die Gefallenen zum Ausdruck gebracht: Für die Gerechtigkeit, für den Frieden und die Freiheit der ganzen Welt sind sie gefallen.

Zum Schluss noch einige praktische Winke: Das Visum des britischen Konsuls kostet etwa 15 Mark. Es wird im allgemeinen nur erteilt, wenn man sich durch einen Brief aus England oder ähn-

liches über den Zweck seiner Reise ausweisen kann. Es wird zunächst nur bis zu drei Monaten gegeben, kann aber in England verlängert werden. Die Fahrt mit einem Lloydddampfer von Bremen nach Southhampton dauert rund 40 Stunden und kostet einschliesslich Gepäck und Verpflegung etwa 70 Mark (II. Klasse). Der Weg über Hoek van Holland oder Vlissingen ist kürzer, aber wenig billiger, da Gepäck und Verpflegung nicht in den Fahrpreis einbegriffen sind. Als Familien, die zahlende Gäste aufnehmen, kann ich aus persönlicher Bekanntschaft empfehlen: Miss O'Flaherty, 40 Thornburg Road, Isleworth, London, Baron de Liebhaber, 21 Stonebridge Park, London NW 10. Von anderer Seite wurden mir empfohlen: Prof. Hempel, 4 Beach Croft, Oxford; Mrs. A. E. Curtis, 27 West Hill, Sydenham S. R. 26, London. Ausserdem ist mir noch eine Lehrerin bekannt, die englische Stunden gibt und für Unterkunft sorgt: Miss Usher, 31 Warwick Road, Worthing. Der Preis beträgt im allgemeinen etwa drei Pfund die Woche (natürlich alles einbegriffen); mir ist mein zehnwöchentlicher Aufenthalt bei diesem Preise unter Einrechnung der Hin- und Rückreise auf etwa 900 Mark gekommen. Im boarding-house lebt man etwas billiger. Kings College (Strand) und University College (Gower Street) haben eine Reihe freier öffentlicher Vorlesungen. Ein Belegen der anderen stellt sich teurer als in Deutschland. Gute Kurse in englischer Aussprache sollen im Polytechnic in der Oxfordstreet abgehalten werden. Von den Theatern hat mir am besten Old Vic (Waterloostation) gefallen; es ist ein unscheinbares Gebäude, aber es werden dort von guten Spielern klassische englische Dramen und gute Opern gegeben; die Preise sind niedrig. Wer gute Bücher alt kaufen will, findet eine unübersehbare Menge in den Antiquariaten der Charing Cross Road. Recht lehrreich ist auch ein Gang zum Marble Arch, wo ständig Redner anzutreffen sind; jeder Londoner, der was auf dem Herzen hat, findet hier ruhig lauschende Zuhörer. Vertreter aller Bekenntnisse und Sekten, Nationalisten und Sozialisten, Iren und Juden, Männer und Frauen reden hier nebeneinander auf die verbesserungsbedürftige Menschheit ein.

Vechta (Oldenburg). Adolf Jungehülsing.

Neusprachlicher Ferienlehrgang zu Königsberg i. Pr. vom 3.—9. April 1925.

Als Dozenten für diesen Fortbildungskursus waren folgende Herren gewonnen: die Universitätsprofessoren Dr. Pillet und Dr. Hübener aus Königsberg, Dr. Ebeling aus Kiel und Dr. Dibelius aus Bonn, die Oberschulräte Geh. Reg.-Rat Gerschmann und Geh. Reg.-Rat Dr. Jantzen und der Studiendirektor Dr. Reicke aus Königsberg sowie die Lektoren Dr. Peters aus Dorpat und Servais aus Königsberg.

Des letzteren zweistündiger Vortrag über *Romain Rolland* war bei der scharf artikulierten Sprechweise des Redners für alle Hörer ebenso lehrreich wie die Ausführungen und Demonstrationen seines englischen Kollegen über *Phonetik auf experimenteller Grundlage,* in deren Verlauf die Platte der Sprechmaschine uns den Unterschied zwischen Intonation des Englischen durch einen Deutschen und einen Engländer deutlich erkennen liess. Aber der Nutzen dieser Vorträge und Uebungen wäre noch grösser gewesen, wenn sie mehr Umgangssprache geboten und mit Hilfe der phonetischen Apparate die Bildung der einzelnen Laute vorgeführt hätten. Lag der Wert dieser beiden Vorträge von Ausländern hauptsächlich darin, dass sie in fremder Sprache geboten wurden, so zeigte uns Reicke durch seinen ebenfalls in englischer Sprache gehaltenen fesselnden Ueberblick über *Englands wirtschaftlichen Aufstieg,* wie ein Deutscher in der Praxis des Schulunterrichts einen gegebenen Stoff in der Fremdsprache behandeln kann. Die Brücke von diesen der praktischen Spracherlernung und -anwendung dienenden Darbietungen zu den mehr theoretischen der Universitätsprofessoren schlugen die Geheimräte Gerschmann und Dr. Jantzen, jener, indem er über *Die neueren Sprachen im Lichte der Schulreform,* dieser, indem er über *Neuere Sprachen und Deutschkunde* sprach. G. entrollte auf Grund seiner zwanzigjährigen Erfahrung als Dezernent aller Arten von höheren Schulen ein Bild von dem Versagen des Gymnasiums als reiner Sprachschule, die er auch für das politische Versagen unseres Volkes in seinen Führern verantwortlich macht, und folgerte daraus die Notwendigkeit einer Loslösung der höheren Schule von einem der Wirklichkeit nicht entsprechenden Idealbild der Antike. Während G. so den Humanismus unter voller Würdigung seiner Vorzüge sozusagen „mit dem Hute in der Hand“ bekämpfte, weil er die gebildete Oberschicht vom Volke trennt, forderte er unter Hinweis auf Amerika eine mehr utilitaristische, weniger weltfremde Einstellung des Sprachunterrichts: wenn der Schüler eine fremde Sprache treibe, so wolle er sie auch anwenden, vor allem durch Lesen und Schreiben, weniger durch Sprechen; Sprachbeherrschung sei unmöglich. Durch diese letztere Einschränkung rückte er unzweideutig von denen ab, die die sog. Reformmethode predigen, deren Abwegigkeit ihm von Anfang an klar gewesen ist. Mit derselben Sachlichkeit wie am Humanismus übte G. an der jetzigen Reform der höheren Schulen in Preussen Kritik und schloss unter dem reichen Beifall seiner Hörer mit der Forderung einer nationalen Erziehung.

Die Ausführungsbestimmungen zu der preussischen Denkschrift, die neuen Lehrpläne, teilte Jantzen zu Beginn seines Vortrages im Auszuge, soweit sie das Englische und Französische betrafen, mit und führte nach dieser „idealen“ Einleitung in die Praxis des Unterrichts hinein, indem er zeigte, wie sich neuere Sprachen und Deutsch-

kunde auf sprachlichem, geschichtlichem und literarischem Gebiet durchdringen und ergänzen können. Schon der Vergleich der fremden Laute mit den einheimischen kommt der Muttersprache zustatten, und wiederholt bewiesen dem Schlesier J., wenn er mundartliche Eigenheiten seiner Heimat mit englischen Lauten zusammenstellte, die Zurufe seiner Hörer, dass ostpreussische und schlesische Mundart sich in vielen Punkten berühren. Ebenso lehrreich wie die Lautvergleichung waren J.s Beispiele aus der Wortkunde. Für die Geschichte erinnerte er nur an die Schriften *England als Erzieher* von Foss und *1000 Jahre Franzosenpolitik* von J. Beyhl. Ausführlicher ging er auf die literarischen Beziehungen ein: Germanisierung Frankeichs bis zum 10. Jahrhundert, seit dem 12. Wachsen des französischen Einflusses auf Deutschland, deutsches und französisches Nationalgefühl im Rolands- und im Nibelungenlied (Vogt), deutsche Ideen in französischer Form bei Rousseau, der Unsegen der französischen Unsittenromane, Beowulf, Percy, Ossian, Scott u. a. Alle diese Dinge berührte J. in seinem gedankenreichen Vortrag und zeigte, wie man sie im neusprachlichen Unterricht verwenden kann, um ein seines Deutschtums freudig bewusstes Geschlecht heranzubilden.

Dass auch die Universität diesen Forderungen Rechnung trägt und auf den akademischen Wegen der Forschung das Ausland erkennen lehrt, bewies Hübener mit seinen Vorträgen über *Die englische Literatur seit 1890 und den Amerikanismus in der amerikanischen Literatur.* Er deckte in geistvollen Ausführungen die Tendenzen auf, die sich hinter den Kulissen der Schlagworte verbergen, das Auf und Ab zwischen der Vorherrschaft der ratio und der tierischen Instinkte, die Entwicklung von dem dekadenten Wilde mit seiner Doppelnatur über den Naturalismus Thomas Hardys, den dem Wikinger-Instinkt der Rasse entsprungenen Abenteuer-Realismus eines Stephenson und Kipling und den Neu-Realismus Bennets (Töpferlandromane) und Masefields zu dem „Durchbruchsgefühl", der von Frankreich her beeinflussten erotischen Renaissance, den Aufstieg Amerikas von der Kolonie zur Weltmacht, die auch geistig sich von europäischem Einfluss freimacht und eigene neue Wege geht, deren Kultur aber auch heute noch eine gewisse Kindlichkeit anhaftet: Jung-Amerika ähnlich dem wilden Knaben, der die alte puritanische Kultur der Tante England an der Nase herumführt.

Die entsprechende Parallele für *Die französische Literatur im 20. Jahrhundert* bot Pillet, indem er ein lebendiges Bild der Lyrik von den Parnassiens und Symbolistes zu den Unanimistes (Jules Romains), des naturalistischen Dramas von Brieux (*La Robe rouge*) bis Paul Claudel (*L'ôtage*) und des Romans von Zola bis Anatole France entwarf. Aus der Fülle des Stoffes will ich nur die Charakterisierung Maurice Maeterlincks und des vor kurzem verstorbenen A. France hervorheben: Jener Belgier, einst von der deutschen Kritik

„heraufgelobt“, der er es übel gedankt hat — dieser ein heiterer Weiser, ein glänzender Schilderer seiner Zeit, der nach dem Krieg den Ausgleich mit dem Gegner will.

Ein grammatisches Gegenstück zu diesen literarhistorischen Vorträgen bot Ebeling mit seinem Thema *Französische Sprachwissenschaft und Schule.* In einer Einleitung begründete er seine ablehnende Stellung gegenüber dem geistreichen, aber die historischen sprachlichen Tatsachen oft ausser acht lassenden Buche Vosslers *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprache* und zeigte dann an zahlreichen Beispielen aus der Laut- und Formenlehre wie aus der Syntax, wie der Lehrer wissenschaftliche Erkenntnisse in der Schule verwerten kann, um so den Schülern das Lernen zu erleichtern. Immer ging er dabei vom heutigen Sprachgebrauch aus und erklärte ihn historisch, vielfach unter Hinweis auf Toblers *Vermischte Beiträge.* Aus einer reichen Fülle lehrreicher Beispiele konnten die Hörer entnehmen, wie man dem Schüler Einblick in das Walten einer fremden Sprache gewähren kann.

Aber der Sprachunterricht darf sich heute nicht mehr auf Grammatik und Literatur beschränken, er muss zur Auslandskunde in weitestem Sinne werden und uns unpolitischen Deutschen die Augen öffnen über die politischen Staatsnotwendigkeiten anderer Völker. Diesem Zweck diente der Vortrag über *Das englische Kolonialreich* von Dibelius, dem besten Englandkenner auf Deutschlands Universitäten. Er gliederte seinen reichen Stoff in zwei Teile: er sprach einmal von den Kolonien, die aus dem britischen Reich herausstreben — Indien, Aegypten —, und dann von denen, die im Rahmen des britischen Imperiums möglichst grosse Sonderrechte erstreben — Kanada, Australien, Südafrika. Als seine Aufgabe bezeichnete er es, die in den Kolonien auf Grund ihrer geographischen Lage vorhandenen zentrifugalen Tendenzen aufzuweisen — Gandhi und die indische Orthodoxie mit ihrem Boykott englischer Waren und Einrichtungen, die ägyptischen Nationalisten, das unerhörte Selbstgefühl der Kolonialen mit weisser Bevölkerung — und die Möglichkeiten der Politik des Mutterlandes gegenüber den überseeischen Besitzungen zu zeigen — Herstellung einer wirtschaftlichen und geistigen Gemeinschaft, einer freien angelsächsischen Entente. Die gedankenreichen Ausführungen des Verfassers des Buches *England* fanden in dem bis auf den letzten Platz gefüllten Hörsaal stärksten Widerhall, und Oberstudiendirektor Portzehl gab nur der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er am Schluss ihm, den übrigen Dozenten, dem Philologenverein und dem Provinzial-Schulkollegium den Dank der Teilnehmer des Lehrganges aussprach.

Wehlau (Ostpr.). Leo Pilch.

Von der 55. Philologenversammlung in Erlangen.

Die Versammlung tagte vom 29. September bis 2. Oktober in Erlangen und bot mit ihren 14 Abteilungen und rund 150 Vorträgen eine schon gar nicht mehr zu übersehende Fülle von Stoff. Auf die romanistische und anglistische Abteilung kamen davon 14, über deren Mehrzahl hier ganz knapp berichtet sein mag. Näheres wird s. Z. der gedruckte Verhandlungsbericht bringen, der bei Teubner erscheinen soll.

Prof. Dr. Funke (Prag) behandelte in seinem Vortrage *Jespersens Lehre von den „Three Ranks“* eingehend Fragen der beschreibenden Bedeutungslehre und übte dabei scharfe Kritik an den von Jespersen vertretenen Anschauungen.

Ueber die Vorträge von A. Franz (Würzburg) *Werdegang eines Gedichts von V. Hugo* und von H. Urtel (Hamburg) *Flauberts Persönlichkeit* liegt mir leider kein Bericht vor.

C. Voretzsch (Halle) sprach ausgezeichnet über *Beziehungen zwischen deutschem und französischem Volkslied.* Ziel der Forschung, die darin noch nicht sehr weit sei, müsse sein, möglichst scharf das Gemeinsame, Bezeichnende im deutschen wie im französischen Volksliede herauszuarbeiten und dieses dann zu vergleichen. Sehr wesentlich seien die Unterschiede in stofflicher und formaler Hinsicht neben manchen Uebereinstimmungen in den Grundmotiven. So gibt es z. B. im Deutschen viel, im Französischen wenig Jägerlieder, im Deutschen ist der Kehrreim viel seltener als im Französischen, sehr beträchtlich sind die Unterschiede in Melodie und Takt. Im einzelnen besprach er sehr anschaulich das Marlboroughlied und das Lied vom zurückkehrenden Soldaten.

E. Walser (Basel) gab in seinem Vortrage *Der Sinn des Lebens im Zeitalter der Renaissance* eine treffliche Uebersicht über die geistige Kultur der italienischen Renaissance. Besonders der Gleichklang in den Beziehungen zwischen Mensch, Natur und Gott wurde betont, daneben auch die Stellung der Frau betrachtet, die wenig durch die neue Bewegung gewann.

A. Winkler (Innsbruck) schilderte *Die neuen Wege und Aufgaben der Stilistik.* Die Stilistik solle nicht mehr zwischen Sprache und Literaturwissenschaft hin und hertreiben, sondern müsse beide befruchten. Sie sei keine historische, sondern eine Prinzipienwissenschaft. Die psycho-analytische Methode habe viele Schwächen, O. Walzels Anschauungen seien wertvoll, böten aber noch keinen Abschluss. Die Stilistik müsse sich zu einer Wissenschaft von den sprachlichen Wirkungen entwickeln.

C. Steinweg (Halle) behandelte *Das Seelendrama und seine Entwicklung von Aischylos bis zu Goethe und R. Wagner.* Im Seelendrama erwächst die Handlung von innen heraus; im Mittelpunkt steht meist eine Frau, die unter ihrem Leide zusammenbricht. Der Erfinder der Gattung ist Sophokles. So geht die Entwicklung von der

Antike aus, durch Corneille und Racine erfährt sie ihre technische Vollendung, bei Goethe und Wagner seelische Vertiefung; die höchste Ausbildung erfolgt bei Wagner durch die Musik, insbesondere im Tannhäuser.

R. Schiedermair (Würzburg) sprach über *Kulturunterricht unter besonderer Berücksichtigung des Französischen.* Er setzt sich mit den neueren Strömungen, wie sie Schön, Hübner und die preussischen Richtlinien vertreten, kritisch auseinander und betont stark die grossen Schwierigkeiten, die besonders auch die Auswahl des Lesestoffes biete. Als sehr bedenklich bezeichnet er die Forderung des alleinigen Gebrauchs der Fremdsprache im Unterricht, der Ausschaltung der Hinübersetzung und entsprechender Uebungsbücher. Bedenken äussert er auch gegen die herrschende Ueberschätzung des Englischen und die zu starke Betonung moderner Wirtschaftsprobleme, die meist die Fassungskraft der Jugend übersteigen. — An diesen Vortrag schloss sich eine sehr lebhafte Aussprache, aus der sich als Kern eine fast einmütig geschlossene Stellungnahme gegen die als viel zu weitgehend bezeichneten Forderungen der preussischen Richtlinien erkennen lässt.

Breslau. H. Jantzen.

K. Brunner (Innsbruck) beleuchtete in seinem Vortrage *Wirtschaftslage und Literatur* in grossen Zügen die in letzter Zeit öfter aufgerollten Fragen, inwieweit zwischen dem jeweiligen literarischen Geschmack, dem Zeitgeist und der Wirtschaftslage der Kulturvölker Beziehungen vorhanden sind. Die Feststellung des irischen Einschlages in der angelsächsischen Klosterliteratur, die Erklärung der Literaturfeindlichkeit der Puritaner aus ihrer wirtschaftlichen Notlage heraus und wieder die Deutung des Sieges der Aufklärung aus dem wirtschaftlichen Aufschwung können als immerhin beachtenswerte Vermutungen herausgehoben werden. Diesem ganzen so stark in den Vordergrund gerückten kulturkundlichen Gebiet stehen massgebende Fachleute gerade wegen des nicht sehr sicheren Bodens recht zurückhaltend gegenüber; und für Schulzwecke ist erst recht eine Warnung vor blinder Hypothesenreiterei nicht unangebracht, wie auch ein Kulturunterricht im Umfang der preussischen Richtlinien durch sprachliche Schwierigkeiten stark gehemmt wird. Die wirtschaftliche Lage allein bleibt übrigens nur ein Einzelproblem neben zahlreichen andern Faktoren.

R. Hittmair (Innsbruck), der über *England im Lichte der State-Poems* sprach, führte in ein vielfach unbekanntes und aufschlussreiches Material ein. Die Pamphletliteratur, so reichhaltig sie gerade in England ist, bietet Beiträge von sehr unterschiedlichem Werte für die politische und literarische Geschichte der Zeiten. Der Vortragende konnte an einem Wiener Codex, der bis 1688 reicht, sehr treffend den Unterschied zwischen ernstgemeinter, sittlicher Ent-

rüstung und kaltberechnender, planmässiger, geschäftsmässiger Verunglimpfung zeigen.

A. Hämel (Würzburg) berichtete über *Die spanischen Universitäten.* Er stellte fest, dass Spanien verhältnismässig viel Universitäten besitzt, Madrid ein erdrückendes Uebergewicht behauptet und die Selbstverwaltung durch die Provinzen eine unterschiedliche Gestaltung bedingt. Bei der nur sechsjährigen Schulzeit ist ein im deutschen Sinne wissenschaftlicher Universitätsbetrieb nicht zu erwarten, auch schon wegen der Jugend der Studenten. Die Lehrfreiheit ist unangetastet unter jedem Regierungssystem, deutsche Wissenschaft, namentlich Philosophie, sehr geschätzt. Vorzüglich sind angewandte Naturwissenschaften, Geographie, Medizin und orientalische Philologie besetzt, während sich für neuere fremde Sprachen keine Lehrstühle finden. An den Gastvorlesungen weist die deutsche Gelehrtenwelt steigende Beteiligung auf; doch ist der Vortragende der Ansicht, dass England und Frankreich durch die Einrichtung eigener Institute den Vorrang an sich reissen. Deutschland dürfte hier nicht zurückstehen, falls es vielversprechende Anfänge nicht versickern lassen will.

M. Müller (Lage i. L.) hatte das umfangreiche Thema *Die französische Philosophie der Gegenwart* gewählt. Selbst für eine Einführung konnte höchstens eine kapp umrissene Würdigung des Werkes Bergsons und seiner Einflüsse in Betracht kommen. Der Vortragende zeichnete in grossen Strichen den Hintergrund, auf dem sich Bergsons Werk entwickelt, indem er einmal dessen Vorläufer selbst in ihren Hauptproblemen erwähnte und somit mit der Fabel, dass B. allein der „Begründer" des Antiintellektualismus sei, aufräumte. Guyau, der französische Nietzsche und dessen Abhängigkeit von Schopenhauer und Schelling zeigten die Umrisse der Entwicklungsreihe bis auf unsere Tage. Bei der erdrückenden Fülle des Stoffes darf der Vortrag wegen seiner sehr geschickten, übersichtlichen Formgebung gerühmt werden.

W. Fischer (Dresden) berührte mit seinem Thema *Der demokratische Gedanke in der neueren amerikanischen Literatur* ein sehr zeitgemässes, aber sehr umstrittenes Gebiet. Wenn er aus den beiden Wurzeln des Puritanismus und des Demokratismus ein Einheitsgepräge herauszuerkennen glaubt, so findet er sich im Widerspruch mit James Bryce *(The American Commonwealth)*, der das demokratische Element rundweg ableugnet; neben Walt Whitmans Persönlichkeit und Werk galten Fischers Ausführungen Lowell und Hamlin Garland, dessen kluge und literarisch-kritisch unbeeinflusste Bemerkungen als besonders wertvoll gezeichnet werden; in diesem Zusammenhang fehlten auch nicht Frank Norris und der „Aristokrat" Henry James. Für viele dürfte dieser Vortrag vollständiges Neuland bedeutet haben.

Düsseldorf. F. Ewald.

Literaturberichte.

T. Atkinson Jenkins, La Chanson de Roland, Oxford Version, Edition, Notes and Glossary. Heath Modern Language Series, Boston, 1924. 150+378 S.

Die Beschäftigung mit dem Rolandslied scheint eine Renaissance zu erleben. Abgesehen von einer Reihe von Uebersetzungen in das moderne Französische, ins Englische und Italienische, sind neuerdings neue Ausgaben in Frankreich (Bédier 1922) und in Deutschland (Lerch 1923; eine andere steht in Aussicht) erschienen. Das gelehrte, an Material und Ideen, aber auch freilich an Phantasie und Hypothesen überreiche Werk von Boissonade ist ein wertvoller Beitrag zur Rolandphilologie. Jetzt kommt uns eine weitere Ausgabe aus Amerika, die zwar in erster Linie durchaus für Studierende bestimmt ist, aber auch anderen willkommen sein wird. Das Buch ist das Ergebnis offenbar jahrelanger liebevoller Beschäftigung mit dem Epos. Es hat die gesamte Literatur kritisch verwertet und bietet in den 150 Seiten seiner Einleitung eine Uebersicht über die Ergebnisse der bisherigen Forschung, die, neben Emil Winklers verdienstlichem Büchlein von 1919, wohl die beste im Augenblick vorhandene Einführung in die Rolandphilologie darstellt (Bédiers Ausgabe ist mir leider noch nicht zugänglich geworden).

Der Text beruht auf dem verständigen Grundsatz, der Oxforder Handschrift zu folgen, soweit dies irgend angängig ist. Notwendige Abweichungen werden in den Anmerkungen diskutiert, freilich doch nicht so regelmässig, wie man es nach der Angabe der Einleitung, S. 97, glauben sollte. Die sprachliche Gestalt des Textes will sich dem Zustand der Sprache in der Entstehungszeit des Gedichtes, d. h. im Beginn des 12. Jahrhunderts (S. 45 f.), anpassen und erhält hierdurch und durch die angewandten diakritischen Zeichen eine grosse Aehnlichkeit mit dem Text der Extraits von Gaston Paris, die auch sonst sichtlich als ursprüngliches Vorbild gedient haben. Das Resultat dieser lautlichen und orthographischen Reform mutet freilich etwas künstlich an. Aber es wird schwer sein, in dieser Hinsicht einen wirklich befriedigenden Weg zu finden.

In lobenswertem Unterschied von dem in altfranzösischen Textausgaben Ueblichen berührt der Kommentar, der den Text begleitet, nicht nur Fragen der Lesarten und der Sprache, sondern geht auch auf Sachliches ein und wächst sich dann gelegentlich (wie bei der Erörterung des Prozesses Ganelons) zu stattlichem Umfang aus.

Das Glossar will alle Wörter und alle selteneren Wortformen aufführen und berücksichtigt auch die Verwendungen so weitgehend, dass z. B. die Artikel über die Präpositionen zu kleinen Abhandlungen werden. Die Angabe der Etymologien folgt dem alten Muster: *estre* = *esse+re*, *estrosser* = *ex-thyrs-are* usw., das man jetzt allerdings kaum noch als bewährt bezeichnen wird.

Die eigenen Text-Konjekturen und Erklärungen des Herausgebers werden nicht ungeteilten Beifall finden. Am wichtigsten wäre seine Auffassung des berüchtigten letzten Verses, wenn wir ihr folgen dürften. Er übersetzt *Ci falt la geste, que Turoldus declinet* durch „Here ends the history-poem, for Turold (its author, or redactor) is becoming increasingly infirm". *Decliner* ist für ihn „to draw to a close", „verfallen, vergehen, zum Sterben gelangen". Er beruft sich geschickt auf eine Stelle des Testament Pathelin: *ma chere amye, helas! Choyez-moi! Certes, je de-*

cline! (Guillemette:) *Jesus! mon amy!* (Pathelin:) *Guillemine, Se je mouroye tout maintenant* .... — Das Wort *que* nimmt Jenkins als kausal, nicht als relativ, wie man bisher getan hat. Für die Person des Turoldus folgt er der These Taverniers, der in ihm bekanntlich den Verfasser des Rolandsliedes sah, nicht etwa den der Geste, welcher das Lied als seiner Quelle folgt, und auch nicht einen blossen Abschreiber. Und zwar wäre es Thurold von Envermeu, Bischof von Bayeux, den wir aus der Geschichte des William Rufus und Heinrich I. von England kennen (den Guillelmus Turoldus, den Boissonade für den Verfasser des Rolandsliedes hält, erwähnt Jenkins nicht einmal). Von jenem Turold von Envermeu erzählt eine vatikanische Handschrift, deren Text Jenkins, wie es scheint, zum ersten Mal zum Abdruck bringt, die Geschichte einer wunderbaren Heilung von Krankheit. Auf die Zeit dieser Krankheit wäre das *decliner* zu beziehen.

Es ist verwunderlich, dass Jenkins nicht auch die dem Schlussvers vorausgehende Tirade für seine Hypothese herangezogen hat. Was wir da hören, macht, man mag dagegen sagen, was man will, den Eindruck einer abgebrochenen Erzählung. So würde die Uebersetzung Jenkins' also wohl zu der vom Text gegebenen Situation passen. Das Gedicht hört hier auf, weil der Dichter durch seine Krankheit an der Fortsetzung verhindert wurde. Es wäre dann nur noch weiter zu erwägen, ob der letzte Vers von Turold selbst oder von einem anderen herrührte.

In der Tat halte ich die Deutung Jenkins' aber für unrichtig. Das Fremdwort *decliner* könnte in der Verwendung, welche er annimmt, schwerlich etwas anderes heissen, als das Wort in lateinischem und in neufranzösischem Sprachgebrauch bedeutet. Ein französisches: Le poème se termine ici, puisque son auteur décline wäre aber doch zum mindesten sehr preziös. Sodann aber ist *que* hier auch kaum kausal. Die Verwendung im Vers 2784: *Fuiant s'en vint, qu'il n'i pout mais ester,* und an den anderen von ihm und von Foulet, *Petite Syntaxe* § 352 (so muss es für 342 heissen) angezogenen Stellen ist doch wesentlich verschieden. Wenn it seems not to have occurred to any of these eminent scholars (nämlich G. Paris, Pio Rajna, Suchier, Baist) to consider *que* otherwise than as the obj. relative, so ist dies doch wohl ein Zeichen, dass auch die alten Leser hier nichts Anderes gesehen haben würden. Der Grund wäre durch *por ço que* (s. v. 2102, 2361) oder *car* (v. 278, 470 usw.) bezeichnet worden. Afz. *Decliner* und aprov. *declinar* heisst „auseinandersetzen, bekunden". So kommt es nicht weniger als viermal bei Marcabru vor: 6,25 *Marcabru, si cum declinaz Qu'amors si' ab engan mesclaz* ..., 31, 54 *D'aqui naisso' ill ric savai. Si cum Marcabrus declina,* 37, 3 *Per savi'l tenc ses doptansa Cel qui de mon chant devina So que chascus motz declina,* 44, 33 *En talant ai que vos decli L'us de putana serpenti.* Dieselbe Bedeutung hat jedenfalls, wie ja auch längst ziemlich allgemein angenommen wird, *decliner* an dieser Stelle.

Zu erwägen aber wird in der Tat doch noch sein, ob der letzte Vers vom Verfasser des Liedes selbst herrührt, oder ob die vom sonstigen Stil des Werkes so abweichend stark latinisierenden Worte nicht etwa von einem anderen einem abgebrochenen Text hinzugefügt worden sind.

Auf andere Punkte einzugehen, ist in dieser *Zeitschrift* nicht der rechte Ort. Aus dem Gesagten wird man jedoch ersehen haben, dass das Buch des amerikanischen Verfassers eine gediegene Arbeit ist, für die er unseres Dankes gewiss sein kann.

Daniel Mornet, Histoire de la Littérature et de la Pensée françaises. Bibliothèque Larousse, Paris 1924.

Der Titel des Buches verheisst viel, und der Rahmen ist knapp. So geht man nicht ohne ein gewisses Vorurteil an das Lesen. Natürlich hält das Buch nicht, was es verspricht. Die Pensée française äussert sich in sehr viel mehr Dingen, als der Verfasser behandelt: in Religion, Politik, Moral usw. usw. Aber trotz seines grossen Titels ist er bescheiden. Er beginnt sein Avertissement mit den Worten: La meilleure raison d'être — ou si l'on veut la seule — de ce nouveau manuel est qu'il est court. Die Kürze ist in der Tat nicht der einzige Vorzug des Buches. Es ist auch mit Intelligenz gearbeitet. Es will ein *livre scolaire* sein; aber es ist keine trockene Aufzählung von Fakten und Daten. Es wertet, und es sucht einen innerlich zusammenhängenden Ueberblick über die Entwicklung der Ideen in der französischen Literatur zu geben: über die Epochen — in zusammenfassenden Kapiteln am Eingang jeden Abschnitts — und über die Schriftsteller, welche zu der Entwicklung vor allem beigetragen haben. Alles in rund 250 Seiten. Bei solcher Kürze nehmen die Urteile begreiflicherweise leicht eine etwas apodiktische Form an. Das entspricht dem französischen Bedürfnis nach Klarheit und Präzision. Auch dem Bedürfnis nach einem fertig zu verwertenden Satz. Aber die Urteile sind nicht nur schlankweg übernommene Schlagworte. Sie beruhen, soweit sich das verlangen lässt, auf eigener Kenntnisnahme und suchen nach eigener Fassung. — Die älteste Zeit und die Gegenwart sind ungenügend behandelt. Die älteste Zeit aus Unzulänglichkeit des Verfassers, die Gegenwart aus verständlicher vorsichtiger Enthaltung.

Das kurze Handbuch ist nicht etwa unseren Kandidaten als ein praktisches Lernbuch für das Examen zu empfehlen; aber als Lektüre neben den geläufigen Leitfäden wird es ihnen gute Dienste tun. Und auch andere werden sich an der kurzen, scharfen Darstellung des Wichtigsten erfreuen.

Breslau. C. Appel.

Georg Walter, Die Bezeichnungen der „Buche" im Galloromanischen. (= Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie hrsg. v. D. Behrens †.) Giessen, Selbstverlag d. roman. Seminars, 1922. 85 Seiten.

Der Verf. zieht für seine Arbeit neben Patoiswörterbüchern vor allem die Karten des für die romanische Sprachwissenschaft so wichtigen *Atlas linguistique de la France* heran. Er fügt zum beseren Verständnis seiner Darlegungen eine linguistische Karte bei. Ihr liegt Karte Nr. 690 und Suppl. I des Atlas, die Verbreitung von *le hêtre* darstellend, zugrunde, die der Verf. noch durch Eintragung der ausser *le hêtre* für „Buche" gebräuchlichen Bezeichnungen ergänzt hat. Im wesentlichen lassen sich zwei Haupttypen von Benennungen des Baumes erkennen: lat. *fagu-* (nebst Ableitungen) und germ. *hestr-* (nebst Ableitung). Unter Heranziehung der mit *fagu-* gebildeten Ortsnamen und an Hand seiner Karte stellt Walter fest, dass der Typus *fagu-* ursprünglich über das gesamte galloromanische Gebiet verbreitet war. *Hêtre* ist vermutlich von der nördlichen Pikardie her in die Schriftsprache eingedrungen und als Schriftwort vom zentralfranzösischen Gebiet um Paris über das ganze Land ausgedehnt worden. Die Aehnlichkeit von *fou* < *fagu* mit *fou* < *folle* mag die Verdrängung der lat. Bezeichnung des Baumes begünstigt haben; besonders auffällig ist aber der ausgedehnte Gebrauch des germ. *hêtre* im

Gebiet der Flussmündungen im Westen Frankreichs. Hier hat der rege Handelsverkehr die Ausbreitung des Wortes gefördert. Schliesslich ist es ganz durchgedrungen, und nur noch Ableitungen wie *faîne*, s. f. Buchecker, *fouet*, s. m. Peitsche, *fouine*, s. f. Steinmarder erinnern an das lat. *fagu-*. — Teil III und IV der Arbeit behandeln weitere Bezeichnungen des Baumes, für die die Gestalt, die Art des Vorkommens und die Nutzanwendung der Buche ausschlaggebend waren, solche Typen, die auf folkloristischen Ursprung zurückgehen und schliesslich solche, die vorläufig noch unerklärt sind.

Die Arbeit, die sich in manchen Teilen mit der blossen Aufzählung von Beispielen begnügt und nicht näher auf ihre Erklärung eingeht, — z. B. bei der auffälligen Verdrängung des lat. Wortes für „Buche" durch das deutsche —, ist trotzdem ein wertvoller Beitrag zur Erforschung der französischen Sprache und dürfte für jeden Romanisten von Interesse sein. Für Vergleiche und zum Nachschlagen wäre es zweckmässig gewesen, die reichlich benützte Literatur am Schluss des Heftes noch einmal besonders zusammenzustellen.

Wahlstatt b. Liegnitz. Fritz Stelzer.

Helmut Hatzfeld, Ueber Bedeutungsverschiebung durch Formähnlichkeit im Neufranzösischen. Eine semasiologisch-lexikographische Studie. München, Hueber, 1924. 130 S.

Die Studie will die Bedeutung der Formähnlichkeit für den Bedeutungswandel beleuchten. Sie beschränkt sich auf das Neufranzösische. Eine erste Wörtergruppe soll zeigen, wie gewohnheitsmässige unabsichtliche, seltener absichtliche Verwechslung ähnlich klingender Wörter, besonders wenn begriffliche Verwandtschaft vorliegt, zu der heutigen Wortbedeutung geführt hat. Eine zweite Gruppe stellt die Wörter zusammen, in denen bei Stammgleichheit die Ableitungen sich gegenseitig in ihrer Bedeutung beeinflusst haben. Die dritte Gruppe zeigt Einflüsse durch Anlehnung, wobei der Hörende eine ihm nicht geläufige Neubildung inhaltlich mit einem bekannten Worte assoziiert, also etwa ein nach *collation* 'Uebertragung einer Würde' gebildetes *collationner* anlehnt in der Bedeutung an das geläufige *collationner* 'vespern'. Die vierte Gruppe umfasst die Bedeutungsverschiebung durch falsche Etymologie, die fünfte die inhaltliche Umbildung, die den fremden Sprachen entlehnte Wörter bei der 'Adaption' erfahren. Unter diese Hauptgesichtspunkte sind 434 Wörter aufgeteilt, die aus einer reichhaltigen Literatur zusammengestellt und in jedem Abschnitte zeitlich angeordnet sind, so dass sich immerhin aus dem verschieden grossen Anteile, den die literarischen Epochen an dieser Spracherscheinung haben, eine Vorstellung für ihre Wichtigkeit in der Sprachgeschichte herauslesen lässt. Die Arbeit bietet somit ein bequem zu benutzendes Beispielmaterial. Die angesetzten Deutungen werden in vielen Fällen umstritten bleiben; auf kaum einem anderen Gebiete ist ja der Vermutung soviel Spielraum gelassen wie in der Semasiologie. Von einer irgendwie erschöpfenden Behandlung dieser Fälle kann nicht gesprochen werden; die sprachlichen Assoziationen lassen sich ebensowenig wie alle anderen Lebenserscheinungen in Wortregister und Paragraphen einfangen. Auch können einstweilen aus dem vorgeführten und nach Möglichkeit gruppierten Stoffe nicht die bescheidensten Versuche zur Ableitung von Gesetzen vorgenommen werden, nach denen solche assoziative Bedeutungsverschiebungen etwa vor sich gehen. Hier steckt die Forschung noch durchaus in der Vorstufe der Stoffsammlung und der Deutung von Einzelfällen. Man würde dem Verfasser dankbar sein für die

durch den Stoff und manche Deutung gegebenen sprachgeschichtlichen Anregungen, wenn das Buch nicht eine Musterleistung von Sorglosigkeiten wäre, in die sich Verfasser und Drucker zu gleichen 'Rechten' teilen. Vom richtigen Gebrauche der Satzzeichen hat der Verfasser keine Ahnung. Nach einer unverbindlichen Schätzung enthalten die Literaturangaben S. V—VIII allein über 40 Druckfehler, Zeichensetzungsfehler und falsche Lettern, die übrigen 130 Seiten weit über 100, und in den Registern sind über 60 v. H. aller Ziffern falsch.

Helmut Hatzfeld, Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre. München, Hueber, 1924. 116 S.

Ueber die Stelle, an der die Bedeutungslehre in das System der Grammatik einzugliedern ist, über die Wirkung des Bedeutungswandels auf den Lautwandel gehen die Anschauungen noch völlig auseinander. Dass aber die semasiologische Betrachtung neben die Lehre vom Wandel und Bestande der äusseren Form von Lauten, Silben, Stämmen, Endungen, Wörtern, Wortgruppen und Sätzen treten muss, darüber gibt es keine Meinungsverschiedenheit mehr. So ist die Literatur über den Bedeutungswandel in den Einzelsprachen stark im Anwachsen. Die vorliegende Arbeit will ein „Versuch einer Zusammenstellung charakteristischen semasiologischen Beispielmaterials aus den bekanntesten Sprachen" sein. Als Einteilungsschema ist das von Sandfeld-Jensen (Die Sprachwissenschaft, 1915) zugrunde gelegt. Unter den Begriff 'Syntaktische Voraussetzungen für den Bedeutungswandel' werden Fälle von Wörtern mit zunächst neutraler Grundbedeutung, Metonymien, Ellipsen, Metaphern, besonders solche aus den Fachsprachen, zusammengefasst; dann werden die Beziehungen zwischen Kulturwandel und Bedeutungswandel durch Beispiele beleuchtet, endlich Beispiele für Pejoration, Euphemismus und Volksdeutung unter dem Oberbegriffe 'Psychologische Voraussetzungen' gebracht. . Zweck des Buches ist nach dem Vorworte, als Hilfsbuch für den Lehrer zu dienen, wenn er das Bedürfnis empfindet, „seinen Unterricht durch semasiologische Hinweise und Vergleiche interessant und schmackhafter zu machen". Ein Lehrer, der es mit solchen Fragen ernst meint, holt seine Belehrung gewiss vorteilhafter aus den entsprechenden Werken von Darmesteter, Nyrop oder Waag. Ein gutes Wörterbuch tut mit seiner schlichten Anordnung der Bedeutungen in solchen Fällen dem denkenden Benutzer den gleichen Dienst. Ist schon in den Einzelsprachen fast jedes Wort ein brauchbares Beispiel für die Tatsache des Bedeutungswandels, so fragt man sich, wieso eine so völlig willkürliche Zusammenstellung von Zufallsmaterial aus beliebigen Sprachen einen grösseren belehrenden Wert für den Benutzer haben soll; von „vergleichender" Bedeutungslehre ist natürlich ernstlich gar keine Rede; eigene Beiträge des Verfassers beschränken sich auf Beispiele, die aus Dante und Cervantes genommen sind, aber auch aus Rivas, Melo, Fernán, Caballero, Galdós, Ercilla, Bello, Matilde Serao und anderen: das sind Namen, mit denen der arme Lehrer wirklich nicht herumwerfen darf, wenn er seinen Unterricht schmackhaft machen will. Und der übrige Stoff? „Wenn Reichhaltigkeit des Beispielmaterials der erste Gesichtspunkt ist, muss notwendig Kompilation die Parole sein, nicht Originalität." (Vorwort.) Der Gebrauchswert des Buches ist somit recht gering. Druckfehler und Flüchtigkeiten sind zahlreich.

Louis Nazzi et **Robert Federn**, Tableau de la Littérature du dix-neuvième siècle. Ecoles et Ecrivains. Leipzig, Robert Federn, 1923. 42 S.

Diese Gruppierung nach Stoffen, Formen und literarischen Schulen verrät Vertrautheit mit den Strömungen des 19. Jahrhunderts und mag in ihrer früheren Bestimmung als Teil einer Bibliographie recht brauchbar gewesen sein. Für Schulzwecke ist sie nicht zu verwenden; in einer Leihbücherei kann sie dagegen dem unberatenen Leser gute Dienste leisten.

Eugène Labiche, Les petits Oiseaux. Hrsg. v. Fischmann. 82 S. Mit Anmerkungen u. Wörterbuch (= Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Théâtre français, Bd. 77). Bielefeld, 1924.

Wenn das moderne französische Schauspiel auch tiefergreifende Dramatiker kennt als Labiche, so wird man es doch begrüssen, dass durch Ausgaben wie die vorliegende der Schule die Beschäftigung mit der für die Pariser so kennzeichnenden Gattung der Comédie-Vaudeville ermöglicht wird. Labiche war der fruchtbarste der Vaudevillisten. Sein Beobachtungskreis ist das reiche, oder wenigstens sorgenfrei lebende Bürgertum mit seinem beschränkten Blick und seiner Halbbildung, woraus grossenteils Situationskomik und burleske Haltung der Personen erwachsen. Die Karikaturzeichnung wird den Schüler fesseln, die reichlich aufgetragene Moral kann ihm nichts schaden, und das Französisch, das er hier findet, ist richtiges Gesellschaftsfranzösisch. Schwierigkeiten gibt es nirgends, und so kann das Lesen auch ohne Uebersetzung flott dahingehen. Und wenn dem Schüler zum Schluss die Nichtigkeit des Ganzen doch zum Bewusstsein kommt, so merkt er wenigstens, dass das französische Bürgertum in seiner geistigen Kost durchaus nicht anspruchsvoller ist als das deutsche.

Die Ausgabe ist in Text, Anmerkungen und Wörterbuch brauchbar. Lies S. 14,30 *accompagneras*; S. 14,12 *le jour*; S. 16,39 *Oui*; S. 33,123 *As-tu fini?* S. 52,43 *Avec.* In den Anmerkungen S. 2: *vaux-de-Vire*; *Olivier*; *Capucines.* Die Einleitung enthält Ueberflüssiges an Namen und Tatsachen.

Breslau. Jos. Klapper.

H. Lindemann, Taschenwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 9. revidierte Auflage. I. Teil: Englisch-Deutsch XLIV u. 563 S. II. Teil: Deutsch-Englisch XLVIII u. 506 S. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. o. J.

Die vorliegende Bearbeitung des Langenscheidtschen Taschenwörterbuchs stellt ein völlig neues Buch dar. In Uebereinstimmung mit den besten Grundsätzen der heutigen Lexikographie wird hier dem Benutzer ein inhaltreiches, zuverlässiges und durchaus praktisches Buch in die Hand gegeben. Für die Bezeichnung der Aussprache ist die Lautschrift der Methode Toussaint-Langenscheidt beibehalten worden, wie sie in der Neubearbeitung der englischen Unterrichtsbriefe angewendet ist. Die Unterschiede der Bedeutungen sind durch englische Synonyme gekennzeichnet worden, wodurch die Brauchbarkeit des Wörterbuches ganz bedeutend erhöht ist. Neue Ausdrücke, z. B. solche aus dem Gebiete der Elektrizität oder des Flugwesens, haben weitgehende Berücksichtigung gefunden. Besondere Aufmerksamkeit ist den eigentümlichen englischen Redewendungen gewidmet, auch die vom Deutschen erheblich abweichende Verwendung der englischen Präpositionen hat eine eingehende Behandlung erfahren. Als Hilfsmittel haben dem Verfasser zur Seite gestanden die ausgezeichneten Wörterbücher von Grieb-Schröer, Muret-Sanders (in der Neubearbeitung von E. Klatt), Cassell's *New*



English-German Dictionary (in der Bearbeitung von K. Breul). Sehr wesentlich ist es, dass auch Karl Blattner[1]) seine stets bereite Unterstützung gewährt hat.

Im zweiten Teil wurden für die Feststellung der richtigen Aussprache die Vorschriften der deutschen Bühnenaussprache sowie das Werk Viëtors *Die Aussprache des Schriftdeutschen* herangezogen. Bei dem Abschnitte *Pronunciation of German for English people* war auch Johannsons *Phonetics of the New High German Language* von Nutzen. Eine grosse Verbesserung ist auch die Verweisung auf das entsprechende Muster der Deklination oder Konjugation bei jedem Simplex.

Guy de Maupassant, Le Parapluie suivi de Propos des Rues. Hrsg. von L. Berthold t. Frankfurt, Diesterweg, 1924. 15 S. (Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte Nr. 4.)

Das vorliegende Heft bringt eine recht anmutige Erzählung von Maupassant, die für die Schüler der mittleren Klassen anziehend sein und ihnen sprachlich keine grossen Schwierigkeiten bereiten wird. Die *Propos des Rues* sind ein gutes Beispiel echt französischer 'causerie'.

Statt des Verweises auf 'Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 12' am Schluss hätte eine kurze Notiz über das Leben und Schaffen von Maupassant auf S. 14 vor den 'Annotations' eingefügt werden können. — Im einzelnen ist mir in dem sorgfältig bearbeiteten Text nur folgendes aufgefallen. S. 4, 32 muss das Komma hinter 'rentré' fehlen, dagegen muss S. 12, 19 ein Komma eingefügt werden hinter 'capables'. — S. 15, 21 l.: bal*ai* st. balais. In den 'Annotations' (S. 14 u. 15) würde ich eine Anzahl Vokabeln hinzufügen, u. a.: S. 2, 25/26: atteindre = treffen, ergreifen. — S. 2, 29: inutilisé = unbrauchbar, nutzlos. — S. 3, 23: élastique m. = Gummischnur. — S. 3, 26: secouer = (ab)schütteln. — S. 3, 26: pli m. = Falte usw.

Wismar i. M. O. Gloede.

Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg. Heidelberg, Winter, 1924. XIX + 670 S. 22 Mk.

Diese Festschrift ist zu einem ganz hervorragenden Werke geworden, das in seiner Art einen Markstein in der Geschichte der Sprachwissenschaft bedeutet, zugleich auch ein Ehrenmal für den hervorragenden Mann, dem sie gewidmet ist. Für unsere Leser kommen vor allem zwei Beiträge in Betracht: der von Wilhelm Horn über *die englische Sprachwissenschaft* (S. 512—584) und von Jorgu Jordan, *der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft* (S. 585—621). Horn gibt eine eingehende Uebersicht über die Entwicklung der englischen Sprachwissenschaft in den letzten 25 Jahren, aber mit häufigem Zurückgreifen auf die frühere Zeit, wo es nötig ist. Alle irgendwie wichtigen Werke zur Wortkunde, Akzent- und Lautlehre, Formen- und Wortbildungslehre, zur Syntax- und Mundartenforschung werden verzeichnet und kurz gewürdigt, die erzielten Fortschritte werden festgestellt. Besonders anregend ist die Darstellung, wo es sich um Neuland im Reiche der Forschung handelt, wo neue Methoden angewendet und erprobt wurden, und am wichtigsten sind die Hinweise auf noch vorhandene Lücken. Solche noch näher zu untersuchende Probleme sind etwa die Ausbreitung der englischen Schriftsprache in ihren Anfängen, die Gestalt des Englischen

[1]) Blattner hat sich besonders verdient gemacht durch sein *Taschenwörterbuch der russischen und deutschen Sprache* (1910), sowie durch sein neuestes Werk *Englisch für Kaufleute*. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt 1924. XVI + 458 S.



ausserhalb Grossbritanniens, die mittelenglische Lexikologie, die englische Wortgeographie, das amerikanische Englisch, der Einfluss fremder Sprachen auf den Formenbau, zahlreiche syntaktische Erscheinungen und besonders auch die historische Syntax, Wortstellung, Stilistik, der Sprachatlas, den es weder für das Englische noch für das Amerikanische gibt.

Jordan kommt es vor allem darauf an, die heute vorhandenen, zum Teil sich noch heftig befehdenden Hauptströmungen in der romanischen Sprachwissenschaft festzustellen. Nach knapper Würdigung der Bedeutung Meyer-Lübkes, Meringers und Schuchardts bespricht er zunächst eingehend die idealistische, philosophische Auffassung Vosslers und seiner Schule vom Wesen der Sprache. Dann behandelt er ebenso ausführlich den Französischen Sprachatlas nebst den Lehren seines Schöpfers Gilliéron. Daran schliesst sich die Betrachtung der Schule Ferd. de Saussures und endlich ein Ueberblick über die noch in den Anfängen steckenden Versuche, die wesentlichen Merkmale der Sprachen herauszuarbeiten. Jordan geht nicht so systematisch vor wie Horn, sondern er hat nur einige der allerwichtigsten Probleme herausgegriffen und zu ihnen Stellung genommen. Seine eigene Sprache leidet unter einer sehr störenden Fremdwörtersucht (vgl. S. 610/11).

Beide Arbeiten sind den im Schulleben stehenden Fachgenossen dringend ans Herz zu legen; gerade die älteren werden gut tun, sich ernstlich mit ihnen zu beschäftigen, um die Fühlung mit den neuen Strömungen in unseren Wissenschaften zu erhalten oder zu gewinnen. Die jüngeren haben schon vielerlei von diesen Dingen auf der Universität gehört, aber es müssen doch alle einigermassen auf dem laufenden sein; denn mancherlei von den hier behandelten Fragen kommt auch für die Schule in Betracht.

Von den zahlreichen andern Beiträgen sind für unsere Philologen noch folgende von besonderem Werte: Die Germanisten können viele Anregungen schöpfen aus dem Bericht von V. Michels *Deutsch* und von K. Karsten über die *altgermanischen Dialekte.* Ein treffliches Musterbeispiel moderner Behandlung der Bedeutungslehre gibt J. Weisweiler in seiner Untersuchung *Bedeutungsgeschichte, Linguistik und Philologie, Geschichte des ahd. Wortes 'euua'.* Aeusserst lehrreich sind die Darlegungen von Ed. Sievers über *Ziele und Wege der Schallanalyse* und von F. Karg über *Sprachwissenschaft und Schallanalyse.* — Für die klassischen Philologen kommen folgende Aufsätze in Betracht: A. Walter, *Griechisch,* J. B. Hofmann, *Altitalische Dialekte* und Joh. Friedrich, *Die bisherigen Ergebnisse der hethitischen Sprachforschung.* — Auch die übrigen Beiträge seien wenigstens aufgezählt: Junker, *Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft* — A. Walde, *O-farbige Reduktionsvokale im Idg.* — G. Ipsen, *Der alte Orient und die Indogermanen* — H. Reichelt, *Indisch und Iranisch* — F. Sommer, *Zum vedischen Sandhi* — L. Zeller, *Armenisch* — F. Specht, *Baltische Sprachen* — K. H. Meyer, *Slavisch.*

Dem 60jährigen Geburtstagskinde zu Ehren ist dem Werke eine Bibliographie seiner Schriften vorausgeschickt; sie umfasst 221 Nummern.

So grossartig und eindrucksvoll der mächtige Band in seiner Einheitlichkeit ist, so tut doch sicherlich eben dieser grosse Umfang und der hohe Preis seiner Verbreitung Eintrag. Für die an den Schulen wirkenden Neusprachler und Germanisten wäre es höchst wünschenswert, wenn sich der Verlag noch zu einer Sonderausgabe der Berichte über Deutsch,

Englisch und Romanisch entschliessen könnte. Falls das noch möglich wäre, würde eine solche Veröffentlichung sicherlich mit allgemeiner Freude begrüsst werden.

Sachs-Villatte, Enzyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Hand- und Schulausgabe. I. Französisch-deutsch von Karl Sachs, neu bearbeitet von Karl Moser. Vierte Bearbeitung 1917. — II. Deutsch-französisch von K. Sachs, neu bearbeitet von A. Biel, A. Tönnies, K. Schmidt. Vierte Bearbeitung 1921. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. 944+975 S.

Der tatsächliche ausserordentliche Erfolg dieses Wörterbuches, das jetzt im 368. (I. Teil) und 340. Tausend (II. Teil) vorliegt, ist zwar der beste und klarste Beweis für seine Beliebtheit und seinen Wert. Aber es mag doch aus Anlass der Neubearbeitung auch an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass dieses Werk noch immer an erster Stelle steht in der Reihe der vielen, die nach ihm gekommen sind. Seine Vorzüge sind den Fachgenossen allgemein bekannt, und es wäre nur zu wünschen, dass jetzt, wie vor dem Kriege, unsere Schüler und Schülerinnen wieder dazu angehalten werden könnten, sich — als Gut fürs Leben — ein solches grösseres Wörterbuch anzuschaffen, anstatt nur mit kleinen Sonderwörterbüchern zu arbeiten, die in die gegenwärtigen pädagogischen Bestrebungen und Anschauungen noch viel weniger hineinpassen, als es früher der Fall war.

Die Neubearbeitung ist keineswegs bloss ein Neudruck der früheren Ausgaben. Der I. Teil ist um rund 100 S. vermehrt, Neubildungen und technische Ausdrücke sind nach Möglichkeit aufgenommen worden, die Aussprachebezeichnung ist sorgfältig nach den besten neuesten Quellen durchgeprüft, bei der Bedeutungsangabe, bei der Bildung der weiblichen und der Mehrzahlformen, bei der Anwendung der Verhältniswörter sind durchgehends kleine, aber recht praktische Besserungen eingeführt, die Etymologie wurde besonders gründlich bearbeitet.

Auch im II. Teil finden sich mancherlei Verbesserungen. Er ist jetzt ausdrücklich für die Bedürfnisse deutscher und französischer Benutzer eingerichtet und gibt deshalb bei jedem einfachen deutschen Worte auch die Aussprache an und zwar nach der *Bühnenaussprache* von Siebs und dem *Aussprachewörterbuch* von Viëtor. Auch die grammatischen Erscheinungen sind eingehender als bisher berücksichtigt, die Bedeutungsunterschiede noch genauer angegeben, das Druckbild ist noch klarer und übersichtlicher gestaltet. Auch hier ist der Wortschatz, namentlich nach der technischen Seite hin, vermehrt. Im übrigen sind natürlich alle bisherigen Vorzüge völlig gewahrt. Die äussere Ausstattung ist mustergültig. So verdient das hervorragende Werk nach wie vor wärmste Empfehlung.

Franz Hahne, Gobineau. Ein Lebensbild. Leipzig, Reclam [1925]. 152 S.

Wer sich gründlich und wissenschaftlich mit Gobineau beschäftigen will, wird niemals auf Ludwig Schemanns grosses biographisches Werk über ihn verzichten können. Wer aber eine erste Bekanntschaft mit ihm, einen raschen Ueberblick über sein Schaffen, einen knappen und doch zuverlässigen Führer zu ihm sucht, der kann getrost zu dem oben genannten schmalen, mit viel Liebe und mit Geschick geschriebenen Bändchen Hahnes greifen. Trotz aller Knappheit der Darstellung tritt die erstaunliche Vielseitigkeit und die eigenartige Bedeutung dieses durchaus

germanischen Franzosen klar hervor, der mit Recht immer mehr bei uns bekannt und geschätzt wird. Wir erhalten zunächst eine gute Uebersicht über sein Leben und seine Persönlichkeit, dann wird ausführlicher der Rassengedanke auf Grund seines wichtigsten Werkes erörtert, darauf seine politische, schriftstellerische und dichterische Tätigkeit gewürdigt und zuletzt seiner besonderen Liebhaberei, der Bildhauerkunst, gedacht. — Ein recht brauchbares, auch für die Schülerbücherei geeignetes Büchlein; denn an Gobineau wird man auch in der Schule künftig nicht vorbeigehen können.

G. Fittbogen, Die französischen Schulen im Saargebiet. (= Rheinische Schicksalsfragen, hrsg. v. Rühlmann, Schrift 4.) Berlin, R. Hobbing, 1925. 122 S.

Frankreich ist ein unübertroffener Meister in der Schulpolitik. Kein anderes Land versteht es, so gründlich seine Schuljugend in so hohem Masse nationalistisch zu erziehen; und es scheut dabei keine Mittel, auch Lüge, Verhetzung und Verleumdung anderer, namentlich der Deutschen, müssen herhalten. Ebenso ist es auch ein Meister in seiner Kulturpropaganda. Das erleben wir blutenden Herzens im besetzten Gebiet, und wie es im Saarlande in aller Stille, aber darum nicht minder nachdrücklich, wirtschaftet, zeigt die vorliegende Schrift, die jeder deutsche Lehrer kennen sollte, mit erschreckender Deutlichkeit. 1935 soll im Saargebiet die Abstimmung stattfinden, ob es deutsch oder französisch sein will. Infolgedessen arbeitet der französische Staat, der durch den Versailler Vertrag Eigentümer der Kohlengruben geworden ist, mit beispielloser Energie vermittelst der Bergverwaltung in Saarbrücken, die eine eigene Schulverwaltung hat, seit 1920 darauf hin, dass die Kinder, die dann stimmfähig sind, französisch beeinflusst, mit französischem Geiste durchtränkt und ihrem deutschen Vaterlande möglichst entfremdet werden, damit sie ihre Stimme Frankreich geben. Die Bergverwaltung, das ist aber der französische Staat, richtet französische Volksschulen für die Kinder der Bergleute ein und zieht auch möglichst viele andere Kinder hinein. Der Unterricht sieht wöchentlich 6—8 Stunden Französisch vor, in einer Stunde wird französischer Gesang geübt, ein Teil der Rechenstunden wird in französischer Sprache erteilt. Was da für deutsche Bildung übrig bleibt, ist klar. Ganz besonders lehrreich sind auch die Lehrbücher und Lehrmittel. Die französischen und deutschen Lehr- und Lesebücher sind ganz einseitig und deutlich darauf zugeschnitten, Frankreich zu verherrlichen und Kenntnisse über das Land zu vermitteln. Deutschland wird totgeschwiegen. Das Vaterland der Saarkinder ist, wie ein französischer Aufsichtsbeamter klipp und klar erklärte, nicht Deutschland, sondern das Saarland. Für den Erdkundeunterricht halten diese Schulen eine Karte des Saargebietes, sechs Karten von Frankreich, zwei von der östlichen und westlichen Halbkugel. Weiter nichts, Deutschland fehlt. Ein Schlaglicht auf die Lockmittel, die verwendet werden, ist die Tatsache, dass das Schwänzen nicht bestraft wird, auch wenn es wochenlang fortgesetzt wird. — Man kann nur dringend raten, das Buch selbst zu lesen und seinen Inhalt möglichst weit bekannt zu machen, damit man auch ausserhalb des Saarlandes erfährt, wie schmählich dort der deutsche Geist geknechtet und vergewaltigt wird. Und das alles geschieht vertragswidrig, ungesetzlich und unter den Augen der internationalen Regierungskommission, die das Treiben Frankreichs nicht nur duldet, sondern sogar nach Möglichkeit fördert. Der Völkerbund kann da helfen und müsste es; ob er es freilich tun wird, ist eine andere Frage.

The Knight of Curtesy and the Fair Lady of Faguell. A Study of the Date and Dialect of the Poem and its Folklore Origins. By Elizabeth McCausland. (= Smith College Studies in Mod. Languages IV, 1, Oct. 1922.)

Das mittelenglische Gedicht *The Knight of Curtesy* ist eine der besten Fassungen der durch Uhlands Gedicht bei uns am bekanntesten gewordenen Geschichte des Kastellans von Coucy. Es besteht aus 126 vierzeiligen gereimten Strophen und ist in Londoner Mundart gegen Ende des 15. Jhdts. geschrieben worden. Das vorliegende Heft enthält eine vortreffliche gewissenhafte und fleissige Ausgabe davon. Die Herausgeberin druckt den Text ab, gibt ein Wörterbuch bei und schickt eine gründliche Untersuchung über alle in Betracht kommenden literaturgeschichtlichen Fragen voraus, wobei sie besonders ausführlich auf die Geschichte des Motivs eingeht. Das me. Gedicht geht unmittelbar auf eine französische Quelle zurück, die *Chronique du Châtelain de Coucy,* die im Anhang ebenfalls abgedruckt ist. Anzuerkennen ist, dass auch die deutsche wissenschaftliche Literatur berücksichtigt ist.

Gustav Schleich, Die mittelenglische Umdichtung von Boccaccios ‚De claris mulieribus' nebst der lateinischen Vorlage zum ersten Male vollständig herausgegeben. (= Palaestra 144.) Leipz., Mayer & Müller, 1924. V+140 S.

Dieses neue Buch des verdienten Gelehrten hebt noch einen Schatz aus Zupitzas Nachlass. Dieser besass eine Abschrift der Handschrift der oben genannten me. Dichtung aus dem britischen Museum; eine andere, die sich in Privatbesitz befindet, konnte natürlich nicht benutzt werden. Die Ausgabe ist eine sehr wertvolle und lehrreiche Leistung. Sie bringt zum ersten Male die Dichtung, deren Verfasser wir nicht kennen, zur allgemeinen Kenntnis und zwar unter Berücksichtigung von Zupitzas Studien (in der *Festschrift z. 5. Neuphilologentage* 1892). Ausserdem — und das ist besonders wichtig — wird auch die lateinische Quelle für die 21 Lebensbilder, die der englische Dichter ausgesucht hat, in sorgfältigem Neudruck nach zwei alten Ausgaben von 1475 und 1589 dargeboten, so dass man die Arbeitsart des Umdichters bequem beobachten und seine Leistung abschätzen kann. Ausserdem enthält das Buch eine eingehende Untersuchung des Quellenverhältnisses, der Sprache und des Versbaus der Dichtung, sowie reichhaltige sprachlich-sachliche Anmerkungen. So dient das Werk nicht nur der englischen Sprach- und Literaturgeschichte, sondern es beleuchtet zugleich eindrucksvoll ein gutes Stück der Entwicklung des Humanismus auf englischem Boden.

Werner Leopold, Die religiöse Wurzel von Carlyles literarischer Wirksamkeit, dargestellt an seinem Aufsatz *State of German Literature (1827).* (= Stud. z. engl. Philol., hersg. v. Morsbach, LXII). Halle, Niemeyer, 1922. VIII+114 S.

In dieser bescheiden benannten und äusserlich recht schmächtig aussehenden Arbeit steckt viel mehr, als ihr Titel vermuten lässt. Es ist ein ganz ausgezeichneter, sorgsam durchdachter und fein durchgearbeiteter Beitrag nicht nur zur näheren Erkenntnis Carlyles und seines persönlichen und geistigen Wirkens, sondern auch über die literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und England überhaupt. Der umfangreiche einleitende Abschnitt ist geradezu eine bis ins einzelne gehende Darlegung der Umstände und der Entwicklung, wie die deutsche Literatur allmählich und sehr spärlich in England bekannt wurde; es fehlt in

dieser Uebersicht wohl nur die Akademierede Henry Mackenzies v. J. 1788, die erst Brandl in der *Festschrift z. 19. Neuphil.-Tage* zugänglich gemacht hat (s. *Zeitschr.* 24, 83). Nicht minder wertvoll sind die Betrachtungen über Carlyles religiösen Werdegang und sein Erweckungserlebnis, wodurch sein Verhältnis zur deutschen Literatur nicht wenig beeinflusst worden ist. Sein grosser und ausserordentlich erfolgreicher Aufsatz *State of German Literature*, der 1827 in der *Edinb. Review* erschien, wird sehr eingehend nach Entstehung, Stil, Gliederung, Inhalt und Wirkung untersucht. Die Arbeit zeugt von einer ungewöhnlichen Gründlichkeit und Feinfühligkeit und verdient sehr hohe Anerkennung.

Karl Hagemann, Oscar Wilde. Sein Leben und sein Werk. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanstalt, 1925. 243 S. Gbd. 7,50 Mk.

Oscar Wilde, Epistola in carcere et vinculis. Deutsch von Max Meyerfeld. Berlin, S. Fischer, 1925. 183 S.

Laurence Housman, Gespräche mit Oscar Wilde. Ein Zusammentreffen in Paris. Berlin, S. Fischer, 1925. 100 S. 2,50 Mk.

Ernst Bendz, Oscar Wilde. A Retrospect. Gothenburg, N. J. Gumpert, o. J. (1924). 123 S.

Karl Sternheim, Oscar Wilde. Sein Drama. Potsdam, Kiepenheuer, 1925. 120 S.

Hagemanns Buch über Wilde ist eine hervorragende Leistung, wie mir scheint, die beste Darstellung des Dichters, seines Lebens und Wesens, die wir in deutscher Sprache haben. Die ganze Tragödie dieses wunderlichen Lebens mit allen seinen Widersprüchen und Absonderlichkeiten, mit allen Höhen und Tiefen weiss er so packend und zugleich in so glänzender Form hinzuzeichnen, dass man das Werk wie einen spannenden Roman liest, und dabei verfügt der Verf. über genaueste Kenntnis der einschlägigen Literatur. Er beginnt mit einer Uebersicht über das Leben Wildes, dann folgt eine eingehende Würdigung der Gedichte mit reichlichen Proben in deutscher Uebersetzung. Die dramatische Dichtung ist besonders ausführlich berücksichtigt, da ja der Verf. selbst sämtliche Komödien Wildes in eigenen Uebertragungen und Bearbeitungen aufgeführt hat. So ist dieser Abschnitt der äusserlich und innerlich reichste. Den Essays und der Prosa sind noch weitere Kapitel gewidmet. Den Abschluss bildet eine glänzende zusammenfassende Betrachtung über das Wesen des Dichters. Wertvolle Beigaben sind das Namenverzeichnis und eine Wilde-Bibliographie, die an kritischen Werken allerdings nur die deutschen verzeichnet. Leider vermisst man da das wichtige Buch von B. Fehr, *Studien zu O. W.s Gedichten*, Berlin 1918 (vgl. *Zeitschr.* 21, 58), das sehr bedeutsame literaturgeschichtliche Aufschlüsse gibt.

Das zweite der oben genannten Bücher bietet uns das erschütterndste von allen Werken Wildes, die *Epistola in carcere et vinculis*, zum ersten Male in völlig ungekürzter, zusammenhängender Form, wie es im englischen Urtext überhaupt noch nicht veröffentlicht ist. Die unter dem Titel *De Profundis* bekannten Bekenntnisse Wildes sind nur Bruchstücke daraus. Jetzt haben wir nun das Ganze, jenen Brief, den Wilde aus dem Zuchthause zu Reading an den einstigen Freund Alfred Douglas schrieb, in dem er seine eigene Entwicklung, aber auch den verhängnisvollen Einfluss dieses Mannes mit schonungsloser Offenheit und Schärfe darlegt. Die von Robert Ross daraus veranstaltete Auswahl, eben jenes *De Profundis* gibt nur ein völlig einseitiges und unvollständiges Bild von dieser den ganzen Menschen tief aufwühlenden Urkunde. In England ist zwar der Inhalt durch den Beleidigungsprozess des Lord Alfred Douglas gegen

den Schriftsteller Ransome bekannt und in den Zeitungen wiedergegeben worden, aber das Werk selbst darf dort erst 1960 erscheinen. So ist Meyerfelds Uebertragung, die sich übrigens vorzüglich liest, jetzt das wichtigste Quellenwerk für Wildes Leben.

An Bedeutung kann sich damit das Büchlein von Housman, verdeutscht von H. G. Scheffauer, in keiner Weise messen. Wilde galt als ein bezaubernder Plauderer. Seine Gespräche sollen reine Kunstwerke an Lebhaftigkeit und wundervoller Darstellung gewesen sein. Ein solches Gespräch aus dem Ende von Wildes Leben — aus Paris — zeichnet H. hier nach der Erinnerung von 1899 auf, aber er gibt selbst zu, dass es einigermassen zurecht gemacht ist. Der Eindruck ist nicht sehr tief, und er wird noch dadurch abgeschwächt, dass H. fast ebensoviel von sich selbst erzählt wie von Wilde. Immerhin ist das Büchlein eine nicht unwillkommene Gabe.

Das Buch von Bendz, das im vorigen Jahre in Gothenburg erschien, ist augenscheinlich, wie eine überklebte Angabe auf dem Titelblatte erkennen lässt, schon 1921 einmal von Hölder in Wien übernommen, aber dann wohl nicht herausgebracht worden. Es enthält fünf kritische Aufsätze des Verf., die schon früher, in den *Neuphilol. Mittlgn.* in Helsingfors und in den *Engl. Studien,* einmal veröffentlicht worden sind. Der erste heisst *Lord Alfred Douglas' Apologia* und ist eine eingehende Kritik von dessen Buch *O. Wilde and myself* (London 1914). Der zweite beschäftigt sich mit R. H. Sherards Werk *The Real O. Wilde* (London 1915), der dritte mit Frank Harris' grosser Biographie *O. Wilde, His Life and Confessions* (New York 1916). Während diese drei Aufsätze englisch geschrieben sind, sind die beiden letzten französisch. Der eine mit dem Titel *G. B. Shaw: O. Wilde, in Memoriam* handelt von dem mit zahlreichen Erinnerungen an Wilde ausgestatteten Briefe, den Shaw an Harris richtete; dieser Brief ist der 2. Auflage von Harris' Buche beigegeben und auch in Paris (1918) zusammen mit einer französischen Uebersetzung der *Florentinischen Nächte* erschienen. Der letzte Beitrag heisst *A Propos de la Salome* und untersucht das Verhältnis dieser Dichtung zu den bekannten Vorbildern, Flauberts *Hérodias* und Maeterlincks *Sept Princesses*; einige Stellen der französischen Fassung der *Salome* sind abgedruckt.

Sternheims Werk ist ein Drama, in erster Linie zu seiner eigenen, in zweiter zu Wildes Verherrlichung gedichtet. In der Einleitung sagt er zunächst „Authentisches" über Wilde, aber nichts Neues; im wesentlichen ist es nur eine Rechtfertigung seiner Neigung zum eigenen Geschlecht. Das Drama selbst entspricht nicht ganz den grossen Worten der Vorrede. Es besteht eigentlich nur aus vier nebeneinander gereihten Bildern. Das erste zeigt uns den jungen Wilde in seinem Verhältnis zu Alfred Douglas und ein paar andern Freunden. Im zweiten finden wir Wilde in einer üblen Spelunke in Whitecheaple (so!) und lernen sein Treiben da kennen. Der dritte Aufzug spielt während der Gerichtsverhandlung gegen Wilde, der vierte bringt seine Verurteilung und führt uns im zweiten Auftritt seinen Tod in Paris vor. — Wenn auch eine Reihe dieser Szenen dramatisch geschickt aufgebaut ist, so ist doch der Eindruck des Ganzen zu uneinheitlich, um befriedigend zu wirken.

Bericht über die Verhandlungen der XIX. Tagung des Allg. Deutschen Neuphilologenverbandes in Berlin vom 1. bis 4. Oktober 1924. Hrsg. v. A. Brandl, M. Kuttner, A. Ludwig, R. Schade. Berlin O. Stolberg & Co., 1925. 268 S.

Ueber den Verlauf der 19. Tagung des ADNV wurde *Zeitschr.* 23, 342 ff. so eingehend berichtet, dass hier ein kurzer Hinweis auf die nunmehr im Druck erschienenen Verhandlungen genügt. Sie bilden einen stattlichen Band, und damit ist man erfreulicherweise wieder zu dem vor dem Kriege üblichen und auch notwendigen Verfahren zurückgekehrt. Das Werk gibt einen vollbefriedigenden Ueberblick über alle Vorgänge, die sich auf der Tagung abgespielt haben, und bringt auch eingehende Auszüge aus den Vorträgen. Ganz besonders wertvoll ist es, dass als Anhang ein wenn auch in knapper Form gehaltener Bericht über die 18. Versammlung in Nürnberg (1922) angefügt ist, weil infolge der Notzeit von 1923 ein selbständiger Bericht nicht erscheinen konnte. Das Mitgliederverzeichnis des Verbandes zählt 2359 Namen. Das Buch ist mit seinem ungemein reichen Inhalt zu einem wertvollen Handbuch über den gegenwärtigen Stand der neueren Philologie geworden und wird allen denen, die an der Tagung selbst nicht teilnehmen konnten, die fruchtbarsten Anregungen geben.

Englischer Kulturunterricht. Leitgedanken für seine Gestaltung. Hrsg. von Fritz Roeder. Leipzig, Teubner, 1924. IV+76 S.

Das treffliche Buch, von dem inzwischen schon eine zweite Auflage erschienen ist, enthält die Vorträge, die auf der Göttinger Tagung der Lehrer und Lehrerinnen des Englischen im Juli 1923 gehalten wurden (s. *Zeitschr.* 23, 167 ff.). Bei der Wichtigkeit dieser Schrift für die neueren Bestrebungen in unserm Unterricht genügt es, hier kurz seinen Inhalt anzugeben. F. Roeder kennzeichnet Sinn und Bedeutung, Ziel und Aufgabe dessen, was *Englischer Kulturunterricht* sein will. A. O. Meyer schildert sehr anschaulich *Die sittlichen Triebkräfte des englischen Imperialismus.* Eugen Boehler handelt über *Englische Wirtschaftsethik.* Th. C. Hall erörtert, allerdings mehr andeutend als ausführend *The Ethical and Religious Structure of English Life.* H. Hecht weist auf die *Periodenbildung in der neueren englischen Literaturgeschichte* hin, wobei er besonders die neuesten grösseren literaturgeschichtlichen Werke bespricht, und L. Morsbach spricht mit gewohnter Meisterschaft und Klarheit über *Die geschichtlichen, kulturellen und literarischen Grundlagen der neuenglischen Sprachentwicklung.* — Alles Nähere muss jeder Neuphilologe in dem anregungsreichen Buche selbst nachlesen, das in jede Schulbücherei gehört.

Oskar Kutzner, Freiheit, Verantwortlichkeit und Strafe. (= Pädagog. Magazin, hrsg. v. Mann, Heft 924.) Langensalza, Herm. Beyer & S., 1923. 148 S.

Verf. bietet in dieser Schrift eine neue und ausserordentlich anziehende Untersuchung über das Problem der Willensfreiheit und zwar im Zusammenhange mit dem der Erziehung. Er stellt den Gegensatz klar heraus, der sich in bezug auf den Begriff der Willensfreiheit ergibt, je nachdem, ob man ihn von der Seite der Sittlichkeit oder der Erziehung betrachtet. Im Laufe seiner Erörterung, die von Kant ausgeht, gelangt er dazu, die Willensfreiheit abzulehnen. Verantwortung aber kann und muss trotzdem bleiben. Die Frage der Strafe, die nicht als Busse, sondern als Erziehungsmassregel Wert hat, wird nur kurz berührt. Die Schrift, deren Inhalt hier nur angedeutet werden kann, verdient alle Beachtung in pädagogischen Kreisen und eignet sich besonders auch zur Besprechung an den Ausbildungsanstalten für Referendare.

Ed. Spranger, Psychologie des Jugendalters. Leipzig, Quelle & Meyer, 1924. XVI+356 S.

Otto Seeling, Reifezeit und sexuelle Aufklärung. Berlin, Pyramidenverlag Dr. Schwarz, 1925. 101 S.

William Stern, Anfänge der Reifezeit. Leipzig, Quelle & Meyer, 1925. VI+125 S.

Sprangers Buch hat in der kurzen Zeit, seit es erschienen ist, bereits grosses Aufsehen erregt und ist insbesondere in Schulkreisen mit grosser Freude aufgenommen worden. Und in der Tat haben wir in ihm eine ganz hervorragende Leistung. Es ist die erste grosszügige, zusammenhängende Behandlung des ausserordentlich schwierigen und gerade in unserer Zeit höchst wichtigen Problems. Auf diesem Buche beruht ja wohl auch der preussische Ministerialerlass, der es den Lehrkörpern der Schulen zur Pflicht macht, sich mit der Jugendkunde ernstlich zu beschäftigen. Und sicher ist das ganz dringend notwendig, denn ein grosser Teil des früheren und auch des jetzigen Schulelends kommt daher, dass die Lehrer nicht immer eine richtige Einstellung zur Jugend, ja nicht einmal stets das richtige Verhältnis zu ihr hatten oder haben. Jetzt wird man sich nicht mehr darauf berufen können, es gebe noch keine wissenschaftlichen Hilfsmittel gerade für jenes schwierigste Alter. Spranger geht mit dem ganzen scharfen Rüstzeuge seines Verstandes, seiner tiefen psychologischen Erkenntnis, aber auch mit einer heissen Liebe zur Jugend und feinstem Verständnis für ihre inneren Nöte an seine Arbeit. Selten findet man in einem derartigen Werke eine so wundervolle Verschmelzung wissenschaftlicher Sachlichkeit und persönlicher Wärme.

In der Einleitung gibt er grundlegende Ausführungen über die Aufgabe und Methode der Psychologie des Jugendalters und schreitet dann zu einer ausgezeichneten Gesamtcharakteristik dieser Zeit fort. Dann behandelt er die einzelnen Mächte, die den Jugendlichen bewegen und erregen, die Phantasie, die Erotik, das Geschlechtsleben, die Zusammenhänge von Erotik und Sexualität (beide Begriffe sind deutlich voneinander zu scheiden), die Gesellschaft und ihre Formen, die Sittlichkeit, das Rechtsbewusstsein, die Politik, der Beruf, Wissen und Weltanschauung, Religion. Er schliesst mit einer feinen Herausarbeitung des jugendlichen Lebensgefühls.

Mit diesem knappen Hinweis auf den Inhalt muss ich mich hier begnügen, da die *Zeitschr.* nicht der Ort für eine eingehende Würdigung des Werkes ist. Aber hochwichtig ist es für unsere engeren Fachgenossen, und so sei denn nur, das ist die beste Empfehlung, wärmstens auf eigenes Studium des Buches hingewiesen. Es sollte keinem Lehrer unbekannt bleiben. Es birgt Schätze wertvollster Erkenntnis und fruchtbarster Anregungen. Was mancher Reife, der mit der Jugend und für sie lebt, schon mehr oder minder klar empfunden oder geahnt hat, gewinnt hier deutliche, feste Form. Vielen wird es wie Schuppen von den Augen fallen, wenn sie Sprangers Ausführungen lesen. Abgeschlossen freilich ist dieses eben erst eröffnete Gebiet der Psychologie auch mit dieser Leistung nicht. Das weiss der Verfasser selbst am besten. Und sein schönster Erfolg wird es sein, wenn man auf den Wegen, die er uns weist, weiter wandert, und auf dem Grunde, den er gelegt hat, weiter baut. Gelegenheit dazu hat jeder Schulmann, jede Lehrerin. Möge sie fortan gut genützt werden, zum Besten unserer Jugend und — unser selbst.

In unmittelbarem, engem Anschluss an das Buch Sprangers behandelt sein Schüler Seeling dieselben Fragen, aber nicht in selbständiger wissenschaftlicher Untersuchung, sondern mit voller Absicht vom pädagogischen Standpunkt aus. Seine Schrift will ein übersichtlicher Wegweiser für die berufenen Führer der Jugend sein, für Eltern, Lehrer und Geistliche. Die Grundgedanken sind dieselben wie die seines Meisters, aber er geht auch ausführlicher auf die physiologischen Verhältnisse ein. Gerade hier arbeitet er, was dem Zwecke, weitesten Kreisen zu dienen, nicht gerade entspricht, übermässig mit medizinisch-wissenschaftlichen Fremdwörtern und setzt sogar neben gut deutsche Ausdrücke wie „erste und zweite Körperfülle oder -streckung“ gewissenhaft die entsprechenden lateinischen Vokabeln. Wozu soll das gut sein? Mitunter stört ein zu weit getriebener Schematismus. Während Spranger mit Recht ständig auf das Fliessen aller Grenzen bei den körperlichen und seelischen Erscheinungen der Jugendlichen hinweist, spricht S. oft in ganz knappen, sehr bestimmt lautenden Feststellungen, die ganz wie feste Regeln aussehen. Das wird manchen Lehrer auf falsche Fährte führen. In allen Hauptsachen aber sind seine Darlegungen einwandfrei, und sie gewinnen besonderen Wert durch praktische Winke und Beibringung einer ganzen Menge neuen Beleg- und Beispielstoffes.

Das neueste Buch des bekannten Hamburger Forschers Stern ist von ganz anderer Art. Es bringt einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Psychologie des Jugendalters dadurch, dass es ein in den achtziger Jahren entstandenes Tagebuch eines jüdischen Knaben veröffentlicht, das dieser in Berlin zwischen seinem 12. und 15. Jahre führte. Das Wertvolle daran ist gerade, dass dieser Junge kein irgendwie auffallender Mensch, sondern eine richtige Durchschnittserscheinung war. Stern druckt das Tagebuch ab, freilich nicht in der ursprünglichen Zeit- und Reihenfolge, sondern nach psychologischen Gesichtspunkten geordnet. Uebergangszeit (der Dreizehnjährige), die Wendung, das eigene Ich, andere Menschen, geistige Interessen sind die Stichwörter. Zwischendurch erläutert er knapp und treffend die einzelnen Aufzeichnungen. Sehr lehrreich ist es, dass in einigen Fällen die gegenwärtige Stellungnahme des jetzt über fünfzigjährigen Verfassers zu den Niederschriften aus seiner Jugendzeit mitgeteilt wird. Auch ein Stück aus einem „Schauspiel“, das der Knabe schrieb, ist abgedruckt. So bietet das Buch ausserordentlich wertvollen Quellenstoff.

Breslau. H. Jantzen.

Max. Henry Ferrars, Curiosities of English Pronunciation and Accidence for the use of teachers and students. Second impr. Freiburg i. Br., Bielefeld, 1924. 52 S. 1,60 Mk.

Diese Schrift des ehemaligen englischen Lektors an der Universität Freiburg i. Br., die in 1. Aufl. 1919 erschien, gibt eine bunte Fülle von Streiflichtern über die verschiedensten Gebiete des gesprochenen Englisch, vornehmlich der Aussprache, der Syntax und des Stils. Um es gleich vorwegzunehmen: wertvoller als der phonetische Teil ist das, was über 'Accidence' und 'Diction' gesagt wird. Ohne grosse wissenschaftliche Ansprüche gibt der Verf. in diesen beiden Kapiteln allerhand Wissenswertes in knapper, skizzenhafter Form, Bemerkungen über englische Sprachgepflogenheiten, die aus der Feder eines Nationalengländers für den Deutschen doppelt anziehend sind und willkommene Ergänzungen bieten können zu Büchern wie Fowler, *The King's English,* Rahtz, *Higher*

English u. a. Dass der Verf. besonders solche Fragen herausgreift, die ihm auf Grund seiner praktischen Erfahrungen als Lektor gerade für den Deutschen notwendig erscheinen, liegt auf der Hand. So spricht er über den Gebrauch der progressive form, der Hilfsverben, des Konjunktivs, des 'split infinitive', der Abkürzungen, des Potentialis. Gestreift wird auch der Einfluss des Rhythmus im Englischen. Reizvoll sind die Ausführungen über Slang (Entstehungsgeschichte der Ausdrücke ripping, it is the cheese, not caring a damn) und Cant. Dieser Abschnitt über den englischen Cant, der in der 1. Aufl. noch fehlte, enthält den für einen Engländer immerhin bemerkenswerten Satz über den Armistice Day: "How many of those who abandon themselves to the false sentiment of the national gesture of the two-minutes' silence on the 11th of November of each year know or want to know that the silence of the gun-noise was the signal for an extra twist to the fiendish, if noiseless blockade-screw, 'to extort an admission of guilt by the weapen of starvation' in the spirit of the Inquisition applied to 100 millions of people in defiance of the 'truce'!" — — Was den phonetischen Teil der Arbeit angeht, so sehe ich in ihm für den Anfänger, d. h. für denjenigen, der sich noch nicht gründlich mit den heutigen englischen Mundarten vertraut gemacht hat, eine Gefahr aus mehreren Gründen. Der Verf. stellt sich keineswegs auf den Standpunkt der für uns, vor allem für die Schule allein massgeblichen südenglischen (London) standard pronunciation, lehnt überhaupt den landschaftlichen standard zugunsten eines soziologischen ab. Daher sein Kampf gegen die Diphthongierung der englischen Vokale, daher die völlige Gleichstellung des langen engl. *i* und *u* mit dem entsprechenden deutschen, daher seine Unterscheidung zwischen middle und low *a* in Fällen, wo die südenglische Hochsprache eine solche nicht kennt usw. Alles nordenglische Eigentümlichkeiten, wie sie sich auch in den sonst ausgezeichneten englischen Unterrichtsbriefen von Toussaint-Langenscheidt infolge von Lloyds Mitarbeit niedergeschlagen haben, von denen der Verf. sagt, dass sie "the only complete presentation of the A-group proper" bieten. Nimmt man dazu das bunte Durcheinander von nord- und südenglischen Ausspracheformen in den Beispielen der Vokaltabelle, nimmt man ferner dazu die geradezu vorweltliche Art der Lautbezeichnung — ein System, das sich über das im *Punch* und in der Romanliteratur angewandte nicht erhebt (DSCH für [dʒ] SSayz für [sez], aw für das [ɔ] in knowledge, aw-i für [ɔi] in boil, âw-i in buoyant, ö in does, country usw.) — nimmt man weiterhin dazu die für den Phonetiker manchmal geradezu unerträgliche Terminologie (sharp, hard, explosive für stimmlose, soft für stimmhafte Konsonanten: z. B. "V is the soft form of which F ist the explosive (!) one"!!) und die mancherlei offenbaren Irrtümer (engl. *th* wird als interdental statt als postdental, deutsches uvulares *r* als guttural bezeichnet u. dgl.), so wird es verständlich sein, wenn man den Anfänger vor diesem Teil des im übrigen durchaus lesenswerten und wegen der sprachlichen Anekdoten recht kurzweilig wirkenden Büchleins warnen muss. Sehr lehrreich sind dagegen auch für den Anfänger die Sprachproben aus der Bibel, dem Book of Common Prayer, dem Schottischen, Irischen, Amerikanischen, Cockney, Negro Jargon, Oceanic, Chi-Chi und Pigeon-English, die allerdings alle erst ihren vollen Wert durch eine lautschriftliche Uebertragung erhalten würden. Die Vermehrung des Inhalts gegenüber der 1. Aufl. ist nur gering. Einige Druckfehler harren noch der Beseitigung.

Göttingen. Walter Gerlach.

Krüper, Adolf, Deutschkunde im englischen Unterricht. (= Handbuch der Deutschkunde, Bd. 4.) Diesterweg, Frankfurt/M. 1924. V+120 S.

Das Buch wurzelt in dem Gedanken, Erkenntnis deutschen Wesens und Lebens zu gewinnen aus dem Vergleich mit dem im englischen Unterricht erkannten Wesen des Engländertums. Englische Kulturkunde als Folie für die Deutschkunde: diese Einstellung der neuen Lehrpläne ist auch die des Buches. Natürlich kann dieses Thema im Rahmen eines Buches nicht erschöpft werden, und man wird dem Verfasser dafür danken, dass er sich weise beschränkt auf das, was der Unterricht wirklich bieten kann, und dass denen, die sich bisher um diese Einstellung nicht bemüht haben, nicht bloss allgemeine Anregungen, sondern im Unterricht verwertbare Tatsachen geboten werden. Das zeigen schon die Ueberschriften der vier Hauptabschnitte des Buches, Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und England, Deutschkunde in Verbindung mit der (literarischen) englischen Schullektüre, Englands Geschichte und politische Entwicklung im Unterricht der deutschen Schule, Deutschkunde im Anschluss an die Betrachtung der englischen Sprache und Grammatik, denen sich als 5. Amerika im Unterricht der deutschen Schule anschliesst. Aus ihnen ist auch zu sehen, dass der Verf. wesentlich historisch eingestellt ist; das hat den Vorzug, dass seine Darlegungen auf sicherem Boden ruhen, aber auch den Nachteil, dass er die Vergangenheit so ausgiebig berücksichtigt, dass für die englische Gegenwart, deren literarische Erzeugnisse er allerdings im ganzen gering schätzt, kaum etwas übrig bleibt. Man kann an der Gegenwartsliteratur im Unterricht doch nicht deshalb vorübergehen, weil die geistesgeschichtlichen Beziehungen heute noch nicht klar erkennbar sind und weil ein bemerkenswerter Einfluss der englischen Dichtung der Gegenwart auf die deutsche nicht festgestellt werden kann; denn nichts ist so gut wie die englische Gegenwartsdichtung imstande, uns das Denken und Fühlen des Engländers von heute erkennen zu lassen und uns so, im Vergleich nach Aehnlichkeit und Gegensatz, unser eigenes gegenwärtiges Leben und Wesen zu zeigen. Ich stimme deshalb mit Krüper nicht darin überein, Shakespeare einen so grossen Raum zu lassen, dass je ein Werk aus den Römerdramen, den Nordlandstragödien und den Königsdramen gelesen werden kann, und die Reihe der für die Deutschkunde fruchtbaren Lesestoffe mit Dickens abzuschliessen; auch wir sind trotz aller "Neuromantik" nicht mehr die Deutschen der Zeit Eichendorffs und Schwinds, und Dickens' England ist nicht mehr das heutige. Selbstverständlich, auch das Alte zum Verständnis des Werdens des Neuen; aber die Gegenwart ist die Krone des Ganzen. Diese grundsätzlichen Einwendungen vermindern natürlich den Wert von Krüpers Buch nicht.

Im einzelnen wird man bei der Geschichte der geistigen Beziehungen manches nachtragen können, da Vollständigkeit hier gar nicht erstrebt wurde. Immerhin erscheint mir der Einfluss von Pope auf Brockes und von Prior und Gay auf Hagedorn ebenso erwähnenswert wie der von Thomson auf Kleist; neben Richardson und Sterne sind doch auch Fielding und Goldsmith zu nennen, und vor allem der Einfluss des englischen bürgerlichen Trauerspiels auf die Entstehung des deutschen. Beim vierten Abschnitt habe ich eine Reihe von Einwendungen, aus denen ich einige herausgreife. Die Deutung der weitgehenden Verwendung aller möglichen Wortarten, ja ganzer Sätze, wie attributiver Adjektive als Auswirkung der dem Engländer eigenen Achtung vor individueller Freiheit

erscheint mir allzu gewagt; ebenso die Behauptung, dass die englische Dichtersprache weniger musikalisch sei als die deutsche; das kommt uns so vor. Die übertriebenen Steigerungen findet man in der englischen Umgangssprache, besonders der Jugend, gerade so gut wie unter entsprechenden Verhältnissen im Deutschen und Französischen; die gewählte Hochsprache der Gebildeten vermeidet sie hier wie da. Bei allen Sprachen ein Streben nach Vereinfachung vorauszusetzen, ist grundsätzlich bestreitbar; es ist auch nicht richtig, dass das Englische die Rückbeziehung nicht mehr ausdrückt in allen Fällen, wo sie sich von selbst versteht; es drückt sie anders aus, nämlich durch die Tonführung. Auch bei der Komposition spielt der Akzent eine Rolle. Das über die strenge Abgrenzung der Zeiten im Englischen Gesagte gilt nicht mehr für den heutigen Sprachgebrauch, der immer mehr Freiheit lässt. Zu verbessern ist: S. 11 der Titel der Bürgerschen Ballade heisst „Der Kaiser und der Abt"; S. 12 in Biberach liess Wieland den Sturm aufführen; S. 103 zwei kleine Druckfehler.

H. Schmidt und **Harry B. Smith:** Englische Unterrichtssprache. 3. Aufl. Dresden, C. A. Koch. 1924. 67 S. — Kart. 1,40 Mk.

Das sehr empfehlenswerte Büchlein, das der an erster Stelle genannte Herausgeber wieder verbessert und vermehrt herausbringt, gehört in die Hand jedes Kollegen; für viele ist es der einzige Weg, der zur Erfüllung der heute gestellten Anforderungen hinführt.

Kurt Lincke, Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Lehranstalten. Ausg. D für Schulen mit Englisch als erster Fremdsprache. 2. Teil: 2. u. 3. Schuljahr. Gekürzte Ausgabe. Frankfurt, Diesterweg. 1924. VII, 68 S.

Das von mir *Zschr.* 23, 92 angezeigte Buch liegt hier in verkürzter Ausgabe vor, die vom Text nur noch die englischen Stücke beibehalten hat. Alle Hilfsmittel für den Unterricht, Words for Variation and Explanation, Umformungen, grammatische Beispiele, deutsche Texte, sind gestrichen; auch das alphabetische Wörterverzeichnis ist weggelassen, die Zusammenstellung der Vokabeln nach Wortsippen aber dankenswerterweise geblieben.

E. Kruisinga, An English Grammer for Dutch Students. I. A shorter Accidence and Syntax. 3rd Ed. Utrecht, Kemink & Zoon. XV+240 S.

Des Verf.s Absicht ist, englische Grammatik vom Standpunkt des Holländers aus zu lehren, der Englisch richtig schreiben und sprechen und einen englischen Text durchaus verstehen will. Die bessernde Hand des Verf.s hat die Neuauflagen immer wieder vervollkommnet. Das Besondere des Werkes liegt darin, dass hier eine Reihe von sprachlichen Erscheinungen besprochen sind, die man kaum anderswo findet, und dass die Fassung der Regeln ausserordentlich klar und knapp ist, so dass ich gern bekenne, viel daraus gelernt zu haben. Mit dem Aufbau des Stoffes in den ersten zwei Dritteln des Buches, der in herkömmlicher Weise einfach eine Darstellung der Wortarten nach Form und Funktion ist, kann ich mich nicht einverstanden erklären; aber im letzten Drittel etwa, dessen Kapitel *Conversion, Sentence-Structure, Concord, Order of Words* sind, steckt viel neuartige Betrachtungsweise. Für manches nicht Behandelte

wird auf den zweiten Band verwiesen, den ich nicht kenne; der wird wohl auch anderes Vermisste enthalten, so das Geschlecht von *sun, moon* und der Ländernamen. Die Beispiele sind gut und zahlreich; leider sind sie, wohl weil das Buch mehr praktischen als wissenschaftlichen Zwecken dient, ganz ohne Quellenangaben.

Leo Hannauer, Zeitungsenglisch. Ein deutsch-englisches Uebersetzungsbuch für Vorgeschrittene. Wien, Kuppitsch, 1924. 63 S.

62 Ausschnitte aus englischen Zeitungen werden ihrer deutschen Uebersetzung gegenübergestellt. Da H. sich bemüht hat, die Uebersetzung in gutem Deutsch abzufassen, bietet die Rückübersetzung ziemlich viele Schwierigkeiten und damit eine gute Uebung. Gelegentlich könnte freilich die Uebersetzung noch besser sein; dem reichsdeutschen Leser fallen auch österreichische Wendungen auf. An zwei Stellen ist die Uebersetzung fehlerhaft: S. 12/13 Mitte: *therefore there is . . . a very large outlook of hope that . . .* ist nicht *deshalb sind . . . sehr günstige Chancen für die Hoffnung vorhanden, dass . . .*, sondern *deshalb eröffnet sich . . . ein sehr hoffnungsvoller Ausblick*; S. 58/59 obere Mitte: *the issue* nicht *der Gegenstand,* sondern *der Ausgang.*

Joseph Conrad, The Rover. Tauchnitz 4621. 292 S.

Conrad, der heute schon zu den alten Kämpen der englischen Literatur zählt, hat hier mit reifer Künstlerschaft einen Stoff aus den Tagen der Kämpfe zwischen England und Frankreich in den Koalitionskriegen behandelt. Aber die geschichtlichen Vorgänge bilden nur den Hintergrund, auf dem, zum Greifen lebendig und in feinster seelischer Vertiefung, ganz wenige Gestalten sich abheben und ihr Lebensschicksal erfüllen. Franzosen sind es. Ein alter Seemann, Peyrol, der elternlos in früher Kindheit auf das Meer verschlagen wurde, dann während stürmischer Jugend- und Mannesjahre als „Bruder von der Küste“ ein wildes Seeräuberleben auf dem Indischen Ozean führte, schliesslich auf der Flotte der französischen Republik Dienste nahm und nun als Prisenführer, weisshaarig, wieder in die alte Heimat zurückkehrt, um dort still sein Dasein zu beschliessen, das ist der Held der Geschichte. Aber es kommt anders, als er es gedacht hat. Eine heimliche Neigung zu der jugendlichen Herrin des einsamen Gasthauses, in dem er seinen Lebensabend beschliessen will, wächst in ihm, ihm selber unbewusst. Da stört ein junger französischer Leutnant das Idyll, der in dienstlichem Auftrage hinkommt, um den die Küste blockierenden Engländern ein Paket Depeschen und Briefe in die Hände zu spielen, die gefälscht sind, um Nelson über die Absichten Napoleons zu täuschen. Jugend findet sich zur Jugend, und der Alte tritt in einem plötzlichen Entschluss für den Leutnant ein, um ihn der Geliebten zu retten. Die Fahrt wird, wie er es beabsichtigt, zur Todesfahrt; der blockierende Engländer erjagt das Boot und erbeutet die Depeschen; Nelson erhält sie und misst ihnen Bedeutung bei. So ist Peyrol nicht umsonst gestorben. Seine Handlungsweise bleibt den Zurückbleibenden ein Geheimnis, wie sein ganzes früheres Leben ihnen ein Geheimnis war. *“What sort of man was he really? Did you ever ask yourself that question?” she insisted. ‘Yes,’ said Réal. ‘But the only certain thing we can say of him is that he was not a bad Frenchman.’* — Der Stil ist elegantes *literary English,* farbig und etwas schwerflüssig. Ein wertvolles Buch.

Hirschberg Schl. Walther Preusler.

John Galsworthy, A Bit o' Love and other plays. — A Family Man and other plays. — Captures. Tauchnitz 4539, 4596, 4614.

Mit den Werken John Galsworthys bringt der Tauchnitz-Verlag etwas von dem Wertvollsten aus dem Kulturgut des englischen Volkes zu uns herüber und hilft geistige Brücken schlagen, die wichtiger sind als wiederangebahnte Handelsbeziehungen. Denn immer sind es grosse Ideen, die dieser Schriftsteller, den die neuere englische Literatur zu ihren Besten zählt, in seinen Werken vertritt, Ideen, die helfen können zur Lösung von grossen Menschheitsfragen. *A Bit o' Love* behandelt den erschütternden Konflikt im Leben eines Dorfgeistlichen, dessen Ideal der Heilige von Assisi ist und der das Evangelium predigt: It is not enough to love people because they are good to you, or because in some way or other you are going to get something by it. We have to love because we love loving. That's the great thing — without that we are nothing but Pagans. Er erlebt nun die furchtbare Enttäuschung, dass seine von ihm leidenschaftlich geliebte Frau ihn verlässt, und er gibt sie frei ohne gesetzliche Scheidung, um ihr und ihrem Geliebten nicht zu schaden. Das ganze Dorf wendet sich daraufhin gegen ihn, wirft ihm Unmoral und Feigheit vor, schmäht und demütigt ihn. Und doch sind es weniger diese äusseren Angriffe, sondern vor allem das innere Gefühl der Verlassenheit, die Verzweiflung über den Verlust der Frau, die er geliebt hat, wodurch er fast zum Selbstmord getrieben wird. Doch der Gedanke, von dem er erfüllt ist, "love for the sake of loving" hilft ihm, sich hindurchzukämpfen. "God, of the moon and the sun; of joy and beauty, of loneliness and sorrow — Give me strength to go on, till I love every loving thing!" mit diesen Worten des Helden klingt die letzte Szene aus, die Galsworthy mit wundervoller lyrischer Stimmung erfüllt hat. In der psychologischen Zeichnung des Helden zeigt sich der Dichter als Meister auf diesem Gebiet.

Einem seiner Lieblingsthemen wendet sich Galsworthy in *The Foundations* zu (in demselben Bande). Von der ersten bis zur letzten Szene wird darin etwas für gefährlich gehalten, was gar nicht gefährlich ist. Ein Gasarbeiter hat im Weinkeller des Lord Dromondy eine Bombe zurückgelassen, natürlich in der Absicht, das Haus in die Luft zu sprengen, so nimmt man an, während darin gerade eine "Anti Sweating" Versammlung stattfindet. Und dabei ist die Bombe gar keine Bombe, der Arbeiter der gutmütigste Kerl von der Welt, der dem Lord aus einer bösen Klemme hilft, als ein Demonstrationszug von Arbeitslosen in drohender Haltung erscheint. Mit feinem Spott und glänzendem Humor zeichnet Galsworthy die Angst der Besitzenden vor den Besitzlosen und lässt von den zwei Hauptpersonen, als Vertretern der beiden Klassen, aussprechen, was allein die Kluft überbrücken kann; Lord Dromondy: "Loving-kindness! I think it would be a deuced good thing if everybody were a bit more kind. Well, I should say one oughtn't to be kind for any motive — that's self interest; but just because one feels it." Und Lemmy (der Arbeiter) in der wundervollen Naturwüchsigkeit der Mundart: "This country's goin' to the dawgk, unless we gets an new religion: Kindness! Daon't mistyke me, nao sickly sentiment and nao patronizin! Me as kind to the millionaire as 'im to me." Es sind die Gedanken, die Galsworthy bei Behandlung dieses Problems immer betont, hier in ganz starker Aehnlichkeit in der Form mit Aeusserungen Ferrands im *Pigeon* und denen Courtiers in einem Gespräch mit Lord Milton im *Patrician*. Es ist bezeichnend, dass es ein Vertreter der Hocharistokratie ist, den Galsworthy solche Ansichten äussern lässt; es ist eben einer, der durch die Schule der Schützengräben

gegangen ist. Alle Personen des Stückes sind mit freundlichem Humor und viel Wärme gezeichnet, wie immer dann, wenn Galsworthy zwischen den Zeilen herausfühlen lassen will "At bottom mankind is splendid".

Als strenger und unerbittlicher Gesellschaftskritiker dagegen zeigt er sich in *The Skin Game* (Tauchnitz 4539) und in *Loyalties* (4596), in denen er Probleme behandelt, die sich ergeben aus der Entwicklungsphase, in der sich die Gesellschaft unserer Zeit befindet. In *The Skin Game* ist es die Stellung der „Neureichen" zu den höheren Kreisen. Eine Feindschaft zwischen der Familie eines country gentleman Hillcrist und Hornblower, a man newly-rich, die zunächst nur darin besteht, dass der Emporkömmling gesellschaftlich „geschnitten" wird, wächst sich zu offenem Kampf aus. Hornblower will seine Fabrikanlagen erweitern und ein Stück Land ankaufen. Die Schornsteine, die sich dann dort erheben sollen, würden den Hillcrists die wundervolle Fernsicht von ihrem Herrenhause verderben. Als Hornblower trotz ihrer Bemühungen das Stück Land erwirbt, geht Mrs. Hillcrist ohne jede Bedenken daran, ihn unmöglich zu machen, indem sie in grausam taktloser Weise die allen unbekannte Vergangenheit seiner Schwiegertochter aufdeckt, dadurch das Eheglück des jungen Hornblower zerstört, die ehrgeizigen Pläne des alten vernichtet, aber ihre Absicht, ihn aus der Gegend zu entfernen und ihr "home" zu retten, erreicht. "What's gentility worth if it can't stand fire?" fragt Hillcrist mit bitterem Gewissensvorwurf am Schluss des Stückes, in dem Galsworthy mit scharfer Satire Kritik übt ohne jedes versöhnende Moment, bis auf die ganz leise Andeutung einer anderen Einstellung zu diesem Problem bei der jüngeren Generation.

Ebenso zeitgemäss ist die Frage, die in *Loyalties* behandelt wird: die Stellung des Juden in den höchsten Gesellschaftskreisen. De Levis, young, rich, and new, der Eingang zu dem vornehmsten Klub sucht, wird als Gast eines Aristokraten in dessen Haus bestohlen. Der Dieb ist Captain Ronald Dancy, der das Geld braucht, um eine dunkle Ehrenschuld zu bezahlen. Die Sache kommt vor Gericht, und alle Freunde Dancys, obgleich sie von seiner Schuld überzeugt sein müssen, halten ihm die Stange, for the sake of loyalty; dem gesellschaftlichen Emporkömmling, der noch dazu Jude ist, verübeln sie beinahe, dass er sein Recht sucht und nicht lieber durch Totschweigen der Angelegenheit sich den Eintritt in ihre Kreise gewissermassen verdient. Doch alle ihre loyalty hilft nichts; ein Zufall bringt alles ans Licht. Ohne tendenziös zu sein, ohne eine der Personen zum Sprachrohr für seine eigene Meinung zu machen, erzielt Galsworthy durch ausserordentlich realistische Zeichnung der einzelnen Charaktere eine grosse Wirkung.

Viel Komik aber auch viel sarkastischen Spott enthält *A Family Man*. Galsworthy schildert darin einen Mann, der stolz darauf ist, Engländer zu sein, als Familienvater ziemlich übler Art. Er ist ein brutaler Despot, der gar kein Gefühl dafür hat, dass seine Frau und seine beiden erwachsenen Töchter als besondere Wesen für sich existieren, sondern sie als Teil seines Besitzes betrachtet, der mit einem gewissen naiven Selbstbewusstsein eingesteht: All my married life I've put a curb on myself for the sake of respectability. Dieser Mann nun erhält eine bittere Lektion dafür, dass er in wildem Zorn auf seine Tochter einschlägt und seine Frau durch äusseren Zwang in sein Haus zurückholen will. Die Tochter selbst ruft die Polizei, er wehrt sich, wird abgeführt und eine Nacht in Haft behalten. Am nächsten Morgen wird er, der selbst I. P. ist, von seinen Kollegen vernommen und durch die Aussagen seiner Fa-

milie dahin gerettet, dass er mit einer Verwarnung davon kommt. Seine Töchter, die nun bedauern, dass es so weit gekommen ist, suchen ihn zu versöhnen, indem sie ihre eigenen Zukunftspläne, die ihn so empört haben, aufgeben. Auch die Frau kehrt freiwillig zu ihm zurück. Wird er gelernt haben? Trotz aller äusseren Komik enthält das Stück eine sehr scharfe Kritik dessen, was Männer vom Schlage Builders für „das Familienleben" halten.

Windows (4596), das in der Form etwas skizzenhaft wirkt, behandelt ein Problem, das auch im *Pigeon* schon aufgetaucht ist, die soziale Rettung eines sogenannten hoffnungslosen Falles, eines Mädchens, die ihr uneheliches Kind getötet hat, zwei Jahre im Gefängnis war und als Zimmermädchen in das Haus des Schriftstellers March genommen wird, wo man versucht, sie auf den rechten Weg zu bringen. Der Versuch misslingt, weil die einen sie zu hoch, die andern sie zu tief einschätzen. Zu spät kommt ihnen allen die Einsicht: You can't help, unless you love!

So klingen in Galsworthys Werken immer wieder die gleichen, grossen Gedanken durch, Leitmotiven vergleichbar, in verschiedenen Variationen, manchmal in Dur, manchmal in Moll; ebenso wie es ihm in der psychologischen Zeichnung seiner Menschen gelingt, dass „man hinter fast jeder seiner Gestalten eine lange Reihe von Charakteren der gleichen Art auftauchen sieht; jede wächst ins Typische hinauf und hat die Sondermerkmale des Einzelwesens." (M. Meyerfeld.)

Captures (Tauchnitz 4614) enthält eine Reihe von novellistischen Studien, von denen jede einzelne die wundervolle Anschaulichkeit und Vielseitigkeit von Galsworthys Wortkunst zeigt. Wie der Dichter es versteht, auch in kleinen Erzählungen eine Gestalt greifbar deutlich heraustreten zu lassen, zeigen *The Man who kept his Form* und *Late — 299*. Von den übrigen sind wohl die Wertvollsten die Dorfgeschichte *A Feud, Stroke of Lightning, A Hedonist.*

Frankenstein i. Schles. Helene Freundt.

Teubners kleine Auslandtexte für höhere Lehranstalten. Abt. I. Grossbritannien und die Vereinigten Staaten. Gewordenes und Werdendes auf allen Kulturgebieten. Heft 1—4, 6, 7, 9—12. Jedes Heft im Umfange von 30—40 S. gr. 8°. 0,40 Mk.

Die *Kleinen Auslandtexte* des Teubnerschen Verlags lassen sich in zwei Reihen gruppieren, eine kulturelle und eine literarische. Sie bringen in der einen wie in der anderen Texte aus Büchern, Reden, Zeitschriften und Zeitungen, die, nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellt, der landeskundlichen Erkenntnis dienen.

Heft 1. Greater Britain I. Englische Stimmen über das britische Weltreich, hrsg. von W. Lühr. Das Heft behandelt die bedeutsame Frage des britischen Imperialismus, die ja auch uns Deutsche am nächsten angeht. Es zerfällt in zwei Abschnitte. 1: *Growth and Structure of Greater Britain* (mit den Aufsätzen: 1. Dilke, *The Watchword of Imperialism,* 2. Froude, *The Rise of Oceana,* 3. Seeley, *The Indian Empire,* 4. Dilke, *Colonial Democracy,* 5. Milner, *Racial Structure of the Empire)* und II: *Constitutional Problems of Greater Britain* (mit 6. Chamberlain, *The True Conception of Empire,* 7. Saunders, *Imperial Preference,* 8. Eggleston, *Constitutional Developments,* 9. Smuts, *Absolute Independence of South Africa in the British Empire*). Ein Anhang bringt *Facts referring to the Preceding Problems* und zwar 1. *Geographical Classification,* 2. *Constitutional Classification,* 3. *Colonial Dependence*

in Theory and in Praxis, 4. *Some Resolutions of the Imperial Conference 1907* und die nötigsten Anmerkungen.

H. 2. *Growth and Structure of the United Kingdom.* Zusammengestellt von W. Lühr. Hier soll ein Bild der Entwicklung des United Kingdom, aber auch des englischen Nationalcharakters herausgearbeitet werden. Diesem Zwecke dienen die Abschnitte: A: *England and the English*, B: *England and Scotland*, C: *England and Ireland* — mit Aufsätzen von Collie (*Who are the English?*), Pollard (*Emergence of the English People*), Lowell (*Norman Influence on English Character*), Innes (*England under the Tudors I The State, II The Church*), Ward (*Social Aspects of the Elizabethan Age*), Lecky (*Scotland about 1700*), Wells (*The Story of John Bull's other Island*). Worterklärungen gehen voraus, Sacherklärungen folgen.

H. 3. *The Island Nation*, zusammengestellt von F. Weltzien, bietet eine anziehende und wesentliche Ergänzung zu Heft 2. Es richtet zugleich die Aufmerksamkeit auf den allgemeinen Zusammenhang zwischen der Lage eines Landes und Art und Schicksal seiner Bewohner mit den Stücken von Shakespeare (*The Blessed Isle*, aus *Richard II.*), Emerson (*Nature's Gifts*), Mahan (*The Key of Europe*), Buckle (*Intellectual and Social Independence*), Cunningham (*The Call of the Sea*), Bolingbroke (*Outlines of an Insular Policy*), Cobden (*Balance of Power or Non-Intervention*), Milner (*Defence*), Wells (*Insular Short-comings and the Rise of a new Epoch*), von denen ich den letzten für besonders wichtig halte zur Beurteilung der Denkart des Engländers von heute. Die Anmerkungen sind sehr knapp.

H. 4. *The English National Character*, zusammengestellt von F. Weltzien, bringt Aufsätze von Stevenson (*How Englishmen like their heroes*), Emerson (*The racial elements in the English character*; *Bodily strength*; *Matter of fact, Utility. Practical sense in peace and war*; *Pluck, Self-reliance, Reserve Formality, Dislike of Change*; *Taciturnity, Stubbornness*; *Self-regard, Dislike of Foreigners*; *Solidarity*), Shaw (*Cant*), Bulwer (*Common Sense. a) Practical*, Stephen (*Common Sense. b) Philosophical*), Emerson (*Respect for Wealth*), Arnold (*Liberty*), Carlyle (*Stupid in speech, wise in action*). Wohl eines der besten Hefte der Sammlung!

H. 6 — *England's Social Development from 1800 to the Present Day* — ist ganz der sozialen Frage gewidmet. Die von Ehlers besorgte Zusammenstellung zerfällt in die Abschnitte: I. *The Industrial Revolution and its Consequences for the Working Class* mit den Unterabschnitten a) *The misery of the labourer's social condition* (Disraeli, *A Scene in a Tommy Shop;* Clarke, *White Slavery*) und b) *Prophetic voices as precursors of a new aera of social reform* (Carlyle, *The present Condition of England and an Outlook for the Future; Captains of Industry;* Ruskin, *Mental Slavery* usw.; Mill, *The Value of Mental Education for the Working Class*). II. *Improvement in the Condition of the Working Classes since 1848*, a) *The naissance of a new creed among the labourers* (Toynbee, *Radicals, Chartists, Socialists*), b) *Social problems of our days* (Shaw, *The Fabian Society*; Lloyd George, *Old Age Pension and the Question of Unemployment*). Sicher eine vielseitige Auswahl, die zugleich geeignet ist, in die schwierige Frage überhaupt einzuführen, zumal da die Anmerkungen helfend unterstützen.

H. 7. *Religion and Church Life in England. I*, zusammengestellt von W. Lühr, will besonders zeigen, welchen Einfluss religiöse Strömungen



in England auf das Land und seine Geschichte — noch weit mehr als anderswo — hatten und haben. Abschnitt A, *The Church of England*, setzt sich zusammen aus Aufsätzen von Wells, *The Church of England*, Kingsley, *Headleys' Work in the West Country* und Ward, *Robert Elsmere's Lecture;* aus *Robert Elsmere*. In Abschnitt B *Puritanism* zeichnen die orthodoxen „dissenters" Froude (mit einem Abschnitt aus *Bunyan*) und Jan Maclaren (desgl. aus *Beside the Bonnie Brier Bush*). Das Sektenwesen behandelt unter C *Methodism* Eliot mit einem Abschnitt (*Dinah's Sermon*) aus *Adam Bede*. Zum Schluss — in D, *The Future* — erhält Masterman das Wort zu Ausführungen über die Zukunft der Kirche in England (*Religion and Progress*), die verkürzt seinem Werk *The Condition of England* entnommen sind.

H. 9 behandelt unter dem Sammeltitel *Great Britain and the Continental* die Wechselbeziehungen zwischen England und dem westlichen Europa, besonders Deutschland und England in den Kapiteln: *Germany and Music, Germany and Philosophy, Shakespeare in Germany, English Freedom and the Continent* (hier kommt Mill zu Worte), *The German Western Frontier* (in Carlyles deutschfreundlicher Auffassung), *Englishmen abroad* und *From Darwin to Häckel* — eine ergiebige Fundgrube für Vorträge auch im Rahmen des Deutsch-Unterrichts!

In **H. 10** *From the Thirteen Colonies to the U. S. A.* bringt W. Lühr nach amerikanischen Quellen einen ausserordentlich wertvollen Ueberblick über die Entstehung und Entwicklung des wichtigsten Neuwelt-Reiches — wie er uns für Schulzwecke bisher gefehlt hat und zugleich eine Ergänzung von Heft 1. Die Beiträge liefern: Shaler (*The Westward Movement*), Archer (*North and South*), Lowell (*The Emancipation of America*) Beckles Willson (*Homogeneity of the New America*) und Fraser (*A Country of Mixed Blood*). Eine die Anmerkungen ergänzende Zusammenstellung von Daten und Urkunden beschliesst das Heft, das u. a. zugleich auch wieder in das vielumstrittene Problem „Rasse und Volk" einführt.

In der Literarischen Reihe sind bis jetzt zwei Hefte erschienen. In **H. 11**, *The Romantic Triumph I*, stellt J. Gärdes ohne Rücksicht auf den sonst vorwaltenden ästhetisch-moralischen Gesichtspunkt das zusammen, was die romantische Bewegung in England kennzeichnet, also nicht nur Aeusserungen in gebundener Form, sondern auch programmatische Erklärungen aus der Feder der grossen Romantiker Wordsworth, Coleridge, Scott, Byron, Shelley, Keats. Ein zweites Heft soll Ergänzungen bringen (Coleridge als Shakespearekritiker und Byron als Liederdichter) sowie Dichtungen und Aufsätze von Southey, Campbell, Moore, Lamb, Hazlitt, de Quincey. Die — wiederum sehr knappen — Anmerkungen werden durch Einleitungen zu jedem Abschnitte vervollständigt

H. 12 *U. S. A. Poetry and Prose* von H. Jantzen ergänzt die bisherigen Gedichtsammlungen und Lesebücher wirksam durch eine Zusammenstellung hervorragender amerikanischer Schriftsteller und empfiehlt sich so von selbst als unbedingt nötige Ergänzung zu diesen. Es ist eine Art von Abriss der Geschichte des amerikanischen Schrifttums in Proben, Vertreter sind: Dickinson, Bryant, Emerson, Longfellow, Poe, Whittier, Russell-Lowell, Irving, Whitman, Mark Twain und Roosevelt, zu denen sich als Muster volkstümlicher Lyrik das Soldatenlied *After the Battle of Bull Run* gesellt. Zusammen mit Heft 10 kann diese sorgfältige Zusammenstellung das bis jetzt im ganzen noch recht kümmerliche Bild von den Vereinigten Staaten von Amerika so ergänzen, wie es unbedingt nötig ist.

Nach diesem Ueberblick über den reichhaltigen Inhalt der so billigen, schlichten und doch so wertvollen Hefte erübrigt sich eigentlich ein zusammenfassendes Urteil. Die Anlage wird wohl, zumal angesichts des Rufes nach „Konzentration" heute mehr als je Anklang finden. Vielleicht darf man dem Wunsche Ausdruck geben, dass in Zukunft allgemein bei den abgedruckten Stellen auch ruhig „allerlei Ausfälle gegen Deutschland" mit abgedruckt werden, was man in Heft 1 vermieden hat (in Heft 2 ist diese Forderung schon erfüllt). Nicht ein retouchiertes, sondern ein recht, recht realistisches Bild mit allen Höckern, Warzen, Knubbeln und Kanten ist es, was wir brauchen! Wort- und Sacherklärungen sind in einigen Heften unnötigerweise getrennt; sie sind knapp, können aber auch kaum anders sein, wenn der Preis niedrig gehalten werden soll — ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Der Vorbereitung des Lehrers wie des Schülers ist damit ein weiter Spielraum geblieben, und es wird wesentlich sein, dass nicht nur dem einen, sondern auch dem andern die einschlägigen Werke von Hettner, Müller-Freienfels, H. Spies, H. G. Wells, Wendt und vor allem das Dibeliussche Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur in Reichweite gebracht werden. Die Texte selbst sind — darüber gebe man sich keiner Täuschung hin — zum Teil recht schwer: es wird sich, schon um des Vorankommens willen, daher mehr die vortragsweise Bewältigung durch tüchtige Schüler empfehlen und im Anschluss daran das laute Lesen einzelner Abschnitte durch die anderen, ein Verfahren, das ja auch dem Arbeitsschulgedanken gerecht wird und es zugleich ermöglicht, ein grösseres Gebiet zu beackern. Im übrigen aber bieten sie — gerade infolge der Auswahl von rein sachlichen Gesichtspunkten aus — zugleich die Möglichkeit einer vorzüglichen Schulung im kritischen Betrachten von politischen und Weltanschauungsfragen. Und so darf man sagen, dass sich der Teubnersche Verlag mit seinem Mitarbeiter-Stab durch die Herausgabe der *Kleinen Auslandtexte* ein grosses Verdienst nicht nur um die Förderung des englischen Unterrichts, sondern der deutschen Schule überhaupt erworben hat.

Düren. M. Weyrauch.

Aronstein, Auslese englischer Dichtungen. [= Sammlung franz. u. engl. Schulausgaben.] Bielefeld, Velhagen, 1924. 104 + 10 S.

Dieser Band stellt eine Auslese der *Selections from English Poetry* dar, die, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, durch die Not der Zeit bedingt wurde. Die Auswahl ist so getroffen, dass sie doch ein Bild der Entwicklung der englischen Dichtkunst in ihren Höhen gibt. Die Einteilung geschieht zweckmässig nach Jahrhunderten, beginnend mit der alten englischen Ballade und bis zur Gegenwart führend. Dass die amerikanische Dichtung mit angeführt wird, erhöht die Brauchbarkeit des Bändchens, das nur Proben wirklich bedeutender Dichter bringt. Zu begrüssen sind die beigefügten Uebertragungen deutscher Gedichte von Goethe, Schiller und Uhland. M. E. ersetzt diese Auswahl jede grösere, da sie eben das Beste vom Besten bringt. Die englisch geschriebenen biographischen Notizen bringen in aller Kürze das Wichtigste.

Ausgewählte Prosa des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. 1. Teil. Textausgaben.) Leipzig, Renger, 1920/21. 110 + 3 S.

Ausgewählte Prosa des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. 4 Teile. (Textausgaben.) Leipzig, Renger, 1920/21. 95 + 6, 84 + 2, 102 + 7, 86 + 4 S.

1. Das erste Bändchen bringt Proben aus den *Lettres* der Mme de Sévigné, die der Trennung von ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter ihr Entstehen verdanken, dann folgen Abschnitte aus der *Histoire*

de Gil Blas de Santillane von Le Sage, die uns ein getreues Spiegelbild des Lebens in allen Gesellschaftsklassen geben. Die aus Montesquieus *Lettres Persanes* abgedruckten Briefe zeigen Bilder aus dem Leben der Pariser im 18. Jhdt. und endlich die Fragmente aus *Vie de Charles XII.* von Voltaire Charakterbilder dieses schwedischen Königs und des Zaren Peter. Stellen aus dem philosophischen Roman *Zadig* beschliessen die Auswahl, die ganz geschickt durch kurze biographische Notizen in französischer Sprache abgerundet wird.

2. Teil 1 enthält Auszüge aus Rousseaus *Émile* und *Confessions*, von B. de St. Pierre Teile aus *Paul et Virginie*, von de Maistre solche aus der *Voyage autour de ma chambre*; dann folgen Mme de Staël (*De l'Allemagne*), Chateaubriand (*Atala*), Lamartine (*Voyage en Orient*), Vigny (*Cinq Mars*).

Teil 2 bringt von V. Hugo Abschnitte aus den *Misérables* und dem Roman *Notre Dame de Paris*, welche «nous montrent que la réhabilitation du deshérité est un des plus beaux titres de gloire de V. Hugo», und einzelne aus *la Petite Fadette* von G. Sand.

Teil 3 bringt u. a. Tœpffer (*Le Presbytère*), Mérimée (*Colomba*), Souvestre (*Un Secret de Médecin* aus *Au Coin du Feu*), Gautier ist mit dem Prolog des *Roman de la Momie* aufgenommen, der uns ein Beispiel der tiefen Gelehrsamkeit der Romantiker gibt; dann folgen Sandeau (*Nouvelles: Karl Henry*), Laboulaye (*Abdallah*), Feuillet (*Le Roman d'un jeune Homme pauvre*), endlich Erckmann-Chatrian (*Le Blocus*).

Teil 4 enthält einiges aus Sarcey *Le Siège de Paris*; Malot mit Kapiteln aus dem unvermeidlichen Roman *Sans famille* hätte ruhig in der Versenkung verschwinden können. Von Daudet finden wir Stellen aus dem *Tartarin de Tarascon*, weiter sind abgedruckt Coppée *L'enfant perdu; Morte en Mer*, von Ohnet *Le Maître des Forges* und von Loti *Dans le Passé Mort; Matelot.*

Diese bis jetzt erschienenen Bändchen geben einen guten Ueberblick über die Prosa des XVII. bis XIX. Jhdts. Wenn auch der Abdruck von Auszügen aus verschiedenen Romanen seine grossen Schattenseiten hat, so bekommt doch der Schüler einen besseren Einblick, als wenn er nur einen zu lesen bekäme. — Auch hier sind die biographischen Notizen in französischer Sprache kurz und treffend.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924.

1. **Lectures Faciles,** choisies par A. Grund et L. Bertholdt. 21 + 7 S.
2. **Contes et Récits,** choisis et annotés par Grund et Bertholdt. 27+4 S.
5. **H. de Balzac:** Un Drame au bord de la Mer, annoté par Bertholdt. 20 + 3 S.
6. **Famous English Admirals**; selected and adapted for beginners by Ad. Krüper. 25 + 4 S.
7. **J. Swift:** Gulliver's Travels to Liliput and Brobdingnag; adapted for the use of young beginners by O. Barnstorff. 28 + 4 S.
11. **Edmond About:** Sans Dot; annoté par Bertholdt. 25 + 6 S.

Die beiden ersten Hefte sind, wie die Herausgeber selbst angeben, als Ergänzung zu den Kurzausgaben der im selben Verlage erschienenen französischen Lehrbücher von Grund-Neumann gedacht. Heft 1 bringt kurze, leichte Stücke, wie man sie in den sonst üblichen Lehrbüchern findet, Prosa und Poesie in buntem Wechsel, vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend; selbstverständlich fehlen einzelne Paradestücke wie *Le corbeau et le renard, le cheval volé* in dieser Sammlung

nicht. Das Wörterbuch enthält die unbekannten Vokabeln nach den einzelnen Abschnitten geordnet. Als Ergänzung zu dem oben genannten Lehrbuch scheint es mir gut geeignet; sonst wird man wohl auf diese Hefte verzichten können, zumal das Wörterbuch wieder nur die für das betreffende Stück passende Bedeutung angibt, ein Mangel, über den schon so oft geschrieben ist. Wenn z. B. auf S. 30 hinter *endosser* in Klammern (*dos*) zugefügt wird und als Bedeutung des Verbs „anziehen" steht, so weiss der Anfänger kaum, was *dos* bedeuten soll. — Das gleiche gilt auch von Heft 2. Die einzelnen Stücke sind hier länger. Manches Bekannte findet man hier wieder, wie z. B. *La veillée* (de Vigny), *La garde arrive* (Erckmann-Chatrian), *La laitière et le pot au lait* (Lafontaine). Einzelne Parallelen zum Deutschen sind recht geschickt angebracht; z. B. *hardiesse* (*hardi*) („Bernhard") Kühnheit; *bohême* Zigeuner (Böhme) usw.

Heft 5 gibt eine packende Schilderung des bretonischen Fischerlebens in seinem schlichten Heldentum und seiner tragischen Grösse. Entnommen ist es den *Contes philosophiques.* Dieses Stück ist nach Stoff, Form und Inhalt recht für die Schullektüre geeignet; die Anmerkungen bringen die unbedingt notwendigen Erklärungen; angenehm fällt hier — wie auch in den vorigen Heften — auf, dass nicht erst bei einzelnen unbekannten Worten langatmige Erklärungen und Umschreibungen in der Fremdsprache gemacht werden, sondern gleich die deutsche Bedeutung gegeben wird; auf die Gefahr der Unzulänglichkeit bei fremdsprachlichen Erklärungen macht Aronstein *Der engl. Unterricht* mit Recht aufmerksam. — So ist das Heftchen zu empfehlen. Vermisst habe ich die Angabe, woraus das Stück entnommen ist; eine kurze Einleitung würde sicher nützlich sein.

Das Heft 6 enthält biographische Skizzen berühmter englischer Seehelden wie Cabot (Vater und Sohn), Drake, Raleigh, Gilbert, Blake und Nelson; mit aufgenommen sind zwei Gedichte (Longfellow *Sir Humphrey Gilbert* und Weatherly *Admiral Blake*). Die Texte lehnen sich an zwei englische Werke an: John Finnemore *Men of Renown* und the *„Regina". Historical Reader.* Die Abweichungen vom Original, die bei dem beschränkten Raum notwendig waren, sind recht erheblich. Vielleicht wäre es überhaupt besser gewesen, den einen oder anderen der Helden wegzulassen und dafür zwei oder drei ausführlicher zu gestalten. Auf diese Weise würden die Texte mehr als kurze biographische Skizzen gewesen sein, deren man doch genug in englischen Lehrbüchern findet. Sie bringen auch zu viele ins Einzelne gehende Zeitangaben, die nur eintönig wirken und keinerlei Nutzen haben; die Auswahl ist nicht recht geschickt. Trotzdem liest sich der Text flüssig und bietet stilistisch einwandfreies Englisch.

Die Anmerkungen bringen, abweichend von anderen Heften, keine Vokabeln, sondern sind blosse Sacherklärungen, die z. T. auch entbehrlich sind. Ich würde bei einer Neuauflage empfehlen, doch Vokabeln aufzunehmen, da dieses Heft für die Mittelstufe bestimmt ist, auf der die unbekannten Worte — dem Zwecke der ganzen Sammlung entsprechend — erklärt werden müssen. Leider habe ich schon bei flüchtigem Durchlesen eine grosse Menge von Druckfehlern gefunden, wie S. 9, Z. 12 *beliezed* st. *believed*; S. 10, 24 *ond* st. *and*; S. 11, 30 *untertaken*; S. 12, 3 *twentytree;* S. 12, 19 *thee Queen* u. a. Weitere finden sich noch auf den Seiten 12, 13, 18, 25, 26, 27, 28. In den Anmerkungen auf S. 32 sind falsche Zeilenangaben. — Darnach eignet sich dieses Heft nicht sonderlich zur

Klassenlektüre, zumal die Zeichensetzung z. T. recht eigentümlich ist und grammatische Fehler stehen geblieben sind; so steht z. B. S. 27, Z. 1/2 the Battle of Nile und S. 28, Z. 15/16 the Battle of the Nile, was zum mindesten hätte erklärt werden müssen.

Entschieden wertvoller ist das nächste Heft (7), das im Zusammenhang einen grösseren Abschnitt aus Swifts *Gulliver's Travels* bringt, die Reisen nach Lilliput und Brobdingnag. Der Herausgeber bedauert selbst, dass Raumbeschränkung ihn zwang, andere Teile der Erzählung wegzulassen, und er hofft, dass die Schüler „will like to read the book as Swift wrote it, with all his remarks upon the customs and follies of those strange countries". Der Text ist sorgfältig durchgesehen, Druckfehler kommen ganz selten vor, nur ist mir aufgefallen, dass in den Anmerkungen, die dieses Mal fast ausschliesslich Vokabeln bringen, z. T. unbekannte eigentümlicherweise nicht aufgenommen sind, z. B. S. 3, Z. 20 split u. a. Trotz dieser kleinen Ausstellungen ist das Heft zu empfehlen.

Heft 11 bringt von dem guten Stilisten und erfindungsreichen Erzähler E. About die kleine ansprechende Novelle *Sans dot* mit dem netten Schluss, der eine kurze Zusammenfassung des Ganzen und eine Lehre an die Eltern enthält. Cette véridique histoire prouve aux pères de famille qu'ils doivent donner une dot à leurs filles, et aux clercs de notaire qu'il ne faut désespérer de rien. Die Anmerkungen sind kurz gefasst, Erklärungen bringen sie in französischer Sprache, die unbekannten Wörter sind zum grössten Teil angegeben. Das Heft ist zu empfehlen.

Hirschberg i. Schl. Karl Schröder.

Helmut Hatzfeld. Führer durch die literarischen Meisterwerke der Romanen. II. Meisterwerke der spanischen Literatur. München, Hueber, 1923. VI + 146 S.

Der *Führer* enthält in grösseren oder kleineren Auszügen mit kurz verbindendem deutschem Text: *Spanische Romanzen;* den Schelmenroman *Lazarillo de Tormes;* Cervantes, *Don Quijote;* Lope de Vega, *la Estrella de Sevilla;* Tirso de Molina, *el Burlador de Sevilla;* Calderón de la Barca, *la Vida es sueño, la Devoción de la Cruz, la Dama Duende, el Principe Constante, el Médico de su Honra, el Mágico Prodigioso* (S. 1—117); Hilfen zum Verständnis der Texte (S. 118—146); ein kurzes Vorwort S. III; ein Inhaltsverzeichnis S. V.

Hatzfeld hat in den Jahren 1922 und 1923 in rascher Folge die Einführung in die Interpretation neufranzösischer und englischer Texte, den italienischen und nun den spanischen Führer herausgebracht. Er will den Studierenden erste Einblicke in die betreffenden Literaturen, den angehenden Lehrern den rechten Weg zur Erklärung von Texten geben; — künstlerische Texte sollten nicht mehr zu grammatischen und zu Sprechübungen benutzt werden! Im spanischen Führer sagt er: Mangel an Zeit und die Schwierigkeit in der Beschaffung von Ausgaben dürfte im allgemeinen das Einschlagen eines anderen Weges verbieten und diese Zusammenstellung gerechtfertigt erscheinen lassen.

Die Auswahl aus den obigen Werken ist geschickt getroffen, der eingeschlagene Weg der Verbindung der Textstellen durch deutsche Ueberleitungen richtig; man gewinnt ein gutes Bild von den Dichtungen. Es stimmt leider, dass z. Zt. noch spanische Texte vielerorts in Deutschland schwer zu beschaffen sind. Aber drängte die Zeit wirklich so sehr? Unsere Verlage arbeiten angestrengt, und der Verkehr mit dem spani-

schen Ausland ist wieder normal, die Beschaffung der Texte für den Universitätsbetrieb aus Spanien selbst leicht und billig; — z. B. aus der spanischen Reklambibliothek *Colección universal*; ein Bändchen = 50 cs., Verlag Calpe. Die Eile rechtfertigt jedenfalls nicht die zahlreichen Akzentversehen im Lazarillotext, die den Leser nicht bloss stören. Die 'Hilfen' lassen denselben Eindruck aufkommen. Da fehlt gar manche notwendige Erklärung, andere sind überflüssig, wieder andere zu kurz oder zu breit; ich erwähne unten einiges. — Der Titel des Buches ist zu weit gefasst. Es fehlt vor allem das Wort klassisch oder die Zeitangabe 16. und 17. Jhdt. H. macht bei den einzelnen Hauptabschnitten Zeitangaben: aber er sollte doch, wenigstens in den Anmerkungen, die Ausgaben der Texte verzeichnen; er hat es, wenn ich nicht irre, nur beim D. Quijote getan. Er druckt: *Spanische Romanzen* (*XV. und XVI. Jahrhundert*); aber der erste Druck stammt aus dem Jahre 1550. Das ist doch sprachlich und gerade bei Romanzentexten, wichtig. Verdruckt ist 1563 bei Lope statt 1562. Bei Tirso de Molina, *el Burlador de Sevilla*, durfte ein Fragezeichen nicht fehlen; denn bekanntlich ist Tirsos Verfasserschaft so sehr zweifelhaft, dass in der jüngsten Ausgabe des *Burlador* in der *Bibl. romanica* A. Hämel S. III sagt: „La comedia del Burlador es de un autor anónimo de la primera mitad del siglo XVII.“ — Hier wäre am besten eine Anmerkung am Platze gewesen. In einem Führer durfte der *Burlador* allerdings nicht fehlen, ebensowenig aber auch Tirso; es de un autor anónimo de la primera mitad del siglo XVII.“ Hier aber weiter Quevedo, Alarcón, um nur die wichtigsten zu nennen. Es fehlen weiter die Lyrik und Kulturismusproben. Doch treten ihre Eigenheiten in Romanzen und Dramen hie und da hervor. Zum Titel: *Meisterwerke der spanischen Literatur* rechnet man m. E. auch die Epen selbst, ferner Berceo, Hita, Celestina usw., von den Werken der Neuzeit gar nicht zu reden. — Nun noch einige Einzelbemerkungen: S. 118. II. Roderich fiel nicht bei Jerez de la Frontera. Nach den neuesten Forschungen fand die Schlacht in der Mitte etwa von Jerez und Gibraltar, bei Medina Sidonia, statt; auch ist es nicht unwahrscheinlich, dass er nach Mérida entkam, neue Kräfte sammeln konnte und erst im Sept. 713 bei Segoyuela, südl. Salamanca, fiel. — S. 118, 8. *echado había* zur Verfügung hatte. — Die Schnitte Fleisch war, wie man es noch heute in Spanien sieht, jedenfalls im Brote aufbewahrt, also wörtlicher: hineingetan hatte. — S. 119. Die schönste Stelle der Romanze fehlt: Bernardo fordert mit seinen 400 trotzig Vater und Erbe heraus. — S. 129, 2. *azogar*, den Spiegel mit Quecksilber belegen, beunruhigen (*azogue* = Quecksilber). — Warum nicht die Uebersetzung: zitternd wie Quecksilber. — S. 129, 3. *por más fantasmas que sean* wenn es auch Gespenster sind, — ist ungenau. Und mögen es noch so viele Gespenster sein. — S. 25, Z. 6 fehlt zwischen zweimaligem *y: á mí blancos*; 26 steht *ni* statt *no*; 29 fehlt *se*. — S. 26, Zl. 3 steht *tomávase* statt *tornávase*. — S. 125, 4 *mas recia* = *más es recia* desto heftiger, unangenehmer ist er. — Die Erklärung ist ganz unverständlich. Der Text lautet: quanto la noche más cierra, mas recia; d. h. Je mehr es Nacht (dunkel) wird, desto unangenehmer. Es steht doch *recia*, nicht *recio;* es fehlt der Akzent auf dem zweiten *más*. Im selben Abschnitt steht *rezio*, statt *recio* und weiter unten *hico* statt *hizo*; *ansí* (mit und ohne Akzent!) und *assí* stehen hinter und auch durcheinander im Lazarillo-Text! Nimmt man zu diesen Versehen die überaus zahlreichen Akzentfehler hinzu, so weiss man wirklich nicht, was es heissen soll, dass der Hg. im Vorwort sagt, er habe den Lazarillo-Text

ziemlich modernisiert. Denn hier finden sich die meisten Fehler im ganzen Buch. — S. 27, Z. 17 richtig ist *tomé* statt *tomo*, das ausserdem Akzent tragen müsste. — S. 50, Z. 8 *el rio Camacho* statt *rico*! — S. 134, 1. Konstruktion: si esto haces, la consideración (de haber guardado puercos) vendrá a ser feos piés (wörtlich: wird hässliche Füsse bilden [Sinn „verhindern"]) de la rueda (zu dem Rad) de tu locura (das deine Narrheit etwa, einem Pfau gleich, schlagen will). — Auch hier fehlt wie S. 192, 2 eine klare Uebersetzung, um so mehr als die deutsche bei Reklam fehlerhaft ist: . . . . so würde die Erinnerung daran, dass du einst in deiner Heimat die Schweine gehütet hast, dich mitten in deinem Pfauenstolz an die Hässlichkeit deiner Füsse gemahnen (S. 379). Die Stelle heisst etwa: Wenn du dich an das Schweinehüten zu Hause (de tu tierra) erinnerst, wirst du einen schlechten Halt (feos piés) für deine tolle Narrheit haben. — S. 53, Z. 30 sind einige Zeilen Text ausgelassen. — S. 134, 14 für span. *sollozar* (H. druckt *sollazare* z. lt. *singultare* — **singluttare*) ist lt. *subgluttiare*, nicht *singluttare* (frz. *sangloter*) anzusetzen. — S. 135, 3 *flamula Flagge*. Hier konnte auf *oriflamme* verwiesen werden. — S. 63, letzte Z. *asi* fehlt vor *os hace hablar* (vgl. Ausg. Hämel I, 605). Ebenso fehlen am Schlusse von III, 13, S. 79 (Hämel II, 623—629) 7 Verse. — S. 88 und 89 hat H. die wenigen (4) Anfangsverse von Basilios Rede und leider die wichtigen 16 Schlussverse der Szene, Sigismunds Monolog, weggelassen.

Breslau. W. Schulz.

Liane Becker: Spanisch. Praktische Einführung in die Sprache. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1924. 254 S.

Das Buch hält leider nicht, was es im Vorwort verspricht. — Die Lautlehre ist unzureichend, z. T. falsch und ohne eine Spur von Anwendung moderner Phonetik (z. B. *v* = *w*, *ñ* = *nj*, *ll* = *lj*; *caballo* ist nach Becker mit deutschen Lauten *kawaljo* zu sprechen, S. 11). — Mit der Methode des Buches wird sich ein erfahrener Lehrer nicht einverstanden erklären. Nach einigen Leseübungen folgen Lesestücke, mit einfachen Sätzen beginnend; darauf werden in „Grammatischen Uebungen" dieselben Sätzchen der voraufgegangenen Lesestücke wörtlich noch einmal geboten, nur dass einige Wörter ausgelassen und durch Gedankenstriche ersetzt sind, die dann vom Schüler erraten werden müssen. Steht z. B. vorn: *es muy de mañana*, so heisst es hier: *es muy de* —. — Die Grammatik S. 58—82 ist sehr anspruchslos. — Der Beginn der „Grammatischen Besonderheiten" S. 94 wirkt in der zweisprachigen Mischung (*El vapor fährt eben en el puerto, Mi hermano ist en su cuarto und studiert*) zum mindesten sonderbar. — Einen breiten Raum nehmen unkommentierte Lesestücke aus der Literatur ein (106—178). Ebenso bequem hat es sich die Verf. mit der Uebernahme deutscher Texte aus verschiedener Spanienliteratur ohne entsprechende Anleitung gemacht. — Der am Schluss beigegebene „Auszug aus der historischen Grammatik" ist unzureichend und im Rahmen des Ganzen überflüssig.

Gräfenberg-Zirkel, Ausgewählte spanische Literatur, zur Einführung in Spaniens Handel und Wirtschaft, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde und schöne Literatur. Ein Lesebuch für Höhere Handels- und Realschulen. 3. Aufl. Hrsg. von Prof. W. Zirkel an der Kgl. Diplomatenhochschule zu Madrid. Leipzig (O. Holtze's Nachf.), 1924. 8°. VIII+250 S.

Die vorliegende Chrestomathie, die sich auf die moderne Literatur beschränkt, legt in jeder Hinsicht Zeugnis ab von dem grosszügigen Blick

und der umfassenden Kenntnis des Verfassers sowie des Bearbeiters W. Zirkel, der sich nach Gräfenbergs Tode des Buches angenommen hat. Sie ist in zwei Abschnitte geteilt: die *Lecturas amenas*, die in geschickter Auswahl Ausschnitte aus bedeutenden Werken neuerer Schriftsteller enthalten, und den *Lecturas instructivas*, die Bilder aus der Naturgeschichte, der Geographie und Weltgeschichte, aus Verkehrswesen, Handel, Industrie und Volkswirtschaft bieten. Dabei wird neben Spanien naturgemäss auch Spanisch-Amerika berücksichtigt (was auf dem eingehenden Titelblatt zweckmässig erwähnt worden wäre). Die Anmerkungen sind gut, wenn auch mitunter knapp; aber der Herausgeber hat ganz recht, wenn er im Vorwort sagt, dass „die Interpretation spanischer Texte überhaupt meist viel schwieriger ist als z. B. die der gewöhnlich recht durchsichtigen französischen Texte". — Das Buch wird jedem, der sich mit dem Spanischen befasst, besonders aber dem, dessen Interessen vornehmlich in wirtschaftlicher Richtung liegen, ein guter Freund und Berater sein.

Münster i. Westf. Th. Heinermann.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben 61, 63, Frankfurt a. M., Diesterweg, 1923.

1. **Pedro Antonio de Alarcón,** Historietas Nacionales. Mit Anmerkungen u. Wörterbuch, hrsg. von Th. Heinermann, 59+20+32 S.
2. **Fernán Caballero,** Cuentos Populares Andaluces. Mit Anmerkungen u. Wörterbuch, hrsg. von Th. Heinermann. 54+24+28 S.

Trotzdem die Erlernung der spanischen Sprache in den letzten Jahren in Deutschland grosse Fortschritte gemacht hat, fehlte es bisher immer noch an geeigneten Lesestoffen. Da ist es denn sehr zu begrüssen, dass mehrere bekannte Verleger ihren neusprachlichen Schulausgaben auch eine spanische Abteilung angegliedert haben. Bei Diesterweg sind bisher die beiden oben genannten Bändchen erschienen; ein drittes: Trueba, *El Cura de Paracuellos y Otras Narraciones Populares*, ist in Vorbereitung (inzwischen erschienen).

Das erste Bändchen ist dem beliebten Erzähler Alarcón gewidmet. Es bringt vier kurze Skizzen (*La corneta de llaves — El angel de la guarda — El carbonero-alcalde — El libro talonario*), die grösstenteils dem spanischen Unabhängigkeitskrieg entnommen sind. Sie spielen sich alle in der Nähe von Cádiz, das der Verfasser aus eigener Anschauung kennt, ab und sind überaus lebhaft geschrieben. Sie geben ein treues Bild des spanischen Lebens, das Alarcón mit lebenswahrem Realismus und gesundem Humor beschreibt. Da die Erzählungen in leichtem Spanisch geschrieben sind, so ist dieses Bändchen besonders als erste Lektüre für Anfänger geeignet.

Das zweite Bändchen bringt fünf kleine Beiträge der bekannten Dichterin Fernán Caballero, der Schöpferin der spanischen Dorfnovelle: *Tio Curro el de la porra — La oreja de Lucifer — Juan Soldado — Las ánimas — Una paz hecha sin preliminares, sin conferencias y sin notas diplomaticas.* Es enthält lebenswahre Schilderungen aus dem andalusischen Volksleben und einige schlichte Volksmärchen, welche die Verfasserin dem Volke selbst abgelauscht hat. Da sie eine gründliche Kenntnis Andalusiens besass, so entwirft sie uns ein getreues Bild der Sitten und Gewohnheiten des Landes, bei dem auch der Humor nicht zu kurz kommt. Auch dieses Bändchen ist mit in einfachem Spanisch geschrie-

benen Anmerkungen versehen, die sich im Schulgebrauch sehr gut zu Sprechübungen eignen.

Bochum. Heinrich Kötter.

Edgar Wallace, The Missing Million. Tauchnitz, Vol. 4630. Leipzig 1924.

Der Detektivroman, die moderne Form des alten Abenteuerromans, wird immer seinen Leserkreis finden, und wer gern eine geschickt aufgebaute und fesselnd erzählte Verbrechergeschichte liest, der wird in der Erzählung von Edgar Wallace auf seine Kosten kommen. Nicht der neuzeitliche Meisterdetektiv, dem Conan Doyle zur Weltberühmtheit verholfen hat, steht hier im Mittelpunkt, sondern wir werden mitten in das Getriebe von Scotland Yard eingeführt und versuchen, mit den Beamten hinter die Schliche einer weitverzweigten Verbrecherbande zu kommen, die vor Diebstahl, Einbruch, ja selbst vor Mord und Totschlag nicht zurückschreckt. Die Spannung bleibt bis zum Schlusse ungemindert erhalten, wo die überraschendsten Enthüllungen Schlag auf Schlag aufeinander folgen.

Breslau. Lucie Hillebrand.

Salvador de Madariaga: The Genius of Spain and other essays on Spanish Contemporary Literature. 164 S. Oxford 1923.

Der Verfasser von *Shelley and Calderón* und anderer literarhistorischer Aufsätze über englisches und spanisches Schrifttum legt hier eine Sammlung von einzelnen Abhandlungen vor, wie sie zunächst in englischen Zeitschriften erschienen sind. Es handelt sich um Studien in Form von literarischen Bildern lebender Schriftsteller, um die Bedeutung und Stellung der zeitgenössischen Literatur. Als Vertreter der modernen spanischen Kultur nennt er das Dreigestirn *Giner* (Erziehung, Bildung und Leben), *Menéndez y Pelayo* (Gelehrsamkeit) und *Galdós* (Literatur). Besondere Aufsätze sind Galdós und Giner gewidmet. Jener, der nach S. wegen der Vielseitigkeit in der Behandlung seiner Stoffe der einzig wahrhaftige nationale Schriftsteller des 19. Jahrhunderts ist, wird mit Dickens, Balzac und Dostoiewsky verglichen. Andere Essays würdigen in *Pérez de Ayala* den Vertreter Asturiens als Novellisten, Lyriker und Kritiker, in *Unamuno* die Verkörperung des invidualistischen Zugs in der Literatur, die durch Erhabenheit ihrer Ziele und Gedanken überragende literarische Persönlichkeit des lebenden Spaniens, den in seiner Vielseitigkeit als Dichter, Philosoph, Kritiker, Politiker und Journalist bedeutsamen Kopf des spanischen Volkes. Die letzten drei Aufsätze behandeln die novellistische Kunst des Naturalisten und vielfach als spanischen Zola bezeichneten *Pio Baroja*, die ausserordentliche Begabung für musikalische und formale Schönheit der Sprache an dem in der Lyrik den Franzosen nahestehenden Galizier *Ramón María del Valle Inclán*, ferner den Katalanen Azorin (= José Martínez Ruiz) und den gedankentieferen Naturbeobachter Miró.

Beim Gesamtüberblick müssen wir mit Bedauern feststellen, welch einen unendlich weiten Vorsprung doch die Engländer in der Behandlung der modernen spanischen Literatur vor uns haben. Wir Deutsche bemühen uns nun schon seit Jahren, an den Universitäten etwas von zeitgenössischer spanischer Literatur zu hören; fast ausnahmslos spielt in Vorlesungen die ältere Zeit die erste Rolle. Es ist auch schliesslich kein Wunder; denn immer noch sucht man selbst in den grössten Bibliotheken

Deutschlands die Werke der eben genannten Spanier grösstenteils vergebens. Und doch ist es wirklich hohe Zeit, dass auch in der Hispanistik die moderne Literatur zu ihrem Rechte kommt. Solange wir nicht selbst die Werke der führenden Geister Spaniens in greifbarer Nähe haben, solange muss unsere Stellung zur modernen spanischen Literatur unkritisch bleiben.

Heinermann, Theodor: Geschichte der spanischen Literatur. 131 S. München-Kempten (Sammlung Kösel), 1923.

Eine spanische Literaturgeschichte auf 121 Seiten im Göschen-Format; sie will und kann natürlich nur eine erste Einleitung sein. Ueberall kann man die Unlust des Verfassers über den Zwang verspüren, kurz und vielsagend zu sein. Im Anfang mag es noch gehen. Bis zum 18. Jahrhundert freuen wir uns der grösseren Bewegungsfreiheit; der Leser gewinnt eine leidlich klare Vorstellung von Wesen und Bedeutung des alten Heldenliedes und von der besonderen Eigenart einzelner Dichterpersönlichkeiten, von der besonderen Dichtungsgattung des Romans und des Dramas. Am ausführlichsten ist die klassische Zeit gewertet, besonders das Drama in seinen Hauptvertretern, vor allem *Lope*, von dem auch die Hauptwerke (die *Estrella de Sevilla* gehört allerdings nicht hierhin) dem Inhalte nach angedeutet werden, und *Calderón*. Mit Freuden liest man, was H. über den Meister Cervantes und seine unvergleichliche Schöpfung sagt; von Studien in Salamanca und Madrid weiss jedoch der heutige Stand der Wissenschaften nicht viel. Für die Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts jedoch drängt sich der Stoff auf engem Raume; dabei kommt leider gerade das 19. Jahrhundert am schlechtesten weg. Es war auch hier sicher nicht des Verfassers Wunsch, wenn er manchmal nicht mehr bieten konnte als die Titel der bedeutendsten Literaturwerke. Da der Abschluss des Bändchens dazu noch in die Zeit unseres Valutatiefstandes gefallen ist, konnte auch für die moderne Zeit das Quellenmaterial nicht so ausgeschöpft oder überhaupt zu Rate gezogen werden, wie es sonst selbstverständlich ist. Hier wäre in einer neuen Auflage, falls das Bändchen in der Sammlung nicht eine Doppelnummer erhalten kann, dem Verfasser zu empfehlen, dann doch lieber die erste Hälfte beträchtlich zu kürzen, um wenigstens für das 19. Jahrhundert einen Bogen mehr zu gewinnen. Trotzdem wird auch dieser Abriss als erste Einführung in Wesen und Verlauf der spanischen Literatur einen guten Ueberblick vermitteln können, wenn er auch nicht die bekannten Abrisse von Becker und Beer ganz überflüssig macht, die dem vorliegenden Bändchen an Umfang um 30—50 Prozent überlegen sind, ohne natürlich das 20. Jahrhundert zu berücksichtigen.

Göttingen. Alfred Günther.

Hans Fändrich, Land und Leute in Südamerika. (= Langenscheidts Handbücher f. Auslandskunde). Berlin, Langenscheidt, [1924]. XIII+492 S.

Langenscheidts bewährte Sachwörterbücher (*Land und Leute in Frankreich, L. u. L. in Spanien,* usw.) erscheinen hinfort unter dem Titel *Handbücher für Auslandskunde.* Der neue Titel verpflichtet. „Auslandskunde" treiben heisst etwas mehr als „den ins Ausland reisenden Deutschen über Sitten, Gebräuche und Eigenarten des betreffenden Landes und Volkes so aufzuklären, dass er sich im fremden Land ohne ständige Fragerei vom ersten Tage an frank und frei wie zuhause bewegen kann", wie



es bisher in den Verlagsankündigungen dieser Sammlung hiess. Die ebengenannte Aufklärung gaben die alten Langenscheidtschen *Sachwörterbücher* in vorbildlicher Weise; wenn sie sich nun als Handbücher für „Auslandskunde“, d. h. für das Studium der gesamten weltpolitischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge ausgeben und ihren Inhalt trotzdem unverändert lassen, so erreichen sie ihren Zweck nur mangelhaft.

Dies ist aber auch das einzige grundsätzliche Bedenken, das man gegen das vorliegende hübsche Bändchen *Land und Leute in Südamerika* geltend machen kann, dessen Verfasser, ein bekannter deutscher Buchhändler in Buenos Aires, bereits durch seine geschickt zusammengestellten Heftchen *Argentinien, die Kornkammer der Welt, Brasilien, das Land der Reichtümer und Naturschönheiten* und *Chile, genannt der letzte Winkel der Erde* (sämtlich Buenos Aires, 1924) gezeigt hat, dass er die Bedürfnisse unserer gegenwärtigen Hauptinteressenten für Südamerika, des deutschen Kaufmanns und des deutschen Auswanderers, richtig zu erkennen vermag. An Hand der besten derzeit vorliegenden deutschen Quellen, die vielfach wörtlich angeführt werden, gibt das Büchlein in Form alphabetisch geordneter Stichwörter wie „Briefstil, Deutschtum, Heimstättengesetz, Hauslehrer, Passzwang“ knappe, aber zuverlässige Auskunft nicht nur über die allgemeine Landeskunde, sondern auch über die sozialen Verhältnisse, Einwandererfürsorge, geselliges Leben, Sitten und Gebräuche, Erwerbsmöglichkeiten und Reiseverkehr im einzelnen. Dabei läuft manche treffliche Eigenbemerkung des Verfassers unter, die jedem Landeskenner aus der Seele gesprochen sein dürfte, wie z. B. unter dem Stichwort „Affenland“ die Zurechtweisung jener heute so häufigen verärgerten Besserwisser, die nach dreitägigem Aufenthalt in Südamerika ihr vernichtendes Urteil über den Erdteil abgeschlossen haben. Dass die La Plataländer, Chile und Brasilien reichlicher bedacht sind als das übrige Südamerika, entspricht durchaus ihrer hervorragenden Bedeutung für den Auslandsverkehr mit Deutschland. Immerhin könnte daneben Mexiko etwas mehr beanspruchen, als einfach unter den Begriff „Mittelamerika“ flüchtig eingeordnet zu werden. Der Verfasser scheint den Mangel an Logik selbst empfunden zu haben, der darin liegt, dass man unter dem Gesamttitel „Südamerika“ ein Land eingehender würdigen soll, das offensichtlich zum nordamerikanischen Kontinent gehört. Der Zwiespalt würde sich lösen, wenn wir uns endlich dazu entschliessen könnten, für die spanisch-amerikanische Kulturgemeinschaft statt „Südamerika“ den Begriff „Spanisches Amerika“ und, soweit Brasilien eingeschlossen ist, „Lateinamerika“ anzuwenden, wie es in der spanisch-portugiesischen Welt schon seit Jahrzehnten geschieht. — Alles in allem, von den wenigen Beanstandungen abgesehen, eine erfreuliche Veröffentlichung, die jeder mit Nutzen zu Rate ziehen kann, der in praktischen Dingen eine Anschauung von der lateinamerikanischen Welt gewinnen will.

Hamburg. R. Grossmann.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Breslau 5, Brandenburger Straße 52.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstrasse 94, zu senden.

Inhalt.

Literaturberichte.

Mit je einer Beilage von der ***Weidmannschen Buchhandlung in Berlin*** *und von dem* ***Verlage O. R. Reisland in Leipzig.***

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.

